ZEITSCHRIFT

FÜR

ROMANISCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET VON PROFESSOR Dr. GUSTAV GRÖBER †

FORTGEFÜHRT UND HERAUSGEGEBEN

VON

Dr. WALTHER v. WARTBURG
PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT BASEL

1951

BAND 67



MAX NIEMEYER VERLAG TÜBINGEN

Druck H. Laupp jr, Tübingen

BANDINHALT

WIDMUNG, Für Erhard Lommatzsch zum 65. Geburtstag . . 1
KURT BALDINGER, Die Coutumes und ihre Bedeutung für die Geschichte des französischen Wortschatzes 3
FRIEDRICH GENNRICH, Simon d'Authie 49
E. FRH. VON RICHTHOFEN, Skandinavisch-romanische Wortbeziehungen 105
ERICH AUERBACH, Nathan und Johannes Chrysostomus . . . 118
HANS RHEINFELDER, Materialien zu dem mittelalterlichen Gedicht „Multi sunt presbyteri" 124
† OTTO SCHUMANN, Über das Haager Fragment 131
CARL THEODOR GOSSEN, Quelques aspects de la mise en relief d'une idée en italien et en français 147
THEODOR FRINGS und WALTHER VON WARTBURG, Französisch und Fränkisch 167
GUNNAR TILANDER, Origine et évolution sémantique de frôler élucidées par le verbe espagnol rozar 174
GERHARD ROHLFS, Zaubersprüche aus Sardinien 179
F. KRÜGER, Tradition und Kulturwandlungen in Westfrankreich 184
WILHELM KELLERMANN, Zur Charakteristik des Libro del Arcipreste de Hita 225
PAUL AEBISCHER, Preuves anthroponymiques de l'existence du pronom atone ci „nous" en italien au XIIe siècle 255
ERNST ROBERT CURTIUS, Gustav Gröber und die romanische Philologie 257
E. BRUGGER, Nachtrag zu „Der Schöne Feigling in der arthurischen Literatur" 289
PAUL AEBISCHER, Esp. volcan, it. vulcano, fr. volcan: une conséquence de la découverte de l'Amérique centrale 299
HEINRICH LAUSBERG, Bemerkungen zur italienischen Lautlehre 319
K. ROGGER, Etude descriptive de la chantefable „Aucassin et Nicolette" 409

ZEITSCHRIFTENSCHAU

Vox Romanica, 8. Band (1945/46) (W.) 333
Vox Romanica, 9. Band (1946/47) (W.) 337
Anales de Filología Clásica (W.) 339
Revista de dialectología y tradiciones populares (WILHELM GIESE) 340

BESPRECHUNGEN

PETAR MUTAFCIEV, Dobrudža (WILHELM GIESE) 345

WALTFR PORZIG, Das Wunder der Sprache (RICHARD GLASSER) 348

ALOIS WALDE, Lateinisches Etymologisches Wörterbuch (W.) . 352

MANUEL C. DIAZ Y DIAZ, Antología del Latín Vulgar (W.). . . 354

EMILE BOISACQ, Dictionnaire Etymologique de la langue grecque étudiée dans ses rapports avec les autres langues indoeuropéennes (W.) 354

GERHARD ROHLFS, Historische Grammatik der unteritalienischen Gräzität (W.) 355

PENTTI AALTO, Untersuchungen über das lateinische Gerundium und Gerundivum (ERNST RISCH) 356

JOH. LEO WEISGERBER, Der Sinn des Wortes „deutsch" (OLAF DEUTSCHMANN) 359

GEORG FRIEDERICI, Amerikanistisches Wörterbuch (W.) . . . 368

VICTOR BUESCU, Survivance roumaine du latin *appicare in Miscelânea de filologia literatura e historia cultural (ION POPINCEANU) 368

Early Italian Texts, ed. by C. DIONISOTTI and C. GRAYSON (TONI REINHARD) 371

MARIANNE STAUB, Richtungsbegriff – Richtungsausdruck (HANS ERICH KELLER) 372

MANUEL SANCHIS GUARNER, Introducción a la historia lingüística de Valencia (WILHELM GIESE) 377

TOMMASO PIGNATELLI, La Vita Nuova di Dante (ERICH VON RICHTHOFEN) 378

WERNER P. FRIEDRICH, Dante's Fame Abroad (AUGUST RÜEGG) 381

RENÉ LOUIS, Girart, comte de Vienne, dans les chansons de geste (PAUL ZUMTHOR) 384

RITA LEJEUNE, Recherches sur le Thème: Les Chansons de Geste et l'Histoire (STEFAN HOFER) 388

BARTINA WIND, Les fragments du Tristan de Thomas (MAURICE BOSSARD) 407

PAUL LÉVY, La langue allemande en France (W.) 408

JOSEPH H. D. ALLEN, Portuguese word formation with sufixes (K. BALDINGER) 458

ERHARD LOMMATZSCH, Geschichten aus dem alten Frankreich (N. DUPIRE) 461

ERHARD LOMMATZSCH

zum fünfundsechzigsten Geburtstag

Am 2. Februar 1951 begeht der große Freund und Mehrer der Romanistik Erhard Lommatzsch seinen fünfundsechzigsten Geburtstag. Aus diesem Anlaß hat die Zeitschrift für Romanische Philologie, deren Aufgabengebiet auch gerade den besonderen fachlichen Neigungen des Jubilars entspricht und zu deren regelmäßigen Mitarbeitern der Gelehrte seit dem Beginn seines Schaffens zählt, Erhard Lommatzsch in dankbarer Anerkennung seiner Forschungsarbeit ein Festheft gewidmet.

Eine Anzahl von Fachkollegen aus nah und fern, deren Forschungstätigkeit sich vielfach mit der von Erhard Lommatzsch berührt und die so mit ihm in engere Beziehungen gekommen sind, haben ihre Verbundenheit mit dem Jubilar durch Beiträge zum Ausdruck gebracht. Auch einstige Schüler bringen dem lieben Lehrer in dankbarer Gesinnung und Bewunderung ihre Glückwünsche dar. Sie alle: Kollegen, Freunde, Schüler, möchten ihm herzlich Ehrung und Freude bereiten.

Sicherlich wird es den Jubilar tief berühren, unter den Mitarbeitern auch Otto Schumann zu finden, der kurze Zeit nach Beendigung seines für das Festheft geschriebenen Beitrags der Wissenschaft entrissen wurde. Sein Heimgang wird von allen beklagt, die um seine Leistung und sein edles Menschentum wissen.

Die Forschungsarbeit von Erhard Lommatzsch sowie seine Lehrtätigkeit bewahrt die besten Überlieferungen seiner bedeutenden Vorgänger und Lehrer Adolf Tobler und Heinrich Morf. Ihr geistiges Erbe vermochte er in unbestechlichen eigenen wissenschaftlichen Schriften hochzuhalten und auf

die Jüngeren durch sein nun bald vier Jahrzehnte langes Wirken an den Universitäten Berlin, Greifswald und Frankfurt zu übertragen. Dabei hat der Gelehrte aber auch andere Arbeitsmethoden, ohne sich selbst mit ihnen zu identifizieren, oftmals freimütig anerkannt und so den Schülern auch eine Entfaltung der persönlichen Neigungen ermöglicht.

Erhard Lommatzsch hat sich besonders auf dem Gebiet der Wortforschung ein unvergängliches Verdienst erworben durch die Ausarbeitung des monumentalen Altfranzösischen Wörterbuchs, dessen Erscheinen allein durch die Ungunst der Zeitverhältnisse vorübergehend unterbrochen wurde. Es ist das Ergebnis einer selbständigen Sichtung und Ergänzung der reichen Toblerschen Materialien. Von der gleichen umfassenden Sachkenntnis sind auch die zahlreichen Abhandlungen zur romanischen Literaturgeschichte getragen. Seiner ganz besonderen Fähigkeit, sich in das Wortkunstwerk einzufühlen, verdanken wir eine Reihe von Übertragungen, in denen der Geist mittelalterlichen Lebens in kongenialer deutscher Form erscheint. In den literarhistorischen Arbeiten von Erhard Lommatzsch, die sich stets durch Klarheit und Treue in der Erfassung des Gegenstandes auszeichnen, waltet eine die Gemütslage des Jubilars kennzeichnende menschliche Wärme und Heiterkeit des Geistes.

An diesem Festtage wünschen die Gratulanten, daß Erhard Lommatzsch der vielstimmige Widerhall seines Wirkens die Kraft geben möge, mit ungebrochener Schaffensfreude auf dem Wege zur Vollendung seines schon so reichen wissenschaftlichen Werkes und seiner menschlichen Sendung weiterzuschreiten!

Im Namen der Mitarbeiter dieses Heftes

E. Frhr. v. Richthofen W. v. Wartburg
Hermann Niemeyer

Die Coutumes und ihre Bedeutung für die Geschichte des französischen Wortschatzes [1]

Die Rechtsunsicherheit und die ewig währenden Prozesse verstärkten im 15. Jahrhundert immer mehr das Bedürfnis nach einer offiziellen schriftlichen Fixierung der Coutumes[2,3]. Einzig die Ad-

---

[1] Im Institut für Romanische Sprachwissenschaft (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin), das 1947 durch die Akademie gegründet und der Leitung von Professor v. Wartburg unterstellt wurde, wird z. Zt. der Wortschatz der Coutumes systematisch untersucht. Der vorliegende Aufsatz soll eine Orientierung und eine erste Auswertung geben. An den Auszugsarbeiten sind außer dem Verfasser die Herren Dr. A. Thierbach und Kurt Lalla beteiligt. — Die in diesem Aufsatz angeführten Belege beziehen sich auf den Nouveau Coutumier General, hrsg. von Bourdot de Richebourg, 4 Bde., Paris 1724.

[2] Definition der Coutumes s. Olivier-Martin p. 112: „La coutume, *usus, consuetudo*, est un usage juridique de formation spontanée, accepté par tout le groupe social intéressé."

„La coutume . . . a un vaste champ d'application; elle régit aussi bien le droit public que les rapports entre personnes privées . . . la réglementation des cultures, la police des marchés et métiers, la police de la forêt ou de la rivière, les règles du commerce maritime ont été, à l'origine, purement coutumières" (ib. p. 113).

[3] Die Coutumes vor der offiziellen Redaktion sind uns nur unsystematisch durch private Redaktionen und durch indirekte Quellen bekannt (s. Olivier-Martin p. 115 ff., 416 ff., chartes, coutumiers, recueils d'arrêts et de jugements, styles u. a.; Regnault 1941 p. 86 ff.; Viollet p. 149—68 u. a.).

Über die Entwicklung der Coutumes und ihre offizielle Redaktion s.

Olivier-Martin, F., Histoire du droit français des origines à la Révolution, Paris 1948 (abgekürzt Oliv).

Regnault, Henri, Manuel d'histoire du droit français, 5e éd., Paris 1947 (Rec. Sirey); ich zitiere nach 2. Ausg. 1941.

Viollet, P., Histoire du droit civil français, 3e éd., Paris 1905.

Viollet, P., Précis d'histoire du droit français, Paris 1886 (= Viollet).

Brissaud, J., Manuel d'histoire du droit privé. Nouv. éd. publ. sous la direction et avec des add. bibliogr. de J. Brissaud, Paris 1935.

Chénon, E., Histoire générale du droit français public et privé, des origines à 1815. Tome II, 1er fasc.: Période féodale et coutumière (du Xe au XVIe s.) p. p. les soins de Olivier-Martin, Paris 1929 (Rec. Sirey).

Chénon, E., Histoire du droit français public et privé, Paris 1929.

Esmein, A., Manuel d'histoire du droit français, 15e éd., Paris 1925.

Esmein, A., Cours élémentaire d'histoire du droit fr., Paris 1925.

vokaten waren die Nutznießer dieser Zustände. „Et lis perpetua luceat eis!“ spottete Noël du Fail. Am Ende des 100jährigen Krieges ergriff schließlich der König selbst die Initiative[1]. In der Ordonnance von Montilz-lez-Tours (1454, Art. 125) schreibt er den baillis und sénéchaux vor, die Coutumes ihres Gebietes im Einvernehmen mit den erfahrenen Juristen und den drei Ständen zu redigieren. Aber diese Ordonnance zeitigte nicht den gewünschten Erfolg. Durchschlagskräftiger war der Herzog von Burgund, Philipp der Gute, der auf Grund der lettres patentes vom 11. März 1457 die ersten Coutumes offiziell redigieren ließ: die Coutumes des Comté und des Duché de Bourgogne (1459). 1462 konnte Louis XI. die Coutumes du pays de Touraine bestätigen und 1463 zwei Artikel von Bordeaux. 1481/82 unternahm er einen neuen, ernsthaften Vorstoß, die Redaktion der Coutumes zu beschleunigen. Der Erfolg blieb auch diesmal aus (siehe René Gandilhon, L'unification des coutumes sous Louis XI, in Rev. hist. 194, p. 316—23; Oliv. p. 420). Der Grund des Mißerfolges lag wohl in den komplizierten Verfahrensvorschriften. Karl VIII (1483—98) revidierte denn auch in den Jahren 1497/98 das Redaktionsverfahren (lettres du 2 sept. 1497, ergänzt durch lettres du 15 mars 1498). Damit kam die Redaktion in Fluß, und in den nächsten 50 Jahren wurden die meisten Coutumes offiziell festgelegt.

Die Redaktion der Coutumes vollzog sich normalerweise im Rahmen des bailliage (Oliv. p. 423). Nur die Länder, die noch im 16. Jahrhundert regelmäßige Ständeversammlungen hatten (Etats périodiques) wie die Bourgogne, die Bretagne, die Normandie, bewahrten eine gewisse unité coutumière. In diesen Provinzen wurden coutumes générales redigiert, an welche sich die meist nur aus wenigen Artikeln bestehenden coutumes locales anschlossen. Die coutumes locales umfassen nur Artikel, die von den coutumes générales abweichen[2]. Olivier-Martin zählt im ganzen ca. 60 coutumes générales und ca. 200 coutumes locales (p. 423).

Foignet, René, Manuel élémentaire d'hist. du droit français, 14e éd., revue par E. Dupont, tableaux, Paris 1946.
Glasson, E., Histoire du droit et des institutions de la France, 8 vol. 1887—1903 (s. vol. VIII p. 8—101).
Beautemps-Beaupré, Coutumes et Institutions de l'Anjou et du Maine, 4 vol., Paris 1877—83.
Liger, s. Beautemps-Beaupré II.

[1] „Ces rédactions, considérées déjà par Charles VII comme l'une des mesures réparatrices qui s'imposaient au lendemain de la guerre de cent ans . . . (Olivier-Martin, Hist. de la coutume de la Prévôté et Vicomté de Paris, I p. 57—58).

[2] „Or sauf dans les rares provinces, comme la Normandie ou la Bretagne, qui avaient pu conserver leur autonomie juridique, grâce à leurs Etats Provinciaux, le bailliage, unité administrative et judiciaire, fut partout adopté comme unité coutumière. Cette décision était bien naturelle et préparée par l'évolution antérieure; mais elle devait entraîner une sorte de dépeçage des régions bien plus larges

Wie ging die Redaktion der Coutumes vor sich? Bei einer sprachwissenschaftlichen Auswertung der Coutumes wird diese Frage zu einem zentralen Problem. Die Maxime wurde von Guy Coquille folgendermaßen formuliert: „Le peuple de chacune province a droit d'établir loi sur soi qui sont les coutumes" (zitiert bei Oliv. p. 423).

---

où s'était primitivement élaborée la coutume. En sorte que la géographie coutumière du XVIe siècle est bien plus compliquée que celle du XIIIe ou même du XIVe siècle; et que, grâce à l'esprit de concurrence et de jalousie des sièges de justice, la rédaction des coutumes, telle qu'elle fut comprise au XVIe siècle, fixa partout des nuances locales sans grande importance et rendit impossible l'unification ou même la simplification du droit coutumier" (Olivier Martin, Histoire de la coutume de la Prévôté et Vicomté de Paris, I, p. 60, 61).

Das Netz der coutumes locales ist deshalb in einzelnen Gegenden sehr weitmaschig, in andern außerordentlich dicht, am dichtesten in der Auvergne. Die Gründe, weshalb eine Gemeinde nicht zu ihren Coutumes locales kam, konnten recht tragikomischer Natur sein. Vimeu z. B. ging bei der Redaktion der Coutumes im Jahre 1507 leer aus: . . . que ce cahier fut mangé par son levrier, de sorte que ceux de cette Prevosté de Vimeu, n'ayant pû fournir leur cahier de Coutumes particulieres qui avoit été rongé des chiens, ils demeurerent sous la generale d'Amiens . . . (Cout. Gén. I 199 a).

Über die Verteilung der Coutumes besteht m. W. nur eine revisionsbedürftige Karte: diejenige von H. Klimrath in Revue de législ. et de jurispr. VI, Paris 1837; abgedruckt auch in Klimrath, Etudes sur les Coutumes (Travaux sur l'histoire du droit français par feu H. Klimrath, p.p. M. L. A. Warnkönig, Tome II, Paris-Strasbourg 1943). Diese Karte wurde für Burgund im einzelnen korrigiert von Jeanton, Contribution à l'étude de la limite des pays de droit écrit et de droit coutumier dans le ressort du Parlement de Bourgogne, Montpellier 1908 und Mém. Soc. Hist. Dr. et Inst. des anc. pays bourguignons . . ., Fasc. 6, 1939 (F. Brunet; J. Roussot).

Die Kompliziertheit der tatsächlichen Verhältnisse ist auf einer Karte kaum festzuhalten. Dies gilt für die Grenzen innerhalb des pays de droit coutumier, wie auch für die Grenzen zwischen pays de droit écrit und pays de droit coutumier. „Dans la ville d'Ath, certaines maisons étaient régies par la coutume de Mons et d'autres par la Coutume de Valenciennes" (Glasson IV p. 29, Anm. 1). In der Auvergne kam es vor, daß in der Stadt droit écrit, in der Gemeinde droit coutumier galt (s. Emile Massé, La Coutume d'Auvergne, Thèse de droit, Toulouse 1913, p. 155). Es gibt selbst im eigentlichen Gebiet des droit écrit offiziell redigierte coutumes (z. B. Bordeaux, St. Sever). „Il ne faudrait pas exagérer le rôle du droit romain, même dans le Midi" (Glasson, VIII p. 17). „On a longtemps dit, d'une manière vague et tout à fait superficielle que la Loire séparait les pays de coutume de ceux de droit écrit. . . . En réalité les pays de coutume s'étendaient beaucoup plus dans le Midi et formaient les deux tiers de la France" (ib. p. 18). Diese Warnung vor einer verführerischen Schematisierung ist sicher berechtigt, wobei der genetische Zusammenhang der Grenzen zwischen Langue d'oil und Langue d'oc und zwischen Pays de droit coutumier und pays de droit écrit jedoch kaum bestritten werden kann. (Zur geographischen Abgrenzung s. Klimrath p.p. Warnkönig, s. o., Chap. II: Géographie de la France coutumière, p. 170—240, und Glasson, a. a. O. VIII, Géographie des coutumes, p. 39—101).

Im normalen Redaktionsverfahren nach der Revision von 1497 stellte der Bailli gemeinsam mit den erfahrensten Juristen seines Gerichtsbezirkes, welche ihre Cahiers mitbrachten, und mit einigen Vertretern der drei Stände die Artikel der Coutumes zusammen. Die Redaktion erwuchs demnach aus einer Gemeinschaftsarbeit, die jedoch im allgemeinen von einheimischen Juristen getragen wurde, und nicht von irgendwelchen Vertretern einer Zentralbehörde[1]. Diese Juristen formulierten die Coutumes, welche sich im Laufe der Zeit im betreffenden Bezirk herausgebildet hatten. Diese erste Redaktion der Coutumes, die von den lokalen Vertretern ausging[2], wurde nun der vom König eingesetzten Kommission, die meist aus 3—5 Mitgliedern bestand, übermittelt. Diese commissaires royaux hatten den Entwurf sorgfältig zu prüfen und einen Tag festzusetzen, an welchem die drei Stände des Gerichtsbezirkes im Hauptort zusammenkommen sollten. Diese Versammlung wurde von den drei Kommissaren präsidiert. Die Coutumes wurden Artikel für Artikel verlesen und zum Gesetz erhoben, falls sich kein Widerspruch erhob. Bei Unstimmigkeiten suchte man durch Beratung zur Einstimmigkeit zu gelangen. Falls der Artikel umstritten blieb, wurde er nur provisorisch aufgenommen; die endgültige Entscheidung traf, oft erst Jahrzehnte später, meist das Parlement de Paris oder der Conseil du Roi. Das Protokoll der Versammlung, in welchem alle Anwesenden namentlich aufgeführt und Abänderungen von Artikeln genauestens verzeichnet wurden, ist den meisten Coutumes beigefügt[3].

Es ist demnach nicht direkt das Volk, wie Guy Coquille es formuliert, sondern es sind Juristen und gebildete Vertreter dieses Volkes,

---

[1] Dies war nur ausnahmsweise der Fall, z. B. in der Auvergne, da die lokalen Vertreter sich nicht einig wurden (Lettres vom 29. Dezember 1508 beauftragen königliche Kommissare direkt mit der Redaktion, Glasson VIII p. 65). Das Beispiel zeigt jedoch, daß bei der sprachgeographischen Auswertung der Coutumes große Vorsicht notwendig ist. Dies ist auch deshalb erforderlich, da oft eine Coutume als Vorbild bei der Redaktion einer entfernt gelegenen Coutume diente (so z. B. die Coutumes von Paris für die Coutumes von Calais 1583). Der Normalfall war jedoch der folgende: „La rédaction du projet ou cahier préparatoire, qui était toujours confiée au principal juge royal du pays, dont il s'agissait de rédiger la coutume. Ce magistrat devait d'ailleurs en délibérer avec tous les juges royaux du ressort, les avocats et procureurs et les notables" (Esmein, 1892, p. 706).

[2] Ordonn. von Montilz-lez-Tours: „Les coutumes seront rédigées par les praticiens et gens de chacun des pays où coutume il y a . . ." zitiert nach Regnault, 1941, p. 168. Dabei kam es oft zu Kompetenzstreitigkeiten zwischen den regionalen Behörden (z. B. in der Auvergne zwischen dem procureur du roi en Auvergne und dem procureur de la duchesse; „chacun d'eux réclamait pour lui seul le droit de procéder à la rédaction" (Glasson, VIII p. 65).

[3] Siehe z. B. die Beschreibung der Redaktion der Coutumes de Paris (1507—10) in Olivier-Martin, Hist. de la cout. de la Prévôté et Vicomté de Paris, I 106 ff.

welche die Coutumes in ihrer sprachlichen Form festlegen. Die Sprache dieser Redaktion ist das Schriftfranzösische; sie will zum mindesten schriftfranzösisch sein. Die Tatsache jedoch, daß die Verfasser regionale Vertreter und die Coutumes regional stark differenziert sind, bringt es mit sich, daß die Sprache der Coutumes eine stark regionale Färbung erhielt. Die Sprache der Coutumes ist demnach ein regionales Französisch, das zwischen den Mundarten und der Sprache von Paris steht. In diesem regionalen Französisch schimmert der mundartliche Wortschatz immer wieder durch. Oft werden mundartliche, regionale oder volkstümliche Wörter speziell gekennzeichnet, z. B. mit der Wendung *vulgairement appelé* (Perche 1505, III 634 a . . . y a une basse justice pour le Comte du Perche, *que l'on appelle vulgairement la Vennerie;* Saint Sever 1514, titre 18: amendes . . . *vulgairement dictes loix;* ib. 3, 13: Les habitans de chacune jurisdiction peuvent tenir et prendre bestail estranger en compagnie partiaire, *vulgairement appellée gazaille . . .;* Caudebec 1583, 7: les chemins . . . *appellez vulgairement les rues des processions;* oder Chauny 1510, 38: heritages *que l'on dit vulgairement de naissant ou propres;* Anjou 1508, titre 222: tant de personnes nobles que non nobles qui *vulgairement s'appellent roturiers et coutumiers;* Touraine loc. 1507 p. 624: au dedans de sa justice qui *s'appelle vulgamment au ban;* Reims 1556, II 501: dessaisine, saisine et hypotheque, *vulgairement appellé devest, vest et nantissement* — ohne jede Anmerkung jedoch z. B. Melun 1560, 105: franc aleu ne doit *vest* ne *devest;* Chauny 1510, 8: aucun *veest, deveest, saisine* ou *dessaisine*) oder mit anderen Wendungen (z. B. Hamblain 1507, 8: plusieurs heritages *que l'on dit soyetez* et sont de telle nature qu'ausdits Seigneurs de S. V. appartient justement la moitié des ablais croissans et venus à meurison sur iceux . . .). Lange bevor Widerhold als erster in einem französischen Wörterbuch die soziale oder stilistische Nuance eines Wortes vermerkt (1669), geben uns die Coutumes in zahlreichen Fällen wertvolle Hinweise auf die soziale oder regionale Einordnung des Wortes oder seiner Bedeutung. Oft kommen solche Hinweise überraschend wie im Falle von *incendie* (Richebourcq 1669, 2: *arsin vulgairement appellé incendie*). Dieses Beispiel bezeugt uns, daß das noch junge Lehnwort noch nicht als dem gehobenen Stil angehörig empfunden, jedoch in der Umgangssprache schon verwendet wurde, eine Interpretation, die durch Vaugelas (Rem., 1655, p. 126 f.) gestützt wird.

Es ist anzunehmen, daß das regionale Französisch, welches die Coutumes widerspiegeln, eine Brücke zwischen der Mundart und der Schriftsprache darstellte. Laut BW dringt die normannische oder pikardische Form *boquillon* mit La Fontaine (1668) in die französische Schriftsprache ein. Diese mundartliche Form ist aber zu Beginn des 16. Jahrhunderts bereits in die „schriftsprachlichen" pikardischen Coutumes gedrungen (z. B. Peronne 1507, p. 601 b: s'il n'est *bocquillon* ou marchand dudit bois; Hainaut 1533, 105: ne

aussi ouvriers, *bosquillons* ne autres . .; ib.: les marchans et *bosquillons*). Die Coutumes geben uns aufschlußreiche Belege für Wörter wie *usine* (nordöstliches Dialektwort, fr. laut BW seit 1732), belegt z. B. in Peronne 1507 (I p. 618 a: toutes les autres maisons, heritages et *usines*) und Liège (II 8, 19: des moulins, brassines et *usinnes*). Bisherige Vermutungen in bezug auf die regionale Herkunft schriftfranzösischer Wörter werden durch die Coutumes bestätigt oder korrigiert. *Essieu* (BW: Forme d'origine dialectale, probabl. picarde, cf. la forme *fieux* de *fils*, enregistrée dès le XVI[e] siècle) z. B. findet sich in den ,,schriftfranzösischen" Coutumes von Ypres 1535 (221): l'*essieu* du moulin, et ce qui ne se mouve point au moulin.

Sicher stellten auch die südfranzösischen Coutumes eine Brücke zwischen den occit. Dialektformen und der französischen Schriftsprache dar. Zwischen apr. *emphyteota* (14. Jh., Pans, s. FEW III 221) und mfr.nfr. *emphytéote* ,,locataire à emphytéose" (seit 1596) stehen die Coutumesbelege von Agen (wohl erste Hälfte 16. Jh.) 10: *L'emphiteote* ne peut faire pierrieres ny tuilleries, sans la permission du Seigneur; ib. 21: si un *emphiteote* veut surencherir aucun fief; Auvergne 1510/27, 3: Le seigneur direct . . . succede à son *emphiteote*; Berry 1539 (5,2) seigneur . . . *emphiteotique*. Zwischen apr. *donar* ,,causer, faire en sorte que" (FEW III 136 a) und mfr. *donner* (in diesem Sinne belegt beim Juristen Du Vair) stehen die südfranzösischen Coutumesbelege von St. Sever (titre 3): dommages faits et *donnez* par le bestail; ib. loc. II: des dommages *donnés* par bestail; ib. 1, 10: dommage fait ou *donné* ès heritages; Saintonge 1520, 12: le dommage que le bestail aura *donné;* La Marche 1521, 358: beste . . . *donnant* dommage sans garde; Auvergne 1510/28, 12: Si le bestail d'autruy est trouvé en mesme justice *donnant* dommage. Zwischen apr. *jurat* (FEW V 80) und mfr.nfr. *jurat* ,,membre du conseil municipal, dans le midi" (15. Jh. — Ac 1798, Rn; Ba; Retz) stehen die südfranzösischen Coutumesbelege (z. B. St. Sever 1514, 18, 4: un des *Jurats* desdits lieux). Zwischen apr. und nfr. *baile* stehen ,,schriftfranzösische" Coutumesbelege aus dem Süden (z. B. von St. Sever 1514 und Agen, 1), s. FEW I 207. Zwischen apr. *glandage* ,,droit de pâture sous les chênes" (1443, Pans), bearn. *glandage* ,,glandée" und mfr. *glandage* (Baïf; Cotgr. 1611) steht *glandage* in den Coutumes von St. Sever 1514 (s. FEW IV 148 a); selbst das davon abgeleitete Verbum *glandager* ,,nourrir de glands (les porcs)" (FEW ib.: Cotgr. 1611) scheint aus dem Süden zu kommen (St. Sever 1514/3, 19: y faire *glandager* leur bestail). Nfr. *carnalage* ,,droit de carnal" (saisie de bétail) mit Bezug auf die Gascogne seit Cotgr. 1611 (FEW II 381 b) steht als ,,schriftfranzösische" Form bereits in den Coutumes von St. Sever 1514 (3, 4): bœufs aratoires et chevaux domptez n'ont point de *carnalage* (dazu das Verbum *carnaler* ib. 3, 2; 3, 5; usw.).

Die sprachliche Untersuchung der Coutumes wird diese vorläufige

These bestätigen müssen. Die obigen Beispiele werden vermehrt durch einen Teil der unten angeführten Erstbelege, aus denen die regionale Herkunft deutlich hervorgeht.

Noch nie wurde m. W. die Frage geprüft, ob und in welchem Maße spanische Wörter während der spanischen Besetzung der französischen Provinzen des heutigen Belgiens ins wallonische und regionalfranzösische Vokabular aufgenommen wurden[1]. Auch solche regional aufgenommenen Lehnwörter konnten u. a. über die Coutumes in die französische Schriftsprache gelangen. Mit einiger Sicherheit gelangte das span. *embarazar* auf dem Wege über die spanischen Niederlande ins Schriftfranzösische. Die FEW I 260 und Anm. 21 angeführten Gründe für spanische und nicht italienische Herkunft werden damit unterstrichen. Schmidt (a. a. O. p. 21) läßt die Frage offen. Es ist gewiß nicht zufällig, daß sich die ersten französischen Belege für diese Wortfamilie in den Coutumes von Ypres und Renaix finden. *Embarras* (Erstbeleg BW 1611) findet sich schon in den Coutumes von Renaix 1552 (s. u.); *débarrasser* ist laut BW zuerst 1584 belegt, als Verkürzung von **désembarrasser*. Diese unverkürzte Form ist tatsächlich belegt, in den Coutumes von Ypres 1535 (17, 1: lesdites treilles seront . . . *desembarassées* de pieux, de hards et d'autres choses). Ähnlich verhält es sich mit *s'esquiver*, das laut BW im Französischen seit 1605 belegt und als Lehnwort aus dem Italienischen aufgefaßt wird. Der neue Erstbeleg aus den Coutumes von Ypres 1535 (s. p. 26) legt jedoch den Gedanken einer Entlehnung aus dem Spanischen nahe. *Esquivarse* ist im Spanischen schon im Arcipreste de Hita (copla 1361) belegt[2].

Die Coutumes erhellen jedoch nicht nur aus den Provinzen übernommene schriftfranzösische Wörter. In noch stärkerem Maße bereichern sie unsere Mundartforschung. Die in die Coutumes gedrungenen Mundartwörter sind naturgemäß in den Randgebieten am zahlreichsten. So weisen die wallonischen und lothringischen Coutumes sehr viele niederländische und germanische Elemente auf (z. B. la *May-Keure*, Renaix 1552, 9, 1; *marck-gelt*, ib. 3, 5; *gaudagh*, ib. 7, 1; *Bom-gelt*, ib. 3, 2; le *verpen*, ib. 2, 2; *Cueringhes* und *Cuerheers*, Angle; *estalon*, Boulenois 1495; *werp*, Namur 42; *wareskaiz*, Mons; usw.). Heutige Mundartwörter können schon in den Coutumes nachgewiesen werden (z. B. poit. *journau*, FEW III 103 a schon in den Coutumes von Poitou 1514, 170: *journau* de vigne noblement tenu franc de disme; ib. *journau* de pré gaignau et deffensable). Die Coutumes geben uns nicht nur frühe Belege heutiger Mundartwörter, sondern erlauben auch eine genauere geographische

[1] F. Schmidt, Die span. Elemente im franz. Wortschatz, Beih. ZrP 54, Halle 1914, berührt dieses Problem überhaupt nicht.

[2] Es kann sich in diesem Falle allerdings auch um eine erbwörtliche pikardische Form handeln (s. *eskiver*-Formen, Gdf), die wiederum u. a. über die Coutumes die franz. Form verdrängt haben mag.

Abgrenzung: *blavier* lebt heute nur in Reims (FEW I 389 b) — die Coutumes zeigen, daß diese Ableitung auch in Lille (II 313 b) und Liège (1582, 21) gebräuchlich war. Ähnlich verhält es sich z. B. mit *héritier* in der Bedeutung Grundbesitzer (FEW IV 411 b: ahain., 15.—16. Jh., mfr. hbret. — Lille 1533, 21, 2), mit *homme de fief* (FEW Beaum. Cout., Mons — Cout. St. Vaast 1507 oft), mit *arrest d'eaues* (FEW nur Sancey — Cout. Touraine 1507), mit *grainer* (FEW IV 231 a: alothr. und Troyes Trév. 1704 — in den Cout. z. B. Sens 1495, 137; 1555, 151; Chaumont en Bassigny 1580, 128; Lorraine 1594/15, 6; Auxerre 1507, 209: *greiner*), mit *aratoire* (FEW nur alothr. — Cout. St. Sever 1514, 3, 4: bœuf aratoire), mit *héréditai* (FEW V 412 a: Bocage *hérédital* „héréditaire" seit 1653, RPP 1902, 55 — Cout. schon Ponthieu 1495, 19: par don *héredital* ou viager; Anjou 1508, 308: choses *hereditaux*, id. ib. 320, 347, 444; Amiens 1567, 26: rente *héreditale;* ib. 57: sans addition de viager ou *hereditai*) usw. Frz. *legat* „legs" (1310 — Trév. 1771) lebte laut FEW V 241 „fast nur südlich der Loire". Die Coutumes beweisen, daß *legat* im 15. und 16. Jahrhundert auch im nördlichen Frankreich weit verbreitet war (Belege z. B. Bourbonnais 1500, 5/4; Bourgogne D 1459, 4/9; Paris 1510, 7/96; Bassigny 1580, 146; Reims 1556, 303; Sens 1506, Intr.; Abbeville loc. ca. 1507, 7; Ponthieu 1495, 64; Saint Vaast 1507, 30; Peronne 1507, p. 606 b).

Die geographische Auswertung des in den Cout. enthaltenen lexikalischen Reichtums bietet jedoch noch viel verlockendere Möglichkeiten. Die Tatsache, daß sich ein Netz von regional differenzierten Redaktionen eines annähernd gleichen Textes in der zweiten Hälfte des 15. und 16. Jahrhunderts über das ganze französische Sprachgebiet legt, ermöglicht es uns, für eine Anzahl von bestimmten Begriffen einen spätmfr. Sprachatlas herzustellen. Die Dichte dieses Netzes und die starke regionale Differenzierung des Wortschatzes erlauben es, auf einer breiten Grundlage sprachgeographische Methoden in die Vergangenheit zu tragen. Wie verhalten sich *démembrer*, *dépiécer*, *éclipser* und *éclicher un fief* zueinander? Handelt es sich um über das gesamte Sprachgebiet verteilte Synonyma oder z. T. um regionale Konkurrenzwörter? Eine kartographische Darstellung auf Grund der Coutumesbelege wird diese Frage klären können. In welchem Maße behaupteten sich neben dem weit verbreiteten *forestier* regionale Typen wie *messier*, *messelier*, *garde*, *banwar* und *bangarde*? Wie verteilen sich *reventons* und *relot*? Wo ist das moderne *récolte* (z. B. Gand 1563/25, 25; Lorraine 1594/8, 4 und 13, 11) schon eingedrungen und hat *cueillette* verdrängt? In Ypres wird der Galgen mit *fourche* oder *gibet*, im Poitou und Angoumois mit *fourche patibulaire*, in Lothringen mit *arbre pendret* und *gibet* bezeichnet. Zahlreich sind die Ausdrücke für *latrine* (dieses z. B. Estampes 1556, 87; Lodunois 1507, 21, 2; Mante 6, 2; Mante et Meullant 1556, 107); daneben bestehen, z. T. mit leichter sachlicher Differenzierung, *chambre aisée* (z. B. Estampes

1556, 87; Troyes 1509, 64; Touraine 1507, 19, 2; Melun 1560, 209). *chambre coye* (z. B. Auxerre 1507, 89; Bar 1579, 183; Sens 1555, 107), *privez* (z. B. Calais 1583, 179; Meaux 1509, 73), *aisances* (z. B. St. Mihiel 1598, 5, 4; Mante et Meullant 1556, 98), *aisances de privez* (Calais 1583, 177), *aisement* (z. B. Sedan 1568, 277), *retrait* (z. B. Melun 1560, 208; St. Mihiel 1598, 12, 5), *trou* (z. B. Touraine 1507, 19, 2; Lodunois 1507, 21, 2), *fosse* (z. B. Abbeville loc. 1507, 53), *fosse à latrines* (z. B. Amiens 1567, 166), *orde fosse* (z. B. Reims 1556, 367), *basse chambre* (z. B. Abbeville loc. ca. 1507, 53). Welches sind die sprachlichen Ausdrucksmittel für Haupt- (vgl. *peine capitale*, *maistresse chambre* in Lille, *grand'chambre* und *chef cens* oder *chef mets*)? Welche Verbreitung zeigt der *octante*-Typus? In welchen Verbindungen und in welchen Gebieten ist die alte gallische *vingt*-Zählung erhalten (z. B. Ponthieu und Hainaut *six-vingts*, Anjou *huit-vingts* und *seize-vingts*, Mirebalais id., Reims 1556 *douze vingts*)?

Das Hauptgewicht wird auf der lexikalischen Auswertung liegen müssen; doch bietet die Fülle des Materials auch die Möglichkeit, Fragen der Morphologie[1], der Wortbildung[2] und der Syntax[3] zu klären.

---

[1] Z. B. das Durchdringen der analogischen Femininform vom Typus *grande* (in einzelnen Coutumes herrscht völliges Durcheinander, in Lille z. B. nebeneinander *grand messe*, *grand'messe* und *grande messe*, in andern Coutumes zeigt sich bereits eine Stabilisierung. Es bleibt im einzelnen Fall abzuklären, wie weit dies durch den Schreiber bedingt ist).

[2] Die Coutumes enthalten eine Fülle von Ableitungen, besonders aus der juristischen Sphäre, die bisher von der Forschung nicht berücksichtigt wurden. Im folgenden einige Hinweise und Ergänzungen zu Meyer-Lübke, HGrFS, II: Wortbildungslehre.

Präfixe. *non-* s. M.-L., § 227; Max Peter, Über einige negative Präfixe im Modern-Französischen . . ., Rom. Helv., Bd. 32, 1949. Peter betont das Umsichgreifen dieses Präfixes in moderner Zeit. Die Coutumes zeigen, daß zum mindesten in der Juristensprache *non-* schon in mfr. Zeit sehr beliebt war (en cas de *non comparution*, Ypres 1535, 163; un *non habitant*, ib. 139; la *non mariée*, ib. 58; un *non noble*, Artois 1509, 137; un *non residant*, Ninove 1563, 2, 2; sa *non residence*, Gand 1563, 5, 2; *non valeur* häufig, usw.).

co-, *com-*, *con-* s. M.-L., § 229. Dazu *co-caution* (Courtrai 1557, 10, 2), *co-contractant* (ib. 8, 2; Gand 1563, 15, 7), *co-proprietaire* (Gand 1563, 16, 5); neben *coseigneur* (Clermont 1571 p. 887, 18), *conseigneur* (La Marche 1521, 206; Amiens 1567, 23); neben *coluteur* auch *contuteur* (Lille 1565, 907 b); mit *con-* auch *concurateur* (ib.), *convassal* (Chauny 1510, 77); mit *com-* z. B. *comparsonnier* (Lorr. 1594, 1105, 6), *compermutant* (Sens 1555, 228).

contre- s. M.-L., § 216. Mit einer von M.-L. nicht berücksichtigten Funktion von *contre-*: *contre-caution* (Courtrai 1557, 10, 8; im FEW II 547 a erst 1630 belegt). S. außerdem *contrappleigemens* (Touraine 1507, 2, 13), *contre ferme* (St Sever 1514, 1, 2), *contrepartie* (Mons 1533, 47), *contremur* (Reims 1556, 367 und 368).

ante- s. M.-L., § 229. Zu den beiden von M.-L. angeführten Ableitungen noch contracts *ante-nuptiaux* (Courtrai 1557, 12, 1) und les ordonnances *anteprecedentes* (Décret Mons 1597).

Suffixe. Von einer erstaunlichen Fruchtbarkeit ist in den Cou-

Schließlich enthalten die Coutumes auch viele folkloristische Hin-

---

tumes das Suffix *-able* (s. M.-L., §§ 146, 147). Eine kleine Auswahl: *amazable, amortissable, applicable, arrestable, asseable, censable, chaumable, clamable, comptable, constringnable, contribuable, créable, dommageable, escassable, executable, exploitable, fauchable, feriable, insolvable, juridiciable, justiciable, manable, mouvable, multable, partageable, payable, perissable, plaidoyable, poursuivable, préférable, prealable, privable, recevable, referable, reiterable, rendable, rescoursable, taillable, testable, traitable, usuable, vaillable*, usw. (z. T. schon afr.).

Noch interessanter sind die Ableitungen auf *-ible* (s. M.-L., § 148). Dazu *cessible* (Auvergne 1510, 21, 20); *divisible* (Gand 1563, 25, 21) und *indivisible* (Auvergne 1510, 22, 35); *redimible* (Gand 1563, 23, 7); *responsible* (Tournai 1552, 11, 39; Lille p. 894); *taisible* (Berry 1539, 1, 8 u. a); *entendible* (Nivernais 1534, III 1170).

Zu den seltenen Ableitungen auf *-istre* (s. M-L., § 46) z. B. *baillistre* (Peronne 1507 p. 619 a; Mantes 1556, 178) und *trahystre* (Poitou 1514, 10).

Besonderes Interesse bietet die Femininbildung (s. M.-L., §§ 51 bis 53; W. Stehli, Die Femininbildung von Personenbezeichnungen im neuesten Französisch, Rom. Helv., Bd. 29, 1949). Am zahlreichsten sind die *-(er)esse*-Bildungen. Die Coutumes scheinen auch hier (s. o. *-able*) sehr konservativ zu sein. Wie im afr. wird beliebig zu den *-eur*-Maskulina ein Fem. auf *-eresse* gebildet (z. B. *acheteresse, acquesteresse, administraresse, champarteresse* (adj.), *debitresse, défenderesse* (adj.), *demanderesse* (adj.), *detenteresse, dosseresse* (Sachbez.), *hostesse*, femme *meubliairesse*, femme *possesseresse, proprieteresse, successeresse, tuteresse, venderesse* u. a.). Während jedoch die *-able*-Bildungen über das ganze Coutume-Gebiet verteilt sind, lassen die *-eresse*-Bildungen eine regionale Verteilung erkennen. Im Gegensatz zu den Coutumes von Anjou, in denen sich keine einzige *-eresse*-Ableitung findet, sind die *-eresse*-Ableitungen in den nördlichen Mundarten, besonders in Lothringen, sehr zahlreich. Es zeigt sich demnach, daß die sprachgeographische Untersuchung auch auf das Gebiet der Wortbildung ausgedehnt werden muß.

Seltener sind die Femininbildungen auf *-trice* (z. B. *administratrice* (Arrest 1575, II 1186), *donatrice* (Courtrai 1557, 12, 8), *tutrice* (St. Mihiel 1598, 1, 24; Metz 1613, II 403, 5) und auf *-ière* (s. M.-L., § 53; dazu z. B. *cabaretiere*, Ypres 1535, 100; *douairiere*, ib. 136, weiter verbreitet; *hosteliere*, ib. 114; *usufruictiere*, Vitry en Partois 1509, 87; *heritiere* Peronne 1507, p. 606 a; *roturiere* s. f. Tour. 1507, 29/6). Auch diese Belege lassen bereits erkennen, daß die Femininbildung vor allem im Norden lebendig geblieben ist, während in der Schriftsprache die Femininbildung immer mehr zu einem Problem wurde (s. Stehli).

[3] (zu S. 11) Lerch (Hist. franz. Syntax, II p. 299) sieht den Grund der Beliebtheit der *cas*-Konjunktionen (*au cas que, en cas que* usw.) im juristischen Stil darin, daß im Gegensatz zu *si* nach diesen Konjunktionen meist das Futurum oder das Konditionalis stehe, denn „der Jurist will nicht zum Ausdruck bringen, daß er den Eintritt der Bedingung, d. h. das Vorkommen der strafbaren Handlung, für etwas Übliches oder zu Erwartendes halte". „Das Übliche . . . ist bei *au cas que* . . . Futurum oder Konditionalis, und zwar von jeher" (ib. p. 300). In scharfem Gegensatz dazu stehen z. B. die Belege aus den Coutumes von Renaix, obwohl doch gerade ein juristischer Text die Bestätigung bringen sollte. Von 24 Belegen weisen 22 eindeutig einen Konjunktiv auf, während bei den restlichen zwei formal nicht zwischen Indikativ und Konjunktiv unterschieden

weise. Sie erlauben, in Verbindung mit den sprachlichen Ausdrucksmitteln die Verbreitung einzelner Bräuche zu erkennen[1].

---

werden kann. In der ganzen Coutume von Renaix findet sich kein einziger eindeutiger Indikativbeleg! Damit wird Lerchs Theorie äußerst fraglich, wenn man nicht den Schluß ziehen will, daß die Advokaten von Renaix pessimistischer oder skrupelloser gewesen seien als andere. — Das Beispiel von *au cas que* zeigt zum mindesten, daß auch in syntaktischer Hinsicht starke regionale Differenzierungen bestehen, so daß auch auf dem Gebiete der Syntax eine sprachgeographische Untersuchung notwendig erscheint.

[1] Siehe z. B. FEW III 320 b: *adjudication à éteinte de chandelle* „où l'enchère reste ouverte tant qu'une petite chandelle n'est pas consumée" (Trév. 1704 — Ende 18. Jh.), dazu Anm. 3: „Nach DC *extinctus* bestand diese rechtsgewohnheit schon im 14. jh. Daher wird wohl auch der ausdruck älter sein, als der mir zufällig zugängliche älteste Beleg anzeigt." In der Tat ist dieser Ausdruck in den Rechtsgewohnheiten begründet, die in den Coutumes beschrieben werden. Es darf z. B. nur solange versteigert werden, bis die Kerze heruntergebrannt ist. Der sprachliche Ausdruck zur Bezeichnung dieser Gewohnheit ist noch nicht fixiert, so daß der obige Ausdruck in eine Reihe von equivalenten Redensarten eingeordnet werden muß, z. B.

à l'extinction de la chandelle (*brulée*) (Renaix 1552/18, 1; 17, 4; Angle 1586, 18; Gand 1563, Kap. 9);

du brulement ou extinction de chandelle (Gand 1563, ib.);

depuis qu'elle (*la chandelle*) *est estaincte* il n'y a plus de tiercement (Ponthieu 1495, 168);

ledit pauch de chandeille estainct (Lille 1533/13, 4) celuy sur lequel *la derniere chandelle s'éteint* devient le veritable proprietaire . . . (Gand 1563, Kap. 9)

toutes mises outre de plaintes . . . *à mort de la chandelle* (Décret Mons 1589);

où l'on a accoustumé les recours passer *par chandelle allumée* (Mons 1533/12, 2);

durant la chandelle aluminée (Ponthieu 1495, 168);

garder le pouce de chandeille (Lille 1565, p. 911 b);

nonobstant *le pauch de chandeille gardé* l'on peut renchérir le marché ès mains d'Eschevins (Lille 1533/13, 8);

chose . . . *baillée à la chandelle* au plus offrant (Ponthieu 1495, 168);

ledit marché doit demourer *au pauch de la chandeille* au plus offrant (Lille 1533/13, 4).

Bâton, *rameau*, *gazon*, *clef* und *ceinture* sind Symbole des Besitztums und des Besitzerrechts. Die Wendung *la main mettre au bâton* kehrt in vielen Coutumes wieder (z. B. Hamblain 1507, 6; Saint Vaast 1507, 27; Amiens 1567, 33; dazu s. Jacob Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, 4. Ausg., 1922, Bd. I, 184 ff.). Mit der gleichen Symbolik die Übergabe eines Stabes (z. B. Chauny 1510, 30: laquelle vesture et saisine se fait . . . *par tradition de quelque baston* ou autre chose; s. auch Vermandois 126). Ramo et cespite z. B. Lille 1533/7, 2: mettre le requerant en la chose par luy requise, *par rain et baston*. Auch *brandon* symbolisiert die Übergabe eines Besitzes (z. B. La Marche 1521, 382: un *brandon* ou autre signe de main-mise). *Jet de clefs sur la fosse* (du trépassé) als Zeichen der *renonciation* z. B. Meaux 1509, 52; Vitry en Partois 1509, 91; Lorraine 1594/2, 3; dazu s. Grimm, a. a. O. p. 243 f.). Nicht nur die Schlüssel wirft die Frau auf das Grab ihres verstorbenen Gat-

Die Sprache der Coutumes schaut zugleich in die Vergangenheit und in die Zukunft. Sie ist zu einem guten Teil traditionsgebunden und bewahrt viele Ausdrücke und Redensarten, die schon einer vergangenen Epoche angehören. Die Juristensprache mit ihren vielen Formeln ist an sich schon traditionsgebunden. Dazu kommt die konservative Tendenz der Mundarten. Es ist deshalb verständlich, daß die Coutumes uns zahlreiche Letztbelege bieten (vgl. die Vorliebe für *-able* und *-eresse*):

chef d'hotels Mons 1533, 50. FEW II 342 a: *chief d'ostel* Rethel 1316.
hereditable Boulenois 1495, 129; Ponthieu 1495, 111. FEW IV 412 a: 1347.
favorable ,,*partisan*" Perche 1505, p. 644 a; St. Quentin 1556, 88. FEW III 440: afr. (14. Jh.).
jugement Mons 1533, 6. FEW V 56 b: mfr. ,,juridiction, district" 14. Jh.
jugeur Hainaut 1533, 77; Mons 1533, 29; Liége 1582, 47. FEW V 57 a: afr.mfr. ,,juge" 13. Jh. bis 1382.
lever des rentes Hainaut 1533, 65. FEW V 280 a: Eust. Desch.
de franche et liberale volonté Ponthieu 1495, 25. FEW V 300 a: ,,libre arbitre" vereinzelte Belege bis 1485
usw. usw.

Die lexikalische Erforschung der Coutumes wird die Kenntnisse des noch ungenügend erforschten Wortschatzes der mittelfranzösischen Periode erweitern helfen. Oft schlagen die Coutumes die Brücke zwischen afr. und nfr. Belegen, z. B.

six chefs de vaches Saint Sever 1514/10, 6; Berry 1539, 2, 8. FEW II 336 b: afr.mfr. *chief* ,,pièce (de bétail)" (poit. 1329, norm. 1401, Rethel 1409), mfr.nfr. (1544 — Ac. 1878).
conduction ,,location" Orléans 1509, 329; Saint Sever 1514/3, 9. s. FEW II 1026 b.
deshonnesteté Gand 1563/13, 1. FEW IV 461 b: Oresme; Cotgr. 1611 — Trév. 1771.
lever ,,récolter, ramasser (les fruits de la terre)" Hainaut 1533, 77 und oft. FEW V 280 b: afr. 1283, nfr. id. Huls 1607 — DG
usw.

---

ten, sondern auch den Gürtel: en mettant en signe de ladite renonciation sa *ceinture*, clefs, ou autre chose apparant, sur la fosse du trespassé (Chaumont Bassigny 1494, 7); ähnlich *jeter sa ceinture à terre* (La Marche 1521, 64); dazu s. Grimm p. 216. Auch der Kuß spielt eine Rolle in den feudalen Rechtsgewohnheiten, und zwar nicht nur der Handkuß. *Baiser le verrouil de l'huis* ist die Form, dans laquelle doit se faire la foy en l'absence du seigneur (s. Auxerre 1507, 234).

Wie weit waren diese z. T. germanischen Rechtsgewohnheiten in der Galloromania verbreitet? Vielleicht führt auch in dieser Frage eine systematische Erforschung der Coutumes zu wichtigen Erkenntnissen.

Die Sprache der Coutumes schaut jedoch auch in einem wesentlich stärkeren Maße, als man es bisher angenommen hat, in die Zukunft. Zahlreiche Wörter und Bedeutungen, die in den Wörterbüchern erst im 17., 18. oder sogar erst im 19. Jahrhundert aufgenommen werden, sind Schöpfungen der Juristensprache der mfr. Periode. Eine kleine Auswahl von Vordatierungen zum FEW:

advocats assistans au *Barreau* (Mirebalais 1571, s. FEW I 256 a).

sur le champ „aussitôt" geht aus der Juristensprache hervor. In übertragener Bedeutung schon Ponthieu 1495, 163: tenu faire apparoir *sur le champ* de son pouvoir ou titre (FEW II 157 b: seit Est 1538). Id. Saint Sever 1514.

chasser le blé (Touraine loc. 1507, p. 623; Ypres 1535, 126 / FEW: Fur. 1690—1771).

confisquer „céder par confiscation" (Bourgogne C 1459, 65; Sens 1495, 24; Peronne 1507, p. 600 usw. / FEW nur ein Beleg von 1545).

en conformité de (Renaix 1552, 15, 3 / FEW II 1043 b: Fér. 1787 — Ac 1878).

debte contractée par . . . (Saint Vaast 1507, 6; Paris 1510, 195; Valenciennes 1540, 85 / FEW II 1120 a: seit 1675, Kuhn).

à pris raisonnable, selon le *cours* du pays durant son banc (Touraine 1507, 10, 1 / FEW II 1578 b: „taux, prix auquel se vend une monnaie étrangère, une marchandise, un titre" seit 1602, Kuhn).

la *creation* de telle ypotecque (Saint Vaast 1507, 10); *creation* d'hypotheque (Amiens 1567, 152); la constitution et *creation* de telles rentes (Liége 1582, 2); la *creation* de la dette (Lorraine 1594 / 17, 15); la *creation* de tutelle (Estampes 1556, 20; Bassigny 1580, 6). FEW II 1297 a: seit Rich. 1680.

en *demeure* de payer (Abbeville loc. 1507, 17 / FEW III 38 a: nfr. „retard pour s'acquitter d'une obligation", juristischer Ausdruck).

défaut „action de ne pas comparaître devant le juge" (Ponthieu 1495 und oft in den Coutumes des 16. Jahrhunderts / FEW: Cotgr. 1611).

emption „achat" (Melun 1506, 209; St. Omer 1509 (2); Lorraine 1594, 16, 12 / FEW III 224 a: Cresp. 1627).

(sans légitime) *excusation* „motif légal allegué pour être dispensé d'une charge imposée par la loi" (Sens 1495, 170; Touraine loc. 1507, p. 628; Anjou 1508, 146 und 152; Troyes 1509, 119; Paris 1510, 1, 49; Poitou 1514, 313; Montfort Lamaury 1556, 44 / FEW: seit Fur. 1690).

judiciellement (Auvergne 1510, 20, 1; Saint Sever 1514, 1, 22; La Marche 1521, 261 und 8 / FEW: Cotgr. 1611 — Wid. 1675).

femme *liée* de mary (Chauny 1510, 12; ib. 48 und 57; Tournai

1552, 11, 12 / FEW V 319 b: 1572 — Trév. 1771); ib. (122) *se lier par mariage* (fehlt FEW).

quelques-uns (Abbeville loc. 1507, public. p. 108 / FEW seit Ind. 1564).

en question „dont il s'agit" (Renaix 1552 / FEW: seit Ac. 1694).

quint „cinquième partie d'une succession" (Saint Vaast 1507 / FEW: Dup. 1573 — Trév. 1771) usw.[1]

Die systematische Erforschung der Coutumes gibt uns die Möglichkeit, die Basis abzustecken, auf welcher juristische Spezialwerke wie Ragueau 1583 und Laurière 1704 (s. Beiheft FEW) aufgebaut haben. Diese werden dadurch für uns von primären zu sekundären Quellen. Zu *éclipser un fief* verweist das FEW auf Rag. 1583. Die Kenntnis der direkten Quellen ermöglicht eine Vordatierung und genaue geographische Abgrenzung (belegt z. B. Peronne 1507, p. 595; Saint Quentin 1556, 70). Oder zu *décliner le juge* „die Kompetenz eines Richters angreifen" FEW III 26 a Anm. 1: s. Rag. 1583, Laur. 1704. Belege z. B. Ponthieu 1495, 145 und 162; Saint Sever 1514, 1, 6: ne peut *decliner feur*; Hainaut 1533, 106; Sens loc. 1555 (3) *decliner* la jurisdiction de celuy . . . qui . . .; oder absolut gebraucht Chauny 1510, 69: sans pouvoir *decliner*. Aber nicht nur Spezialisten wie Rag. oder Laur. kannten die Coutumes, sondern auch Autoren allgemeiner Wörterbücher. Vor allem Corneille, Trévoux und im 19. Jahrhundert Bescherelle übernahmen Wörter, die sie in den Coutumes gelesen hatten, z. T. mit dem Vermerk „vieux terme de quelques coutumes" oder „droit féodal", z. T. aber auch ohne jegliche Anmerkung, so daß die Meinung erweckt wird, es handle sich um einen zu ihrer Zeit lebendigen Ausdruck. Vor allem Besch. scheint in dieser Beziehung recht bedenkenlos gewesen zu sein (s. u.; weitere Beispiele werde ich an anderer Stelle geben).

ablais „blés coupés qui sont encore dans les champs" seit Corn. 1694, s. FEW Anm. 5: Nach Laur. 1704 offenbar aus pik.

---

[1] In den Coutumes finden sich auch zahlreiche Ableitungen, die bisher gar nicht bekannt waren (z. B. *alienatif* Artois 1509, 46; *assassinateur* Liége 1582, 113; *certioration* Sens 1495, 119; *coûtumassé* Ponthieu 1495; *héritable* z. B. Ponthieu 1495, 87; *la vaincque* Bretagne 1539, 32; usw.). Sie geben uns zahlreiche Belege zu bisher nur ungenügend zitierten Wörtern (s. *chirographaire* FEW II 633 b, Anm. „Bedeutung und Verhältnis zu II b unsicher, da ungenügend zitiert", belegt nur 1532. Weitere Belege Renaix 1552/17, 1 und öfters) und sonst nicht belegte Wortbedeutungen: z. B. *lumière* (Melun 1506, 62; Clermont B 1539, 218), das in der Bedeutung „Fenster" in der Galloromania sonst nirgends belegt ist, s. FEW V 444 f.; ähnlich *augmenter* une sentence „verschärfen" Saint Sever 1514/18, 22, *absorber* une amende „aufheben" ib. 18, 21; Ausdrücke wie *couler en défaut* Ponthieu 1495, *faire ses diligences*, häufig, *clorre la main à son homme*, *tendre le giron* „acquiescer à la demande en retrait" Peronne 1567, 241, usw., die im FEW fehlen.

coutumes zitiert mit der Erklärung „dépouille de blé". Tatsächlich finden sich neben von Laur. 1704 erwähnten (Amiens 214; Ponthieu 107 und 111) weitere Belege in den Coutumes von Ponthieu 1495 (101; 110; 57; 105), St. Vaast 1507 (48); Hamblain 1507 (8), Peronne 1507 (p. 601), St. Pol (I 349).

ralongement de ville nach FEW V 413 b „terrain qui se rattache à une maison de campagne" (boul. nach Laur 1704). Zugrunde liegt der folgende Coutumesbeleg von Boulogne 1495 (158): font enclos ou *rallongement* de ville ou *ralongement* de jardins.

fourner „mettre au four" Trév. 1732—71 „vieux terme de quelques coutumes" (FEW III 905 a). Z. B. Ponthieu 1495, 94: *pour y cuire ou fournier pain* (neben *fournayer* z. B. Anjou).

Während Besch. 1845 bei *droit de chasse* beifügt „droit féodal" (belegt Touraine 1507), unterläßt er es bei *constituer* v. r. „se livrer à la justice" (FEW II 1084 a: seit Besch. 1845), das er irgendwo in den Coutumes gelesen haben mag (belegt z. B. Ponthieu 1495, 172: si aucun *se constitue en la main de Justice*) und auf diese Weise wieder zu einem Wörterbuchleben erweckt hat.

Den besten Beweis aber dafür, daß die systematische Erforschung der Coutumes eine dringende Notwendigkeit darstellt, liefern die im folgenden auf Grund des bisher ausgezogenen Materials (etwa 50%) zusammengestellten Erstbelege zum BW (Bloch-Wartburg, Dictionnaire étymologique de la langue française, 2ᵉ éd., Paris 1950):

abstention BW: XVIIIᵉ, au sens jurid.: d'où le sens politique au XIXᵉ s.
Ninove 1563 (4, 6) le survivant . . . ne profite point du rapport ou de l'*abstention* d'une maison mortuaire

adjudicataire BW: 1593
Melun 1560 (69) l'*adjudicataire* doit quint et requint
Eu 1580 (p. 197, 7) l'*adjudicataire*
Normandie 1583 (574) s. m.; s. auch Lorraine 1594 (13, 1)

adjudicatif BW: 1690
Nivernais 1534 (31, 5) s'il y a sentence *adjudicative* dudit retraict

advenir BW: réfection graphique XVIᵉ s.
Boussac 1427 (III 1013 a) s'il *advient* que
Boulenois 1495 (36) la succession *advient* et succède à (oft)

agenda BW: 1640 . . . pour désigner un registre qui, aujourd'hui, n'a plus rien de religieux
Ypres 1535 (142, 3) laquelle caution sera insérée dans l'*agenda* de la chambre pour la conservation d'un chacun (schon in jurist. Text)

aliénable BW: 1677
Blois 1523 (63) dismes deuement infeodées . . . sont *alienables* et se peuvent vendre et aliener
Berry 1539 (10, 16) les dismes et dismeries sont *alienables*

allodial BW: 1566
Chaumont Bassigny 1494 (112) chose *allodiale*
Vitry en Partois 1509 (126) choses *allodiales*
Troyes 1509 (144) id.
Auvergne 1510 (21, 14) . . . soit la chose *allodiale* ou tenue à censive; ib. (17, 19) heritages francs, quittes et *allodiaux* de tous cens; s. ib. 31, 2; s. auch Nivernais 1534 (7, 1); Auxerre 1561 (9); Namur 1564 (52)

alluvion BW: 1690 (Fontenelle), au sens moderne; antér. „débordement" XVIe
Courtrai 1557 (16, 32) le fief accroist par *allusion* ou rejets des eaux. Dazu s. FEW I 74 b: Fr. *alluvion*. . . . Mit interessanter Wortverwechslung loch. *allusion* (demnach kein Druckfehler im Cout.). Courtrai 1618 (7, 15) korrigiert: par jettées ou *alluvion* des eaux

amélioration BW: XVIIIe, une première fois en 1421 . . .
Chauny 1510 (114) fait . . . aucunes reparations, refections ou *ameliorations* en l'heritage (ib. 117 in der Bedeutung „somme payée pour les améliorations")
Saintonge 1520 (117) reparations et *ameliorations*

améliorer BW: XVIIIe s. (Voltaire) / afr. *ameillorer*, XVIe *ameilleurer*, *-ir*
Touraine 1507 (29, 7) ladite couppe se face pour reparer et *ameliorer* les choses dudit douaire

arrière-neveu BW: 1580 (Montaigne, une première fois au XIVe s.). In den Wtb. seit Est. 1539 (s. v. filz: *mon arriere nepveu*)
Ribemont 1556 (67) „. . . nepveux et *arriere-nepveux* . . ." (2mal)

associé BW: 1568
Auvergne 1510 (15, 2) posé qu'il y ait partage fait entre les *associez*, ou que l'un desdits *associez* trepasse
Berry 1539 (8, 21) payement fait à l'un des *associez* et compagnons en tous biens, ou en une ferme et marchandise; ib. (8, 22) leurs compagnons ou *associez*

avenir BW: subst. 1539
Boussac 1427 (III 1010 b) *à l'advenir*
Anjou-Maine 1463 (Beaut.-Beaup. III 166) *pour l'advenir*
Perche 1505 (III 643 a) . . . attendant que *pour l'advenir* la femme ne soit tenue payer rachapt pour la mort de son mary
Anjou 1508 (28) *pour l'advenir* (ib. 463 und 464 id.)
Auvergne 1510 (12, 31) und Lille 1533 (p. 935) id.
Ypres 1535 (public. I 867) seront *à l'avenir* observées

Der adjektivische Gebrauch ist jedoch auch in den Coutumes noch weitaus häufiger, z. B.: *pour le temps advenir* (Bourgogne C 1459 p. 1203; Boulogne 1495, 95; Paris 1510, 14, 155; Poitou 1514, 46); *en temps advenir* (Mons 1533, 12); mit orthographischer Wiederherstellung der Komposition: *au temps à venir* (Renaix 1552, 2, 3); schließlich beweist die Mischform *pour le sort et temps à l'advenir* (aus *temps avenir* und *l'avenir*, Lorraine 1594, 16, 21) das Schwinden des Kompositionsgefühls. Die pleonastische Wiederholung des *à* ist in Lorraine auch an anderer Stelle belegt: *coupe et levée à advenir et non encore faictes.* Häufig steht *advenir* adjektivisch im Gegensatz zu *presens* oder *venus: les biens presens et advenir* (Anjou 1508, 483; ähnlich Lille 1533, 8, 4; Estampes 1556, 135), *à tous presens et advenir,* salut (Bourgogne C 1459 p. 1193), *heritages . . . venus et advenir* (Lille 1533, 8, 1). Andere Verbindungen sind selten (z. B. *pour un an advenir*, Orléans 1509, 319). Siehe auch Huguet I 81 f.

banalité BW: 1602, sens moderne, XIXe

Sens 1555 (201) les fruicts et reventes de la *bannalité*

Reims 1556 (43) fours bannaux . . . le profit de la *bannalité* se partist . . .

Mante et Meullant 1556 (2) le profit de la *bannalité*

Dourdan 1556 (5) id.; Montfort Lamaury 1556 (10)

Lorraine 1594 (6, 5) droits de *bannalitez* de fours, molins et pressoirs; s. auch Touraine 1559 (102); Auxerre 1561 (54); Paris 1580 (14)

bique BW: 1555

Troyes 1509 (178) excepté que *chevres ou bicques* n'y peuvent estre menées, à peine d'amende

bisaieul BW: 1539 (antér. *besaiol*, XIIIe)

Ordonn. von 1315 (NCG III, 233) S. Loys nostre *bisaieul*

boucler BW: 1539 (auparavant *bougler*, 1440, d'après . . . *bougle*)

Ypres 1535 (23) des porcs non *bouclés*

Weiterer Beleg (ib.) s. Gdf. (ohne Jahr)

bureau BW: XIIe, propr. „sorte de bure", d'où „couverture de meuble faite de cette étoffe", XIIIe, „table à écrire", 1552, „pièce où l'on a son bureau", XVIIe, et enfin les autres sens modernes.

Boulenois 1495 (15) „. . . après le dernier cry fait au Siege de ladite Senechaussée, ledit Sergent allume une chandelle *sur le bureau* d'iceluy Siege . . ."

Sens 1495 (123) . . . en payant par chacun an douze deniers parisis au Roy, au *bureau* de sa recette à Sens

Lens 1507 (24) faisant icelle (justice) demettre et luy faire *mettre sa verge sur le bureau*

Courtrai 1557 (13, titre) Des tutelles, et du *bureau* des mineurs et orphelins de la ville et chastellenie de Courtrai

Amiens 1567 (199) Celui qui doit censives en argent, est tenu de représenter ladite censive au jour et terme qu'il la doit sur le chef-lieu seigneurial du seigneur . . .; pourveu toutesfois que ledit Seigneur ou son Receveur . . . *tienne bureau,* et qu'il l'ait fait denoncer huit jours auparavant au prosne de l'Eglise parochiale

Peronne 1567 (94): Pourveu toutesfois que audit jour le seigneur ou son receveur ait *tenu bureau de recepte* dedans sa seigneurie (pour payer la censive en deniers)
Dazu vgl. Anjou 1508 (58) faire et *tenir recepte* de ladite Prevosté sur le grand chemin und *tiennent le bureau* „tiennent audience“, 15 e, Gdf.

Liège 1582 (Ordonn. et Stat., 83) . . . le rapporteur fera son rapport fidèlement *en plein bureau,* et le procès rapporté veu et entendu en plein siege, pourra arguer ab utraque parte, si . . .

Normandie 1583 (574) . . . et lors dudit estat representer les deniers *sur le bureau,* pour estre distribué aux opposans . . .

Estienne 1549 gibt *bureau* als Übersetzung von *pluteus, auditorium* (s. Belege ib.). Die Coutumesbelege weisen mit den Wtb. darauf hin, daß *bureau* die Bedeutung „Tisch“ (und davon ausgehend „Raum . . .“, vgl. *comptoir*) zuerst in der Verwaltungs- und Gerichtssprache angenommen hat („Zahltisch“, 14.—17. Jh., FEW I 630 b; „der erhöhte Tisch, hinter dem der Richter sitzt“ (s. o. Lens 1507), daher *mettre le procès sur le bureau,* Est. 1549, im 16. Jahrhundert häufig figürlich verwendet „mettre sur le tapis, parler de . . .“, s. Huguet). Die Bedeutung „Gerichtsverhandlung“ reicht ins 15. Jahrhundert zurück (s. *tenir bureau* „tenir audience“ Gdf.), auf andere Amtshandlungen übertragen s. o. Amiens, Peronne. Die Bedeutungserweiterung zu „Raum . . .“, zuerst „Amtsraum, Gerichtssaal, Gericht, Amt“ scheint in den Coutumesbelegen von Sens, Courtrai, Normandie vorzuliegen.

Wie *bureau* sind zahlreiche Wörter aus der Verwaltungs- oder Gerichtssprache in die Allgemeinsprache gedrungen, oft in figürlicher Übertragung (z. B. *mettre le procès sur le bureau*). Bei Huguet, Dict. du 16 e s., stehen diese allgemeinsprachlichen oder sinnbildlichen Bedeutungen im Vordergrund, da er nur die literarischen Erzeugnisse des 16. Jahrhunderts berücksichtigt. Die konkreten Ausgangsbedeutungen jedoch sind in juristischen Texten wie den Coutumes zu finden, so daß ihre lexikalische Erfassung auch in diesem Sinne Huguet ergänzen wird.

capitale BW: 1672, d'abord *ville capitale,* fin XV e

Arras 1509 (Titre) Arras, Chef et *Capitale* du pays et comté d'Artois

Berry 1539 (1, 1) la ville . . . de Bourges, premiere et *capitale* du Duché de Berry

Adj. z. B. Boulenois 1495 (p. 25) au chef-lieu *capital* et provincial de ladite Comté . . .; Nivernais 1534 (III 1164) ville *capitale*

cautionnement BW: 1616

Ypres 1535 (158) . . . constitué caution . . . et un tel *cautionnement* reconnu pardevant la Loy, s'estendra aussi-bien pour l'amende et les despens . . .

ib. (145) . . . dont le Clerc se fera asseurer de *cautionnement* de chaque acheteur . . .

Gand 1563 (4) de la caution ou du *cautionnement* pour frais de Justice

ib. 17 De la caution et du *cautionnement*

. . . une personne . . . attaquée pour le *cautionnement*

Courtrai 1557 (10) Des cautions et des *cautionnemens*

ib. (10, 8) afin d'estre déchargé du *cautionnement*

cavale BW: vers 1560. Mot poétique. Emprunté de l'it. *cavalla*.

Renaix 1552 (3, 1) . . . d'une *cavale*, d'un hongre ou d'un poulin . . . Der erste Beleg findet sich demnach in einem juristischen Text

cercueil BW: D'abord *sarcou*, *sarcueu*, puis *sarcueil*, XVe; *cercueil*, 1564

Ypres 1535 (211) . . . payer le deuil, le *cercueil* avec les linges à ce necessaires . . .

concourir BW: . . . au XVIe *concurrer*, dep. 1596 *concourir*, d'après *courir*

Courtrai 1557 (16, 23) Deux douaires ou plus . . . peuvent *concourir* ensemble sur un bien . . .

considérable BW: 1564

Gand 1563 (21, 6) biens . . . si tant est qu'ils soient *considérables* et excessifs

ib. (22, 6) Lorsque le bien des mineurs est *considerable* et excessif

contingent BW: adj., 1370 (Oresme); subst. 1690, d'abord part contingente, 1668. FEW II 1108 b ist ebenfalls zu korrigieren.

Die zahlreichen Coutumesbelege lassen den Ausgangspunkt eher in der Verbindung mit *portion* als in der selteneren Verbindung mit *part* sehen:

Bourgogne D 1459 (7, 7) chacun pour sa *contingente part et portion*

Chaumont Bassigny 1494 (78) sa *portion contingente*

Sens 1495 (85) l'estimation de sa *portion contingente*

Perche 1505 (III 639 a) deduite sa *portion contingente*

Bar 1506 (2) ils auront *portion contingente* (id. Bar 1559, 2)

Touraine 1507 (25, 7) de leur bailler leur *contingente et legitime portion;* (27, 10) en ait sa *contingente portion*

Vitry en Partois 1509 (73) la *portion contingente*

Angoumois 1514 (7, 89) Et au residu d'icelle succession sa *portion contingente et legitime*
Saintonge 1520 (110) parties et *portions contingentes*
ib. (91) sa quotité et *portion contingente* (s. auch 94)
Bretagne 1539 (134) sa *contingente portion*
Bassigny 1580 (28) ils auront *portion contingente*
St. Mihiel 1598 (5, 3) ils auront *portion contingente*
ib. (5, 4) leur *part contingente*
ib. (5, 7) *portion contingente* (zwei Belege)

Aus diesen Verbindungen heraus entstand elliptisch das Substantiv *la contingente* (Lorraine 1594, 13, 14: repartir son acquest selon leur *contingente*). Durchzusetzen vermochte sich jedoch das m. *le contingent*, das wohl als ein substantiviertes Neutrum „das, was einem rechtsmäßig zukommt" zu verstehen ist (vgl. span. *lo hermoso*). Die Belege werden im Laufe des 16. Jahrhunderts immer zahlreicher:

Artois 1509 (44) jouxte *le contingent* de la constitution de ladite rente
Lille 1533 (1, 4) leur part et *contingent*
Artois 1544 (69) selon le *contingent* de la constitution de ladite rente
Renaix 1552 (19, 2) sa part et son *contingent*
Courtrai 1557 (14, 4) chacun heritier doit avoir les deux tiers de son *contingent*
ib. (2, 1) et chacun pour son *contingent*
ib. (2, 2) de repeter de chacun d'eux son *contingent*
ib. (10, 2) pour leurs *contingents*
Gand 1563 (25, 14) profiter de son *contingent* dans le mesme prix
ib. (25, 21) l'usufruitier peut demander la distraction de son *contingent*
ib. (28, 2) les deux tiers de son *contingent*

crédit BW: *crédit* „confiance" 1491; *crédit* „t. de banque" 1508. Empr. de l'it. *credito* . . .
FEW II 1306 b: *vendre . . . à credit* „sans payer tout de suite" (seit 1508, Barbier Proc. 5, 67); mfr. *crédit* „créance, dette active fondée sur un titre" Est. 1549 — Stoer 1625

Die Diskussion FEW II 1309 a muß unter Berücksichtigung der in den älteren offiziellen Coutumes belegten weiblichen Form neu aufgenommen werden:

Mehun s. Yèvre 1481 (9, 2) *credittes* mobiliaires quelzconques
Orléans 1509 (167) debtes et *credites*
Blois 1523 (182) ensemble toutes leurs debtes et *credites*
Issoudun (6, 3) en tour biens meubles, debtes et *credictes* mobilliers
Lorris 1531 (8, 2) les *credites* et debtes desdits conjoints

Es scheint, daß diese weibliche Form aus dem Lateinischen entlehnt ist, da abgesehen von lautlichen Schwierigkeiten in diesen juristischen Texten eine Entlehnung aus dem Italienischen kaum anzunehmen ist. Diese erste Lehnform scheint sekundär durch eine sich wohl in Handelskreisen einbürgernde Lehnform aus dem Italienischen verdrängt worden zu sein. In der Tat ist in späteren Coutumes nur die m. Form zu belegen:

Bourges ca. 1508 (8, 2) meubles, debtes et *creditz* mobiliaires
Lorris 1531 (8, 1) debtes et *credits*
Nivernais 1534 (23, 2) meubles, debtes et *credits*
Gand 1563 (23, 5) ne faire *credit* à de telles personnes
Lorraine 1594 (12, 14) ne fait preuve du *credit*

Siehe immerhin einen Beleg für *credite* von 1594 in Gdf. II, 363 (unkontrollierbar)

dénombrer BW: *dénombrer*, 1570, mais certainement antérieur d'après *dénombrement* (dieses 1376)

Merkwürdigerweise ist das Subst. in zahlreichen Coutumes belegt, aber das V. findet sich in den bisherigen Materialien nirgends. Die Vermutung des BW scheint sich deshalb nicht zu bewahrheiten; jedenfalls war das V. nicht gebräuchlich. Es fehlt auch bei Estienne 1539 und 1549

déporter BW: *déporter* 1791; *déportation*, vers 1500, mais usuel seulement depuis la Révolution, quand cette peine a été établie. S. auch FEW III 45

Sens 1495 (1) celuy qui a haute-justice, a jurisdiction, puissance, et connoissance des cas requerans mort et dernier supplice, mutilation, incision de membres, et autres peines corporelles, comme fustiguer, pilorier, écheller, bannir, marquer, *deporter*, et autres semblables. Sens 1555 (1) id. In der gleichen Coutume kommt jedoch auch die im 16. Jahrhundert übliche Bedeutung vor (Sens 1495, 232: Si le vendeur et l'acheteur . . . se *déportait* de leur consentement)

Auxerre 1507 (1) releguer, *deporter*

Senlis 1539 (98) le haut justicier a cognoissance de . . . releguer à temps, de *deporter*, ou bannir à tousjours . . .

dictum BW: *dicton* 1488. . . . On trouve en outre au XVIe et au XVIIe siècle la forme *dictum*. FEW III 71

Ponthieu 1495 (182) . . . lequel Baillif doit prononcer la Sentence et *dictum*, au jugement d'iceux hommes liges.

dispense BW: 1488. FEW III 98: „autorisation spéciale donnée par l'autorité ecclésiastique" seit 1539.

Anjou ca. 1447 (Liger 248, II p. 113) pourveu touttefoiz qu'il en ait *dispense* de son prelat

domicilier BW: 1556. FEW III 123 „établir dans un lieu servant de domicile" (seit 1556).

Bourbonnais 1521 (51) que les adjournez fussent vagabonds et non *domiciliez* dudit pays et duché
s. auch Reims 1556 (335)

écoulement BW: 1538. FEW II 883: seit Est 1538
Saint Omer 1507, 16 (I 156) ce qui empêche l'*écoulement* des eaues (Orthographie wohl modernisiert)
Saint Omer 1509, 30 (I 285) qui empesche l'*escoullement* des eaues
ib. 18: l'*escoulement* des eaues

effet BW: . . . au sens de „vêtements, linge", XVII[e]. *En effet*, d'abord au sens de „en réalité", date du XVII[e] s. environ, d'où le sens affaibli d'adv. de confirmation, à la même date

Die Bedeutung „vêtements, linge" ging aus der im 16. Jahrhundert in wallonischen Coutumes häufig belegten Bedeutung „biens meubles, objets, meubles d'un usage habituel" (s. Gdf. ein Beleg von 1310, Phil. le Bel) hervor.

Ypres 1535 (157) . . . arrester . . . tous non residents de la Chastellenie et toutes personnes estrangeres, aussi-bien que leurs *effets*
ib. (137) si quelque debiteur s'enva . . . se rendant fugitif par là, emportant ses *effets* avec luy
ib. (116) si ce n'estoit qu'il y eut quelques *effets* vallants 3 livres parisis
Weitere Belege ib. 162 und 69
Renaix 1552 (1, 3) la vente desdits *effets*
Courtrai 1557 (3, 16) arrester les personnes estrangeres et foraines et leurs *effets mobiliaires*
ib. (3, 3) si ce sont des meubles et des *effets portatifs*
ib. (5, 4) en anneaux, en bagues ou autres *effets* non perissables
ib. (6, 1) pour des marchandises ou des *effets* de marchands
Burgh de Ninove 1563 (2, 1) arrester . . . les *effets* d'un bourgeois
(1, 3) lorque les *effets* volez sont pris entre les mains du voleur
(4, 1) les *effets* de la maison mortuaire
(4, 4) si ce sont meubles ou des *effets* sujets à partage
Weitere Belege ib. 2, 2 und 2, 3
Gand 1563 (4, 1) . . . arrests . . . sur les biens ou *effets* par le Bailly
ib. (4, 2) . . . arrests . . . sur la personne ou sur les *effets*
ib. (4, 10) . . . transporte les *effets* arrestez
ib. (7, 6) l'enlèvement de ses *effets* hors de sa maison, du fonds
ib. (22, 7) la valeur des *effets mobiliaires*
ib. (13, 3) par la vente des **effets* ou cateux qui sont en la maison
ib. (13, 4) les cateux ou **effets* qui sont en la maison louée
ib. (14, 1) de quelques grains, semences ou d'autres marchandises et d'*effets*
ib. (15, 4) acheter des rentes avec des marchandises ou *effets* de marchands

Auch die Wendung *en effet* datiert nicht erst aus dem 17. Jahrhundert:

Ponthieu 1495 (117) s'il ne nantit préalablement en deniers comptant, ou de meuble *en effet*, de la somme pour laquelle . . .
Saint Vaast 1507 (12) vuider ses mains *en effet* de somme competente

élaguer BW: 1576 (Baïf). D'abord *eslavé*, 1425
Ypres 1535 (17) et que l'on *élague* aussi toutes sortes de bois douze pieds au-dessus de terre dans le milieu (des chemins)

embarras BW: 1611
Renaix 1552 (9, 1) oster tous les empeschemens ou *embarras* qui sont dans les chemins ou dans les passages (dazu s. o. p. 9).

ensuite BW: d'abord *ensuite de*, début XVIIe, puis *ensuite*, fin XVIIe . . .

Für *ensuite de* finde ich in den Coutumes keinen Beleg, jedoch ist *ensuite* in den nordfranzösischen, zu Spanien gehörenden Provinzen häufig zu treffen:

Lettres de Charles V (Bruxelles 1532, I, 827) pour *ensuite* les apporter pardevers Nous
ib. I, 828 et *ensuite* vouloir les décreter / et *ensuite* ils ont communiqué . . .
Ypres 1535 (192) . . . partagent avec le veuf ou la veuve dans les cateux . . . et *ensuite* les enfants également et par teste, de sorte que . . .
ib. (162, 3) . . . et *ensuite* offre preuve que . . .
Weiterer Beleg ib. 165
Renaix 1552 (11, 2) et *ensuite* l'on procede (id. 17, 6)
ib. (17, 1) et *ensuite* à la Semonce du Maire il est ordonné . . .
Courtrai 1557 (3, 2) et *ensuite* l'on fera droit sur le tout
Weitere Belege ib. 13, 2; 13, 4; 13, 5; 6, 9; 16, 21
Gand 1563 (18, 11) . . . en le rebouchant *ensuite*
ib. (21, 6) qu'*ensuite* le mesme mariage soit dissout
ib. (10, 4) ensuite, les gens . . . (8, 6). Et *ensuite*, on fait . . .
Weitere Belege ib. 8, 7; 11, 4

environ BW: adv. depuis le XVIe s.
Saint Omer 1390 (Lettre de Philippe le Hardi, in Rembry André, Diss. 1937 p. 149) sept aulnes ou *environ*
Boulenois 1495 (98) . . . depuis trente ans ou *environ*
Anjou 1508 (66) 6 lieues ou *environ*
Bei Gdf. zwei Belege von 1346, Compt. du roi René

environ BW: pris substantiv. d'abord au sg. dans *à l'environ*, 14e (Froissart), puis au plur. au XVIIe s.

Orléans 1509 (381) en la ville et fauxbourgs d'Orléans et *ès environs*
(daneben *à l'environ* z. B. Troyes 1509, 203)

épaulement BW: 1564
Gand 1563 (18, 8) Les vieux petits piliers massonez, ou *espaulements* mis de costé et d'autre pour l'entretien de quelque mur, marquent que le mur est commun (Thierry 1564 in Bedeutung „Schulterverrenkung")

esquiver BW: 1605. Empr. de l'it. *schivare* . . . a éliminé l'anc. verbe *eschiver* encore usité au XVIe sous la forme *eschever* . . .
Ypres 1535 (137) Item, si quelque debiteur estant redevable de beaucoup *s'esquive*, s'enva et s'absente hors de la Chastellenie, se rendant fugitif par là . . .
Möglicherweise nicht aus dem Italienischen, sondern aus dem Spanischen entlehnt, auf dem Wege über die spanischen Niederlande, s. p. 9.

executable BW: 1507, rare avant le XIXe s.
Mehun s. Yèvre 1481 (11, 1) „. . . hommes taillables et *executables* au seigneur"
Der obige Beleg von 1507 ist ebenfalls ein Coutumesbeleg, s. Gdf.

expatrier BW: XVIIIe; une première fois créé au XIVe . . .
Theroane 1507 (19) contre mineurs d'ans et *expatriez*
Namur 1564 (11) se n'est que ceux rentiers soient orphelins, *expatriez* ou voyagiers. Hat hier offenbar die Bedeutung „außerhalb des Landes befindlich" (s. Cout. Gen. ib. Anm. von Julien Brodeau [gest. 1653]: „expatriez ou voyagiers. Dans quelques exemplaires on lit voyagers. C'est-à-dire, absens et hors du pays. Ce mot est en la même signification dans la Somme Rural de Bouteiller. Et dans la Charte de Gaucher Comte de Rethel: pro libertatibus Burgensium de Raucourt et Heraucourt, mensis Aprilis 1255, nisi per testimonium Scabinorum fuerit expatriatus"), ib. (33). Siehe auch Gdf.
Cambrai 1574 (5, 9) ses compagnons decedez ou *expatriez*

extra-judiciaire BW: 1582. F EWV 59: 1582, Enc 1756 — Lar 1922
Berry 1539 (20, 2) après ladite sommation *extrajudiciaire* à luy faite
ib. (20, 1) les sommer *extrajudiciairement*, de proceder audit partage (FEW seit 16. Jh., der Gdf.-Beleg aus Cout. von Bourbourg jedoch erst von 1615)

faux-monnayeur BW: *monnayeur*, 1539, d'où *faux-monnayeur*, XVIIe s.
Bretagne 1539 (7) *faux monnoyeurs*

fictif BW: 1731 (Voltaire); une première fois au XV[e] s.
Chauny 1510 (54) telle donation est reputé *fictive* ou de nul effect s. auch Vermandois-Laon s. d. (2, 40) id.

héréditaire BW: 1496. FEW IV 411 b: seit 1495. Das Adv. schon 1323
Boulogne D 1459 (7, 7) en chevances et corps *hereditaires*
ib. (7, 12) toute la masse *hereditaire*
Chaumont Bassigny 1494 (80) leurs portions *hereditaires*

homologation BW: 1537 (alors *emol-*). FEW IV 461: *émologation* 1560 — Trév. 1771; *homologation* seit Cotgr. 1611
Peronne 1507 (p. 623) paravant l'*homologation*
Nivernais 1534 (III 1167) pour l'*homologation* desdites coustumes; ib. III 1175 *omologation*

houblonnière BW: 1607 (*houbel-*)
Ypres 1535 (25) de bestiaux dans les *houblonnieres*
Zweiter Beleg von Ypres s. Gdf.

In den Wörterbüchern schon Hulsius 1596: *houbelonniere* „Hopfland"

idem BW: 1539
Lorris 1531 (2, 33) et *idem* au seigneur feodal
ib. (10, 13) et *idem* (im Text kursiv gedruckt) de la viz et montée

immémorial BW: 1549
L'Isle Savary 1507: de temps *immemorial*
Touraine 1507 (14, 15) de temps *immemorial* . . . ait . . . coustume
Touraine loc. 1507 (p. 626 b) en a toujours jouy de temps *immemorial*
Meaux 1509 (186) jouissance *immemoriale*
Auvergne 1510 (17, 4) à vigueur de temps *immemorial*
Saintonge 1520 (5) jouissance *immémoriale*
La Marche 1521 (91) a vigueur de temps *immemorial*
Bourbonnais 1521 (Proc. verb. 1295) par temps *immemorial*
s. auch Blois 1523 (20); Nivernais 1534 (10, 26); Crépy 1539 (II 812)

impair BW: 1580 (Montaigne: *imper*), d'abord *impar*, 1484
Bourbonnais 1521 (1, 7) eslire et nommer arbitre de droit en nombre *impair* par les parties

imprescriptible BW: 1579
Mehun s. Yèvre 1481 (6, 1) mais est le cens *inprescriptible*
Bar 1506 (38) . . . et sont tels rachats *imprescriptibles*
La Marche 1521 (133) lesdites tailles sont *imprescriptibles* par l'homme franc

imprévu BW: 1544
Ypres 1535 (54) si quelque personne entroit en quelque batterie *imprevûe*

incorporer BW: 1455
Lille 1445 (Roisin p. 215) lettres patentes et cédule cy-dessus *incorporées*

insolvable BW: XVIIe s. (Balzac au sens moderne; une fois en 1431 d'après le sens de *solvable* au moyen âge)
Ypres 1535 (45) quiconque encoure l'amende et est *insolvable* et n'est pas en pouvoir de payer
ib. (108) . . . amendes . . . encourues par ceux qui sont *insolvables*
ib. (118) . . . estoient *insolvables* pour payer l'amende
Siehe auch ib. 106, 117
Courtrai 1557 (I, 2, 2) celuy qui seroit attaqué fut *insolvable*

insolvabilité BW: 1603
Gand 1563 (4, 15) . . . pour raison d'*insolvabilité* apparente, pour estre descheu de bien . . .
ib. (16, 12) d'*insolvabilité* du débiteur
von Sachen ib. (24, 11) à cause de l'*insolvabilité* apparente desdites maisons mortuaires

interprétatif BW: 1584
Berry 1539 (III 982, Proc. Verb.) articles *interpretatifs* et suppletifs des anciens
ib. (982) L'article second . . . *interpretatif* de l'article precedent
ib. (983) Le second article est nouvelle coustume, *interpretative* de l'ancienne

interroger BW: XVIIe, antér. *interroguer*, depuis 1389. Dazu s. Gdf. (Larivey, 1579, *interroge*)
Pevelle 1507 (10) lequel est *interrogé* par serment solennel
Aire 1509 (I 323) mis à serment et *interrogez*
Bourbonnais 1521 (79) lesdites parties sur ce *interrogées*
Nivernais 1534 (III 1188, Proc. Verb.) vos *interrogiez* par serment les avocats
Berry 1539 (9, 56) celuy qui a proposé ledit fait *interrogé* par serment
Melun 1560 (17) . . . les emprisonner et *interroger*
Daneben noch die ältere Form z. B. Nivernais 1534 (5, 24) faire *interroguer* les parties; Hainaut 1534 (71, p. 18) *interroguer* tesmoings;

ab intestat BW: *intestat* XIIIe . . .; la locution *ab intestat*, XVIIe, est calquée sur le lat. juridique *ab intestato*
[Landrecies 1330 (32) si aucun *intestat* et sans heritier est prevenu de mort]
Boussac 1427 (III 1011a) par Testament, *ab intestat* (kursiv gedruckt im Cout.), ou autrement

Boulenois 1495 (28) . . . *ab intestat*, le fils aisné ou . . . succedant
Siehe auch ib. 43, 47, 54, 56, 29, 34, 36 immer kursiv gedruckt
St. Riquier (bei Abbeville) 1507 (1) ils n'ont pas vû qu'il y ait eu plus d'un heritier *ab intestat* (kursiv) ès meubles
Amiens 1508 (43) *ab intestat*
(Artois 1509 (8) bastards qui meurent *intestats*)
Auvergne 1510 (12, 46) heritiers venans *ab intestat*
ib. (12, 50) l'héritier *ab intestat*, institué par testament ou non
Siehe auch ib. 12, 4; 14, 37; 12, 44
La Marche 1521 (251) qu'il soit héritier *ab intestat*, ou conventionnel
Berry 1539 (19, 9) les heritiers *ab intestat* (kursiv) ou testamentaires, peuvent . . . s. auch ib. 19, 6; 19, 7 usw.
Tournai 1552 (23, 3) *ab intestat* (kursiv)
Bar 1579 (141) *par intestat* ou autrement
Lorraine 1594 (10, 5) par hoirie et succession *ab intestat*
ib. 6, 9: . . . si aucun meurt *intestat*. Siehe auch 9, 1
St. Mihiel 1598 (5, 15) au plus prochain parent, *ab intestat* (kursiv)

intimider BW: 1539
Ypres 1535 (99) d'*intimider* ou menacer

journalier BW: 1550. FEW III 160 b
Ypres 1535 (146) des causes civiles et *journalieres* ou ordinaires
ib. 17, 4: pour y charier et voiturer *journalierement* avec des chevaux et autrement (FEW III 103 b nur Mons)
Siehe auch Est. 1549 un homme *journalier* „Taglöhner"

justaucorps BW: 1642. FEW V 88: seit 1642
Houtkerque 1617 (2, 1) les sergens sont tenus de porter à leur *Just-au corps* un écusson

justificatif BW: 1558; FEW V 85 b id., s. FM 1938, 63
Ypres 1535 (243, 2) le poursuivant est tenu de rendre compte au proprietaire avec les pieces *justificatives* et le reliqua . . .
Courtrai 1557 (13, 9; 13, 14; 15, 14; 16, 17) pieces *justificatives*

locataire BW: 1566; FEW V 389 b: mfr.nfr. *locataire* „celui, celle qui prend en location (un appartement etc.)" seit 1566
Clermont 1510 (6) les conducteurs et *locataires* des maisons
Ypres 1535 (87) le proprietaire ou le *locataire* de cette terre (= Mieter, da der Artikel wiederholt wird, vgl. die folgenden Beispiele)
Tournai 1552 (21, 3) si le *locataire* ou conducteur . . . debat la vente de l'heritage à luy loué (= Mieter; Vermieter = *locateur*, ib.; schon Gerberoy 1507, 135)
Courtrai 1557 (3, 11) apportez le *locataire* ou fermier
ib. (7, 2) le *locataire* ou fermier (7, 8 id.)
ib. (7, 29) non pas du *locataire*

location BW: 1660, une première fois en 1531. FEW V 389 a: afr. location „action de louer" (1219), mfr. id. (1379; 1531, Cout. de Lorris . . .), nfr. id. (seit Cotgr. 1611) . . .
Dazu ergänzend s. Melun 1506 (2); Auvergne 1510 (16, 19); Saint Sever 1514 loc. (3, 2); La Marche 1521 (120); Bourbonnais 1521 (124); Calais 1583 (207); Lorraine 1594 (12, 18)

lorsque BW: 1530. S. FEW IV 475 a und Anm. 57
Ponthieu 1495 (135) *lorsque* le retrait luy sera adjugé . . . qu'il luy baille . . .
Amiens 1507 (47) *lorsqu'il* lui accordera sondit retrait; s. auch ib. 95
Pévelle 1507 (10) *lorsque* le rentier forain . . . veut recevoir
St Paul 1507 (41) wie Amiens 1507 (47)
Vgl. Amiens 1507 (29) und Neuredaktion von 1567 (39), in welcher *lors que* eingeführt wird

louis s. BW; FEW V 425 b (*louis d'or* seit Louis XIII.)
Tournai 1552 (11, 16) 60 sols *louisiens*, vaillables 63 sols 9 deniers Flandres

machure BW: 1472 . . . Beleg s. Gdf.
Mehun s. Yèvre 1481 (1, 9) en chaudemeslée, s'il y a sang ou autre *machure*
Früher Beleg zu der noch nicht völlig geklärten Geschichte dieser Ableitung und der Wortfamilie. Dazu auch St. Sever 1514 (18, 16) si aucun blesse un autre de *marcheure*, pour laquelle guerir il faille faire incision par les Barbiers. Siehe auch Coutumes von Nivernais und Bourges (Gdf.); Issoudun 2, 9; 2, 13 *mascheure*

majorité BW: *majorité*, âge, 1606, . . . devenu terme de jurisprudence générale vers la Révolution
Auvergne 1510 (13, 1) *majorité* fixée à 25 ans
Saintonge 1520 (39) mineur venu à *majorité*
Ypres 1535 (171) parvenus à leur âge de *majorité* (s. auch ib. 73 und 227)
Tournai 1552 (10, 1) l'aage de *majorité*
Courtrai 1557 (13, 7) lorsque les mineurs seront parvenus à leur *majorité* (auch 13, 8)
Melun 1560 (290) l'aage de *majorité*
Gand 1563 (22, 24) avant leur age de *majorité* (s. auch ib. 8, 8)
Amiens 1567 (133) l'âge de *majorité*
Peronne 1567 (171) le jour de la *majorité*
Lorraine 1594 (4, 3) jusques à la *majorité* desdits enfants
Saint Mihiel 1598 (1, 3) l'aage de *majorité*

malversation BW: 1527. Dazu Gdf. ein Beleg von 1387
Perche 1505 (636 b) s'il y avoit *malleversation* ou vie deshonneste

malverser BW: 1527.
Chauny 1510 (101) rempoissonner lesdits viviers . . . et en tout

. . . soy gouverner par raison, sans en *mal verser* ou user, ne prejudicier ausdits fiefs

manuel BW: subst., XVIIe (Ménage)

Clermont en Beauvaisis 1539 (249) celebrer . . . le service divin . . .; . . . le grec, le messel, le *manuel*, l'epistolier, l'antiphonier . . .

mentionner BW: 1530

Statut 1432 Bruxelles (Cout. Gen. I 1264) dans les points et articles ci-devant citez est *mentionné* de la possession . . .

Saintonge 1520 (19) dessus *mentionnez*

mésallier BW: 1651 (Scarron). FEW V 327 b: nfr. *se mésallier* „s'allier par mariage avec une personne de naissance inférieure" seit 1651

Auvergne 1510 (12, 36) qui *se mesalie*

Lorraine 1594 (1, 10) Generalement le fruict suit la condition du pere, bien qu'entre gentilshommes le fruit soit habilité de la condition de sa mère à prendre et avoir sieges ès assises, si elle ne *s'est mes-aliée*

mobiliaire BW: 1611, une première fois en 1411

In den Wtb. wird *mobiliaire* von Dup. 1573 an aufgenommen (Huls. 1596 die Form *mobilaire*). Die Coutumes geben jedoch zahlreiche frühere Belege:

Normandie 1386—90 (Bibl. hist. droit. norm. I 2; 117) en autres cas *mobiliaires*

Anjou 1437 und Normandie 1483, s. Gdf.

Mehun s. Yèvre 1481 (9, 2) credittes *mobiliaires*

Boulenois 1495 (78) . . . reputées debtes et obligations *mobiliaires*

Ponthieu 1495 (132) dettes *mobiliaires*

Sens 1495 (104) chose mobiliaire; ib. (250) marchandise *mobiliaire*

Bourbonnais 1500 (13, 5) quelque chose *mobiliaire*

Perche 1505 (III, 638 a) debtes *mobiliaires*

Touraine 1507 (2, 9) les espaves *mobiliaires;* ib. (35, 7) chose *mobiliaire*

Péronne 1507 passim; Lodunois 1507 (3, 1) espave *mobiliaire;* Gerberoy 1507 (121) dettes *mobiliaires*

Amiens 1507 (9) un legat *mobiliaire* (neben legat *immobiliaire*)

Saint Vaast 1507 (25) heritier *mobiliaire*

Saint Omer 1507 (2) ès successions *mobiliaires*

Chartres 1508 (57) debtes et creances *mobiliaires*

Anjou 1508 (150) espaves *mobiliaires*

Orléans 1509 (379) la chose *mobiliaire* estant veue à l'oeil, peut estre entiercée

Vitry en Partois 1509 (17) la succession *mobiliaire* et *immobiliaire*

Artois 1509 (93) des heritiers *mobiliaires* (neben h. *mobiliers*, s. u.)

Auvergne 1510 (2, 9)

Paris 1510 (365) une chose *mobiliaire* particuliere (s. auch 10, 180)

ib. (10, 108 und 109) debtes *mobiliaires*
ib. (10, 113) actions *mobiliaires* et possessoires
Poitou 1514 (340) chose *mobiliaire* contentieuse (ib. 231 debtes *mobiliaires*)

Weitere Belege für chose *mobiliaire:* Saintonge 1520 (59), La Marche 1521 (112), Estampes 1556 (167), Bar 1579 (200), Normandie 1583 (7), Calais 1583 (1, 2); für actions *mobiliaires:* Lille 1533 (1, 22), Reims 1556 (14), Gand 1563 (20, 4); für hoir *mobiliaire:* Lille 1533 (1, 5); Mons 1533 (21) neben hoir *meublier*, ib.; für bien(s) *mobiliaire(s):* Hainaut 1534 (86), Renaix 1552 (12, 5; 1, 3; 15, 3), Courtrai 1557 (3, 3), Gand 1563 (28, 3) und ib. (25, 6) autres biens, meubles et *mobiliaires* conquis, constant le mariage, . . .; neben biens *meubliers:* Mons 1533 (36); debtes *mobiliaires:* Laon a. c. (8), Reims 1556 (279), Saint Quentin 1556 (1); conventions *mobiliaires:* Valenciennes 1540 (57); heritages . . . *mobiliaires:* S. Piat de Seclin 1565 (1), Courtrai 1557 (16, 28) la moitié des profits *mobiliaires;* payements . . . reconnus *mobiliaires:* Gand 1563 (6, 19); la moitié de toutes les eschouettes *mobiliaires* de justice . . .: Gand 1563 (25, 17); gages portatifs et *mobiliaires:* Gand 1563 (10). Neben dem sehr häufigen *mobiliaire* und dem sporadischen *meublier* kommt in Lothringen eine dritte Form vor: successeur *meubliaire* (Lorraine 1594, 2, 17), id. pl. (2, 12), espaves *meubliaires* et *immeubiliaires* (6, 5), leurs heritiers *immeubliaires* (2, 16), substantiviert *le meubliaire* (2, 11).

mobilier BW: 1673
Artois 1509 (132) heritiers d'un trespassé *mobiliers*
Issoudun 1. H. 16. Jh. (6, 3) debtes et credictes *mobilliers*
Calais 1583 (7) Douaire est réputé *mobilier*, et perd la nature de douaire . . .
ib. (91) les legs *mobiliers*, le legs *mobilier*

morve BW: 1506
Sens 1495 (256) *morve* [vice des chevaux]

noviciat BW: 1587 (D.)
Ypres 1535 (245, 11) . . . si quelque personne se met en religion . . . pendant l'année de son *noviciat*

nubile BW: 1514 se dit particulièrement des filles
Orléans 1509 (164) fille mariée en aage *nubile*
Saint Sever loc. 1514 (4, 1) jusques à leur aage *nubile;* audit aage *nubile* (ib.)

officieux BW: *officieux*, 1584; *officieusement*, 1495

Neben diesem auf *officiosus* zurückgehenden *officieux* ist das homonyme *officieux* < *officialis* zu ergänzen. Diese Ableitung ist in ihrer negativen Form *in-* älter als die erste und hat in den Coutumes stets die Bedeutung „unrechtmäßig, nicht den gesetzlichen Bestimmungen entsprechend“:

Sens 1495 (97) Donation . . . est réputée *inofficieuse* et frauduleuse (id. Sens 1555, 110; Auxerre 1507, 110). Bei Gdf. Druckfehler: III 431 statt 491

Bourbonnais 1500 (5, 1) donnations, . . . posé qu'elles soyent immenses ou *inofficieuses*

Vitry en Partois 1509 (73) que leur don de mariage ne fust excessif et *inofficieux*

Reims 1556 (292) la querelle de testament *inofficieux*

Ribemont 1556 (81) . . . pourveu que la donation ne se trouve *inofficieuse*. Auquel cas elle serait sujette à débattre par *inofficiosité*

Noyon 1556 (16) querelle de donation *inofficieuse*

Gand 1563 (12, 1) de la donation *inofficieuse;* id. Dourdan 1556 (91)

Bassigny 1580 (167) donation faite par . . . est reputée *inofficieuse*

option BW: 1538, une première fois vers 1200

Lettres de Philippe, duc de Bourgogne (1430) (in Roisin, Lille, p. 448) a *loption* desdits supplians; s. auch p. 449

Ponthieu 1495 (51) lequel a le choix et *option*

Sens 1495 (70) *option* réservée

Perche 1505 (III 644 a) et est en son *option* d'élire la voye que bon luy semblera

Peronne 1507 (p. 606 b) faculté et *option* de renoncer

Troyes 1509 (7) le choix et *option*

Artois 1509 (124) dont l'heritier aura le choix et *option*

Chauny 1510 (16) le choix et *option* d'apprehender

La Marche 1521 (140) le Seigneur a l'*option* de le contraindre

Lille 1533 (17, 10) une femme vefve . . . a *option* . . . de renoncer . . .

Mons 1533 (12, 2) ait l'*option* et pouvoir de . . .; s. auch ib. 15, 1

Ypres 1535 (136, 6) à son *option* et choix; s. auch ib. 50

ib. (198) aura l'*option* pour les retenir

pacification BW: XVe s. (Commynes) (= 1489—98)

Lettr. pat. zu Coutumes de Boulenois vom 28. 1. 1493: . . . des grandes graces que Dieu . . . Nous a faites à la *pacification* et appaisement des guerres . . .

parjure BW: „celui qui fait un parjure", XIIe; „faux serment" 1541 (Calvin)

Anjou-Maine 13. Jh. (Compilation . . . 91, in Beautemps-Beaupré I, s. Bibliographie) traïson et *parjure*, cestes choses desléautet home

Sens 1495 (53) si aucun achette un heritage dix livres, et il fait mettre ès lettres vingt livres . . . ledit acheteur perdra ses deniers, qui seront appliqués au Seigneur en la Justice duquel le *parjure* sera averé

Einwandfrei beide Bedeutungen enthält folgende Stelle:

Troyes 1509 (164) le defendeur pour le *parjure* par luy commis sera puny comme *parjure*

(162) (le retrayant) sera puny de *parjure* (Meineid)
Auvergne 1510 (8, 5) *perjure*

partageable BW: 1535 (ebenfalls auf Grund eines Coutumesbeleges)
Perche 1505 (III 639 b) des choses *partageables*
Ypres 1535 (216) les despens sont *partageables* (s. auch ib. 174 und 190)
Partager löst *partir* ab; daß auch der Übergang von *partable* (s. Gdf.) zu *partageable* sich in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts vollzieht, zeigt der Vergleich der Coutumes von Amiens 1507 und 1567:
Amiens 1507 (11) iceux heritages feodaux sont *partables* et divisibles entre les donataires
Amiens 1567 (53) heritages feodaux . . . sont *partageables* et divisibles entre les donataires

passif BW: le sens financier développé par opposition à *actif: dettes passives*, 1715
Sens 1495 (58) les dettes personnelles *passives* (id. Sens 1555, 83)
Troyes 1509 (83) debtes *passives* (ib. 11 id.)
Ypres 1535 (189) dettes *passives* et actives (ib. 195 id.)
Courtrai 1557 (15, 7; 15, 14; 12, 5; 16, 15) dettes actives et *passives*
Reims 1556 (17) debtes et actions *passives*
Gand 1563 (20, 4) actions *passives*
ib. (24, 4) dettes *passives* personnelles
ib. (24, 50) dettes actives ou *passives*
Burgh de Ninove 1563 (4, 8) les dettes personnelles *passives*
Bar 1579 (78) les debtes *passives*
Calais 1583 (23) dettes . . . actives et *passives*
Als Adv. Chauny 1510 (133) au regard des debtes tant activement que *passivement*, se doivent diviser également . . .

pavé BW: 1539. Dazu Gdf. schon 1486, *pavé*; 1499 *pavey*
Gorre 1507 (I 429, 3) closture de porte sur rue aussi haute que le *pavé*

percevoir BW: Le sens de „recueillir les impôts“ qui ne paraît pas antérieur au XVIIe . . .

Der Ausgangspunkt liegt in den im Coutumier häufig belegten Wendungen *percevoir une rente* und *percevoir les fruits d'un heritage*. Einmal ist außerdem *percevoir une amende* und *percevoir les lots et ventes* zu belegen:

a) 1415, *parcevoir rentes*, s. Gdf.; Paris 1510 (5, 73) . . . aucune rente et icelle prinse et *perceue* sur aucun heritage; Laon s. d. 2, 15: qu'il ait . . . *perceu la rente*;
b) Ponthieu 1495 (53): peut licitement *prendre, percevoir et faire recevoir les fruits* . . .; Sens 1495 (150) und Boulogne 1495 (105);

Peronne 1507 (599 a) *fruits . . . pris et perceus;* Orléans 1509 (24) *les fruicts levez et perceuz;* ib. 80; Chauny 1510 (114) *les fruicts perceuz* par l'acheteur; Saint Quentin 1556 (60); Montfort Lamaury 1556 (20) restablir *les fruicts . . . prins et perceus;* Reims 1556 (97) de jouir et *percevoir les fruits* d'iceluy fief; Amiens 1567 (65) *percevoir les fruits* d'héritage u. a.;

c) Sens 1495 (18) peut *lever et percevoir* amende de cinq sols parisis;

d) Auxerre 1507 (143) ils ont jouy et usé, *prins et perceuz lesdits lots et ventes*

petit-fils BW: 1596. FEW III 521 b: seit 13. Jahrhundert!

Gand 1563 (3, 12) de la mere ou de la grand'mere, le fils ou le *petit-fils* du costé de la mere

Synonyma in den Coutumes *arriere-fils, sous-fils* (z. B. Meaux 1509, 42), *enfans de nos enfans*

plant BW: *Planter* . . . Dér.: *plant*, XVIe, „action de planter", d'où „ce qui est planté" (cf. déjà en 1508 *la porte des plans* au château de Gaillon) . . .

Boulenois 1495 (156) planter hayes en jardins . . .; et si ne doit nul faire *plans* entre parties, s'il n'appert par vrayes bournes [Boulenois 1550 (169)], id. *plants*

Bourbonnais 1500 (8, 4) quant aux pasturages et *plant*

La Marche 1521 (357) ès *plants* et buissons vifs servans à closture de prez et terres

préciput BW: 1521; écrit en outre *précipu* au XVIe . . .

Die ältere Form:

Saint Sever 1514 (12, 26) l'aisné doit avoir la maison . . . *par precipu* . . .

ib. (4, 5) tels acquests sont *precipuz* dudit acquerant

Bayonne 1514 (12, 3) est deue *par precipu* au masle aisné

Die jüngere Form mit *t* von *caput:*

Anjou 1508 (222) *par preciput* et advantage

ib. (223) aura un *préciput* et advantage en . . .

Paris 1510 (1, 9) au fils aisné . . . appartient par *preciput*

Angoumois 1514 (7, 89) *par preciput* et advantage

ib. (7, 90) *par preciput* et droit d'aisnéesse

Saintonge 1520 (110; 91; 94; 102) *par preciput* et advantage

ib. (94) s. Gdf.

La Marche 1521 (212) jouir . . . *par preciput* et avantage par dessus ses . . .

usw.

Dazu das Subst. *précipuité:*

Bassigny 1580 (141) donations faites par ascendans ou descendans en *precipuité* et contract de mariage et faveur d'iceluy, seront subjectes à . . .

prédécéder FEW: seit Lar. 1875. Siehe auch Gdf. (Belege von 1587 und Loisel, gest. 1617). BW nur *prédécès.*

Amiens 1507 (43) quand tel mari seul saisi *prédecede* et va de vie à trépas auparavant sa femme

ib. (104) du *prédecedé*

ib. (69) iceux oncles *prédecedez*

Touraine 1507 (29, 6) (si) le mary *predecedoit* sesdits pere et mere

Chauny 1510 (26) leursdits pere ou mere *predecedé* (zwei Belege)

ib. 79: si ledit mary *predecedoit*

Tournai 1552 (15, 19) les enfants du *predecedé*

Noyon 1556 (22) . . . si lesdits enfans *prédecedent* sans hoirs

Melun 1560 (94) le fils de l'aisné *predecedé*

Peronne 1567 (84) les heritiers du *predecedé*

Bar 1579 (78) les . . . frais funeraux du *predecedé* (s. auch 87)

Bassigny 1580 (166) les hoirs du *predecedé*

Calais 1583 (31 und 79) . . . du *predecedé*

ib. (110) iceux oncles *prédecedez*

Weitere Belege s. Blois 1523 (70), Crépy 1539 (67), Berry 1539 (8, 13; 8, 19; 8, 20; 8, 23), Amiens 1567 (104), Estaires 1605 (15), Chauny 1609 (71), Richebourg l'Avoué 1670 (I 394)
Daneben *prémourir*, z. B. Clermont 1571 (p. 876, 24) *premourant*

prédécès BW: 1596

Calais 1583 (134) au cas de leurs *prédecès*

préférable BW: 1611. Siehe auch Gdf. (Beleg von 1529)

Gand 1563 (6, 1) la reconnaissance devant le Landt-heer est *préferable* à la reconnaissance devant les Eschevins

Lorraine 1594 (4, 9) tutelles données par testament . . . sont *preferables* à toutes autres (s. auch ib. 12, 17)

ib. (17, 14) est ledit hostellier *preferable* à tous autres crediteurs de ses hostes

prématuré BW: 1690; mais l'adv. *-ément* a été relevé en 1577. Fait sur le lat. *praematurus*

Diese auffallende zeitliche Differenz erklärt sich durch folgenden Beleg aus Vitry en Partois 1509 (94): despouiller *prematurè* lesdits heritages chargez de douaire. Hier wird das lat. adv. auf *-e* als Fremdwort aufgenommen, wobei es noch die lat. Form zeigt. Parallelfälle sind die durch kursiven Druck als Lehnwörter gekennzeichneten *respectivè* (Courtrai 1557: 16, 5), *inclusivè* (ib. 16, 24), *maximè* (Gerberoy 1507, 1) u. a. Die nächste Stufe war die formale Angleichung des Adverbs ans Französische (s. o. *prématurément*, 1577). Als Etymon ist demnach die lat. Adverbform anzusetzen.

prétérition BW: 1609 . . .; comme t. de droit 1622

Auvergne 1510 (12, 48) et ne seront lesdites ordonnances et dispositions de derniere volonté invalidées par faute d'institution d'heritiers, caducité, ou *preterition*
Bayonne 1514 (11, 15) impugner telle disposition et volonté par *preterition*
La Marche 1521 (253) caducité ou *preterition*

prévôtal BW: 1603
Angoumois 1514 (1, 4) Juge *prevostal*

proxénète BW: 1584 . . . dans un sens non défavorable. Dazu pejor. Gdf.-Beleg von 1545
Bourbonnais 1521 (131) *proxenettes*, corratiers et autres commis à vendre marchandises à eux baillées
Nivernais 1534 (32, 21) id.

qualification BW: 1573; une première fois vers 1435 (s. auch FEW II 1413 a)
Bourbonnais 1500 (17, 8) selon des modifications et *qualifications* contenues au troisième chapitre

querelle BW: le sens moderne, 1538
Ypres 1535 (32) lorsqu'il arrive quelque *querelle* ou batterie dans la susdite Chastellenie . . . faire ajourner les *querelleurs*
ib. (31) la Paroisse où la *querelle* est arrivée, ou au dernier domicile des *querelleurs* ou du *querelleur* par noms ou surnoms, afin qu'ils se mettent en prison

quereller BW: sens moderne, 1611
Courtrai 1557 (2, 1) plusieurs gens qui se battent ou qui *querellent*

querelleur BW: 1549 (Gougenheim); d'abord „celui qui fait un procès", XIIIe s.
Ypres 1535 s. *querelle*

quote-part BW: dep. Montaigne
Gand 1563 (6, 17) nantissant seulement sa *quotepart* de la dette demandée
ib. (24, 4) lesdites dettes peuvent estre poursuivies, soit contre le survivant ou contre les heritiers, pour leurs *cottes-parts*
Vgl. ib. (27, 4) pour telle *quote et part* que; id. (*-tt-*) Lorraine 1594 (p. 1105, 9)
Normandie 1583 (219) ils seront tenuz contribuer à la nourriture . . . chacun pour la *quotte part* de leurs fiefs, et au marc la livre. Siehe auch ib. 587: la *cotte part*

ramasser BW: 1539
Ypres 1535 (155) . . . il estoit usité de *ramasser* les amendes par le Bailly de la Salle . . .

réajournement BW: 1606. Beleg von 1481 *readjournement* s. Gdf.
Auvergne 1510 (9, 10) sans autre *readjournement*

La Marche 1521 (49 und 367) id.
Ypres 1535 (163) il sera adjugé défaut au rentier, et de plus un *réadjournement* avec intimation à faire pour le plus prochain jour de plaid . . .

réalisation BW: 1596, au sens jurid.
Der Beleg von Gdf. (Liège 1518, II 325, = 6,7) bedarf einer Überprüfung, da der Text im NCG 1642 überarbeitet worden ist.
Gand 1563 (6, 8) leurs *réalisations* et hypotheques

réaliser BW: 1596, au sens jurid. Gdf. gibt Beleg von 1560
Boulenois 1495 (32) acquestes non *réalisées* sont réputées biens meubles (ähnlich ib. 35 und 60)
Ponthieu 1495 (132) si elles (rentes . . . dettes mobiliaires) ne sont hypothequées et *réalisées*
Peronne 1507 (p. 612 b) rentes . . . *realisées* par hypotheque sur les heritages
Saint-Omer 1507 (22) vendre ou aliener . . . rentes *réalisez*, infeodez ou patrimoniaux
Theroane 1507 (1) rentes *réalisées*
Amiens 1507 (40) rentes, *réalisées* ou non infeodées
Ribemont 1556 (51) pour *realiser* l'hypotheque qu'il y ait nantissement (ib. 42 und 183 rente nantie et *réalisée*)
Gand 1563 (20, 6) rentes . . . *réalisées* (ib. 6, 12) dettes *réalisées*
S. Piat de Seclin 1565 (2) les donations sont *realisées* de la valeur . . .
Amiens 1567 (83) rente . . . *réalisée* et hipothequée (s. ib. 138)
Auf Personen bezogen:
Lille 1533 (15, 12) si tel louagier est *realizé* par mise de faict

rebord BW: 1642
Gand 1563 (18, 29) personne ne peut rien faire hors des mesmes murs au préjudice d'autruy, non plus des *rebords*, des degrez, des saillies que . . .

reboucher BW: 1642. FEW I 452: seit 1412, Chesn. 1572 (?)
Orléans 1509 (193) en *rebouchant* les pertuits
Gand 1563 (18, 25) tenant toujours le mur dans son espaisseur, *rebouchant*, aussi, selon l'art, . . . ce qu'il pouroit avoir rompu par son ouvrage
ib. (18, 10) en un mur commun un ou plusieurs trous . . .; et en le *rebouchant*, l'ouvrage estant fait, . . .
ib. (18, 11) percer le mesme mur . . . en le *rebouchant* ensuite
Lorraine 1594 (14, 7) en *rebouchant* les trous
In den Wtb. seit Est. 1539 (*reboucher ung trou* ,,iterum obthurare"), ältere Belege Gdf.

récolte BW: 1558; cf. ,,nous disons la récolte, au lieu qu'on souloit dire la cueillette", H. Estienne, 1578. FEW II 902: seit 1561
Courtrai 1557 (7, 31) année . . . de la derniere *recolte*

Weitere Belege Ninove 1563 (3, 5; 3, 6), Gand 1563 (25, 25), Lorraine 1594 (8, 4; 13, 11), Chauny 1609 (81, fehlt jedoch Chauny 1510, 79).

Weitere Belege Blois 1523 (233), Lorris 1531 (10, 4), Auxerre 1561 (112).

récusation BW: 1539 . . . jur. Gdf. Belege 1332 und Bersuire (1352 bis 1356)
Auvergne 1510 (5, 1) des *recusations* baillées contre les Juges
La Marche 1521 (titre 9) id.

redoubler BW: 1539. FEW III 183 id.
Auvergne 1510 (29, 3) iceluy temps luy est *redoublé*
Poitou 1514 (141) c'est à sçavoir que ceux qui doivent les cens au vassal pour raison des choses du fief, les payeront au Seigneur à qui il appartient le rachapt au double, et *redouble* jusques à cinq sols
ib. les premiers 5 sols doubleront et *redoubleront*
La Marche 1521 (319) tout le temps est *redoublé*
In allen Beispielen hat *re-* iterativen, nicht intensivierenden Charakter

régnicole BW: 1568
Vitry en Partois 1509 (78) . . . vont de vie à trespas sans heritier legitime, demourant avec eux audit pays, et qui soit *regnicole* à l'heure de leur trespas, . . .
Sens 1555 (91) un estranger demeurant hors du Royaume, ne succede aux biens de son parent *regnicole*, natif de ce Royaume, et decedé audit Royaume

reliquat BW: *-t*, XVIe
Boussac 1427 (III 1012 b) rendront bon compte et *reliquat* (s. auch *relicat* 1409, Gdf.)
Der Ausdruck *rendre bon compte et reliqua* kommt in den Coutumes des 16. Jahrhunderts sehr häufig vor, aber stets ohne *-t*

remarquable BW: 1578. Außerdem Gdf.-Belege von 1547—67.
Gand 1563 (4, 15) . . . pour sa mauvaise . . . conduite ou autre chose *remarquable*
ib. (11, 7) pour quelque necessité *remarquable*

remplacement BW: *remplacer*, 1549; *remplacement* id.
Ypres 1535 (187) . . . au moyen de ce qu'il est acquis en *remplacement* de l'heritage vendu

rempoissonner BW: 1549
Chauny 1510 (101) repeupler ou *rempoissonner* lesdits viviers ou estangs par luy peschez

réprimander BW: 1623 (écrit alors *-end-*)
Ypres 1535 (155) . . . les calenger ou *reprimender* (in der Quelle kursiv gedruckt) de leurs abus . . .

revendication BW: 1611. Réfection, d'après *revendiquer*, de *reivendication*, cf. *en cas de reivendication*, 1507 et *action pétitoire de reivendication*, 1539, . . . Dazu Gdf.-Beleg von 1486

Bourges ca. 1435 (55) aultre action que l'en appelle *reivendication* elle a lieu en court laye

Melun 1506 (74) ne s'entend ladite *revendication* qu'en choses mobiles

rez-de-chaussée BW: . . . on avait formé sur ces locutions *à rez de chaussée*, 1606, d'où est issu le français moderne *rez-de-chaussée*, fin XVIII[e]

a) adj. in den Coutumes nur noch selten:

Poitou 1514 (25) rendre du boiceau de bledz *rez* un boiceau comblé de farine

b) als Subst. in verschiedenen Redensarten, bestimmten Verbindungen enthalten:

de rez à comble: La Marche 1521 (313) le meunier est tenu rendre la farine *de rez à comble* outre le droit de mouture

(du, à) rez de terre: Bar 1579 (177) fenestres . . . de 8 pieds de haut *à rez de terre* ou de plancher par bas estage et de 7 pieds par haut estage. Siehe auch Clermont en Beauvaisis 1539 (218) und Normandie 1583 (614)

(au) rez de la mangeoire: Clermont en Beauvaisis 1539 (220): *au rez de la mangouerre;* Calais 1583 (174) de hauteur jusqu'au *rez de la mangeoire*

(du) rez du plancher: Clermont en Beauvaisis 1539 (218) quant aux autres estages du *rez du plancher* de sept pieds de haut

(le, de, à) rez de chaussée (in der Bedeutung „Niveau der ebenen Erde", nicht „Stockwerk")

Siehe Gdf.-Beleg von 1504 *Reez de chaussee*, ohne Textzusammenhang

Melun 1506 (62) s'ilz ne sont depuis *rez de chaussée* à neuf piedz de hault quant au premier estage

Meaux 1509 (76) jusques à huit pieds de haut hors terre et *rez de chaussée*

Paris 1510 (6, 81) à qui appartient le *rez de chaussée*, appartient le dessus et le dessous *du rez de chaussée* . . .

Reims 1556 (364) . . . au dessus de 9 pieds de *rez de chaussée* et de 7 pieds au dessus du second estage

ib. (375) monter la muraille (de la cave) à ses despens jusques *au rez de la chaussée*

ib. (361) edifier ladite closture jusques à 12 pieds de Roy *à rez de chaussée*, outre et pardessus les fondemens

Vermandois 1556 (268) percer le mur . . . pour y faire fenestres au dessus de neuf pieds *de reez de chaussée,* et de 7 pieds au dessus du second estage . . .

ib. (270) le voisin peut contraindre son voisin à soy clorre à l'encontre de luy de murailles jusques à neuf pieds de hauteur, à prendre *du rez de chaussée*
Dourdan 1556 (66) celui à qui appartient le *réez de chaussée*, appartient le dessus et le dessoubs dudit *réez de chaussée*
Estampes 1556 (74) und Montfort Lamaury 1556 (74) id.
Melun 1560 (191) a celuy auquel appartient le sol (appellé *rez de chaussée*) . . . le dessus et dessous dudit *rez*
Auxerre 1561 (18) prisons raisonnables *à rez de chaulsée*
Sedan 1568 (281) à huict pieds hors de terre, *à rez de chaussée*
Calais 1583 (19) d'avoir colombier à pied, ayant boulins, manes et trous jusqu'au *rez de chaussée*
ib. (195) jusqu'à la hauteur de 9 pieds de haut *du rez de chaussée*
ib. (186) quant au premier étage, au dessus de 5 pieds trois poulces, à prendre *du rez de chaussée et terre*

Der letzte Beleg und diejenigen von Reims 1556 (375) und Melun 1560 beweisen, daß der Ausdruck noch nicht erstarrt ist, d. h. noch eine lebendige Komposition darstellt (in *rez de chaussée et terre* wird *rez* nicht wiederholt, vgl. *j'ai chanté et sifflé* im Gegensatz zur erstarrten Futurkomposition, span. *-mente* usw.)

c) Auch die Erweiterung mit *estage* führt noch nicht über die Niveaubezeichnung hinaus:

Paris 1510 (6, 83) le sol, apellé *l'estage du rez de chaussée*
Montfort Lamaury 1556 (76) le sol appellé *l'estage du reez de chaussée* d'aucun heritage
Dourdan 1556 (67) le sol appellé l'*estage du réez de chaussée*
Reims 1556 (366) le sol, c'est à dire l'*estage du rez de chaussée*
Calais 1583 (173) Quiconque a le sol, appellé *l'estage du rez de chaussée* d'aucun héritage

d) Die Bedeutung „Stockwerk", die in den Coutumes noch nirgends belegt ist, obwohl sie schon sehr nahe liegt, konnte aus b) direkt oder über c) durch Ellipse entstehen. Die Wtb. bestätigen unsere Interpretation der Coutumesbelege (Est. 1539: *Le rez de chaussée, le sol et fondement de toutes choses; mettre rez pied, rez terre;* Th. 1564: *Le mur est à rez de chaussée;* Dup. 1573: *L'estage de rez de chaussée, c'est le sol, et plaineure* de la terre). Das Erdgeschoß wird in den Coutumes z. B. mit *bas estage* bezeichnet.

risque BW: 1578 (H. Estienne, au fém., . . .)
Courtrai 1557 (4, 1) . . . mais il coure *le risque*, au cas que la cause fut mal-instruite ou défendue, de ne se pouvoir aider . . .
ib. (16, 13) mais il doit demeurer dans *le risque* de la perte ou du profit
ib. (16, 14) Lorsqu'une survivante ou le survivant reste en la maison mortuaire *à ses risques*, perils et fortunes

roturier BW: 1549

Adj. (s. Gdf.-Beleg von 1461: *choses roturieres*)

Anjou ca. 1437 (459, Liger) en main *roturiere*

Sens 1495 (103) l'heritage censuel et *roturier;* (147) enfans *roturiers;* (259) heritages *roturiers*

Bar 1506 (20) gens *roturiers;* (49) entre personnes et choses *roturieres;* (9) en rentes et heritage de pote et *roturieres* pareillement

Amiens 1507 (39) quant aux biens . . . cottiers ou *roturiers*

Saint Paul 1507 (7) terres cottieres ou *roturieres*

Touraine 1507 (titre 23) entre gens *roturiers;* ib. (15, 31) femme noble ou *roturiere;* (8, 11) rente *roturiere;* (35, 1) homme ou femme *roturiers*

Anjou 1508 (31) gens *roturiers;* (88) id.; (46) entre gens laiz *roturiers;* (94) femme *roturiere* survivant son mary; (249) homme ou femme noble ou *roturier*

Troyes 1509 (53) franc aleu *roturier;* (12) femme noble ou *roturiere*

Vitry en Partois 1509 (68) homme *roturier* et de poste

Auvergne 1510 (17, 19) toute personne, soit noble ou *roturiere*

Angoumois 1514 (1, 20) devoirs non *roturiers;* (1, 23) chacun, soit noble ou roturier; (1, 29) de *roturiere* condition

Saint Sever 1514 (12, 25) biens nobles ou *roturiers* (kursiv)

Poitou 1514 (8) ses hommes *roturiers;* (21) soit chose noble ou *roturiere;* (29) un lieu *roturier;* (38) imposer devoir *roturier;* s. auch ib. 25, 29, 283 u. a.

Saintonge 1520 (7) ès hostels des hommes *roturiers;* (6) hommes *roturiers* demourans en maison *roturiere;* (58) de *roturiere* condition

La Marche 1521 (81) femme *roturiere*

Adverb:

Perche 1505 (III 639 a) la succession . . . se partira *roturierement*

Touraine loc. 1507 (p. 625 a) . . . tenues . . . *roturierement*

Touraine 1507 (15) . . . tenue . . . *roturierement;* (27, 19) se depart *roturierement*

Anjou 1508 (254) succession se depart *roturierement* (s. ib. 344)

Vitry en Partois 1509 (2) nobles vivans *roturierement*

Troyes 1509 (16) qu'elle vive marchandement ou *roturierement*

Siehe auch Troyes 1509 (11); Paris 1510 (1, 46); Poitou 1514 (25 und 29); Angoumois 1514 (7, 85 und 1, 22)

Subst. m.:

Anjou ca. 1447 (459, Liger) si aucun *roturier* acquiert aucun fié

Touraine 1507 (23, 1) Le *roturier* peut . . .; (8, 12) à noble et non à *roturier;* (35, 6) Et sinon n'y a que la loy de 7 sols sur le *roturier;* s. auch ib. (1)

Lodunois 1507 (8, 10) non à *roturier*

Anjou 1508 (2) entre *roturiers*

Chartres 1508 (52) entre *roturiers*

Auvergne 1514 (3, 47) id.

Saintonge 1520 (7) *roturiers* couchans et levans

La Marche 1521 (83) entre *roturiers*, francs ou serfs; s. auch ib. 12, 175, 212

Subst. fém.:

Touraine 1507 (29, 6) *la roturiere* (= *la* femme *roturiere;* vgl. *la douairiere* usw.)

roussin BW: 1530. Altération, par croisement avec *roux*, de l'anc. *roncin*, vers 1080 (Roland) „cheval de charge . . ."

Touraine 1507 (8, 10) *roucin de service* non abonné

ib. (8, 1) *roucins de service* . . . sont deuz à muance d'homme

ib. (8, 9) payer ledit *roucin* et aydes dessusdites

Lodunois 1507 (8, 7) pour *roussin* de service non abonné, sera payé . . .

Siehe dazu Ragueau, Glossaire, 1583

Der in den Coutumes weit häufigere Ausdruck ist *cheval de service* (z. B. Perche 1505, III 643 b; Anjou 1508, 131; Orléans 1509, 73; Normandie 1583, 603). Siehe außerdem Gdf.

signature BW: 1516

Ponthieu 1495 p. 102 b) et de *signatures* ou seaux de Juges

Liévin 1507 (10) comme par la *signature* d'iceulx poeult apparoire

Pernes-en-Ternois 1507 (I 389, public.) iceux Mayeur et Eschevins avec leursdites *signature* et pendu le sel

Amiens 1507 (I 118 Proc. Verb.) les *signatures* qui seroient faites par lesdits 18 personnages (s. auch ib. 117)

solvable BW: 1538, au sens moderne; rare antér.; une fois en 1431; mais usité depuis le XIV[e] au sens de „payable", en parlant d'une rente, d'une dette, etc. . . .

Sens 1495 (37) . . . pourvû que le retrayeur soit *solvable* de fournir . . .; (121) Si aucun vend rente sur tous ses heritages le vendeur present, vivant et *solvable* . . .

Peronne 1507 (p. 606 b) heritier suffisant et *solvable*

Chauny 1510 (40) regir et gouverner par gens *solvables*

Ypres 1535 (73) personnes reseantes et manants assez *solvables*

ib. (58) si les susdites personnes n'estoient pas *solvables*

Solvable/insolvable lösen *solvent/insolvent* ab [vgl. Amiens 1507 (83) en cas d'*insolvence* und Amiens 1567 (211) ledit garand ne seroit *solvable; solvent* z. B. Peronne 1507 (p. 620 a); Hainaut 1533 (14); *insolvent* Peronne 1507 (p. 606 a und 619 b); Hainaut 1533 (15) trouvé *insolvent* et impuissant de payer; Lille 1533 (10, 13) rendre le principal debteur *insolvent*]

soumission BW: 1549, *submission* 1411

Touraine 1507 (24) en faisant par luy *soubzmission* en la court du Seigneur

souscrire BW: 1541 (Calvin); souvent écrit *soubscrire* au XVI[e] s. . . . Dazu *subscripte*, 1356, Gdf.

Berry 1539 (III 988, Proc. Verb.) par eux *soubscrits* et signez
ib. (18, 10) vouloir *souscrire* au dessus (sic, Druckfehler?) dudit testament

sous-locataire BW: 1690
Gand 1563 (16, 2) sur le fermier ou sur le *sous-locataire* (s. *sous-louer* und *locataire*)
Nieuport 1615 (12, 8) s. Gdf.
Daneben entsteht das synonyme *sous-locatif* [z. B. Calais 1583 (235) s'il y a des *sous-locatifs*, peuvent être pris leurs biens pour ledit loyer et charges du bail]

sous-louer BW: 1609 (ebenfalls ein Coutumesbeleg, s. DG)
Courtrai 1557 (7, 5) le trouvant sous-fermé ou *sous-loué* par le fermier
ib. le sous-bail ou *sous-louage*
Gand 1563 (16, 2) Chacun proprietaire ou maistre ayant *loué* son bien, maison ou heritage, et le trouvant *sous-loué* . . . par le fermier . . .

soussigner BW: 1568 (au part. fém. *-ée*)
Billy 1507 (I 426, publ.) veues et affermées par les *soubsignés*
Pernes (43, public.) et autres cy *soubsignez*
Baudimont 1507 (I 444, publ.) par . . . mannans et habitans . . ., *soubsignez*
Gorre 1507 (I 430, public.) les dessus nommez et *soubsignez*
Wancourt 1507 (I 403, public.) et autres subjets *soubsignez*
Maulx 1507 (I 443, public.) s. Baudimont
Béthune 1509 (I 317, public.) soubz les sings des *souz-signez* presens (ib. *soubzsignez*; titre I 315: les prelats *soussignez*)
Plac. Namur 1540 (I 254, 2) extrait *soubsigné* du greffier
Artois 1544 (I 257, 2) extrait, *soubs-signé* du greffier (I 276: *soubz-signé*)
Tournai 1552 (27, 9) en vertu de cedulle que le demandeur maintient estre souscrite, *soussignée* ou marquée de la main de . . .
Bruxelles 1552 (II 967) par extraict *soussigné* du greffier (id. 969)
Alle Belege aus dem Nordwesten

stipulation BW: 1541 (Calvin); une première fois en 1266. Dazu Gdf.-Belege von 1272 und 1337
Anjou ca. 1447 (Liger, 276, II p. 121) o *stipulacion* de paine
Anjou 1508 (450) alleguer pactions, *stipulations*

suivant BW: . . . prép., XVIIe s.
Renaix 1552 (1, 6) *suivant* les circonstances de l'affaire

supplétif BW: terme techn., 1569
Berry 1539 (III 984, Proc. Verb.) . . . est coustume nouvelle, *suppletive* et declarative de l'ancienne (weiterer Beleg s. *interprétatif*)

surenchérir BW: 1690
Agen (wahrscheinlich erste Hälfte 16. Jh.) 21: si un emphiteote veut *surencherir* aucun fief il le peut

survie BW: XVII[e] (Patru)
Ypres 1535 (181) mais le survivant retient en *survie* ou douaire sa vie durant, la moitié des heritages que lesdits heritiers partagent
ib. (166) la juste moitié du revenu en *survie* ou douaire
ib. (170) de la jouissance ou *survie* que le veuf ou la veuve retient de l'heritage du défunct . . .
ib. (182 und 185) *survie* ou douaire

syndicat BW: Bedeutung „Vereinigung zur Verteidigung von Interessen" erst 19. Jh.
Saint Sever 1514 (2, 2) se peuvent assembler . . . faire *sindicats* pour la poursuite des procès

tenancier BW: 1569, d'abord terme de féodalité . . .
Ponthieu 1495 (6) l'homme et *tenancier*
Bourbonnais 1500 (17, 5 und 1, 9)
Peronne 1507 (p. 602 a) saisir telles terres, censives par défaut de *tenancier*
Auvergne 1510 (21, 6) deffendre au *tenancier* tous us et exploits
Poitou 1514 (341) un tiers acquereur et *tenancier* des biens
Angoumois 1514 (1, 21) ledit *tenancier* (d'un fonds)
Saintonge 1520 (24); La Marche 1521 (157 und 381); Amiens 1567 (41 und 198); nicht datierbar Marquenterre loc. (29) und Agen (8)

testamentaire BW: 1512. Älter *testamentoire* (s. Gdf.)
Bourges ca. 1435 (63 und 158) tuteur *testamentaire* (d. h. *tuteur*, der im Testament festgesetzt ist)
Boulenois 1495 (51) dispositions *testamentaires*
Sens 1495 (84) und Bar 1506 (22) id. sg.
Melun 1506 (94) par laiz *testamentaire*
Abbeville loc. ca. 1507 (7) par donation *testamentaire* (id. Peronne 1507 p. 607 a)
Saint Vaast 1507 (30) legat *testamentaire*
Auxerre 1507 (94) und Peronne 1507 (p. 608 b) disposition *testamentaire*
Anjou 1508 (326) executions *testamentaires;* Troyes 1509 (95) debtes *testamentaires;* Artois 1509 (57) par disposition *testamentaire*; (89) id.; Saint Omer loc. 1509 (90) par don *testamentaire;* Vitry en Partois 1509 (99) par laiz *testamentaires;* Auvergne 1510 (11, 1); Chauny 1510 (113)

testateur s. m. BW: 1541 (Calvin); une première fois au XIII[e]
Bourgogne D 1459 (7, 4) si le *testateur* dispose des 2 parts . . . en autres personnes
Boulenois 1495 (53) . . . immediatement le trespas du Donateur ou *Testateur*

Weitere frühere Belege s. Ponthieu 1495 (55); Sens 1495 (82, 89, 80); Bourbonnais 1500 (12, 1); Auxerre 1507 (92); Saint Vaast 1507 (33); Amiens 1507 (9); Anjou 1508 (274); Troyes 1509 (97); Orléans 1509 (227 und 235); Vitry en Partois 1509 (100); Artois 1509 (48 und 58); Arras loc. 1509 (34); Chauny 1510 (59); Paris 1510 (7, 95 und 7, 96); Auvergne 1510 (12, 49); Poitou 1514 (206); Saint Sever 1514 (12, 3); Angoumois 1514 (3, 45); Saintonge 1520 (90); La Marche 1521 (231 und 254); Lille 1533 (2, 4); Berry 1539 (18, 9 und 18, 23); Valenciennes 1540 (55).

Daneben findet sich auch ein Beleg für das Fem. *testatresse:* Lille 1533 (2, 4) Un *testateur* ou *testatresse* peut disposer par testament . . .

Ebenso vereinzelt *testamenteur* (Mons 1533, 38) zu *testamenter* [Poitou 1514 (230) und Normandie 1583 (loc. 16)] und *testater* (Mons 1533, 36)

In den Wtb. *testateur* schon seit Est. 1539

toiser BW: 1549

Orléans 1509 (213) (l'héritage) sera *toisé* et mesuré à la toise de masson et non à la toise de charpentier

toiture BW: 1788. Undatierter Beleg s. Gdf. (Chron. de Richer)

Lorraine 1594 (14, 15) sur le mur ou *toicture* de son voisin

traduire BW: „. . . citer en justice", XVIIe s.

Ypres 1535 (164, 2) il est ordonné que quiconque *traduit* un autre en Justice . . .

ib. (156) De *traduire* un autre en Justice ailleurs que là où il appartient

ib. (152) lorsque les parties sont *traduites* en Justice l'un contre l'autre

ib. (138) quiconque appellera d'estre *traduit* devant la Loy

Courtrai 1557 (10, 1) le creancier a l'option d'attaquer et de *traduire* en justice pour . . . soit le principal débiteur . . .

ib. (10, 5) *traduisant* quelqu'un pardevant les juges de . . .

ib. (12, 7) Les femmes mariées ne peuvent estre *traduites* en justice pour . . . (s. auch ib. 10, 4)

Gand 1563 (1, 11) Les bourgeois résidants en la Ville de Gand ne peuvent *se traduire* l'un l'autre en Justice . . . pour . . .

transmissible BW: 1586

Normandie 1583 (494) (le droit de clameur de bourse) . . . est *transmissible* aux heritiers

Calais loc. 1583 (11) Tous hostages sont . . . *transmissibles* comme héritages

travail BW: XVIIe au sens moderne

Ypres 1535 (120) Des gens de *travail*. Item, si quelque maistre charpentier, couvreur, maçon, ou autres gens de *travail*, sçavoir, labboureurs mestayers, faucheurs et fossoieurs, entreprend quelque

certaine quantité de *travail*, que cet ouvrier achevera ce *travail* ou cet ouvrage, avant qu'il fasse, ou entreprenne aucun *travail* ailleurs, à peine de l'amende de . . .

Gand 1563 (28, 8) pour rémuneration de service et de *travail*

ib. (18, 14) L'on reconnaist la communauté de mur parce qu'il y a de *travail* dessus et dedans, avec du bois, avec des ancres . . .

Siehe Übergangsbedeutung Est. 1539: *Estre vaincu du travail, et ne pouvoir porter le faiz, labori succumbere*

Die ältere Bedeutung z. B. Anjou 1508 (66) pour reprimer telle vexation et *travail* des subjets. Siehe *travailler*.

travailler BW: D'abord ,,tourmenter, peiner, souffrir" . . .; s'est substitué à *ouvrer* au XVIIe s.

Die nordfranzösischen Coutumes kennen im Gegensatz zu den übrigen Gebieten schon im 16. Jahrhundert die moderne Bedeutung von *travail* und *travailler*.

Peronne 1507 (p. 618 a) . . . rayeres, cliers, pressoirs, et de tous engins et charnats mouvants et *travaillans*

Renaix 1552 (8, 1) et à ceux qui y *travaillent* à la journée

Courtrai 1557 (16, 33) . . . fait fouir . . . quelques pierres ou autres materiaux sur le fief pour y *travailler* et y faire quelque édifice

Gand 1563 (18, 25) mais chacun des voisins peut bien faire *travailler* quelque ouvrage pour des cheminées, jambages, sommiers etc.

Daneben im Norden die ältere Bedeutung, z. B. Peronne 1507 (p. 600 b) *travaillé* d'amende; Abbeville loc. 1507 (45) faire défenses . . . de ne *travailler* par action l'un l'autre; Hainaut 1533 (102) Afin que les manans ne soient point *travaillez* de fosser s'il n'en est mestier . . .; ib. (74, p. 20 a) afin que noz subjets ne soient point *travaillez* par lesdits sergens; Mons 1535 (13) sans *travailler* les parties. In den übrigen Gebieten z. B. Anjou 1508 (66) aucuns . . . s'entrevexent et *travaillent*.

Moderne Bedeutung in den Wtb. seit Est. 1539 (z. B. *Tantost travailler, tantost reposer* . . .).

triennal BW: 1550

Bourbonnais 1521 (90) allegue possession *triennale*

Nivernais 1534 (6, 9) par ladite cessation *triennale*

Berry 1539 (12, 10) prescription *triennale* ès choses meubles

tuméfaction BW: XVIe s. (als Ablt. von *tuméfier*, dieses seit Paré)

Tournai 1552 (12, 23) Et au regard des navrures ou blessures . . . concussions, *tumefactions*, . . .

vacance BW 1642

Binch 1594 (Lettres; II 211) en temps des *vacances*

Hesdin 1628 (I 343) des plaids . . . tenus après les *vacances* du mois d'Aoust

vacation BW: XVIIe, au sens moderne de „temps occupé à une affaire“ (spéc. d’un homme de loi), d’où „honoraires pour ce travail“ (au XVIe et au XVIIe s. aussi „profession, métier“)

Sens 1495 (176) . . ., en payant les salaires et *vacations* faites audit fief par ledit Seigneur feodal

Auxerre 1507 (240) en payant les sallaires, *vaccations* et impenses raisonnables

Hainaut 1533 (67) ils auront par jour pour leur salaire et *vacations* de deux chevaux 56 sols tournois (dienstlich auswärts gehende Advokaten)

Valenciennes 1540 (153) seront taxées les journées et *vacations* de ceux qui apporteront lesdits escrits eu regard aux personnages et distances des lieux

Renaix 1552 (1, 16) de payer les dépens desdits priseurs à chacun la *vacation* ou le loyer d’un manouvrier

Reims 1556 (109) salaires et *vacations* des commissaires

Melun 1560 (42) id.

Normandie 1583 (534) la delivrance de leurs marchandises ou *vacations* (Einnahmen?)

Laon anc. cout. s. date (erste Hälfte 16. Jh.) entretenir les enfans bien et suffisamment, selon leur estat de vivre et habillemens, et les faire apprendre et endoctriner selon leur *vacquation* („condition, état“)

vidimer BW: terme de chancellerie, fin XVIe (D’Aubigné)

Valenciennes 1540 (161) faire collationner ou *vidimer* coppie

voir BW: *sur le vu, au vu,* XVIIe

Chauny 1510 (1) *au veu et sceu* de son mary (id. Vermandois anc. c. 1, 4; Berry 1539, 1, 8)

Mante s. d. (3, 1) *à veu et sceu* de tous

Reims 1556 (7) *au veu et sceu* de leur pere et mere

Lorraine 1594 (1, 21) *au veu et sceu* d’iceluy

Obwohl die Knappheit dieses Überblicks es uns nur gestattete, an Hand einer kleinen Auswahl von Beispielen die verschiedenen Richtungen der Auswertungsmöglichkeiten anzudeuten, so hoffen wir doch, auf die Bedeutung des in den Coutumes enthaltenen Wortschatzes im Rahmen der Entwicklung der französischen Schriftsprache und der französischen Mundarten hingewiesen zu haben.

Berlin KURT BALDINGER

Simon d'Authie

Ein pikardischer Sänger

„Der Verfasser des vorliegenden ‚Liederbuches' glaubt keine unnütze Arbeit geleistet zu haben. An trefflichen philologischen Hilfsmitteln . . . fehlte es bisher nicht. Daneben schien es mir aber wünschenswert, allen Freunden der mittelalterlichen Literatur ein der streng wissenschaftlichen Grundlage nicht entbehrendes Büchlein von weniger gelehrtem Charakter an die Hand zu geben, das geeignet wäre, ihr freudiges Interesse am provenzalischen Minnesang und seiner Geschichte neu zu beleben. . . . Um aber dem modernen Leser die ursprüngliche künstlerische Eigenart der provenzalischen Lieder zu lebendigem Bewußtsein zu bringen, der Lieder, die ja nicht zu grammatischen Exerzitien bestimmt waren, sondern zu musikalischem Vortrag inmitten einer glanzvollen, von regen Kunstinteressen erfüllten höfischen Gesellschaft, durfte auch eine kleine Sammlung der alten Melodien nicht fehlen. . . . Zu jenen mag der Musikverständige greifen und sein Ohr an den schönen Weisen erfreuen, die moderne Interpretationskunst den vergilbten Blättern der Handschriften zu entlocken verstanden hat"[1].

Diese Worte gab unser Jubilar seinem „Provenzalischen Liederbuch" 1917 mit auf den Weg, einem Buche, das trotz der Schnelllebigkeit unserer Zeit nichts von seiner Bedeutung eingebüßt hat, das damals aber mit gewissermaßen engstirnigen Ansichten brach und damit eine neue Epoche einleitete: das mittelalterliche Lied nicht nur als ein „zu grammatischen Exerzitien" geeignetes sprachliches Phänomen, sondern als lebensvolles Kunstwerk, d. h. als eine Wort-Ton-Einheit zu verstehen

Was sich damals, noch schüchtern, anbahnte, ist heute zur Selbstverständlichkeit geworden: allenthalben bemüht man sich, die Synthese der Mittelalterwissenschaften im Interesse des mittelalterlichen Kunstwerkes zu verwirklichen. In dieser Hinsicht möchten auch die nachfolgenden Seiten dem Jubilar ein kleines Zeichen gemeinsamer Interessen sein.

Die Persönlichkeit der Liederdichter des Mittelalters ist zumeist in tiefes Dunkel gehüllt. Häufig kennen wir nicht einmal den Namen — unter den 200 ersten im bibliographischen Liederverzeichnis von G. Raynaud aufgeführten Liedern sind 96, also nahezu 50%, anonym überliefert —; wenn uns der Name des Dichters in den Handschriften mitgeteilt wird, können wir wohl die unter seinem Namen überlieferten Lieder zusammenstellen und, wenn sie zahlreich genug sind, aus ihnen eine Vorstellung von der Persönlichkeit des Dichters gewinnen; oft genug aber bleibt diese farblos und z. T. unsicher zugleich.

Dankbar begrüßen wir es darum, wenn wir den Namen eines Liederdichters in Urkunden vorfinden, so daß uns wenigstens ein

[1] E. Lommatzsch, Provenzalisches Liederbuch, Berlin (1917) V f.

Anhaltspunkt dafür gegeben ist, in welche Zeit sein Wirken fällt. Schwer genug ist dann immer noch der Nachweis der Identität des angeführten Namens mit dem Dichter zu erbringen. Aber selbst diese Fälle bieten sich nur selten.

So gut wie aussichtslos bleiben Nachforschungen nach Liederdichtern, die dem Spielmannsstand angehören, wie etwa Colin Muset; und auch bei Angehörigen des niederen Adels fließen die Quellen außerordentlich spärlich. Was wissen wir von Dichtern wie Blondel de Nesle, vom Chastelain de Couci, von Gace Brulé, um nur einige der markantesten Liederdichter zu nennen?

Dagegen gelingt es erfreulicherweise, den fast undurchdringlichen Schleier, der über den mittelalterlichen Dichterpersönlichkeiten liegt, bei d e n Dichtern etwas zu lüften, die in Städten gelebt und in irgendeiner Verbindung zur Kirche gestanden haben, wenn nur das Urkundenmaterial noch erhalten ist.

In dieser Hinsicht ist Arras besonders glücklich daran: neben Urkunden der Stadt selbst sind auch solche des Bistums und der Abtei von Saint-Vaast reichlich vorhanden. Es ist das Verdienst von A. Guesnon, die Urkunden auf die Arraser Liederdichter des 13. Jahrhunderts hin durchforscht und uns viele Aufschlüsse über sie gegeben zu haben. Unter ihnen befindet sich auch M a i s t r e S i m o n d'A u t h i e , der uns hier näher interessieren soll[1].

Die Familie des Dichters — vielleicht er selbst — dürfte aus dem gleichnamigen Dorf Authie stammen, das seinen Namen von dem in den Ärmelkanal einmündenden Küstenfluß im Grenzgebiet der Pikardie und des Artois, zwischen Amiens und Arras, hat.

P. Paris[2] hatte bereits auf Grund einer Angabe von D. Grenier festgestellt, daß Simon d'Authie Kanonikus der Kathedrale von Amiens war: *magister Simon de Alteia, vir litteratissimus, hujus ecclesie canonicus.*

Diese Feststellung bedeutete bereits einen Fortschritt gegenüber Fauchet und A. Dinaux[3], der, auf Fauchet zurückgehend, auf Grund des Jeu parti Rayn. 572 nur angeben konnte, daß Simon und Gilles oder Guillaume li Viniers befreundet gewesen wären. Weiter ist auch L. Passy nicht vorgedrungen[4].

Eigenartigerweise zweifelt G. Gröber die von P. Paris gebrachte Feststellung der Identität des Kanonikus von Amiens mit dem Trouvère an, indem er schreibt: „Meister Simon d'Autie (Somme),

---

[1] A. Guesnon, Recherches biographiques sur les Trouvères artésiens, in „Bulletin historique et philologique du Comité des Travaux historiques et scientifiques", Paris (1894) 427 ff. Holger Petersen Dyggve, Onomastique des Trouvères in „Annales Academiae Scientiarum Fennicae" XXX, 1 p. 234, Helsinki (1934).

[2] P. Paris, in Histoire littéraire XXIII 758.

[3] A. Dinaux, Les Trouvères artésiens, Paris (1843) 447.

[4] L. Passy, Fragments d'Histoire littéraire à propos d'un nouveau manuscrit de chansons français, in „Bibl. de l'Ecole des Chartes" XX (1859) 428. Sonderdruck, Paris (1859) 52.

der Partner Gile's le Vinier, wird wohl nur gleichnamig mit dem *vir litteratissimus* sein, der in einer Totenliste der Kirche von Amiens als Kanonikus aufgeführt ist, obwohl Richard von Fournival als Beispiel dafür angeführt werden könnte, daß sich Weltsinn und geistliche Stellung im 13. Jahrhundert nicht ausschlossen. Jedoch besitzt Simon eine viel weniger persönliche Art als Richard und verrät nur Laienbildung in seinen Liebesliedern und in einer Pastourelle, worin er sich einen Korb geben läßt" [1].

H. Suchier zweifelt schon nicht mehr an der Tatsache, daß auch Geistliche regen Anteil an der Minnedichtung nehmen können, und weist dabei auf Arras hin, wo neben Adam de Givenchi und Giles le Vinier, der bereits 1225 zum Offizial des Bischofs von Arras und etwas später zum Kanonikus daselbst ernannt wurde, der Rechtsgelehrte Simon d'Authie als Dichter auftritt, der 1222—1232 urkundlich vorkommt, die Abtei Saint-Vaast als Advokat vertrat und als Kanonikus zu Amiens starb. Weiter geht Suchier auf das Werk Simons nicht ein [2].

H. Suchier fußt mit seinen Angaben auf der Forschung von A. Guesnon, dem es gelungen ist, maistre Simon d'Authie als Anwalt der Arraser Abtei Saint-Vaast zu identifizieren, und damit erhalten wir eine recht erfreuliche Handhabe zur Beurteilung seiner Lieder.

A. Guesnon hat festgestellt, daß einer Abschrift der Urkunden der Abtei Saint-Vaast aus dem 16. Jahrhundert, die sich in der bischöflichen Bibliothek in Arras befindet, als Anhang ein Konvolut von etwa 50 Aktenstücken beigegeben ist, die sich auf vier von der Abtei am Anfang des 13. Jahrhunderts geführte Prozesse beziehen. Drei dieser Prozesse strengte die Abtei gegen die Schöffen von Arras an; sie betreffen die Steuererhebung bzw. die Gerichtsbarkeit der Abtei in ihren Lehen in der Bannmeile von Arras.

In diesen zwischen 1222 und 1226 verhandelten Prozessen vertrat *magister Simon de Alteia* die Abtei Saint-Vaast. Die Schriftsätze, die Simon d'Authie dem Gericht vor Abschluß der Erhebungen übergab, sind unter dem Titel ,,*Rationes*" und ,,*Magnae allegationes*" erhalten. Sehr wahrscheinlich sind der ,,*Libellus*", die ,,*Positiones*" und die ,,*Responsiones*" der Abtei auch sein Werk.

Es ist bezeichnend, daß die Abtei zur Führung ihrer Prozesse sich einen Anwalt aus Amiens holt und nicht auf einen solchen aus Arras zurückgreift. Der Ruf Simons als tüchtiger Anwalt mußte also schon über die Grenzen von Amiens bis nach Arras vorgedrungen sein. Simon kann darum 1222 kein Anfänger, sondern muß ein erfahrener Jurist im besten Mannesalter, also 35 bis 40 Jahre alt gewesen sein.

In der Tat erweist sich Simon d'Authie in den genannten Schrift-

---

[1] G. Gröber, im ,,Grundriß der romanischen Philologie", Straßburg (1902) II 1, 955.

[2] H. Suchier und A. Birch-Hirschfeld, Geschichte der französischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, Leipzig [2](1913) I 189.

sätzen nicht nur als außerordentlich gewandter, alle Situationen der Prozeßführung überblickender Anwalt, sondern auch als ein im kanonischen Recht meisterhaft bewanderter Jurist. Simon gewinnt die drei Prozesse, den letzten in erster und zweiter Instanz.

Die Abtei hatte allen Grund, mit ihrem Anwalt zufrieden zu sein; sie erwies sich ihm gegenüber dankbar, indem sie Simon eine lebenslängliche Rente von jährlich 50 *livres parisis* aussetzte.

Aus jener Zeit besitzen wir auch das Siegel des Maistre Simon d'Authie auf einer Urkunde aus dem Jahre 1223, die folgenden Wortlaut hat:

In nomine patris, etc. Nos magister Ardengus, subdiaconis domini Pape et canonicus Papiensis, magister Symon de Alteia, canonicus Ambianensis et dominus Osmundus, canonicus Sancti-Dionisii de Passu, audita confessione magistri Roberti de Angesto procuratoris abbatis et capituli Pissiacensis in jure coram nobis facta, etc. Actum Parisius in dominica qua cantatur *Letare Jherusalem*, a. g. M. CC. vicesimo tertio.



Demnach war Simon 1223 noch Kanonikus von Amiens; 1228 begegnen wir ihm als Dekan des Kapitels von Amiens, nach Ausweis eines Siegels aus demselben Jahr:



Aus dem Jahre 1228 stammt noch ein weiteres Siegel auf einer Urkunde vom April[1]:



Jedenfalls übte Simon d'Authie neben diesen Ämtern seine Tätigkeit als Anwalt ununterbrochen aus, denn 1232 vertrat er die Abtei Saint-Vaast abermals in einem Prozeß, und zwar diesmal gegen das Kapitel der Kathedrale von Arras.

Der Streit zwischen der Abtei und dem Kapitel der Kathedrale war wegen eines Reliquienaltares ausgebrochen, den die Domherren unberechtigterweise auf dem Follye-Platz in Arras errichtet hatten, um den Gläubigen Gelegenheit zu geben, die dort ausgestellten Reliquien zu verehren[2].

Nach erfolglosem Einspruch der Mönche von Saint-Vaast zerstörten diese unter dem Schutze des Chastelain von Arras und einiger Gefolgsleute der Abtei den Reliquienaltar. Die Domherren zogen sich, der Gewalt weichend, zurück, erschienen jedoch am folgenden Morgen mit einem größeren Aufgebot, stellten den Altar wieder her und ließen ihn, solange die Expositio der Reliquien dauerte, militärisch bewachen.

Inzwischen hatte der Bischof von Arras den Chastelain und die beteiligten Dienstleute der Abtei Saint-Vaast exkommuniziert, weil sie die Gläubigen während der Zerstörung des Altars durch die Mönche in Schach gehalten und mißhandelt hätten[3].

Die Exkommunizierten legten beim Bischof Einspruch gegen den Bannstrahl ein, und Maistre Simon d'Authie vertrat die Kläger mit dem Erfolg, daß die Exkommunikation zurückgenommen wurde[4].

Auch diese Akten, die „*Rationes*" und die „*Allegationes juris et facti*", in denen Simon als *magister Simon de Alteia, vir peritissimus in jure et aliis facultatibus, clericus ecclesie S. Vedasti, canonicus Ambianensis* bezeichnet wird, sind uns erhalten[5].

Was uns aber in der Ansicht, daß der erfolgreiche Anwalt mit

---

[1] Vgl. A. Guesnon, Sigillographie de la Ville d'Arras, Arras (1865) 35 und Planche XXXIII.
[2] Vgl. Cartulaire de Saint-Vaast, copie de l'évêché Nr. 92.
[3] Vgl. Cartulaire de Saint-Vaast Nr. 99.
[4] Vgl. Cartulaire de Saint-Vaast Nr. 99.
[5] Vgl. Cartulaire de Saint-Vaast Nr. 98.

dem Dichter Simon d'Authie identisch ist, noch mehr bestärken kann, ist die Tatsache, daß diese Akten auch einen Giles li Viniers[1] erwähnen, den späteren Kanonikus von Arras, der damals diese Würde noch nicht bekleidete, den Partner Simons im Jeu Parti Rayn. 572. Sollten aus dieser Zeit, 1222—1232, also aus den Jahren, in denen Simon nachweislich häufig in Arras anwesend war, die Jeux partis stammen — oder wenigstens das eine, Rayn. 572, das auf dem Pui in Arras vorgetragen wurde?

So ganz von der Hand zu weisen ist diese Annahme nicht, denn in den Jahren, in denen Simon durch seine Tätigkeit als Anwalt in Arras so wohl bekannt war, könnte er sich doch auch an der Diskussion einer Frage im Pui beteiligt haben, und das um so mehr, als er einem Partner gegenüber trat, der als Offizial des Bischofs ihm wohl auch im Prozeß gegenüber gestanden hatte, nämlich Gile li Viniers.

Welche Bedeutung man offenbar dieser Diskussion im Pui von Arras beigelegt hat, dürfte aus der Tatsache hervorgehen, daß dieses Jeu parti die Sammlung der Jeux partis in der Arraser Handschrift eröffnet, und zwar mit einer die beiden Partner darstellenden Miniatur, während den anderen Stücken keine Miniatur beigegeben ist.

Der Partner Simons in den beiden Jeux partis, Rayn. 289 und 1818, Hue le Maronnier, ist außerhalb dieses Zusammenhanges unbekannt, und was den im Jeu parti Rayn. 1818 von Simon vorgeschlagenen Richter Adam anbelangt, so dürfte dieser mit dem auch in den oben angeführten Prozeßakten genannten *clericus episcopi commensalis* Adam de Givenchy, der sich auch als Trouvère einen Namen gemacht hat, zu identifizieren sein[2].

Im Envoi des Liedes Rayn. 1802 wendet sich Simon an einen „Sire"; da aber jeder nähere Hinweis fehlt, ist eine Identifikation dieses „Sire" die, eventuell weitere Daten über Simon ergeben könnte, nicht möglich.

Damit sind die Nachrichten und Ermittlungen über Simon d'Authie erschöpft; sie ermöglichen uns jedoch, das Datum seiner Geburt etwa in das Jahr 1185 zu setzen.

Das Todesjahr Simons ist unbekannt; wir wissen bisher nur, daß er als Kanonikus in Amiens gestorben ist. Da von seiner Anwaltstätigkeit nach 1232 nichts mehr verlautet, läge die Vermutung nahe daß er vielleicht kurze Zeit danach gestorben ist.

Da gewöhnlich der Beruf eines Menschen nicht ohne Einfluß auf sein Denken und Handeln ist, erhalten wir durch die Urkunden bzw. durch die Prozeßakten ein Bild von dem Dichter, das durch seine literarische Tätigkeit durchaus bestätigt wird: es fällt auf, in welch

[1] A. Metcke, Die Lieder des altfranzösischen Lyrikers Gille le Vinier, Diss. Halle, Halle (1906).

[2] Vgl. A. Guesnon, a. a. O. S. 430. E. Ulrix, Les Chansons du Trouvère artésien Adam de Givenchi, in „Mélanges de Borman", Liège (1919) 499 ff.

weitgehendem Maße der Dichter seine Handlungsweise zu rechtfertigen sucht, wie er zu seiner Rechtfertigung Mittel anwendet, die stark an seine juristische Tätigkeit erinnern.

Die Simon d'Authie zugeschriebenen Lieder

Die „Bibliographie des Chansonniers français" von G. Raynaud schreibt Simon d'Authie folgende 11 in mehreren Handschriften überlieferten Lieder zu:

183 Li biaus estés se resclaire
327 Amours qui fait de moi tout son comant
487 Bone amour qui m'agrée
525 Tant ai Amours servie et honorée
623 Quant la saison comence
665 Fols est qui a ensient
882 Nouvele Amours ou j'ai mis mon penser
1381 Quant li dous estés define
1385 }
1415 } Quant je voi le gaut foillir
1460 On ne peut pas a deus seigneurs servir
1802 Li noviaus tans qui fait paroir

Außerdem tritt Simon als Partner auf in folgenden 3 Jeux partis:

289 Simon, lequel emploie mieus son temps
572 Maistre Simon, d'un essample nouvel
1818 Simon, or me faites savoir

Die Lieder verteilen sich auf die Handschriften wie umseitige Tabelle zeigt.

Zu der Tabelle ist folgendes zu bemerken: Für die Hss-Sigel verweise ich auf meine Ausführungen in der „Zeitschrift für romanische Philologie" Bd. 41 (1921) 339 ff. Die Abkürzungen bedeuten: C. de C. = Chastelain de Couci, G. B. = Gace Brulé, G. d'E. = Gautier d'Espinal, G. = Gille le Vinier, H. = Hue le Maronnier, J. l'O. = Jehan l'Orgueneur, R. de N. = Thibaut de Champagne, Roi de Navarre, S. C. = Sauval Cosset, S. bzw. S. d'A. = Simon d'Authie, an. = anonym.

Die Lieder 623, 665, 1381/85, 1415 und 1802 sind ohne jeden Zweifel Simon d'Authie zuzuschreiben; da den Autorenangaben in Hs C keine entscheidende Bedeutung zukommt, sind auch die Lieder 487 und 525 [1] als sein Eigentum anzusprechen.

183 wird in Hs M Gace Brulé zugewiesen, in Hs T für Simon in

[1] Auch A. Wallensköld führt das Lied unter den sehr fraglichen Stücken Thibauts an; vgl. A. Wallensköld, Les Chansons de Thibaut de Champagne, in „Soc. des anciens Textes français", Paris (1925) LXVII.

Rayn. Nr.	Handschriften M	T	D	A	U	C	K	N	P	X	L	V	I	E
183	G. B. 33 d	S. d'A. 39 r												
327	S. C. 170 b	S. C. 40 r				an. 5 r	S. d'A. 224 a	J. l'O. 108 b	S. d'A. 105 a					
487	S. d'A. Index	S. d'A. 37 r	an. 75 c		an. 104 r	G. d'E. 29 r								
525	S. d'A. 123 d	S. d'A. 38 v				R. de N. 242 r	S. d'A. 223 a	S. d'A. 107 d	S. d'A. 105 d					
623	S. d'A. 123 b	S. d'A. 38 r												
665	S. d'A. 124 b	S. d'A. 168 v				an. 81 v							an. 157 d	
882		S. d'A. 38 r	an. 75 d				C. de C. 98 b		C. de C. 32 d	C. de C. 70 d	an. 61 v	an. 76 c		
1381 1385	S. d'A. 123 a	S. d'A. 37 v			an. 59 v									
1415	S. d'A. 123 a	S. d'A. 37 r												
1460	S. d'A. Index	S. d'A. 36 v	S.d'A. 75 a				R. de F. 185 b	R. de F. 88 c	R. de F. 73 d	R. de F. 125 b				
1802	S. d'A. 124 a	S. d'A. 39 v												
289														H. à S. 169 d
572				an. 136 a										G. à S. 160 c
1818														H. à S. 170 a

Anspruch genommen. Schon G. Huet[1] hatte die Zuweisung des Liedes an Gace Brulé als sehr zweifelhaft bezeichnet, wohl weil der alte Index der Hs M, im Gegensatz zu der Hs selbst, das Lied Simon d'Authie zuweist. Auch dieses Lied dürfte deshalb als echt gelten.

Das Lied Rayn. 1460 eröffnet die Reihe der Simon zugeschriebenen Lieder in den Mss M, T und D; in der Hss-Gruppe K, N, P, X dagegen wird das Lied Raoul de Ferrieres zugeordnet. Nicht nur der Vorlage nach, die die Mss M, T und D gespeist hat und die offensichtlich über die Lieder Simons besser orientiert war als die Vorlage für die Hss K, N, P, X, sondern auch dem Inhalte nach ist das Lied zweifellos Simon zuzuweisen.

Die Hss M und T nennen Sauval Cosset als Autor von 327. In der Hss-Gruppe K N P herrscht Unsicherheit, indem Hs N das Lied für Jehan l'Orgueneur in Anspruch nimmt, während Hss K und P für Simon eintreten. Die Zuteilung bleibt den Hss nach fraglich, dem Inhalt und der Melodie nach spricht vieles für Simon[2].

882 wird von den Hss K P X dem Chastelain de Couci zugewiesen, während Hs T es unter den Liedern Simons bringt. Die Hs M kennt das Lied nicht. Die Hs D bringt es ohne besondere Autorenangabe in der Hs selbst wie auch im alten Index, und zwar im Gefolge der Lieder 1460 und 487, von denen nur 1460 als Lied von Simon d'Authie gekennzeichnet wird. Nun bringt die Hs die Lieder der einzelnen Autoren gewöhnlich in Gruppen zusammengefaßt. Die genannten Lieder stehen zwischen den Liedern von Adam de Givenchi und denen von Colars li Boutelliers. Offenbar war hinter 882 noch Raum zum eventuellen Nachtragen von weiteren Liedern des Autors von 487 und 882 gelassen worden. Da kein weiteres Lied zur Verfügung stand, trug ein späterer Schreiber hinter 882 die Motette [820] von Richart de Fournival nach. Die Motette fehlt im alten Index, woraus der Nachtragcharakter der Motette eindeutig hervorgeht. Wir können annehmen, daß die Hs D die oben genannten drei Lieder als vom gleichen Verfasser, also von Simon d'Authie herrührend, betrachtet wissen will. Hs D ist demnach zur Hs T hinzuzurechnen, so daß die beiden Hss-Gruppen einander gleichberechtigt gegenüberstehen. Eine Entscheidung kann auf diese Weise nicht getroffen werden.

Als echte Lieder Simons d'Authie dürften 183, 487, 525, 623, 665, 1381/85, 1415, 1460 und 1802 angesehen werden, während 387 als sehr wahrscheinlich von Simon stammend und 882 als recht fraglich zu gelten haben.

---

[1] Vgl. G. Huet, Chansons de Gace Brulé, in „Soc. des anciens Textes français", Paris (1902) LXXXII.

[2] Holger Petersen Dyggve schreibt das Lied Rayn. 327 Sawale Cosset d'Arras zu auf Grund der Attribution der Hss M und T; vgl. Holger Petersen Dyggve, Personnages historiques dans la poésie lyrique française des XIIe et XIIIe siècles, in „Neuphilologische Mitteilungen" 45 (1944) 112.

Über die Sprache des Dichters ist nicht viel beizubringen, da die Reime von wenigen Gedichten zu dialektischen Studien nicht ausreichen. Immerhin findet sich im Reim von Rayn. 1381—85 die pikardische Eigenart *-ie* (aus *-iée* < *iata*) mit *-ie* zu reimen, also: *cnvoisie : cortoisie.*

Der Dichter dürfte sich in seinen Liedern des pikardischen Dialektes bedient haben, weshalb der Ausgabe seiner Lieder die Schreibung der Hs T zugrunde gelegt wurde.

Das literarische Werk Simon d'Authies umfaßt acht Minnelieder, von denen eines, Rayn. 665, eine besondere Rolle spielt, eine Pastourelle und seine Mitwirkung bei drei Jeux partis.

Die Chansons d'amour

Im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts war immer noch die „Chanson d'amour", das Minnelied, große Mode. Allerdings hatte die Minnepoesie zu dieser Zeit eine längere Entwicklung hinter sich; sie hatte ihre ursprüngliche Gestalt bereits verändert. Wandte sich das Liebeslied anfänglich als stark gefühlsbetonte Huldigung an eine — wenn auch oft nur andeutungsweise genannte — Dame der Gesellschaft, oft an die Dienstherrin, immerhin an eine wirklich existierende Person, so tritt später nicht nur die gefühlsbetonte Seite immer mehr zurück, um einer gewissen Reflexion Platz zu machen, sondern es wird auch aus der realen Persönlichkeit der Besungenen ein abstraktes Idealbild weiblicher Schönheit.

Solange der Dichter in einer mehr oder weniger großen Abhängigkeit zu der von ihm verherrlichten Dame stand, sei es als Dienstmann, sei es auch nur als Spielmann, dem die Huldigung klingenden Lohn einbringen sollte, solange blieb die Ursprünglichkeit der Dichtung gewahrt. Als diese Bindung jedoch in Fortfall kam, mußte sich auch der Charakter des Minneliedes ändern.

Von dem Augenblick an, da der Dichter aus den bürgerlichen Kreisen größerer Städte hervorging, er damit einem völlig anderen Milieu entstammte und völlig andere Interessen vertrat, ist die Situation des Minneliedes eine andere geworden: das Moment der dienenden Huldigung im höfischen Sinn fällt fort; der ritterliche Sänger, der unmittelbar seiner geliebten Herrin huldigt, wird durch den am grünen Tisch der Studierstube dichtenden Kleriker ersetzt, der dichtet, weil es mehr oder weniger Mode geworden ist, daß auch der Magister zeige, daß er neben seiner beruflichen Tätigkeit auch das Dichterhandwerk beherrscht.

Für den aus dem städtischen Milieu hervorgegangenen Kleriker besteht kein Dienstverhältnis mehr, er verherrlicht keine Lehnsherrin; das Gefühlsmäßige seiner Dichtung wird durch den Verstand gesteuert, er argumentiert mit logischen Überlegungen, bedient sich der in der Schule geübten Rhetorik und ihrer Mittel.

Zwar ist das alte Gedankengut erhalten geblieben, es ist aber

ausschließlich zu einem Requisit geworden, zu einer Art Disposition, zu einem Gerüst, das nur noch als Basis für Deduktionen dient.

Es soll damit durchaus kein Werturteil ausgesprochen werden: der dichterischen Leistung wird durch die veränderten Voraussetzungen nicht ohne weiteres Abbruch getan, wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß die Ursprünglichkeit darunter leidet; daß eine Verstandespoesie leicht Gefahr läuft, an wirklichen dichterischen Qualitäten einiges einzubüßen.

Das ist nun die Situation, die wir in den Chansons d'amour des maistre Simon d'Authie vorfinden. Seine Minnelieder zeigen als Gerüst noch die frühere Gestalt. Der gewissermaßen zur Mode gewordene Natureingang findet sich in fünf seiner Minnelieder. Des Dichters Liebessehnsucht erwacht, wenn die sich erneuernde Natur im Mai mit Blüten schmückt, wenn die Welt lieblicher wird beim Gezwitscher der Vögel, wenn der Wald sich belaubt, die Bäume und Sträucher sich mit Blüten und Blättern schmücken; wenn die Aue mit saftig grünem Teppich und Blumen ohne Zahl sich überzieht, dann überkommt den Dichter neue Freude am Dasein, die ihm die Hoffnung erweckt, seinem Liebessehnen werde endlich Erhörung werden.

Doch des Dichters Eigenart dürfte weniger in diesen Natureingängen und ihrer jeweiligen Verknüpfung mit seiner seelischen Verfassung gesehen werden als vielmehr in der Eigentümlichkeit, die Liebeslieder sentenzenhaft einzuleiten, sie mit einer einem jeden vertrauten Feststellung zu eröffnen, die dann zur Erhärtung der nachfolgenden These dient. Zwei seiner Minnelieder beginnt Simon mit Aussprüchen, die, wenn sie auch keine eigentlichen Sprichwörter sind, doch Ausflüsse der der Bibel entstammenden Volksweisheit darstellen.

Niemand kann ohne Schaden zwei Herren dienen, weshalb man um neuer Liebe willen auf Vergangenes verzichten muß. — Wer wäre wohl so töricht, wer ein so ausgesprochener Narr, daß er wissentlich auf Kies säen wollte? Noch törichter als er wäre der, der eine wetterwendische Frau liebte. — Erkennen wir an der deduzierenden Art dieser Eingänge nicht den Juristen Simon d'Authie?

Es gehört zu den Requisiten der höfischen Liebesdichtung, die äußere, körperliche Schönheit sowohl als die damit in Einklang stehenden geistigen Vorzüge der besungenen Dame aufzuzeigen. Von ihnen macht Simon ausgiebig Gebrauch; doch noch größeren Wert legt er auf die ethischen Qualitäten, die sich zu diesen körperlichen und geistigen Anlagen gesellen müssen. Was nützt alle Schönheit ohne Mitgefühl?

Sans pitié beauté grans
Me dëust par droit desplaire.

Mit der äußeren Schönheit muß innerer Wert verbunden sein:

Beautés doit valour atraire.

Schönheit verlangt entsprechendes Benehmen:

Ele a gent cors bien fait et avenant,
Bouche riant et bien se set avoir.

Die weibliche Idealgestalt des Dichters vereinigt *sens, courtoisie et valour:*

A mon avis ne sai el mont millour
U tant ait sens, courtoisie et valour.

oder:

Courtoise et sage, et simple et sans orguel,
Gente de cors et clere de façon.

oder:

Dieus li dona si grant biauté fuison
Et avoec fist sens et bonté venir.

Zu den Vorzügen einer idealen Frauengestalt gehört nach Simons Ansicht — und das begegnet in der Liebesdichtung sonst nicht — außer korrekten Umgangsformen auch eine gewählte Sprache:

Dame bien parlans,
Ses beaus parlers qui tant plaist a öir

sind dem redegewandten und auf Sprachkultur Wert legenden Anwalt eine unerläßliche Voraussetzung.

Doch die Liebeslyrik ist nicht nur das Hohelied von Liebesglück und Liebeslust; ein wesentlicher Teil derselben, und vielleicht der wertvollere, veranschaulicht das ,,Hangen und Bangen in schwebender Pein".

Schon das ältere Minnelied vertritt die Ansicht, daß Liebesleid und geduldiges Ausharren die Liebesfreude erhöhen, und daß nur der die Liebeslust recht zu würdigen weiß, der durch Liebeskummer und Liebesqualen sich tapfer hindurchringt; denn Beharrlichkeit führt zum Ziel.

Auch Simon vertritt den Standpunkt, daß Liebesleid die Voraussetzung für echte Liebesfreude ist, auch bei ihm treten den aufrichtig Liebenden die Schmeichler, Verräter und Verleumder als Gegenspieler mit Mißgunst und Neid in den Weg,

Car li cler vis douç et riant
N'osent esguarder ne vëoir
Pour la cruël gent mesparlant,

und:

Losengier par lor guencir,
Dont m'aïr,
Ont fait maintes fois traïr
Fins amans a delitance.

Liebeskummer kann auch aus der Trennung der Liebenden resultieren. Dieses Motiv behandelt Simon in origineller Weise: es könne zwar eine räumliche Trennung der Liebenden stattfinden, doch das Geistige lasse sich dadurch nicht scheiden. Die Gedanken bleiben

mit der Geliebten vereint, wenn auch eine Trennung durch Raum und Zeit stattgefunden habe. Wer in der Nähe liebt, kann in der Ferne nicht hassen:

Se li miens cors se part de sa contrée,
Ne s'en veut pas pour ce li cuers partir.
J'emport men cors, mais g'i lais ma pensée;
Ki prés aime, de loins ne poet haïr

Wer wenig Erfolg in der Liebe hat, kann leicht zum Misogyn werden. Das ist aber bei Simon nicht der Fall, obwohl eines seiner Lieder (Rayn. 665) eine Invektive auf die wetterwendische Frau, die *feme volage*, enthält. Er warnt die ehrbaren Männer vor diesen Frauen; in der dritten Strophe des Liedes jedoch fordert er trotzdem alle auf:

Et servir et honorer
Pucele ki loiaument
Set son cuer en amourer.

Man beachte, daß es sich nicht um eine *dame*, also Herrin oder Gemahlin des Lehnsherrn, d. h. um eine verheiratete Frau, sondern um eine *pucele*, eine Unverheiratete, handelt. Das Minnelied hat damit die von der Konvention geforderte Verehrung einer verheirateten Frau aufgegeben und nähert sich dem, was wir heute unter Liebeslied verstehen.

Viele von den bisher berührten Punkten begegnen auch in der älteren Minnepoesie; was aber den Liebesliedern Simons ein ganz besonderes Gepräge gibt, ist die Art und Weise, wie sozusagen jeder ausgesprochene Gedanke bewiesen, begründet oder durch beispielhafte Vergleiche erhärtet wird. Das verleiht dieser Lyrik in hohem Maße den Charakter einer Verstandesdichtung, die, obzwar weniger ursprünglich wirkend, keineswegs reizlos ist. Es ist eine Dichtung, die ein anspruchsvolleres Publikum voraussetzt, diesem aber auch interessanter, bildhafter, plastischer, kurz exklusiv gegenüber der sonst üblichen Darstellungsweise erscheinen muß.

Da heißt es z. B.: Es ist nicht so peinvoll, ein härenes Büßergewand zu tragen und als Büßer zu leben, als eine lange währende Ungewißheit mit sich herumzutragen. Oder: Das Liebesleid ist nicht etwa kleiner, wenn es nicht sichtbar wird; mit Asche bedeckte Kohle glüht heißer. Oder: Der Dichter verschmachtet, er weiß nicht, wo er sich Trost holen soll; er gleicht einem Besiegten, der seinen Stock gegen seinen Sieger erhebt, um zurückzuschlagen, obwohl er weiß, daß er sich nicht mehr wehren kann. Oder: Ein ehrbarer Mann, der eine wetterwendische Frau liebt, verdient Verachtung, denn er gleicht dem, der ohne guten Wind sich auf die hohe See hinauswagt. Oder: Der Dichter zieht sich von einer Dame, die ihn nicht erhört, zurück, denn nur der hält ein kleines Vermögen für ein großes, der selbst nicht viel besitzt.

Daß der Dichter sich an ein gewählteres Publikum wendet, erhärtet nicht nur die Art seiner Vergleiche und seiner Deduktionen,

sondern auch die vielfache Anwendung weniger geläufiger Wörter, gewählter, vielleicht der Gerichtssprache entnommener Wendungen und Wortbildungen, vor allem dann, wenn diese Wörter im Reim noch besonderen Nachdruck erhalten, wie etwa *äuner*, *desaamer estance*, *enardir*, *guenchir*, *haire*, *s'entire*, *esperëour*, *aïrement*, *assëurance*, *egance*, *perjance* etc.

Am auffälligsten ist das Lied Rayn. 1415, in dem auch provenzalische Wörter nicht nur im Versinnern erscheinen, sondern auch im Reim. Sollte das ein Hinweis sein auf einen etwaigen Einfluß der provenzalischen Liedkunst — vielleicht seines Zeitgenossen Arnaut Daniel — auf den Dichter?

Die Pastourelle

Die Pastourellen machen einen Hauptbestandteil der Trouvère-Kunst aus; sie erfreuten sich wohl in keinem Lande größerer Beliebtheit als in Nordfrankreich, wo sie mit viel Liebe und Hingabe gepflegt wurden. Allerdings entspricht — neben dem Jeu parti — wohl keine Liedgattung dem gallischen Naturell so sehr wie die Pastourelle, jenes Lied, in dem Witz, Humor, Satyre, mit einem gesunden Schuß von Erotik, eine so einzigartige Verbindung eingehen.

Ein konstituierendes Element dieser Gattung ist, noch wenig beachtet, der soziale Hintergrund, auf dem sich die Handlung der Pastourelle abspielt. Der gesellschaftliche Unterschied zwischen den aktiven und den passiven Trägern des Geschehens in der Pastourelle ermöglicht den Aufbau einer Handlung, wie sie ohne dieses Gefälle kaum zu denken wäre.

Die Ritterschaft, in deren Mitte die ältesten Stücke dieser Gattung zum Vortrag kamen, ergötzte sich an der Tölpelhaftigkeit der Schäfer, der Bauernburschen, und an der leichten Verführbarkeit und Käuflichkeit der Schäferinnen, der Bauernmädchen, und weidete sich an den Verführungskünsten und den durch sie gezeitigten Erfolgen eines Angehörigen ihres Standes. Zahlreich sind die Beispiele hierfür.

Aber unter den uns erhaltenen Pastourellen begegnet auch eine Reihe von Stücken, in denen der galante Abenteurer beschämt und abgewiesen wird, in denen die Schäferin sich nicht verführen läßt, in denen sie die scheinheiligen Anträge des Ritters durchschaut, den Heuchler entlarvt und dieser enttäuscht von dannen reitet, mitunter feige vor den zusammengerufenen Bauernburschen das Weite suchend.

Diese Stücke dürften wohl weniger zum Vortrag in Ritterkreisen geeignet und auch nicht dazu bestimmt gewesen sein. Es ist kaum anzunehmen, daß die Herausstellung des Sieges des Schwächeren über den Stärkeren, des in sozialer und geistiger Hinsicht Unterlegenen über den in jeder Beziehung Bessergestellten im Interesse des sich als Herrenschicht fühlenden Rittertums gelegen war.

Diese Stücke müssen wohl für ein anderes Publikum verfaßt worden sein, sie müssen einen anderen Stand angesprochen haben.

Standesgegensätze hat es zu allen Zeiten gegeben, sie waren auch dem Mittelalter nicht fremd. Eine gewisse Rivalität zwischen Rittern und Nichtrittern, vor allem zwischen Rittern und Klerikern, ist zur Genüge bekannt, ebenso der Gegensatz zwischen Freien und Unfreien, zwischen dem Adel und den Bauern und Bürgern. Mit der Emanzipation des Bürgertums der Städte ging Hand in Hand ein Wachsen des Selbstbewußtseins, und je mehr das Ansehen des Bürgertums wuchs, um so mehr setzte sich in diesen Kreisen das Bedürfnis nach kultureller Betätigung durch und damit in steigendem Maße eine neue Gesinnung, die auch in der Dichtung ihren Niederschlag finden mußte.

Wenn die Ritter sich ihrerseits über die Beschränktheit des Volkes lustig machten, dürfte in den literarisch interessierten Kreisen der Bürgerschaft andererseits der Hang bestanden haben, den Ritterstand herabzusetzen, oder doch wenigstens ihm in den Augen der Bürger etwas von seinem Nimbus zu nehmen.

Dieses Streben tritt deutlich in der zweiten Kategorie von Pastourellen zutage, in den die bürgerlichen Kreise ansprechenden, vor allem aber in der von G. Gröber gänzlich mißverstandenen Pastourelle des Maistre Simon d'Authie, die wohl in den Anfang des 13. Jahrhunderts zu setzen ist, und die damit eines der ältesten Stücke dieser Art darstellt.

Dieses Lied Simons scheint mir symbolhaft am Anbruch einer neuen Zeit zu stehen; in mehr als einer Hinsicht fällt es aus dem Rahmen der übrigen Pastourellen heraus.

Anders als die bisherigen Lieder, die mit einer Frühlingsstimmung einsetzen, beginnt es mit einer ausgesprochenen Spätherbststimmung. Sollte der Dichter damit nicht eine Vorahnung geben wollen des für den Ritter ungünstigen Ausganges? Es wäre dies ein vom künstlerischen Standpunkt aus fein motivierendes Mittel, das, noch tiefer betrachtet, eine symbolische Andeutung ist des Niedergangs der ritterlichen Gesangskunst überhaupt.

Es heißt da: der Sommer ist vorbei, — auch die Zeiten, in denen die Bemühungen des Ritters immer von Erfolg gekrönt waren, — Blüten und Blätter fallen ab, — Verfall der Sangeskunst auf Burgen und Schlössern, — die Vögel fühlen sich nicht verpflichtet, in Wald und Busch zu singen, — der Gesang m u ß nicht mehr auf der Burg ertönen, — der nahende Winter macht sich bemerkbar, — das Ende der ritterlichen Gesangskultur kündigt sich an.

Nach diesem Stimmungsbild setzt die Handlung der Pastourelle ein.

In ausgesprochen unfreundlicher Jahreszeit, in trüber Stimmung der Natur reitet der Ritter einsam, ein Lied summend, seines Weges und trifft auf die schöne Emmelot, die, trotz Wind und Wetter jubelnd singend, der Freude über ihre Liebe mit Guiot Ausdruck verleiht.

Wie nicht anders zu erwarten, wirbt der Ritter um das Mädchen,

das hier nicht *pastore* wie in den für Ritterkreise bestimmten Pastourellen genannt wird, sondern *meschine*, welchem Begriff keinerlei Beigeschmack von Primitivem in sozialer oder geistiger Hinsicht anhaftet.

Der Ritter verspricht ihr ein seidenes Kleid — nach einer anderen Überlieferung einen seidenen Gürtel —, wenn sie sich von Guiot, von dem *vilain sot*, abwende, der doch nicht recht zu lieben verstehe. ,,Ihr sprecht töricht, Herr, niemals wird mein Freund von mir zum Hahnrei gemacht werden. Reitet eures Wegs; Guiot hat mir schon Handschuhe und Gürtel gegeben", war die Antwort des Mädchens.

Der Ritter setzt seine aufdringliche Werbung trotzdem fort, muß aber erfahren, daß er keine dumme Einfältige vor sich hat, sondern ein Mädchen, das seine unaufrichtigen Anträge durchschaut und das wohl imstande ist, ihm unverblümt die Wahrheit zu sagen: ,,Ihr habt viel versucht, aber wenig erreicht; manche andere habt Ihr schon umworben, aber nicht dabei gelernt, daß Ihr es hier unterlassen solltet. Das Herz ist nicht so verliebt, als es den Worten nach zu sein scheint. Mancher küßt und umarmt eine Frau, die er gar nicht liebt. Reitet eures Wegs, niemals werdet Ihr mich leichtsinnig finden."

Wir sehen, dem Ritter steht eine redegewandte, auch geistig ebenbürtige Partnerin gegenüber, die ihm von vornherein eine entschiedene Abfuhr erteilt. Das Lied Simons hebt sich also deutlich ab von den der Aristokratie genehmen Pastourellen. Es zeichnet den Anbruch der Sangeskunst in den Kreisen des selbstbewußten Bürgertums. Darüber hinaus zeigt es einen sittlichen Ernst, wie solcher in der Pastourelle nur selten anzutreffen ist, wie er aber vollkommen der Haltung eines Autors entspricht, der sich seiner Aufgabe als Kleriker bewußt ist.

Die Jeux partis

Wir müßten uns wundern, wäre Maistre Simon d'Authie als Dichter des Artois nicht auch in der Liedgattung, die vorzugsweise in der Pikardie gepflegt worden ist, im Jeu parti, zu Worte gekommen.

Dichter- und Sängervereinigungen, sog. Puis, gab es schon früh sowohl im prov. wie im afrz. Sprachgebiet; besonderer Beliebtheit erfreuten sie sich aber in Nordfrankreich, wo sie vorzugsweise das Interesse der Bürger der zu großem Ansehen und Reichtum gelangten pikardischen und wallonischen Städte fanden.

Pflege des Liedes und der Geselligkeit war der Zweck dieser Männervereinigungen, bei deren Zusammenkünften Sängerwettstreite ausgetragen wurden, von deren Verlauf uns der ,,Parfait du Paon" eine anschauliche Darstellung vermittelt[1].

[1] F. Gennrich, Der Gesangswettstreit im ,,Parfait du Paon", in ,,Romanische Forschungen" 58/59 (1947) 208 ff.

Im Schoße dieser auf Wettbewerb abgestellten Zusammenkünfte, bei denen bekanntlich die besten Lieder „gekrönt" wurden (chançons couronnées), ist eine Unterhaltungsliteratur für Sängerkreise entstanden, die „Jeux partis". Die Freude am Wettbewerb und die mit ihm aufs engste verbundene Freude am Debattieren und Diskutieren haben dieses eigenartige literarische Erzeugnis getragen, in dem sich zwei Dichter oder Sänger zusammentaten, um, von Strophe zu Strophe abwechselnd, singend sich in einer Disputatio zu messen. Der herausfordernde Partner legte seinem Gegner eine dilemmatische Frage vor und veranlaßte ihn, sich für die eine oder andere Lösung zu entscheiden, während er selbst dann die entgegengesetzte Meinung vertreten mußte. Wie bei jeder Disputatio lag der Reiz für die Zuhörer in der schlagfertigen, originellen und geschickt geführten Argumentation der beiden Gegner. Diese mußte erheblich an Wirkung einbüßen, wenn das Moment der Überraschung beim Zuhörer ausgeschaltet wurde. Die Wiederholung des Vortrags solcher Lieder konnte also bei weitem nicht mehr mit dem Interesse rechnen, das der eigentliche Wettstreit selbst auslöste. Das Charakteristikum der Jeux partis ist eben die geistreiche, schlagfertige, spontane und rhetorische Dialektik, die von jeher eine wichtige Rolle im französischen Geistesleben gespielt hat.

Die Jeux partis hätten jedoch schwerlich diese Beliebtheit erreicht, wenn den behandelten Themen nicht ein mehr oder weniger kräftiger Einschlag von Erotik beigegeben worden wäre, die die beiden Partner oft in eine heikle Lage versetzte. Die Partner, Mitglieder des Pui selbst, mußten sich auch in den heikelsten Situationen zurechtfinden, und das war es, was die Zuhörer mit besonderer Spannung der Disputatio folgen ließ. 182 dieser Jeux partis, von denen die meisten auf dem Pui d'Arras ausgetragen worden sind, sind uns heute noch erhalten.

Es ist die Frage aufgeworfen worden, ob die beiden Partner wirkliche oder fingierte Personen waren. Nach dem oben Festgestellten kann es sich nur um reale Personen gehandelt haben. Die Namen der Partner sind uns bekannt: es sind nachweisbar Angehörige des Pui. Es kann auch keine Rede davon sein, daß die Jeux partis von e i n e m Dichter verfaßt worden seien, der mit einem der Partner identisch war, während eine fingierte Person den anderen Partner darstellte. Eine solche Annahme verbietet sich schon allein aus der Art der Anlage der Liedgattung.

Eine andere Deutung will gern in den Jeux partis eine tatsächlich von zwei Dichtern vor dem Pui ausgetragene Disputatio sehen, wendet aber ein, daß infolge verstechnischer Schwierigkeiten und der Notwendigkeit, Argument und Gegenargument logisch zu entwickeln, keine Improvisation in Frage kommen könne. Es sei daher die einzig glaubwürdige Erklärung die, daß die beiden Dichter sich über die zur Diskussion stehende Frage miteinander verständigt,

das Gedicht gemeinsam ausgearbeitet und schließlich gemeinsam vor dem Pui vorgetragen hätten[1].

Wie verhält sich nun die Überlieferung dieser These gegenüber?

Die meisten Jeux partis sind uns in besonderen Sammlungen überliefert. Eigenartig ist, daß mehrere dieser Sammlungen, nämlich die Hss E, R, Q, I, b und o nur als Texthandschriften, also ohne Raum für Melodien angelegt sind, wodurch sie eine Sonderstellung unter den afrz. Liederhandschriften einnehmen.

In den Hss A, D, W und Z sind die Jeux partis wohl mit Notation überliefert, doch stimmen die Melodien in den verschiedenen Hss nicht überein[2], eine Erscheinung, die man in diesem Ausmaß sonst nicht kennt.

Selbst die Lieder Thibauts de Champagne, deren Überlieferung vorzüglich ist, haben für die Jeux partis Rayn. 332 und 1804 keine Melodien, und für sein Jeu parti Rayn. 294, das zwar in den Hss A und D mit Notation versehen ist, doch mit völlig verschiedenen Melodien, fehlt im Liederbuch Thibauts selbst die Notation.

Wir fragen uns erstaunt, warum versagt die sonst so vorzügliche Überlieferung Thibautscher Lieder in dieser Hinsicht? Warum haben diese drei Jeux partis Thibauts im Gegensatz zu seinen übrigen keine Notation?

Mir scheint die Lösung dieser Frage von ausschlaggebender Bedeutung auch für die Beurteilung der oben berührten Improvisation dieser Liedgattung zu sein.

Die von der Thibaut-Überlieferung für die Jeux partis Rayn. 334, 943, 1047, 1393 und 1666 mitgeteilten Melodien sind nicht geistiges Eigentum Thibauts; es sind übernommene Melodien, d. h. diese fünf Jeux partis sind Kontrafakta: 1097 benützt die Melodie von 1227 von Blondel de Nesle, 943 die von 671 vom Chastelain de Couci, 334 geht nach der Melodie von 739, 1666 imitiert 2063 von Raoul de Soissons, und 1393 teilt seine Melodie mit Thibauts geistlichem Lied 1410, doch dürften beide auf ein bisher noch unbekanntes älteres Vorbild zurückgehen.

Auf Grund der metrischen Struktur ist Rayn. 332 ein Kontrafaktum von Rayn. 700 des Chastelain de Couci, und Rayn. 1804 dürfte ebenfalls die Melodie von Rayn. 2063 von Raoul de Soissons benützt haben.

Von Rayn. 1185 und 294 stehen die Vorlagen noch aus, sie dürften aber auch noch gefunden werden.

Von den neun Jeux partis Thibauts sind also sieben bereits als Kontrafakta nachgewiesen worden. Diese Feststellung ist um so auffälliger, als es sich hier um den fruchtbarsten Liederkomponisten des 13. Jahrhunderts handelt. Wir dürfen daher angesichts dieser

---

[1] Vgl. A. Langfors, Recueil général des Jeux partis, in „Soc. des anciens Textes français", Paris (1926), 1. Bd. VII.

[2] Vgl. F. Ludwig, in Adlers Handbuch der Musikgeschichte, Berlin [2](1930) 199.

Kontrafakta nicht auf musikalisches Unvermögen schließen, sondern müssen vielmehr hierin eine Eigenart der Jeux partis erkennen, und das um so mehr, als auch andere Jeux partis, wie Rayn. 365 als Nachbildung von Bernart de Ventadorns „Lerchenlied", die Lieder 491 von 488, 840 von 1588, 1187 von 1227, 1191 von 490, 1293 von 1272, 1193 von 1410 als Kontrafakta nachgewiesen werden konnten.

Dieser Umstand erklärt, weshalb wir einmal so viele Texthandschriften von Jeux partis haben und weshalb zum andern in den auch Melodien überliefernden Hss die Melodien so voneinander abweichen: das Fehlen von Originalmelodien zwang die Schreiber der Hss A, D, W und Z, die Jeux partis mit passenden Melodien zu versehen, wobei natürlich die Möglichkeit besteht, daß eine der mitgeteilten Melodien die des Vorbildes ist, das ursprünglich dem Jeu parti als Vorlage gedient hat.

Da bei den einzelnen Jeux partis mitunter drei verschiedene Melodien mitgeteilt werden, kann man auch nicht annehmen, daß jeder der Partner seine Strophen auf eine besondere Melodie vorgetragen hätte, denn wäre dem so, dann dürften uns überhaupt keine Jeux partis mit ein und derselben Melodie überliefert sein, und sicher hätten die guten Hss nicht versäumt, uns beide Melodien gleichzeitig mitzuteilen.

Die Tatsache der Kontrafaktur bei den Jeux partis hilft uns nun auch in der Frage der Improvisation weiter.

Das Dichten nach einer bekannten Melodie erleichtert nachweisbar die technische Seite des Vorganges ganz wesentlich. Hoffmann von Fallersleben berichtet uns in seinen Erinnerungen in dieser Hinsicht: „Das wahre lyrische Dichten erscheint mir wie ein musikalisches Komponieren mit Worten: wir schreiben statt der Töne Worte auf; ich habe mich so daran gewöhnt, daß ich beinahe nie dichte, ohne zu singen." Dieser Ausspruch ist für die Verhältnisse bei der Kontrafaktur insofern besonders aufschlußreich, als Hoffmann von Fallersleben sich in seinem „Deutschlandlied" als erfolgreicher Kontrafaktor erwiesen hat. Es liegt hier offenbar dasselbe Phänomen vor, das auch den Dichtern der afrz. Chansons de Geste die Arbeit erleichterte, und wenn es ihnen auch nur die Sorge um den richtigen Versbau abnahm. Das Verfahren ist also dem frz. Mittelalter durchaus nicht fremd.

Bekannt ist auch, daß heute noch das Stegreifdichten und Improvisieren in lustiger Gesellschaft immer mit Hilfe einer allen Teilnehmern bekannten Melodie vor sich geht (Schnitzelbank!). Unbekannte Melodien können bei der Stegreifdichtung nicht in Betracht kommen, sie wären keine Hilfe beim Dichten, sondern erforderten für sich selbst eine derartige Konzentration, daß daneben das Dichten unmöglich wäre.

Wenn nun nachgewiesen ist, daß die Jeux partis allgemein bekannte Melodien benützen, z. B. die Melodie des „Lerchenliedes", so

ist in bezug auf das oben Gesagte der Charakter dieser Dichtungen als Improvisation hinreichend gekennzeichnet. Verstechnische Schwierigkeiten konnten mit Hilfe der bekannten Melodie überwunden werden, die zeitweise ihrerseits wieder durch die vielen schablonenhaften Stellen im Texte der Jeux partis ausgefüllt wurde, durch Verse, die offenbar nur den Zweck haben, einen Teil der Melodie zu überbrücken, oder die als Reimzwang angesehen werden müssen, Verse jedenfalls, die in einer durchgearbeiteten Dichtung nicht aufzutreten pflegen, dagegen z. B. aus der Rondeau-Improvisation bekannt sind.

Wir sind sogar in der Lage, den Entstehungsvorgang bis zu einem gewissen Grade zu rekonstruieren. Das Frage- und Antwortspiel war nicht nur in der Form von „Minnefragen" ein beliebtes Thema der „Cours d'Amour", sondern es war auch in den nordfranzösischen Puis ein willkommenes Mittel zur Bestreitung der Unterhaltung bei geselligen Zusammenkünften[1].

Wir besitzen eine stattliche Anzahl dieser Fragen in metrischer Form wie auch in Prosa, die offenbar bei den Zusammenkünften der Puis gestellt worden sind, wie auch die zugehörigen Antworten. Viele dieser Fragen stimmen dem Inhalte nach, viele auch wörtlich mit Jeux partis überein. Es unterliegt daher keinem Zweifel, daß die sog. „Minnefragen" als Quelle für viele Themen der Jeux partis anzusehen sind[2].

Ein Beispiel möge die Abhängigkeit dartun: In Hs London, Brit. Mus. 16. F. II, fol. 191 v⁰ lautet die Frage:

Beau sire, s'il estoit ainsi que vostre amye vous ëust ottroyé dix baissers et jamais plus n'en ëussiez d'elle, je vous demande, se vous les prendriez tantost, ou se vous attendriez longuement?

In dem Jeu parti Rayn. 1026 stellt der „Prince del Pui" Jehan Bretel seinem Partner Adam de la Halle folgende Frage:

Adan, s'il estoit ensi
Que joie fust ottroiie
A vous dou cors de cheli
Que vous volés a amie
Dis fois en tout vostre eage,
Sans plus, or me faites sage,
Se vous les prendriés briement
Ou atendriés longuement.

Für einen geübten Dichter bzw. Reimer, deren einer Jehan Bretel nachweislich war, bedeutete es gewiß keine unmögliche Leistung, unter Benutzung der Prosa der obigen Vorlage mit Hilfe einer bekannten Melodie diese achtzeilige Strophe zu improvisieren. Die

[1] Vgl. A. Klein, Die altfranzösischen Minnefragen, in „Marburger Beiträge zur romanischen Philologie" 1 (1911).
[2] A. Klein, a. a. O. 296 ff., stellt bereits 36 Fälle zusammen, in denen Minnefragen zu Jeux partis umgearbeitet wurden.

Improvisation muß im Kreise der Mitglieder des Pui geradezu als ein Prüfstein „handwerklichen Könnens“ betrachtet werden.

Auch in den Jeux partis des Maistre Simon d'Authie finden sich Stellen, die ganz offenbar auf Improvisation schließen lassen, vor allem die Stellen, die durch ihren weniger natürlichen, z. T. geschraubten Stil, oder durch Inhaltslosigkeit von der sonst flüssigen und gepflegten Darstellungsweise des Dichters abweichen.

In dem schon öfter erwähnten Jeu parti Rayn. 572 legt Gille li Viniers Simon die Frage vor, ob es besser wäre, daß ein alter Mann sich eine junge Freundin nähme, oder daß ein Jüngling sich mit einer alten Frau einlasse, worauf Simon sich für das erstere entscheidet, denn es würde einem alten Mann besser anstehen und er würde auch mehr geachtet, wenn er ein neu erbautes, befestigtes Schloß erwerbe, als ein Jüngling, der Gefallen an einem baufälligen alten Turm fände.

Geschickt weiß Simon seine Ansicht gegenüber seinem Gegner zu vertreten, jedenfalls überzeugender als jener die seine. Er bedient sich dabei geschickter Vergleiche, die allerdings manchmal etwas gesucht anmuten, aber trotzdem überzeugen können, denn im Laufe der Diskussion tritt immer mehr der Grundsatz in den Vordergrund, daß in jedem Fall Junges dem Alten vorzuziehen sei. Töricht handle, wer einen alten Vogel einsperren wollte. Ein junges Weib lieben verjünge, wer dagegen eine alte Frau liebe, werde selber alt; denn selbst die alte Schlange, ihres Alters müde, tausche ihre alte Haut gegen eine neue ein. In neues und weiches Wachs könne man leichter seine Liebe einprägen als in ein altes, schon hart gewordenes Siegelwachs. Eine verwelkte Blume sollte man beiseite lassen, seinen Kranz aus aufblühenden Rosen winden.

In einem zweiten Jeu parti, Rayn. 289, legt Hue le Maronnier Simon die Frage vor, welcher von zwei Liebenden seine Zeit besser nütze, derjenige, der nicht müde würde, eine schöne, kluge und gut beleumundete Dame in der Hoffnung auf Erhörung zu lieben, aber vergeblich auf Anerkennung wartet, oder derjenige, der eine arme und einfältige Dame liebt, aber Erhörung findet?

Simon ist der Ansicht, daß es in der Liebe keine Wertunterschiede gibt. Es ist jedenfalls besser, ein kleines Haus zu besitzen als eine große Erbschaft zu begehren, die niemals eintrifft. Die Liebe ist edel und mächtig und würdig für den, der von ihr ergriffen wird. Je mehr ein Mann die geringste des Landes liebt, um so mehr wird er von wahrer Liebe ergriffen, denn er liebt weder um der Schönheit noch um der Herkunft willen; seine Liebe vermag die Geringere ihm ebenbürtig zu machen. — Eine soziale Regung im tiefsten Mittelalter!

Reichlich verfänglich ist die Frage, die Hue le Maronnier in dem Jeu parti Rayn. 1818 an Simon richtet: Was zöget Ihr vor, daß Eure Frau wüßte, daß Ihr sie hintergeht, oder daß sie Euch hinterginge, ohne daß Ihr es wüßtet?

Simon entzieht sich der Heikelkeit aller Situationen, indem er die Frage auf das ethische Gebiet hinüberlenkt und sie von höherem Standpunkt aus beantwortet. So entscheidet er sich auch für die erste Lösung. Denn wer vorhat, Schlechtes zu tun und zu sündigen, kann seinen Wert weder durch Guttaten noch durch Besitz wiedergewinnen. Deshalb wäre es besser, daß ein Mann Missetat begehe und wohl gar häuslichen Zwist auf sich nehme, aber seine Frau es wisse, als daß irgendwer die Möglichkeit habe, seiner Frau die Täuschung zu hinterbringen und sich dessen noch zu rühmen. Ein edles Herz könne dies niemals zugeben. Niemand, der Vernunft und Gesittung besitzt, könne anders raten.

Der Standpunkt Simons in den Jeux partis ist ein in jeder Beziehung durch Ethik und Moral diktierter.

Der Autor und sein Werk

In den Ausgaben afrz. Lieder findet man regelmäßig ein Kapitel, das dem Versbau — der „Versifikation" — gewidmet ist. Der Herausgeber pflegt hier auf die formale Seite der Lieder einzugehen; er zählt die einzelnen Versarten ihrer Silbenzahl gemäß auf, er erwähnt ihre durch die Zäsur bedingte Gliederung, merkt die eventuellen Verstöße gegen die Norm und stellt Betrachtungen über den Reim an. Schließlich wird nach bekanntem Schema der Strophenbau nach Silbenzahl der Verse und nach dem Reim aufgeführt und die Bindung der einzelnen Strophen untereinander angegeben. Damit ist für gewöhnlich die formale Seite für den Herausgeber erledigt.

Sind die aufgezählten Angaben auch erwünscht, weil sie für die Textherstellung und die Beurteilung der Autorschaft von Nutzen sein können, so sind sie aber doch nur eine Aufzählung der äußeren Merkmale und gehen an der künstlerischen Leistung und Wertung des Autors ganz vorbei; auf diese aber sollte es letzten Endes am meisten ankommen. Sie berühren weder die besondere Art des formalen Aufbaues der einzelnen Lieder, da sie den Aufbau der Melodie, ohne die der Textaufbau ungeklärt bleibt, unberücksichtigt lassen, noch geben sie Aufklärung darüber, warum der Autor diese Form gewählt hat und nicht eine andere.

Wendet man nun ein, daß man auf diese Fragen kaum eine Antwort geben könne, da sie letzten Endes das Geheimnis des Autors bleiben, so wird man aber doch immerhin versuchen müssen, dennoch näher an dieses Ziel heranzukommen. Dabei wird sich zeigen, daß wir doch manchen Schritt in dieser Richtung machen können. Jedenfalls führt uns eine solche Betrachtung zu einer Würdigung der Künstlerpersönlichkeit des Autors, die wir bislang vermissen.

Es empfiehlt sich, zunächst eine Ausgangsbasis für solche Betrachtungen zu schaffen, und zu diesem Zweck das Verhältnis von Inhalt und Form im allgemeinen zu untersuchen.

Im Strophenlied — um solche handelt es sich in unserem Falle — pflegt jede Strophe einen in sich geschlossenen Gedankenkomplex zu umfassen. Fälle, in denen ein Gedankenkomplex in die folgende Strophe übergreift, sind in dieser Zeit verhältnismäßig selten. Es bestehen natürlich zumeist Beziehungen der Gedankenkomplexe der einzelnen Strophen untereinander, sonst würde das Lied als solches ja keine Einheit bilden, sondern den Eindruck erwecken, als seien die Strophen nur zufällig zusammengestellt; wenngleich auch solche Fälle bekannt sind.

Am deutlichsten tritt die Sachlage, daß jede Strophe einen Gedankenkomplex für sich bildet, in den auf einem Dialog beruhenden Liedgattungen zutage, wie im Débat, in der Tenzone und im Jeu parti; doch auch in der Pastourelle ist häufig Rede und Gegenrede zwischen Ritter und Hirtin jeweils auf einzelne Strophen verteilt. Aber auch in den anderen Liedgattungen wechselt von Strophe zu Strophe die syntaktische Zusammengehörigkeit.

Eine vielleicht noch wichtigere Relation besteht zwischen Strophenform und Stropheninhalt, wobei der Inhalt die Form bestimmt.

Ein bescheidener Inhalt kann sich mit einem kurzen und schlichten Strophenbau begnügen, ein anspruchsvollerer wird umfangreichere strophische Gebilde benötigen. Für einfach berichtende und beschreibende Darstellungen überwiegen deshalb sieben- und achtzeilige isometrische Strophen von zumeist achtsilbigen Versen.

Je mehr der Autor aber beabsichtigt, seine Zuhörer durch Argumentation zu überzeugen, d. h. je mehr das reflektierende Element an Bedeutung gewinnt, desto größer wird der Umfang der Strophe sein, denn die Beweisführung erfordert die Bereitstellung von logischen Beweismitteln, die, wenn sie ihren Zweck erfüllen sollen, mit zwei oder drei Wörtern nicht abgetan werden können, sondern besonderer Sätze bedürfen.

Da nun die Liedstrophe keine Aneinanderreihung von Verszeilen ist, die man beliebig erweitern oder durch Fortlassen von Versen verkürzen könnte, weil zu jedem Strophentext eine Strophenmelodie gehört, diese aber an einen musikalischen Bau gebunden ist, der keine derartigen Verlängerungen oder Verkürzungen zuläßt, weil diese Bindungen bestehen, ist der Autor gehalten, vor der Ausführung seines Vorhabens sich für einen bestimmten Strophengrundriß zu entscheiden.

Er hat die Wahl zwischen den einzelnen Liedgattungen, es steht ihm eine Liedform des Litanei-, des Rondel-, des Sequenz- oder des Hymnentypus zur Verfügung[1].

Welche Form auch immer er wählen mag, stets werden der Struktur der einzelnen Melodieabschnitte die einzelnen Verse des Textes in Silbenzahl und Reimgeschlecht entsprechen müssen, wie auch die

---

[1] Über diese Typen vgl. F. Gennrich, Grundriß einer Formenlehre des mittelalterlichen Liedes, Halle (1932) 40 ff.

isometrische oder metabolische Gestalt der Strophe aus dieser Struktur resultiert.

Wenn die Wahl getroffen ist, muß es auch dabei bleiben, und alle Textstrophen werden sich danach richten müssen.

In vielen Fällen wird die Wahl als eine glückliche bezeichnet werden, manchmal wird man auch feststellen können, daß der Strophengrundriß nicht zu dem Liedtext paßt. Es besteht eine Diskrepanz zwischen der Darstellung des beabsichtigten Inhaltes und der Form, die sich in einer Massierung von Wörtern, in einer Häufung oft ungeschickt bezogener syntaktischer Einheiten äußert, in elliptischen Ausdrücken und der sich hieraus ergebenden stilistischen Absonderlichkeiten, die nicht immer dichterischem Unvermögen und technischer Unzulänglichkeit, sondern oft nur der verfehlten Wahl des Strophengrundrisses zuzuschreiben sind: der Rahmen erweist sich als zu eng für die Darstellung des beabsichtigten Inhaltes, wodurch oft genug das Verstehen des Textes erschwert wird. Besonders bei den Jeux partis ist zu beobachten, daß der durch den Strophengrundriß zur Verfügung gestellte Raum oft für die Argumentation nicht ausreicht, und Unklarheit die Folge ist.

Wir müssen uns aber auch die Frage vorlegen, ob der Autor über die sprachlichen Mittel verfügt und genug Wendigkeit und Gewandtheit im Ausdruck besitzt, um dem von ihm gewählten Strophengrundriß gerecht zu werden. Der Grundriß z. B. des Rondeau:

$$A_6\ B_3 \;\|\; a_6 \;\vdots\; A_6 \;|\; a_6\ b_3 \;\vdots\; A_6\ B_3$$

verlangt neben der Einbeziehung des Textes der beiden am Anfang und am Ende der Strophe stehenden Refrains AB noch die Berücksichtigung des Textes des halben Refrains A in der vierten Zeile der Strophe in einem lückenlosen Zusammenhang. Der Autor muß zu dem gegebenen Refraintext einen Verbindungstext dichten, der nach der ersten Verszeile gleich wieder den Text der ersten Refrainhälfte verwertet, und zwar nach nur sechssilbigem Vers. A d a m d e l a H a l l e löst diese Aufgabe zwar recht geschickt wie folgt:

Trop desir a vëoir
Che que j'aim,
Ne m'en puis remouvoir:
Trop desir a vëoir;
Et au main et au soir
Me complain.
Trop desir a vëoir
Che que j'aim.

und doch hat er nicht völlig vermocht, den einzelnen Versen ihre Selbständigkeit zu nehmen. Der Text des halben Refrain wird als ein Fremdkörper empfunden.

Zweifellos hat der Autor des anonymen Rondeau:

Dame bone et sage,
Avrai je secors?

Vos simple visage,
Dame bone et sage,
Me fait par usage
Amer par Amors.
Dame bone et sage,
Avrai je secors?

seine durch die isometrische Strophenform allerdings etwas erleichterte Aufgabe besser gelöst. Die beiden Beispiele zeigen, daß es selbst anerkannten Dichtern nicht immer gelingt, dem von ihnen gewählten Strophengrundriß vollauf gerecht zu werden.

Wenn auch die Rondeauform wohl die höchsten Anforderungen an den Autor stellt, so sind doch auch die anderen Liedgattungen nicht ohne Tücke.

Wie liegen die Verhältnisse nun bei den Liedern von Simon d'Authie?

Während man im 12. Jahrhundert in Nordfrankreich vornehmlich die Rotrouenge pflegte, zeigt das südfranzösische Sprachgebiet in jener Zeit eine ausgesprochene Vorliebe für die Kanzone, vor allem in der Minnelyrik. Als das Minnelied dann auch in Nordfrankreich große Mode wurde, trat die Kanzone auch hier ihren Siegeslauf an, und zwar mit dem Erfolg, daß die Trouvères den Troubadours nicht nur gleichkamen, sondern sie bald überflügelten: Blondel de Nesle und der Chastelain de Couci zeichnen sich besonders durch die meisterhafte Eleganz ihrer Kanzonen aus.

Auch Simon d'Authie sieht in den Formen des Hymnentypus einen geeigneten Grundriß für seine Lieder: die im authentischen Protus stehende Melodie seines Liedes Rayn. 1460 und die im plagalen Tetrardus stehende Melodie von Rayn. 487 können als treffliche Beispiele einer regelmäßigen, ausgeglichenen Kanzonenstruktur vom Grundriß:

	α	β	α	β	γ	δ	ε	ζ	η
	a_{10}	b_{10}	a_{10}	b_{10}	c_{10}	$d_{10\smile}$	c_{10}	$d_{10\smile}$	c_{10}
bzw.									
	α	β_1	α	β_2	γ	δ	ε	ζ	η
	$a_{6\smile}$	b_6	$a_{6\smile}$	b_6	$a_{6\smile}$	c_6	c_6	$a_{6\smile}$	c_6

angesprochen werden, bei der der Abgesang die Stollen um eine Distinktion übertrifft. Die Strophe benützt vier bzw. drei Reime, darunter jeweils einen weiblichen. Es liegen *coblas singulars* bzw. *coblas unissonans* vor. Leider sind uns von Rayn. 1460 von ursprünglich wohl fünf nur drei Strophen erhalten[1], während Rayn. 487 fünf Strophen umfaßt.

---

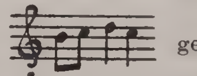
1 E. Schwan, Die altfranzösischen Liederhandschriften, Berlin (1886) 75, schreibt:
Simon d'Autie Nr. 1: *On ne puet bien* (D[M]T).

Keller (p. 281—82) gibt nur drei Strophen, doch stehen jedenfalls in der Hs 5, wie auch in T. Vielleicht hatte das Original sogar

Der Inhalt paßt sich der Form zwanglos an: die isometrische Zehnsilbner- bzw. Sechssilbnerstrophe erweist sich als glückliches Gefäß für die Lieder.

Die Melodie von Rayn. 1460 zeigt noch das alte Psalmodie-Initium mit der Reperkussionsbasis a des authentischen Protus; sie bevorzugt als Finaltöne der einzelnen Distinktionen den Grundton oder den authentischen bzw. plagalen Reperkussionston. In der Melodieführung fällt eine Vorliebe für eine diatonische Terzleiter auf, z. B. FGa, GFE, haG usw., nach der die Bewegungsrichtung gern wechselt.

Diese Eigenart zeigen auch die Melodien von Rayn. 1802 und 665; während 665 noch den Kanzonengrundriß beibehält, ist die Melodie von Rayn. 1802 durchkomponiert, sie ist eine *Oda continua sine iteratione* nach Dantes Definition.

In Rayn. 665 ist das Psalmodie-Initium aufgegeben, die Melodie steigt bis zur Oktave an und fällt in der zweiten Distinktion bis zur Untersekunde, um dann auf dem Grundton zu kadenzieren. Auch der Abgesang kadenziert in Distinktion ε auf dem Grundton des authentischen Tetrardus G, um im Refrain noch einmal den ganzen Ambitus der Tonart zu durchlaufen. Wiederholungen, die einerseits in δ dieselbe Kadenz $\lceil\ \omega\ \rceil$ wie in α herbeiführen, andererseits die Tonreihe β uns wieder ins Gedächtnis zurückrufen, in Verbindung mit dem mannigfach abgewandelten Motiv:  geben der Melodie einen eigenen Reiz. Ohne Zweifel hat die Melodie den anonymen mlt. Dichter bewogen, einen lat. Conductus auf diese Weise zu dichten[1].

An die achtzeilige isometrische Strophe:

$$\begin{array}{cc:cc|cccc||c} \underbrace{\alpha + \omega} & \beta_1 & \underbrace{\alpha + \omega} & \beta_1 & \gamma & \underbrace{\delta + \omega} & \beta_2 & \varepsilon & \zeta \\ a_7 & b_7 & a_7 & b_7 & b_7 & a_7 & a_7 & b_7 & B_{12} \end{array}$$

ist ein zwölfsilbiger Refrain angefügt, der in gleicher Form als Refrain [508] in der zweiten Strophe von Rayn. 150, leider ohne Notation, überliefert ist[2].

---

sechs Strophen, so daß die Vorlage von D[M]T eine Strophe ausgelassen hätte. Die Reïme wechseln in den einzelnen Strophen wie folgt: 1) a b a b c d‿c d‿c; 2) c b c b a d‿a d‿a; 3) b a b a c d‿c d‿c; 4) b c b c a d‿a d‿a; 5) a c a c b d‿b d‿b. Man erwartet noch eine Strophe 6) c a c a b d‿b d‿b.

Es ist nicht ersichtlich, woher Schwan die Reimanordnung für die Strophen 4 und 5 entnimmt, da doch in allen Hss das Lied mit nur drei Strophen überliefert wird.

[1] Vgl. H. Spanke, Untersuchungen über die Ursprünge des romanischen Minnesangs. Zweiter Teil: Markabrustudien, in Abhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Phil.-hist. Klasse, Dritte Folge Nr. 24, Göttingen (1940) 39.

[2] Vgl. F. Gennrich, Rondeaux, Virelais und Balladen, Bd. II. Göttingen (1927) 257.

Eigenartig ist, daß in den Hss M und T der Refrain in den dort überlieferten zwei Strophen fehlt, desgleichen in den Hss C und I, und daß nur die in C und I erhaltene dritte Strophe mit dem Refrain endigt. Nun finden wir in dem oben erwähnten Kontrafaktum der Hs Florenz, Bibl. Laurenz. Plut. 29, 1 fol. 241 r⁰, *Vhe proclamet clericorum . . .* als unterste Stimme des dreistimmigen Satzes die Melodie des afrz. Liedes mit der Tonreihe des Refrain. Es ist also möglich, die sonst fehlende Melodie des afrz. Refrain zu ergänzen. Allerdings paßt der Text des afrz. Refrain schlecht zu den beiden ersten Strophen, was als Grund für sein Fehlen in den Hss angesehen werden dürfte.

Die drei *coblas unissonans* — auch dieses Lied dürfte ursprünglich mehr als drei Strophen gehabt haben — kommen mit zwei Reimen aus, sie bedeuten einen Fortschritt gegenüber den vier Reimen in Rayn. 1460 oder den drei Reimen in Rayn. 487.

Auf derselben Stufe steht Rayn. 1802 mit seiner durchkomponierten isometrischen Strophe:

$$\begin{array}{cccccccc} \alpha & \beta_1 & \beta_2 & \gamma & \delta & \varepsilon & \zeta & \eta \\ a_8 & b_8 & a_8 & b_8 & b_8 & a_8 & b_8 & a_8 \end{array}$$

Auch diese achtzeilige Strophe kommt in ihren fünf *coblas unissonans* + *Envoi* mit zwei Reimen aus.

Das Lied zeigt einen fallenden Liedeingang, der sonst nicht zur Regel gehört, den aber Simon zu schätzen scheint, denn seine Pastourelle, Rayn. 1381/85, weist ebenfalls einen fallenden Liedeingang auf.

In der Pastourelle ist die Kanzonenform nur durch die Wiederholung der Tonreihe der ersten Distinktion angedeutet, der Strophengrundriß gleicht infolge des ausgedehnten Abgesanges mehr der *Oda continua* als der Kanzone:

$$\begin{array}{cc:cc|cccccccc} \alpha & \beta & \alpha & \gamma & \delta & \varepsilon & \zeta_1 & \eta & \vartheta & \iota & \varkappa & \zeta_2 \\ a_{7\smile} & b_7 & a_{7\smile} & b_7 & c_7 & c_7 & d_{7\smile} & d_{7\smile} & e_7 & E_3 & e_4 & d_{7\smile} \end{array}$$

Fünf zwölfzeilige isometrische Strophen mit fünf Reimen, an die sich ein dreizeiliger refrainartiger Abschluß anschließt, treten paarweise gleichreimend — *coblas doblas* — zu einer Einheit zusammen.

Die Pastourellen schätzen den Refrain; viele haben als Abschluß aller Strophen denselben Refrain, andere versehen jede Strophe mit einem neuen, sog. Wanderrefrain, der zum jeweiligen Inhalt der Strophe passend ausgesucht wird.

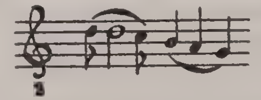
Simon benutzt aber keine dieser Möglichkeiten, sondern verfährt auf raffiniertere Art. Er beginnt den Abschluß mit dem aus der Refrainliteratur gut bekannten Ausruf: *Deurenlot*, variiert dann aber die beiden folgenden Verse je nach der Situation in der jeweils vorangehenden Strophe. Dadurch erhält der Abschluß einer jeden Strophe einen refrainähnlichen Charakter, er paßt sich dabei vollkommen der Lage an, was in gleichem Maße weder durch den am

Ende der Strophe wiederholten gleichen Refrain noch durch Wanderrefrains erreicht werden kann.

Fallenden Liedeingang weist auch die Melodie des Liedes Rayn. 327 auf, dessen achtzeilige, isometrische Strophe den Grundriß hat:

$$\begin{array}{cc:cc|cccc} \alpha & \beta & \alpha & \beta & \gamma_1 & \delta & \gamma_2 & \varepsilon \\ a_{10} & b_{10} & a_{10} & b_{10} & c_{10} & c_{10} & d_{10} & d_{10} \end{array}$$

Die vier *coblas unissonans* + vierzeiligen Envoi umfassende Kanzone verwendet Zehnsilbner mit vier männlichen Reimen. Die ausgewogene Melodie bringt das charakteristische, stufenweise zur Unterquinte absteigende Motiv:



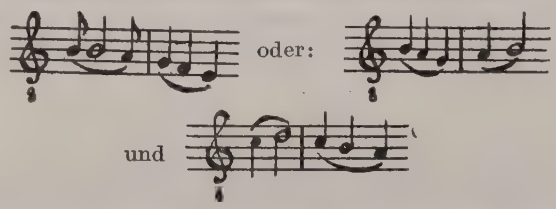
dem wir in Rayn. 525 wieder begegnen werden.

Durchkomponiert ist Rayn. 525, eine sechszeilige isometrische Zehnsilbnerstrophe mit dem Grundriß:

$$\begin{array}{cccccc} \alpha & \beta & \gamma & \delta & \varepsilon & \zeta \\ a_{10\smile} & b_{10} & a_{10\smile} & b_{10} & b_{10} & a_{10\smile} \end{array}$$

mit einem männlichen und einem weiblichen Reim. Die fünf Strophen nebst dreizeiligem Envoi haben gleiche Reimanordnung, sie weisen *coblas unissonans* auf.

Noch mehr als in den bisher besprochenen Liedmelodien tritt hier eine motivische Arbeit hervor, die Simon d'Authie als erfindungsreichen Schöpfer einer interessanten Melodik zeigt.



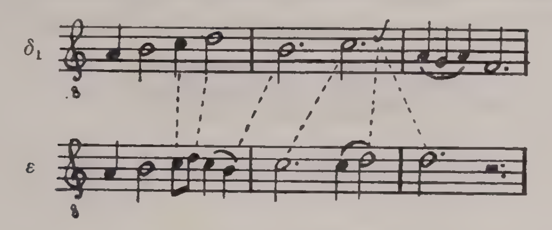
durchziehen die Melodie und ergeben reizvolle Wendungen.

Zwei Reime verschiedenen Geschlechts weist auch Rayn. 1415 auf, dessen elfzeilige Strophe bis auf den zweiten Vers aus Siebensilbnern aufgebaut ist; sie hat den Grundriß:

$$\begin{array}{ccccccccccc} \alpha_1 & \beta & \alpha_2 & \gamma & \delta_1 & \varepsilon & \zeta_1 & \delta_2 & \eta & \zeta_2 & \vartheta \\ a_7 & a_3 & a_7 & b_{7\smile} & b_{7\smile} & a_7 & b_{7\smile} & a_7 & a_7 & a_7 & b_{7\smile} \end{array}$$

Die fünf Strophen des Liedes haben *coblas unissonans*. Es ist bedauerlich, daß durch die Verstümmelung der Hs M die Überlieferung der Melodie in M verlorengegangen ist; bedauerlich deshalb, weil die melodische Überlieferung der Hs T zur Kritik an dieser Überlieferung geradezu herausfordert. Man vermutet nicht ohne Grund eine Reihe von Schreibversehen, oder aber wir begegnen hier

einer Technik, die bisher wenig beachtet wurde: einer Variationstechnik auf rhythmischer Basis. Die Tonfolge von ε steckt Ton für Ton in der Tonreihe δ_1, allerdings in anderer Rhythmisierung:



Die Tonfolge: steckt rhythmisch abgewandelt in γ, ζ_1 und ζ_2:



Ähnlich liegen die Verhältnisse bei Rayn. 623, dessen elfzeilige isometrische Strophe den Grundriß hat:

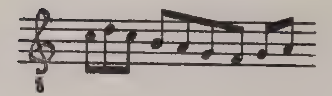
α	β_1	α	β_1	γ	δ	ε_1	ζ	η	ε_2	β_2
a_6	b_6	a_6	b_6	b_6	a_6	a_6	b_6	b_6	a_6	B_6

Das vierstrophige Lied weist zwei Reime in *coblas unissonans* auf. Eine auffällige Verwandtschaft besteht musikalisch zwischen α, ε_1 und ε_2; auch hier liegt rhythmische Variation vor, die auch in β_1 und β_2 zu beobachten ist.

Das interessanteste Lied in dieser Beziehung ist aber Rayn. 183; die neunzeilige isometrische Strophe hat den Grundriß:

α	β_1	α	β_2	γ	δ	ε	ζ	η
$a_{7\smile}$	b_7	$a_{7\smile}$	b_7	b_7	$c_{7\smile}$	b_7	$c_{7\smile}$	$c_{7\smile}$

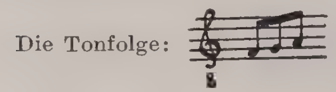
Das fünfstrophige Lied hat bei drei Reimen *coblas unissonans*.
Von der in den vorangehenden Liedern beobachteten Variationstechnik wird hier in ausgiebigstem Maße Gebrauch gemacht. So erscheint die Tonfolge:



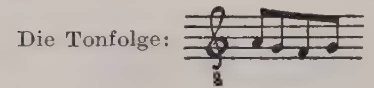
nicht nur am Anfang, sondern auch am Ende von a, desgleichen in ζ.

Die Tonfolge: 

erscheint in derselben Folge in δ, der erste Teil ┌──┐ erscheint außerdem in γ, δ und ε.

Die Tonfolge: 

liegt nicht nur am Ende von a, sondern auch in γ, δ und ε vor.

Die Tonfolge: 

finden wir nicht nur am Ende von β, sondern auch in η vor.

Die Musik des Mittelalters arbeitet ausgiebig mit der Wiederholung; im Litaneitypus tritt sie als Aufbaufaktor bekanntlich am deutlichsten in Erscheinung.

Wenn nun auch Simon d'Authie das Prinzip der Wiederholung anwendet, so läßt seine Variationstechnik die gleiche Tonfolge doch in so reizvoller rhythmischer Abwandlung erscheinen, daß der Eindruck ständiger Wiederholung weitgehend gemildert wird.

In origineller Weise wird das Wiederholungsprinzip des Litaneitypus in der Kanzone eingeführt und im Sinne einer *Oda continua sine iteratione* abgewandelt.

Diese Technik der Melodiebildung ist so eigenartig und stellt im Liedschaffen des 13. Jahrhunderts ein so völlig neuartiges Verfahren dar, daß hierin ein persönlicher Stil Simons gesehen werden muß. Diese Feststellung verdient um so mehr Beachtung, als es bisher trotz eifrigen Bemühens nicht gelungen ist, in der Musik des Mittelalters bis zu den Stileigentümlichkeiten eines Autors vorzudringen.

In den drei Jeux partis tritt Simon nur als zweiter Partner auf; der Strophengrundriß dieser Lieder rührt nicht von ihm her. Während von Rayn. 572 die Melodie überliefert ist, kennen wir von den beiden anderen Jeux partis nur den Text. Aber es tritt vor allem in Rayn. 1818 deutlich hervor, daß der Strophengrundriß für die gegebene Auseinandersetzung viel zu eng ist und das Lied darum unbefriedigend bleibt. Es wird hier ganz besonders klar, daß die Unzulänglichkeit nicht dem Dichter zur Last gelegt werden darf sondern ihre Ursache in dem ungünstig gewählten Grundriß des Liedes hat.

I.

Rayn. 1460

T 36 v⁰ (S. d'A.); D 75 a (S. d'A.); K 185 b (R. de F.); N 88 c (R. de F.); P 73 d (R. de F.); X 125 b (R. de F.).

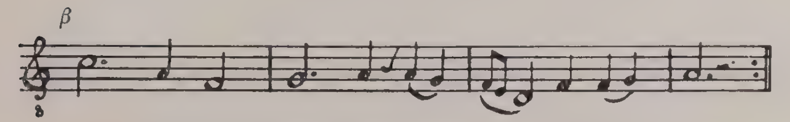
Alle Hss überliefern die Notation.

Faksimileausgabe: Hs K: P. Aubry, Le chansonnier de l'Arsenal, Paris (1910).

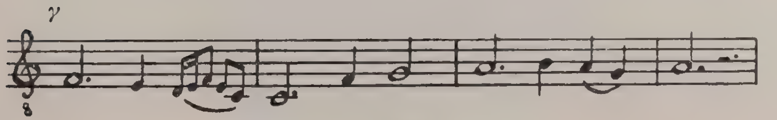
Ausgaben: Keller, Romvart, Mannheim (1844) 281; A. Dinaux, Les Trouvères artésiens, Paris (1843) 448; Mätzner, Altfranzösische Lieder, Berlin (1853) 37.



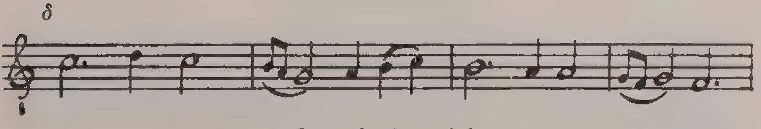
On ne puet pas a deus sei-gneurs ser - vir
Pour çou me fait maintẹ en - ten - te guer - pir



Le - gie - re - ment, sans noise et sans ten - çon;
Nou - velẹ A - mours ki m'a en sa pri - son:



Si m'es - jo - i quant por a - mer me duel,

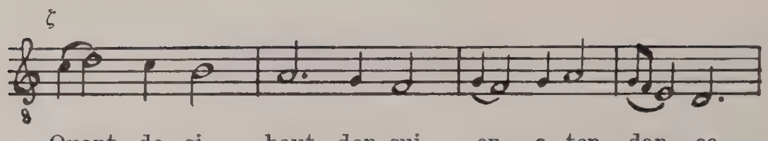


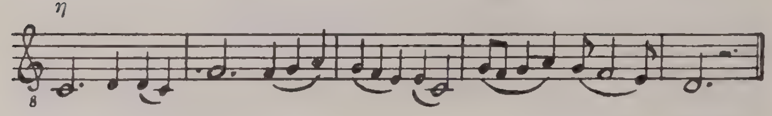
Car par mon mal ai de joiẹ es - pe - ran - ce,



Si chan - te - rai par droit mieus que ne suel,

1. *K*, *N*, *P*, *X* L'en ne puet; 5. *T* m'esmervel q.; 6. *T* Quant p.;





II. Courtoise et sage, et simple et sans orguel,
Gente de cors et clere de façon,
Se de son cuer sont vrai tesmoing si oel,
Ses dous regars me pramet garison
Des maus que j'ai, dont ja ne quier garir,
Se par li non; mais je sui en doutance,
Se mon penser li oserai gehir,
U se taisant ferai ma penitance:
Assés aim mius esperer que morir.

III. Dieus li dona si grant biauté fuison
Et avoec fist sens et bonté venir.
Mout iert sire cui ele fera don
De son gent cors dont Dieus me doinst jöir.
As autres gens est de si bel acuel,
Quant tant desir s'Amour et s'acointance,
Ce n'est pas sens que jou celer li voel;
K'encor ne die jou ma desirance,
Si m'encusent mi samblant et mi oel.

---

8. *T* dont s.; 9. *T* Et de.

II.

Rayn. 487

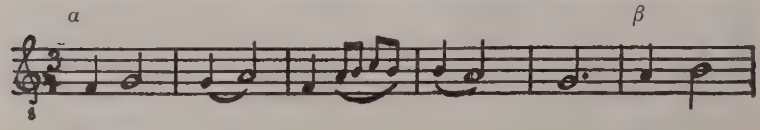
M index (S. d'A.); T 37 r⁰ (S. d'A.); D 75 c; C 29 r⁰; U 104 r⁰.

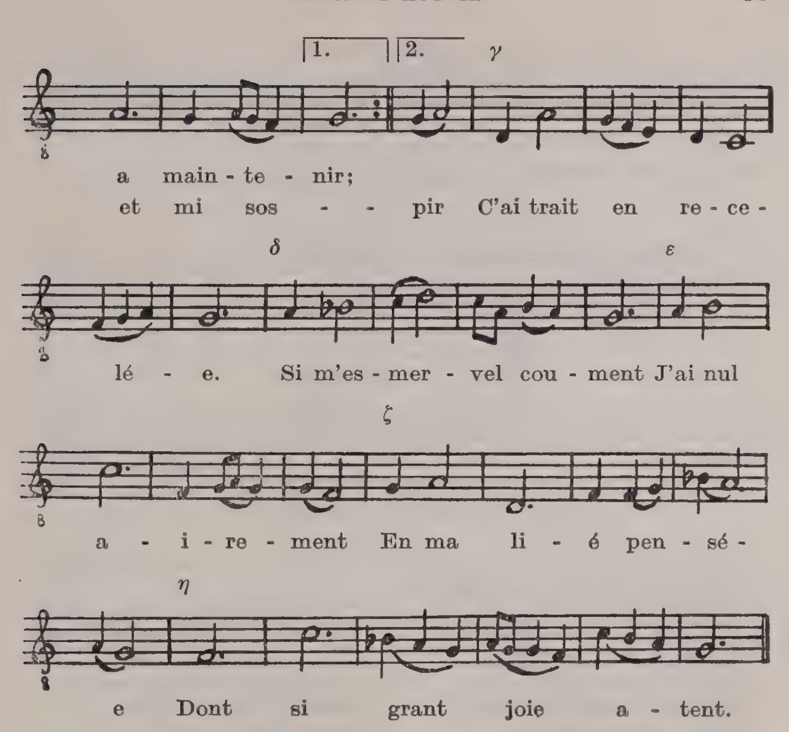
Die Notation ist erhalten in T und D.

Faksimileausgabe: P. Meyer et G. Raynaud, Le Chansonnier de Saint-Germain-des-Prés, in Société des Anciens Textes français, Paris (1892).

Dipl. Abdruck: Brakelmann, Archiv 41, 375 (Hs C).

Ausgabe: A. Dinaux, Les Trouvères artésiens, Paris (1843) 448.





II. Bien m'ont la mort donée
Felon et mesdisant,
12. Et longhe demorée
Me vait contr'aliant
Et mercis desirée;
15. Mais se par son plaisir
Ne me fait resjöir,
Pitiés bone ëurée
18. N'i a fors del morir.

III. Dieus, u sera trovée
Cele que desir tant?
21. Douce dame honorée,
Vos en trai a garant
Que sans vos n'aim riens née,
24. Fors atendre a loisir;
Car par le bien souffrir
Est souvent recouvrée
27. Gens tornée au füir.

---

3. *T* joie est doublée; 4. *U* la poinne et li s.; 5. *U* Que j'an trais an celeie; 6. *T U* me mervoil; 8. *U* a ma douce pansée; 9. *U* Dont si grant atant (*sic!*); 13. *U* me vat desesperant; 14. *U* Que j'ai cher comparée; 15. *U* Et se; 17. *U* P. bien äurée; 18. *U* N'i ait que dou morir; 27. *D* a fuir;

IV. Se fins cuers s'umelie,
Je sai veraiement
30. Que ma dame et s'äie
Ne m'iront plus targant;
Car je l'ai tant pröie
33. De fin cuer et d'entir,
Ne ja por repentir
N'iert ma joie eslongie
36. De ce que plus desir.

V. Dieus, en est çou ma vie,
Mes confors ensement
39. La bele les chavie
Qui tant a le cors gent?
Chaçons, va, se li prie,
42. Se ja pour bien servir,
Porrai a chiés venir
De l'amour ki maistrie
45. Mon cors et fait languir.

---

28. *In Hs U fehlt diese Strophe;* 37. *In Hs U fehlt diese Strophe; D* es ce ma v.; 43. *D* a bien venir.

Strophe 3 lautet in Hs U;

Bien s'est Amors penée
De moi faire esjoir;
Mais ma dame honorée
Ne le deigne obeir.
Car ains cis est serreie
Et pitiés qui ratant
Son dous conmandement
Ne par est tant osée
Qu'elle riens li creant.

Strophe 4 lautet in Hs U;

Las! ou iert dont trovée
Riens qui me fait joiant?
Franche dame amorée
Vos an trais a garant
Que sans vos n'ai rien née
Fors atendre a loisir
Et par lor boin soffrir
Ont sovant recovreit
Jant tornée a foir.

III.

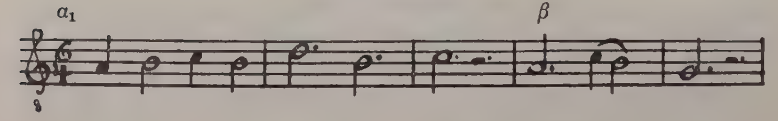
Rayn. 1415

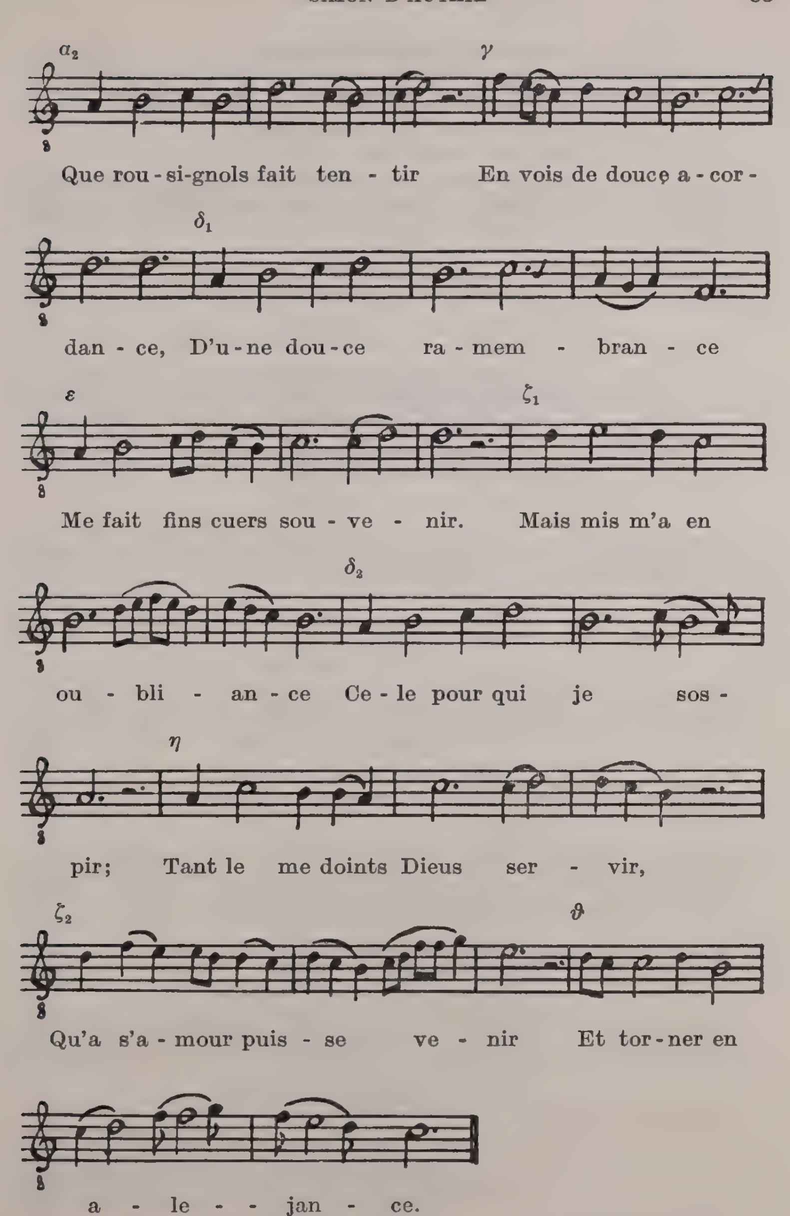
M 123 a (S. d'A.) von V. 38 ab; T 37 r⁰ (S. d'A.).

Nur T überliefert die Notation.

Faksimileausgabe: J. Beck, Le Manuscrit du Roi, in Corpus cantilenarum medii aevi. Première série Nr. 2, London-Oxford-Philadelphia (1938).

Ausgabe: A. Dinaux, Les Trouvères artésiens, Paris (1843) 450.





II. 12. Dosne, s'en ausaisse dir,
Quant remir
Vos u mes fins cor s'entir,
Com vostres sui em perjance.

Ja non oghe mesestance,
Mais en altre sens m'en vir,
Quant en vos non truis egance
Et mout val mais a jehir
Que fol parlar en ardir,
Et quant lou non pot lauzir,
Ren non val tant com souffrance.

III. Losengier par lor guencir,
Dont m'äir,
Ont fait maintes fois träir
Fins amans a delitance
Nuls que par douce semblance.
Coment porroit on träir?
Et quant on voit la provance
De lor envieus mentir,
Lors covient espencir
As fins amans et souffrir
Lor desloial penitance.

IV. Dame, sabias con suspir
Et abir
Et con fai coulour palir,
Et a sa douce samblance,
Et giens parlar et taisir,
Et pensar a sa vaillance,
Et cubrir ma mesestance?
Humeliar, orguellir
Ne me quier au don merir,
Fors laissar vivre u morir
Et estre en sa maintenance.

V. Dieus, car pëust avenir
K'obeir
Pëusse adés et servir
Et estre en tele atendance?
Ne ja par fole esperance
Ne m'en pëusse partir;
Ne par nule autre esmaiance
Bien me porroit enrichir.
Dieus! sol de ce consentir,
Car de ma joie acomplir
N'ai jou autre ramembrance.

IV.

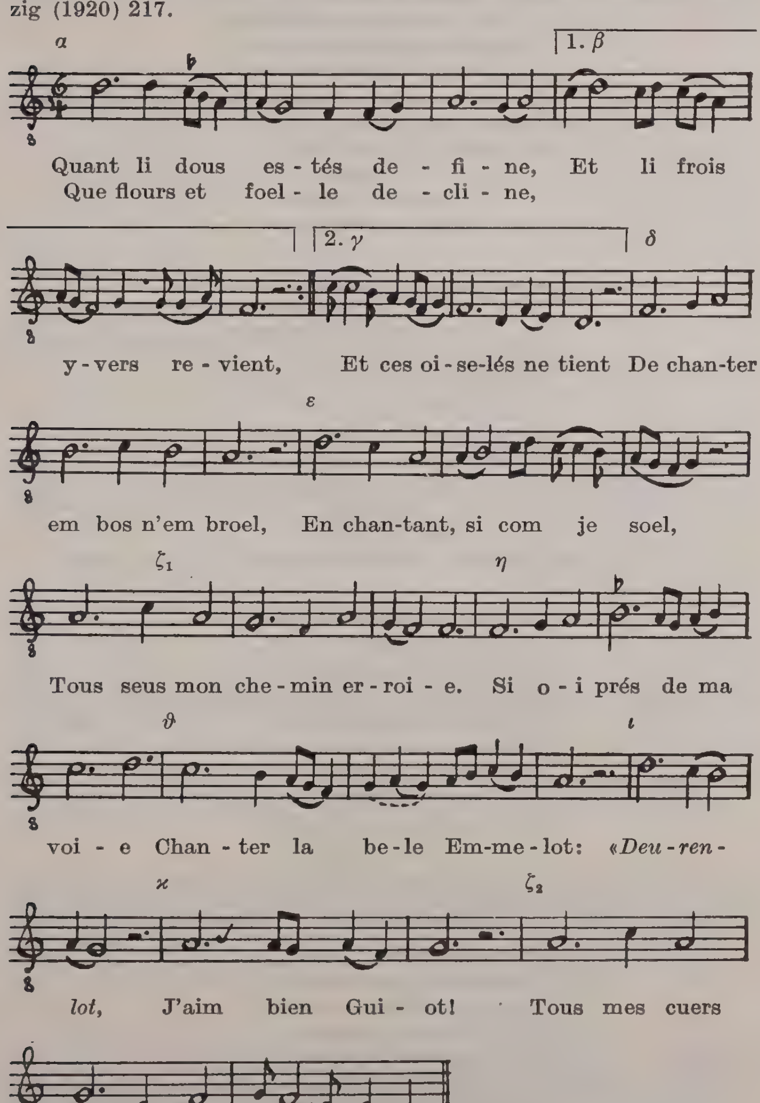
Rayn. 1381 und 1385

M 123 a (S. d'A.); T 37 v⁰ (S. d'A.); U 59 v⁰ (anon.).

Die Hss M, T und U überliefern die Notation.

Faksimiliausgaben: Hs M: J. Beck, Le Manuscrit du Roi; Hs U: P. Meyer et G. Raynaud, Le Chansonnier de Saint-Germain-des-Prés.

Ausgabe: A. Dinaux, Les Trouvères artésiens, Paris (1843) 451; K. Bartsch, Romanzen und Pastourellen, Leipzig (1870) 137; K. Bartsch und L. Wiese, Chrestomathie de l'ancien Français, Leipzig (1920) 217.



1. *U* quant la douce saisons fine; 2. *U* li fel yver; 4. *M* und *T* ces oisiaus n'en sovient; 8. *U* prés d'une voie; 9. *U* Aielot; 10. *M* und *T* deurenleu;

II. Grant joie fait la meschine,
Quant de Guiot li souvient.
Je li dis: «Amie fine,
Cil vos saut ki vos maintient!
Vostre amour desir et voel;
A vos servir tous m'acuel;
Se volés que vostres soie,
Reube vos donrai de soie;
Si laissiés cel vilain sot,
Deurenlot,
C'ainç ne vos sot
Bien amer ne faire joie.»

III. «Or parlés vos de folie,
Sire, foi que je doi vous,
Ja, se Dieu plaist, de s'amie
Ne sera mes amis cous.
Tournés, fuiés vos de ci!
Ja ne lairai mon ami
Pour nul home que je voie.
Ne m'a pas dit que jel doie
Pour autrui entrelaissier.
Deurenlot,
Pour un baisier
M'a doné gans et coroie.»

IV. «E douce riens envoisie,
Cuers debonaires et dous,
Rechevés par cortoisie
Mon cuer ki se rent a vous
En cui je del tout m'afi.
Mains jointes vos cri merci,
Mais que vostre amours soit moie
Ki mon cuer destraint et loie
Si que ne l'em puis sacier.
Deurenlot,
Pour embrachier
Mes cuers a l'autre se loie.»

V. «Bien m'avés or essaïe,
Mais poi i avés conquis;
Mainte autre en avés proïe,
Ne l'avés pas ci apris,
N'encor ci ne le lairois.
N'est pas li cuers si destrois,
Com il pert a la parole.

---

19. *U* daingniés que; 20. *M* robe vos d. *U* ceyntur vos d.; 25. *3. und 4. Strophe fehlen in U*; 29. *M* tournez vous, fuiés de ci; 33. *M* pour nul home; 42. *M* merci vous cri; 48. *M* au vostres se l.; 49. *M* ore assaie; *U* Sire, or m'aves essaie; 52. *U* ci ne l'avez p. a.; 53. *M* n'encore ci nel l.; *U* n'en ici ne lo lairois;

56. Tels baise feme et acole,
K'il ne l'aime tant ne quant.
Deurenlot,
Alés avant,
60. Ja ne mi troverés fole.

---

60. *M* troveroiz fole.

V.

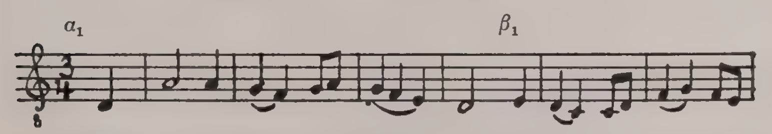
Rayn. 623

M 123 b (S. d'A.); T 38 r⁰ (S. d'A.).

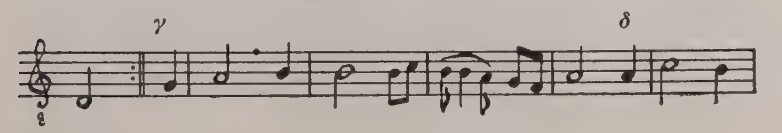
Beide Hss überliefern die Notation.

Faksimileausgabe: J. Beck, Le Manuscrit du Roi.

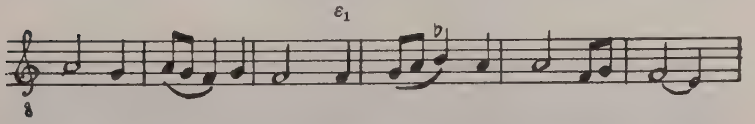
Ausgaben: A. Dinaux, Les Trouvères artésiens, Paris (1843) 453.



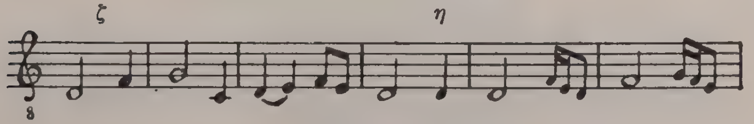
Quant la sai-sons con - men - ce Del no - vel tans en
Que tou-te riens s'a - gen - ce Et naist la flours el



mai,
glai, D'a-mour, dont je sui en es - mai, Ai en - cor



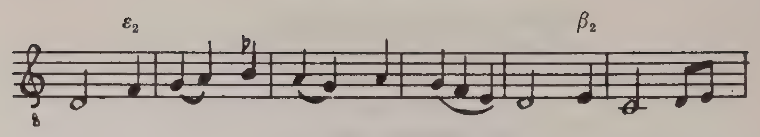
es - pe - ran - ce, Se par longhe a - ten - dan -



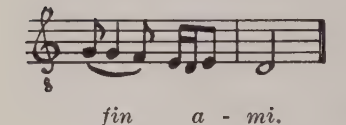
ce Doit nus a - voir mer - ci, En - cor se - ra me -

---

2. *T* de n.; 7. *M* longue;



ri Da - me de grant vail - lan- ce *A vos - tre*



fin a - mi.

II. De joie et d'alejance
Paistrai mon cuer verai,
S'aucune asegurance
Trovaisse en vo cors jai;
Mais trop mi grievent li delai,
Sol por la perchevance
Dont je sui en estance;
Car li felon häi
Aront sovent träi
Par lor outrequidance
Maint fin loial ami.

III. Dame, a la conmençance
Quant je vos esgardai,
Me vint tout a plaisance
Quanques en vos trovai;
Mais orguels, dont ne me gardai,
Ki tous tiens desavance,
Sorvint par mechëance
En vos ki m'a träi.
S'en sont tout bien failli,
Et toute bienvoellance
K'ocira vostre ami.

IV. Dame de grant vaillance,
Je ne voi, ne ne sai
Point de ma delivrance,
Se je par vos ne l'ai.
S'il vos plaist, amis vous serai,
C'apris l'ai dés enfance;
S'en aiés ramembrance
Cortoise sans merci.
Car se je muir ensi,
C'ert trop povre venjance
D'ocire vostre ami.

---

13. *M* cuer le vrai; 14. *M* assëurance; 15. *M* cors gai; 18. *T* en esrance.

VI.

Rayn. 525

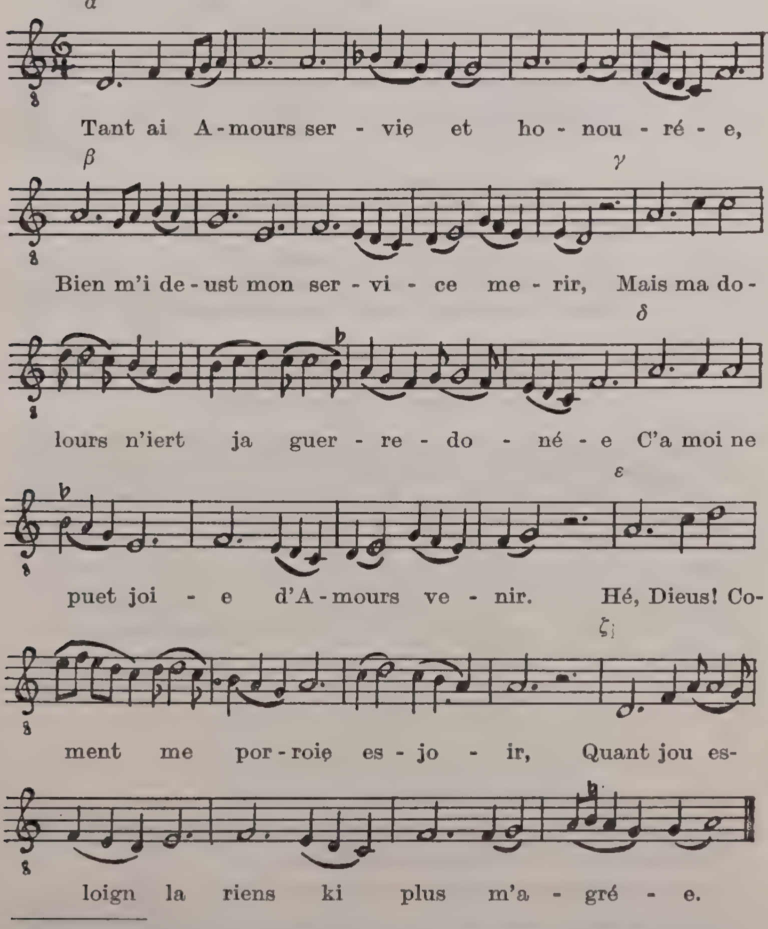
M 123 d (S. d'A.); T 38 v⁰ (S. d'A.); K 223 a (S. d'A.); N 107 d (S. d'A.); P 105 d (S. d'A.); C 242 r⁰ (Le roi de Navarre).

Die Hss M, T, K, N und P überliefern die Notation.

Faksimileausgaben: Hs M: J. Beck, Le Manuscrit du Roi; Hs K: P. Aubry, Le Chansonnier de l'Arsenal.

Dipl.-Abdruck: Brakelmann, Archiv 43, 381 (Hs C).

Ausgaben: de la Borde, Essai etc. II., 158; A. Dinaux, Les Trouvères artésiens, Paris (1843) 455; P. Tarbé, Chansons de Thibaut IV, comte de Champagne et de Brie, roi de Navarre, Reims (1851) 66; A. Wallensköld, Les Chansons de Thibaut de Champagne, in „Société des anciens Textes français", Paris (1925) 228.



2. *M*, *C* me de; *K*, *N* devroit; 3. *C* ma poene n'imaix; 4. *M*, T d'Amours joie; 5. *K*, *N*, *P* m'i p.; 6. *C* aloigne;

II. Se li miens cors se part de sa contrée,
Ne s'en veut pas pour ce li cuers partir:
9. J'em port men cors, mais g'i lais ma pensée.
Ki prés aime, de loins ne poet häir;
Ne prés ne loins ne puet mes cuers guencir,
12. Ne ja amours n'iert de mon cuer sevrée.

III. Ele est et bele et bone et bien senée;
S'ele a s'amour m'i daignoit consentir,
15. Adonc seroit ma dolours oublïée.
Je l'amerai, s'en devoie morir,
Car plus me plaist pour li amer languir
18. Que par autre fust ma dolours sanée.

IV. En peu d'eure fu bien ma mors jurée
Sans moi avant deffier et garnir.
21. Si oel riant, sa face colourée,
Ses beaus parlers, qui tant plaist a öir,
M'i sorent bien decevoir et träir
24. K'encontre aus trois n'a ma raisons durée.

V. Toute biautés est en li äunée;
Sauffraite en ot Dieus a moi embelir.
27. Et quant biautés est toute a li donée,
Dieus, qui me fist a la biauté faillir,
M'a doné cuer verai por vos servir,
30. S'il vos plaisoit, douce dame honorée!

Envoi: Amis verais ne se puet resortir,
Car ne font pas bone amour amenrir
33. Ne cors lointains ne longhe demorée.

---

7. *P* m. cuers; *N* la c.; 8. *K*, *N*, *P* mes c.; 11. *K*, *N*, *P* li c.; *K*, *N*, *P* mentir; *C* häir; 12. *P* m. cors; 13. *P* Cle *für* Ele; *C* Celle; 14. *K*, *N*, *P* a *fehlt*; *M*, *C* me; *M*, *T* voloit; 15. *M*, *T* sera; 17. *T* mi plaist; 18. *C* Ke por; *K*, *P*, *N* autrui; 20. *C*, *N* ne g.; 21. *K*, *N*, *P* sa bouche c.; 22. *M*, *T* t. fait a öir; 23. *K*, *N*, *P* Bien m'i sorent; *M*, *C* Me sorent si d.; 24. *N* qu'enconcontre; *C* eaus tous n'ait; *K* n'ot; *M T* ne m'a; 25. *T* est a li; 26. *C* en moy; *M* soustraite; 27. *K*, *N*, *P* s'est; 29. *M* Me d.; *C* Me rait doneit vrai c. por li; 30. *K* S'il vous p. *fehlt T M* loée; 31. *Envoi fehlt in K*, *C*; 33. *N* Ne coirs l.

VII.

Rayn. 183

M 33 d (G. B.); T 39 r⁰ (S. d'A.).

Der alte Index von M schreibt das Lied Simon d'Authie zu.

Die Notation ist in beiden Hss erhalten.

Faksimileausgabe: Hs M: J. Beck, Le Manuscrit du Roi.

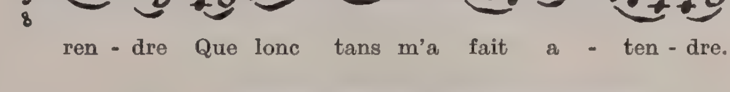
Ausgabe: A. Dinaux, Les Trouvères artésiens, Paris (1843) 456; G. Huet, Chansons de Gace Brulé, in „Société des anciens Textes français", Paris (1902) 112.

Li biaus es - tés se res - clai - re, Que l'er -
Que flours et foel - le re - pai - re; Dont de -

be naist ver - doi - ans,
usse es - tre joi - ans. Mais pour ce - li sui do -

lans U il n'a rien que re - pren-dre, Fors tant

que trop est te - nans Vers moi de guer - re - don



ren - dre Que lonc tans m'a fait a - ten - dre.

II. Cis maus que j'ai n'est pas mendre
Pour ce s'il n'est aparans;
12. Car li carbons sous la cendre
Couvers, c'est li plus ardans.
Del cuer aime fins amans,
Non des ieus ne del viaire,
16. Dont on fait mains fols semblans;
N'a gentil cuer ne doit plaire
Samblance d'amour sans faire.

III. N'est tant grief a porter haire
20. Ne vivre com penëans,
Com de porter cest contraire

---

4. *M* donc; 10. *M* Li; 14. *M* De cuer aime vrais a.; 16. *M* l'en fet m. biauz s.;

Que j'ai comporté lonc tans.
Je morrai merci proians;
Si n'en sai u confort prendre;
Si fac si con recrëans,
Ki son baston tent pour rendre,
Quant plus ne se puet desfendre.

IV. Dieus, tant gent me sot sousprendre
Ses cors bien fais, avenans,
Sa coulours rosée tendre,
Ieu vair et bouche rians!
Mais trop est ma mort plaisans.
N'il n'a en li que reprendre;
Mais sans pitié, beauté grans
Me dëust par droit desplaire
Si m'en pëusse retraire.

V. Beautés doit valour atraire;
Douce dame, bien parlans,
A cui serés debonaire
S'a moi estes malvoellans,
Ki del tout sui vo sergans?
Ma mort m'avés fait emprendre,
Si en serés mains poissans;
Car pour engagier u vendre,
Me poés com vostre prendre.

---

22. *M* j'ai comparé; 24. *M* Si ne sai; 26. *M* Et si fais com r.; 30. *M* rosée et t.; 31. *M* Jieuz vairs; *T* Oel vair et face r.; 32. *T* Trop est pour ma m.; 34. *M* sens, pitié, b.; 43. *M* en serois m.

VIII.

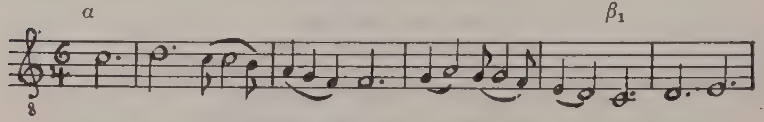
Rayn. 1802

M 124 a (S. d'A.); T 39 r⁰ (S. d'A.).

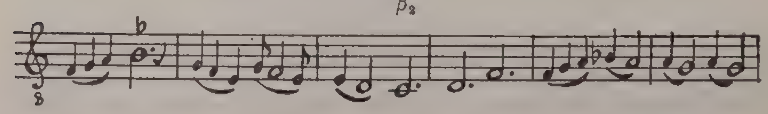
Beide Hss überliefern die Notation.

Faksimileausgabe: Hs M: J. Beck, Le manuscrit du Roi.

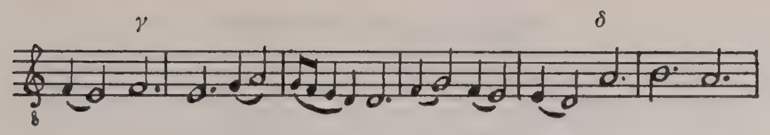
Ausgabe: A. Dinaux, Les Trouvères artésiens, Paris (1843) 457.



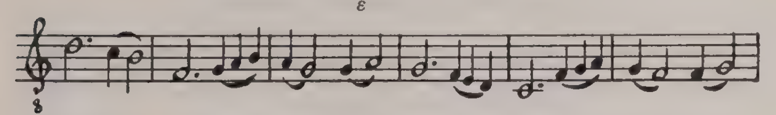
Li no - viaus tans qui fait pa - roir Et flour et



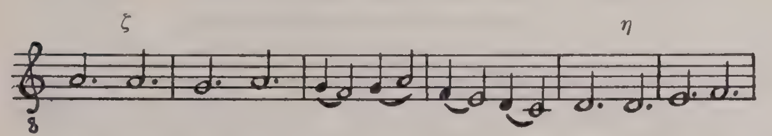
foil - le ver - doi - ant, Et finẹ a - mour ki mon vo -



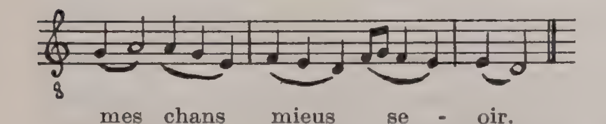
loir A a - tor - né a son co - ment, Me font ren -



voi - sier en chan - tant, Si chan - te - rai en bon es -



poir, Car ma da - me veut que je chant Si m'en doit



mes chans mieus se - oir.

II. Ja ne quidai trover pooir
De chanter en mon vivant,
Mais se longhes m'a fait doloir.
Or me rescous d'un bel samblant,
Car cil tient petit bien a grant
Qui n'a mie plenté d'avoir,
Mais grans biens m'i vait atendant
Se loiautés m'i puet valoir.

III. Se mi oel fisent esmovoir
Mon cuer envers la plus vaillant,
Or i pert s'il ont fait savoir,
Car il moerent en desirant
Ne li cler vis douç et riant
N'osent esgarder, ne veoir,
Pour la cruel gent mesparlant
Que ne s'em puissent percevoir.

IV. Dame, ne puis de vos movoir
Mon cuer qui me vait destraignant,
Car pris a en vos son manoir,
Ne trait mais a autre garant,
A vos se tient a remanant

---

5. *M* me fait r.; 10. *M* entot mon vivant; 12. *M* biau s.; 14. *M* mie mout grant avoir; 20. *M* il muerent; 21. *T* Car li cler vis; 23. *M* mesdisant; 24. *M* Qu'il ne s'en puissant;

Mais s'il m'a mis en noncaloir
Pour çou ne haç jou mie tant
Que jamais se voelle ravoir.

V. Douce dame, or poés savoir:
Jamais ne m'en verrés plaignant,
Car honours m'iert, jel sai de voir,
Se volés que muire en servant,
Et quant li mal sont si plaisant
Que nul n'en dout a recevoir,
Pour ce sai que trop sont joiant
Li bien ki les pora avoir.

Envoi: Sire, n'alés pas repentant
D'amour servir ne main ne soir,
C'Amours gardent la joie grant
Çaus ki servent sans decevoir.

---

31. *M* nel has je; 32. *M* jamais l'en quiere r.; 34. *M* verroiz; 35. *T* je sai d.; 43. *M* servent la joie gr.; 44. *M* Ceus qui s.

IX.

Rayn. 665

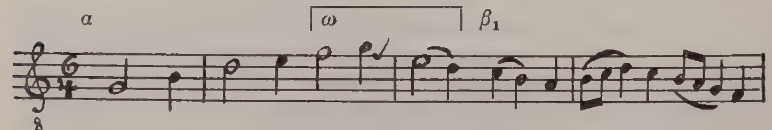
M 124 b (S. d'A.) nur die beiden ersten Strophen; T 168 v⁰ (S. d'A.) nur die beiden ersten Strophen; C 81 v⁰ (anon.); I 157 d (anon.).

Die Hss M und T überliefern die Notation.

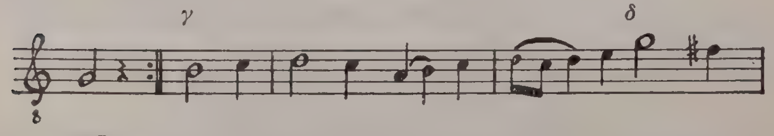
Faksimileausgabe: Hs M: J. Beck, Le Manuscrit du Roi.

Dipl.-Abdruck: Brakelmann, Archiv 42, 308; (Hs C) Steffens, Archiv 97, 297 (Hs I).

Ausgabe: de La Borde, Essai sur la musique ancienne et moderne, Paris (1780) II., 158; A. Jeanroy et A. Langfors, Chansons satiriques et bachiques, in ,,Les Classiques français du Moyen âge", Paris (1921) 43.



Faus est ki a en-ci - ent Velt sor gra-vel - le se-
Et cil plus ki en-tre-pent Vo - lai - ge femẹ a a-



mer,
mer; On n'i puet rai - son tro - ver: Tost aimẹ

---

1. *M*, *C*, *I* Fols; *M* escient; *C*, *I* essiant; 3. *I* et plus fol qui; 6. *M*, *C* se repent;



II. 10. Vaillans hom, quant a li tent,
Fait trop a desaamer,
Car c'est cil ki sans boin vent
S'espaint ens le haute mer.
14. A tel feme doit baer
Uns cunchïeres de gent
Ki par son cunchïement
Le saice a son droit mener.
18. *Le mals d'Amors m'ocit,*
ki ne mi lait durer.

III. Tuit devons communalment
Et servir et honorer
Pucele ki loialment
22. Set son cuer anamourer
Et bien set asavourer
Les mals ke ses amis sent
Et tost li souffre et consent

Die Verse 10 bis 13 lauten in;

Hs C	*Hs I*
Vaillans hom qui a li tant	Leaulz hons ke s'i atant
Il fait trop a desameir;	I fait mout a desameir;
C'est cil ki sent lou mal vent	C'est cilz c'atent lou mal vent
Ki c'espoint en haute meir.	Puez s'an point an haute meir.

9. *der Refrain fehlt in allen Hss.* 13. *T* Se paint ens; 14. *I, A* teilz femes; 15. *C, I* Uns engingnieres; *I* de gens; 16. *C, I* engingnement; 17. *C, M La* saiche a son dr.; *I* Les sait a lour droit; 18. *Der Refrain fehlt in allen Hss*; 19. *Die 3. Strophe ist nur in Hs C und I*; *C* Tuit doiens c; *I* Ainz doienz comunement; 20. *C, I* honoreir; 21. *C* ke l; *I* qui bonement; 22. *C, I* Seit; 24. *C* ces amis; *I* Les trés dous malz k'elle s.;

26. Sans li trop desonorer.
Li mals d'Amours m'ocit
ki ne mi lait durer.

---

27. *C* Li mals d'Amors m'ocit, je ne puis dureir; *I* ki ne mi lait dureir.

X.

Rayn. 327

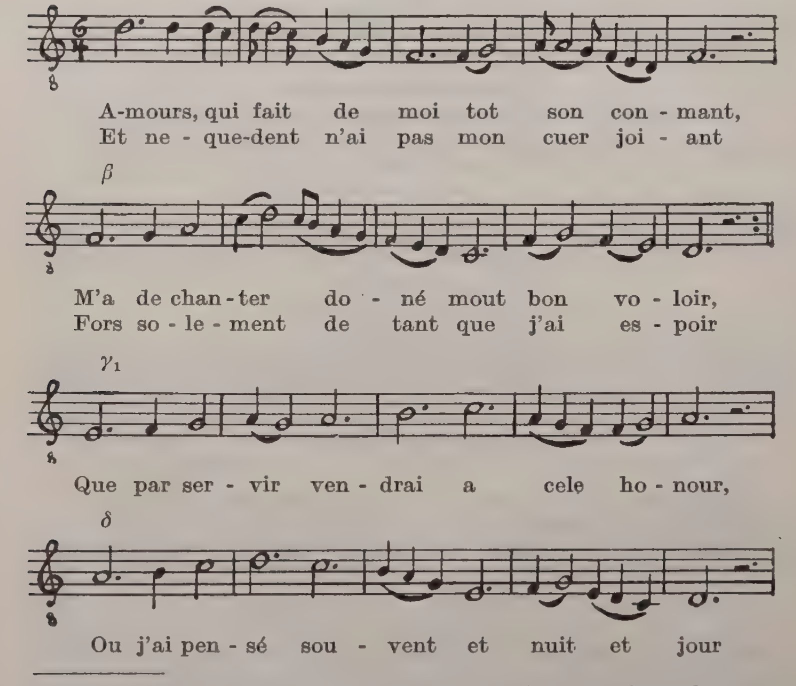
M 170 b (S. C.); T 40 r⁰ (S. C.); K 224 a (S. d'A.); N 108 b (J. l'O.); P 105 a (S. d'A.); C 5 r⁰.

Die Hss M, T, K, N und P überliefern die Notation.

Faksimileausgaben: Hs K: P. Aubry, Chansonnier de l'Arsenal; Hs M: J. Beck, Manuscrit du Roi.

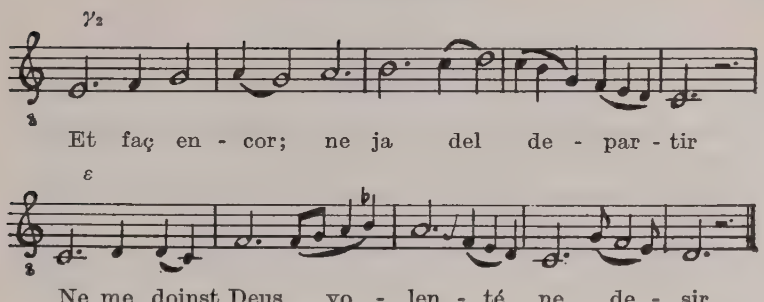
Dipl.-Abdruck: Brakelmann, Archiv 41, 351.

Ausgaben: A. Dinaux, Les Trouvères artésiens, Paris (1843) 432; P. Tarbé, Les Chansonniers de Champagne aux XIIe et XIIIe siècles, Reims (1850) 62; H. Petersen Dyggve, Personnages historiques figurant dans la poésie lyrique française des XIIe et XIIIe siècles, XXI. Sawale Cosset d'Arras, in Neuphilologische Mitteilungen (1944) 124.



---

1. *C* s. commandement; 3. *C* Et non por tant; *K*, *N*, *P* le cuer; 4. *C*. *K* t. com j'aie.; 5. *C* Ke por s. v. a teil amor; *K* cel hon.; *C* Com j'ai p.;



II. Tant a biauté cele pour qui je chant
C'ains tant n'en vi en rien née eschaoir,
Qu'ele a gent cors bien fait et avenant,
Bouche riant et bien se set avoir:
A mon avis ne sai el mont millour,
U tant ait sens, courtoisie et valour,
Fors que de tant k'il li vient a plaisir
Qu'ele me fait a escïent languir.

III. Ainç tant n'alai mon päis eslongant
Que la bele mesisse en nonchaloir,
Ne ne ferai mais en tout mon vivant.
Servir la voel de trestot mon pooir;
Et quant remir son vis et sa coulour,
Lors si me fait de joie esperëour,
Car autrement ne porroie souffrir
Les granz dolours qu'el me fait sostenir.

IV. Ne me vois pas de çou desesperant,
Se la miudre del mont me fait doloir;
Ains ai en li adés fiance grant.
Servirai le de cuer sans decevoir,
Ausi me doinst Dieus joie de s'amour,
Por cui je chant sovent et ri et plour,
C'ainç pour trichier n'amai ne pour mentir,
Ains voel adés loiauté maintenir.

Envoi: Las! mar quidai en li si grant douçour,
Se n'ai restor de joie pour dolour;
Car autrement ne mi puet garantir,
Riens en cest mont ne m'estuise morir.

---

7. *T* Et fait; *K*, *N*, *P* oncor; 10. *C* ne vi sors r.; *K*, *N*, *P* Qu'ainz tant n'en vi seur nesune (nule P) eschëoir; 11. *N* fait *fehlt*; 12. *K*, *N*, *P* bouche riant *fehlt*; *K*, *N*, *P* et bel; *M* si set a. 16. *C* languir *fehlt*; *M* me laist a; *M*, *T* escïent morir; 17. *K*, *N*, *P* Onc t.; 18. *M*, *K*, *N*, *P* mëisse; 19. *C* Ains m'en sovient sovant en sospirant; *C fügt zwischen V. 19 u. 20 ein*: Tant ke n'en pus ma pencée movoir; 20. *K*, *N*, *P* la vueil toz jors a m. p.; 22. *C* L. se me f. de j. empereor; *K*, *N*, *P* Lores me fait et joie et paor; 24. *T* qu'ele me fait servir; 27. *M*, *C* ai adés en li f.; 28. *K*, *N* Sel s.; *P* Si servirai; *M* Servirai; 29. *K*, *N*, *P* jöir de s'a; 31. *T* trecier n'amai; 33. *Das Envoi fehlt in K*, *N*, *P*; 36. *M* m'estuece.

XI.

Rayn. 572

A 136 a (anon.); E 160 c (Giles li Viniers a Maistre Symon d'Autie).

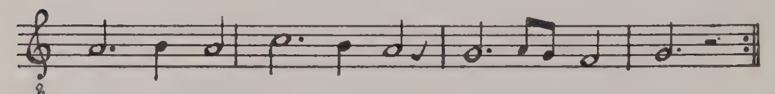
Hs A überliefert die Notation.

Faksimileausgabe: Hs A: A. Jeanroy, Le Chansonnier d'Arras, Paris (1925).

Ausgabe: L. Passy, Bibliothèque de l'Ecole des Chartes 20 (1859) 316; Metcke, Gille le Vinier 37; A. Jeanroy et A. Långfors, Recueil Général des Jeux Partis français, in ,,Société des anciens Textes français", Paris (1926) II., 122.



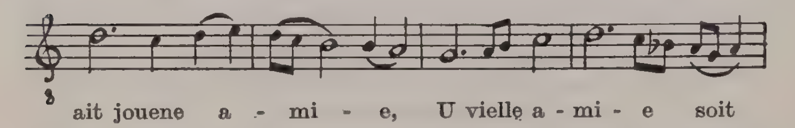
»Mais - tre Si - mon, d'un es - sam - ple nou - vel
L'un em pren - dés, et l'au - tre me lais - siés,



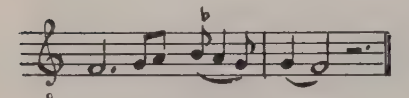
Vous par - tis ju, et vous en quieu - si - siés:
Et vos - tre part main - te - nés bien et bel.



Ki vaut mieus, nel chel - lés mi - e, U vieus hom



ait jouene a - mi - e, U viellẹ a - mi - e soit



a jou - en - chel?;

II. 8. «Giles, je prenç de chest vostre joiel
L'un de ches deus, et vous l'autre en aiiés.
Asés est plus et loés et prisiés
Vieus hom ki prent nuef baile et nuef kastel

---

2. *E* Vous part le jeu; 4. *E* soustenez; 5. *E* ne c.; 6 *E* Vieulz hom qui ait j. a.; 7. *E* a un j.; 8. *E* de ce v. jouel; 10. *A* Kar asés plus est l.;

Ke jouenes ki s'envaiie
Fait devant viés tour gerpie.
A le jouene vuel mener mon chenbel.»

III. «Maistre Simon, che vous vient de revel
K'a ensïent le pïeur eslisiés;
Mais a envis vostre usaje kangiés.
De nueve tour ne puet traire quarel
Vieus hom, s'ele n'est träie,
Ne de jouene drüerie
Fors par douner ne puet avoir avel.»

IV. «Giles, des deus dont me faites fardel
Ai pris le mieus, se le voir en disiés.
Kar bien savés ke, se vous plantïés
En gaste terre u ente u arbrisel,
Il sekeroit sans aiie.
Dont fait jouenes hom folie
Ki en gajole veut metre viel oisel.»

V. «Maistre, sevrés l'escaille du noiel:
Li cuers remaint, l'escaille ert entre piés.
N'est pas souvent vieus hom joians ne liés
Ki jouene aime, kar trop a dur flael
Et grief fais en jalousie.
Chil a froit a la föie
Ki plus estent son pié ke son mantel.»

VI. «Gile, de jouene amer me renovel;
Se vielle amés, de chou enviellisiés.
Li vieus serpens de vielleche anuiiés
Pour jouene cuir escanje sa viés pel;
Et sachiés, qoi ke nus die,
Il a de le galousie
En boine amour tous tans aucun rainsel.»

VII. «Maistre, Ovides, el sens ke vous espel,
Laissa le moust, si se tint au vin viés.
De saige amour n'est nus jalous n'iriés;
Saje dame est clers vins en boin vaissel,
Sans teche de vilounie.
Kien apris de kacherie
Ne quangent pas si ke font li kaiel.»

---

13. *A* vieus; *E* viel; 14. *E* A la joie v.; 18. *E* De joenne t.; 21. *A* n'en puet; 23. *E* Ai de mieus pris; 25. *A* t. un ente; 27. *A* joues; *E* Joennes hom fet grant f.; 28. *A* en gaie le veut; 29. *A* M. seuers; 30. *E* est; 31. *E* N'est pas vieus hom souvent joiant ne liez; 32. *E* Qui le joenne a.; 32. *A* frael; 33. *A* grif; 34. *E* Et sachiez froit a la fie; 36. *A* joue; *E* amour; 37. *A* enviellìesiés; *E* de quoi enviellissiez; 39. *E* viel p.; 41. *E* Il a de jalouserie; 42. *E* tous jors; *A* raisel; 43. *Die 7. und 8. Strophe stehen nur in Hs A*; 43. *M* onide; 44. tient; 46. cles vins; 48. Kiens;

VIII. «Vielle a d'autres amours plain son tavlel,
Gilles; la vostre escrire n'i poriés.
En nueve chire et mole emprainderiés
Plus de legier vostre amour k'el sëel.
Laissiés dont la flour matie,
Et de la rose espanie,
Si con je fais, faites vostre capel.»

Envoi I. Bouton metés, maistre, en vostre cercel,
Et jou la rose espanie.
Aiés le fruit ki verdie,
Et jou demeur ou sont li bon morsel.

Envoi II. Gille, a tesmoins tous vrais amans apel
Ke j'ai le meillour partie.
Pour pré ou l'erbe est ceullie
Avés laisié le verdoiant praiel.

---

50. Vielles, tauelel; 52. En nune ch. et m. empraideriés; 57. *A* Mouton; *E* Coton; 59. *E* Aiez fruit qui meurs n'est mie; 60. *A* Et jou le meur ou sont li bon morsel; *E* Et je le bien, meur ou; 61. *E* G. a tesmoing tous fais amis a.; 63. *A* Dou pré ou l'erbe.

XII.

Rayn. 289

E 169 d (Hue a Symon).

Notation nicht erhalten.

Ausgabe: A. Langfors, Recueil général des Jeux Partis français, in „Société des anciens Textes français", Paris (1926) II., 127.

I. «Symon, le quel emploie mieus son temps
En bone amour, dites m'ent vostre avis,
Celi qui est loiaument entendans
A dame amer, bele, sage et de pris,
Sans guerredon, en bon espoir tous dis,
Ou cil qui tout a mis cuer et corage
En dame amer povre, nice et poi sage,
Et dont en est amez et conjöis?»

II. «Hue, qui prent ce dont est desirans
Emploie bien son temps, de ce sui fis,
Quar il ne fu onques nulz lais amans
Ne laide amie, ensi en est li dis;
Et si vient mieus avoir povre pourpris
Que couvoitier tous dis grant heritage,
Si n'i viengne on ja en tout son aage,
Et si vault mieus jöir qu'estre mendis.»

---

3. *Hs* entandant;

III. Symon, ...
. . . .

IV. [«Hue,] c'est nient; il est trop meschëans
Qui cuer et cors a en tel dame mis
Ou ja nul jour ne sera recouvrans.
Faulz espoirs a cinc cens amans honnis
. . . .
Qui tout adez va querant le musage,
Et s'est cis foulz qui sieut beste sauvage
S'il ne l'ataint en huit ans ne en dis.»

V. «Symon, d'Amours estes petis sachans,
Vous en estes encore uns aprentis.
On doit amer dame bien entendans,
Bele et bone; quar on n'est mie amis
Pour seul jöir, més pour bien estre apris
En maintenir d'Amours le dous usage.
S'aucuns aime dame nice et ombrage,
Contez sera el nombre des chetis.

VI. «Hue, Amours est si noble et trés puissans
Et si digne en tout ce qui y est pris;
Et si vous di, com plus est li homs grans
Et il aime la meneur du päis,
Tant est il plus vraie amour espris,
Quar il n'aime pour biauté ne parage,
Et s'a Amours de lui tel seignorage
Que les meneurs fait aus plus grans onnis.»

Envoi I. «Symon, cil a moult povre los aquis
Qui sans peril a pris gaste manage;
Més cil est preus et si fet vasselage
Qui bien se tient contre ses anemis.»

Envoi II. «Hues, cil est bien deçus et träis
Qui laist son preu et si fait son damage.
Plus chier aroie a mengier frés fromage
Qu'estre afamez en coste més eslis.»

---

17. *Von der 3. Strophe ist nur das erste Wort*: Symon *erhalten*; 25. Hue *ist hier zu ergänzen, weil der Schreiber der Hs nach dem ersten Wort der 3. Strophe irrtümlicherweise in die 4. Strophe geraten ist;* 29. *Hier fehlt ein Vers.*

XIII.

Rayn. 1818

E 170 a (Hues li Maronniers a Symon d'Athies).

Keine Melodie überliefert.

Ausgabe: A. Langfors, Recueil général des Jeux Partis, II., 130.

I. Symon, or me faites savoir,
Par amistiez le vous requier,
Le quel avrïez vous plus chier,
Ou que vo fame tout de voir
Et bien certainement sëust
Qu'ele de vous wihote fust
Et en jalousie,
Ou elle vous fëist wihot
Et vous n'en sëussiez nul mot.
Or prenez la meillour partie.

II. Hue, frere, qui son voloir
Torne a mesfaire et a pechier
Ne puet son pris regaaignier
Pour bien faire ne pour avoir,
Si venroit mieus qu'il me lëust
Mesfere que nus decëust
En fesant folie
Cele qui m'aime et me congot.
Il n'est nulz qui ce me deslot,
S'en lui a sens ne courtoisie.

III. Symon, s'en ce volez manoir,
Riote avrez sans rapaier:
C'iert au lever et au couchier,
Et tempre et tart et main et soir;
Si venroit mieus c'on recëust
Honte que point n'apercëust;
Que si pesme vie
Ja ne verrois qui le vous lot,
Quar se vo fame voit et ot
Vo mesfet, tost iert desvöie.

IV. Hue, petit a de savoir
Cil qui ensi set conseillier.
J'aim trop mieus une autre acointier
Et grant riote recevoir
Que ja ma feme s'esmëust
A ce que nulz homs en ëust
Part ne compagnie;
Quar s'il avient que nus en got,
On m'en tenra a nice et sot
Et elle en sera blastengie.

V. Symon, cis n'a riens que doloir
Qui point ne set son destourbier.
Més il vous doit moult anoier
S'on vous pooit ramentevoir
Honte et blasme qui aparust.
Se vo fame brassast, si bust,
S'ariez acenssie

Pais qui tient cuer gai et mignot;
Quar cil a vestu bon surcot
Qui bone pais a de mesnie.

VI. Hue, je croi par estouvoir
Volez vous jeu a gaaignier.
Més franc cuer ne doit otroier
Que nulz sa fame decevoir
Puist, si que vanter s'en pëust
. . . .
Qu'il l'ëust conchie;
Nulz nel vaudroit, si atroit drot,
Car tel a la fois se forgot
Que autre en fet sa moquerie.

Envoi I. Symon, et je di en mon lot
Que cil a perilleüs esquot
Qui croit fame qui le cunchie.

Envoi II. Adam, et cil boit a ort pot
Et si s'apoie a pourri hot
Qui de sa fame a male vie.

---

48. gai *fehlt in Hs*; 56. *In der Hs ist für diesen Vers Raum freigelassen.* 57. conchiée; 58. saroit; 61. et *fehlt in Hs*; *Vers um eine Silbe zu kurz*; 63. Vait qui, *Vers eine Silbe zu lang.*

Vor fast 100 Jahren hat L. Passy angesichts der damals in Blüte stehenden Troubadourlyrik den Satz geprägt: „*Prenez dix trouvères lyriques: vous ne trouverez pas dix hommes, mais un seul trouvère*"[1]. Zwar hatte der in der afrz. Literatur ungleich belesenere J. Bédier dieses Urteil als nicht zutreffend bezeichnet[2], aber A. Jeanroy wiederum, der ebenfalls in einem engen Verhältnis zur prov. Liedkunst stand, war 1896 noch davon überzeugt, daß L. Passy recht behalten könnte, wenn er schreibt: „*Nous craignons que le jugement de M. L. Passy ne reste, sous sa forme piquante, profondément juste*"[3].

Die Folge dieses Urteils war, daß man der Trouvèrekunst gegenüber zurückhaltend blieb und sie mit einiger Überheblichkeit abtat.

Worauf beruhten dieses Urteil und diese Einstellung? — Zum größten Teil leider auf Unkenntnis und auf Oberflächlichkeit der Betrachtung, zu denen noch eine einseitig orientierte Blickrichtung hinzukam.

Inzwischen sind wieder über 50 Jahre vergangen, und heute sind wir in vieler Beziehung anderer Meinung. Das goldhaltige Erz pflegt

---

[1] L. Passy, in Bibl. de l'Ecole des Chartes XX. (1858/59) 1.
[2] J. Bédier, in Revue des Deux Mondes, Febr. 1894 p. 923.
[3] A. Jeanroy, in Petit de Julleville, Histoire de la Langue et de la Littérature française, Paris (1896) I., 380.

nicht an der Oberfläche zu liegen; die Werte der afrz. Liedkunst erschließen sich nicht oberflächlichem Schürfen. In dem Urteil Passys und Jeanroys hat die musikalische Seite überhaupt keinen Niederschlag gefunden. Lieder aber ohne Melodie sind Halbheiten. Gerade in musikalischer Hinsicht überragt die nordfranzösische Liedkunst ihre provenzalische Schwester um vieles, und wenn wir heute nicht nur historische Einblicke in die Musik des Mittelalters und ihre Entwicklung gewonnen haben, sondern gut fundierte, konkrete Kenntnisse darüber besitzen, so verdanken wir dies fast ausschließlich der Trouvèrekunst.

Unsere Betrachtungen aber dürften gezeigt haben, daß Simon d'Authie keineswegs zu dem von L. Passy und A. Jeanroy kreierten Schablonentyp gehört, daß er vielmehr eine markante Persönlichkeit war, nicht nur als Anwalt, sondern auch als Dichter und Komponist.

FRIEDRICH GENNRICH

Skandinavisch-romanische Wortbeziehungen

(Belegtes — Hypothetisches)

1. gosse

Wer mit Kenntnis des Französischen in Schweden reist, dem fällt alsbald auf, daß die schwedische Sprache zwei Wörter für die Bezeichnung von dt. „Knabe, Junge" besitzt, von denen das eine: *pojke*, häufigere Verwendung findet als das andere: *gosse*. Dieses entspricht etwa dem gleichen Gebrauchsverhältnis von frz. *garçon* und frz. *gosse*. Die Herkunft des letzteren wurde noch von A. Dauzat (Dict. etym., [2]1943) als „dunkel" bezeichnet. Es ist ihm zufolge zuerst bei D'Hautel (1808) belegbar. Auch die schwedische Bezeichnung ist von „sehr umstrittener Ableitung" (E. Hellquist, Svensk etym. Ordbok, [3]1948, I, 294, Sp. 2), findet sich jedoch schon im zweiten Drittel des 16. Jahrhunderts. Es läßt sich vermuten, daß es sich bei dem Auftauchen von *gosse* im Französischen um eine Übernahme der schwedischen Bezeichnung handelt, mit der französische Truppenangehörige während der dritten Koalition Preußens im Bunde mit Schweden unter Gustav Adolf IV sicherlich Bekanntschaft gemacht hatten.

Hinsichtlich einer Herleitung des schwedischen Wortes begegnen am häufigsten diejenigen Theorien, wonach *gosse* < *gōþ(er) son* „guter Sohn" oder *garsun* (afrz. *garçun*) bzw. *gut* „Knabe" + Suff. *-se*. Hierzu ist zu bemerken, daß schwed. dial. *gutt*, dän. *gut* „Bursche, Knabe", isl. *gosi* „Bube im Kartenspiel" offenbar zu norw. dial., isl. *gauta* „schwatzen, prahlen" mit den Nebenformen nhd. dial. *gauzen*, hess. *gauwen*, holl. *guiten* „bellen, schreien, schelten", elsäß. *gaxen*, *gauksen* „schreien, gackern" gehören. Zugrunde liegt anord. *gautan* „Geschwätz" bzw. *gâ* „Spott, Bellen" (z. B. *guð-gâ* „Gotteslästerung"), das nicht Schallwort (wie möglicherweise *la-* in lat. *latro*) zu sein braucht, vielmehr mit griech. *γαῦ-ρος* „stolz, prahlend", ion. *γαύρηξ* „Prahler" (hierzu lat. *gaudens*, *gaudium*) in Zusammenhang stehen kann. Der idg. Stamm setzt sich in der romanischen Gabelung als afrz. *gaber*, *gap* oder *gas* fort, wodurch sich die übliche Annahme einer frühen Entlehnung aus dem Altnordischen der Wikingerepoche erübrigt. Daneben muß er die übertragene Bedeutung von „Spott, Bellen" erhalten und zu einer romanischen Nebenform gleich wie im Germanischen geführt haben, die *gausser* „spotten" (Ronsard), *gosse* „Spott" (Cotgrave) und afrz. *gouz* „Hund" erklärbar macht. Das späte Auftreten von frz. *gosse* mit der Be-

deutung „Knabe, Mädchen“ nach dem Vorgang der fast gleichlautenden schwedischen Form spricht für ein Entlehnungsverhältnis, dessen Umkehrung, wie V. Bröndal (Danske Studier 1929 S. 82) erwogen hatte, weder zeitlich noch phonologisch — Erhaltung des gesprochenen -e in dem schwedischen Wort! — möglich ist.

2. Gormond, Hasting

Ich habe *Gormond* schon in meinen Studien zur romanischen Heldensage des Mittelalters (1944) S. 66 ff. sowie in dem Beitrag über die poetischen Ausdrucksformen in altromanischer Epik (letztes Heft der ZRPh, S. 241 ff.) für einen Wikinger gehalten, dessen Person sich infolge der lückenhaften Überlieferung im nordischen Schrifttum allerdings schwer identifizieren läßt. So kommen für das Urbild Gormonds der Normannenkönig *Wurm*, der dänische Seekönig *G(uth)orm* (gest. 890) und der isländische Landnehmer *Geirmund* in Betracht. Dieser heerte zwischen 872 und 895 in der Nordsee und siedelte der Hálfssaga zufolge am Meðalfellsstrand im isländischen Breiðafjord. Die färöische Gormundskvæði nennt ihn *Gormund von Frankreich* (vgl. auch die übrigen *Gormund*- bzw. *Geirmund*sagen der Føroya Kvæði, ed. Chr. Matras, 1941 ff., sowie bei Svabo, ed. Matras, 1937—39). *Gormond*, der in der mittelalterlichen Literatur aller westeuropäischen[1] Völker, besonders in der französischen[2], englischen, deutschen (Loher und Maller) und skandinavischen herumspukte, ist von Jocelin in der Vita S. Patricii (um 1183) als Norweger bezeichnet worden (*Gurmundus* . . . *Noruagenses* principes pagani — zitiert nach R. Zenker, Das Epos von Isembard und Gormund, 1896), ebenso von Girald von Bari in der Topographia Hiberniæ (1188). Olavus Magnus berichtet in seinem Gentium Septentrionalium Historiæ Breviarium (1555, zitiert nach der Ausgabe Lugd. Batav. 1652, S. 30) noch von einem *Germundus* das Folgende: . . . multis seculis ante plantatam fidem Catholicam in Septentrionalibus regnis signo Crucis insignita adhuc aperte videntur, similem habentia inscriptionem: Postquam dæmonum fallacia seductus erraveram, ad Christianorum Deum conversus morior, et hic sepultus judicium ejus expecto *Germundus*.

F. Lot hat *Gormond* mit dem bei Wace (Rou) und Benoit erwähnten *Hasting* in Verbindung gebracht (Romania XIX [1890], 594 f.), dessen Taten und Eigenschaften sich vielfach mit denen

[1] E. C. Southward schlug (in dem Artikel Gormont, Roi d’Afrique. Romania LXIX, 1946—47, p. 103 ff.) den Isländer *Guðmondr* enn Rike Eyolfsson (gest. um 1026) vor, da die gälische Erzählung von Kilwch und Olwen einen *Gormant* ap Ricca erwähnt. Eher möchte ich vermuten, daß sich hinter diesem *Gormund* á Frankaríki = „Gormund von Frankreich“, wie er in der färöischen Gormunds Kvæði (Matras Bd. II S. 177—217) genannt wird, verbirgt.

[2] In der altfranzösischen Tristansage ist ein *Gormon*, König von Irland, der Vater Isoldes.

Gormonds decken. Daß es sich bei beiden um ein und dieselbe Person handelt, erscheint durch Dudos Feststellung (um 1110): Verum iste *Alstagnus* vulgo *Gurmundus* verso nomine solet nominari gesichert. Es ist der zudem im Pseudo-Turpin erwähnte *Arastagnus* rex Britanniae, dessen Sage auch Übereinstimmungen mit Motiven aus Saxos Erzählung von *Hadingus* (die feuertragenden Vögel!) aufweist. Hinter dem Namen *Hasting* (lat. *Alstagnus*), afrz. *Hasteins*, *Hastenc* — falls nicht etwa auch in Anlehnung an *Hastings*, den Ort der Schlacht Wilhelms des Eroberers gebildet — könnte sich zudem anord. *Almsteinn*, *-s* verbergen. Ein solcher *Almstein*, der um 900 lebte, kommt in Berichten über die Regierungszeit Haralds des Schönhaarigen mehrmals vor (Morkinskinna 67 f.; Flateyjarbók III; Fornmanna Sögur III), freilich ohne Bezug auf unsere Ereignisse. Das Gentium Septentrionalium Historiæ Breviarium des Olavus Magnus erwähnt (S. 28) die Obeliskinschrift: Cum alii bellicis rebus gloriam quærerent, ego *Halstenus* paci operam navans, laudem merui immortalem. Man kann mit Dudo annehmen, daß es sich um zwei verschiedene Bezeichnungen für ein und denselben Wikinger handelt, den die Nachwelt in den Dichtungen von *Gormond* und *Hasting* feierte.

3. Aumon, Tervagant,
nebst weiteren Eigennamen in altfranzösischer Heldendichtung

Erinnerungen an Wikingereinfälle dürften auch die Schilderungen der Kämpfe um Kalabrien bis zum Garigliano in der Chanson d'Aspremont beeinflußt haben. Das nicht in der Urfassung überlieferte Epos erwähnt zahlreiche „Sarazenen"-Namen, deren Herkunft germanisch, z. T. einwandfrei nordisch ist, wie *Huber*, *Gondre* (*Gondrul*), *Gondebues* (*Gondelbuef*) de Frise — der *Gandelbodus* rex Frisiae der Turpinschen Chronik —, *Angart*, *Engelisson*. *Aumon*, dessen Name noch Ph.-A. Becker (Aspremont in Rom. Forsch. LX [1947], 27 ff.) „rätselhaft" erschien, dürfte einem anord. *Agmund* (*Ǫgmund*) wohl entsprechen. Fagrskinna, Heimskringla und die Fornmanna Sögur erzählen von einem *Skopti Ǫgmundarson* aus dem mächtigen Geschlecht der Arnungen, der 1102 mit seinen drei ältesten Söhnen *Ǫgmund*, þorð und Finn Skoptarson in der Straße von Gibraltar erschien (wie man vermuten darf, auch in der von Messina, wo der Aspromonte liegt und die Kämpfe stattgefunden haben sollen). Den Berichten zufolge starb *Skopti* in Rom; auch seine Söhne kamen auf dieser Italienfahrt um, þorð als letzter in Sizilien. An dieses Abenteuer erinnert möglicherweise die Destruction de Rome, dieses K. Nyrop (Den oldfranske Heltedigtning, 1883, S. 91) zufolge „völlig unhistorische (!) Gedicht", worin eine prächtige Flotte nach Italien segelt und sich Roms bemächtigt. Ihr Anführer ist *Balant* (= Baligant?), der Gesandte *Agolants* beim Kaiser im Aspremontliede. Wieder muß Karl nach dem Süden eilen, um die bedrohte Christenheit zu retten.

Der Name des Hauptthelden *Ago(u)lant* (vgl. *Agolandus* rex Aphricanorum des Pseudo-Turpin[1]) in der Chanson erscheint willkürlich gewählt, wenngleich er ebenfalls einem altnordischen Personennamen, z.B. *Haklang*, etwa entsprechen würde, jedoch eher noch von *lesAgo(u)-lant* oder *Algolant*, *Augoulant*, der in altfranzösischer Epik häufigen Bezeichnung (zuerst in der Chanson de Roland, V. 2055 der Hss. P und L) für eine heidnische Völkerschaft (etwa der von Gotland: *af Gotland?* — der Perceforêt gibt *Grönland* den Namen *Angrouellant*), abgeleitet worden sein kann, während von *Skopti* nichts übrig geblieben ist, außer möglicherweise einem Bestandteil der Benennung des Sarazenenriesen *Escopart* im Beuve de Hantone. Hier indes bleiben wir gänzlich in Vermutungen stecken, da infolge des großen Mangels an Belegen nicht einmal lockere Rekonstruktionen möglich sind. Italien[2] ist gleich Spanien arm, sehr arm an historischen, literarischen und sprachlichen Überlieferungen aus der Normannenzeit.

Wir möchten nun noch einmal auf die Ependenkmäler des anglonormannischen Kulturkreises zurückverweisen, denen außer dem Gormondliede auch die Chanson de Roland in ihrer ältesten uns überlieferten Gestalt zuzuweisen sind. In dieser wird V. 1891 ein *Bevon* als Gefolgsmann Kaiser Karls bezeichnet. Ist der Ritter gemeint, dem später, analog zu *Oger*, dessen Epos erst hernach erfunden wurde, die Sage von *Beuve* de Hantone aufgehängt werden sollte? War er mit *Gondebeuf*, genannt auch *Gandebeuf* de Frise („barons de Frise" befinden sich V. 3069 unter Naimes Gefolge) und dieses *Gand-* mit dem *-gant* der im Rolandslied erwähnten Namen *Estorgant*, *Baligant* und *Tervagant* etwa identisch? Das sind alles offene Fragen von, wie es schien, minderer Bedeutung. Be-

---

[1] Wenn *Agolant* und *Arastagnus Britonum* nebst *Otgerius rex Daciæ* in der Handschrift von Santiago de Compostela genannt werden, so spricht das — im Gegensatz zu A. Burger, La Légende de Roncevaux avant la Chanson de Roland, Romania LXX (1949) 433 ff. — für eine späte Datierung der Chronik, die ein wichtiges Zeugnis für die Entwicklung der Heldensage zur Märtyrerlegende bildet. Ich denke mir, daß die Zeit um 1160 sehr in Betracht kommt, als französische und spanische Orden zwecks Beschützung des Pilgerweges nach Santiago geschaffen wurden (vgl. E. Lambert, L'Historia Rotholandi du Pseudo-Turpin et le Pèlerinage de Compostelle. Romania LXIX (1947) 362 ff.). An dieser Straße ist damals auch die Chronik von Nájera mit der Sage von der verräterischen Gräfin entstanden, aus welcher der Beuvedichter schöpfte (meine Studien S. 44 ff.). Wahrscheinlich kann man in der Zeit um 1160 die Geburtsstunde der spanischen Großepik erblicken, vielleicht auch die des Cid.

[2] Die unlängst von G. Rohlfs in ZRPh LXI (1941) 79 ff. ans Licht gehobenen Wörter der Mundarten am Golf von Policastro in Lucanien: ḍḍarávətə (S. Costantino) „lassù", fəlúnia „diaframma dell'uovo", ˈriŋgulu bzw. ringwələ „legame con cui il giogo viene attacato al timone" („zu altumbr. krenkatrum, cringatro 'cingulum'") sind auf germanische, evtl. nordische Herkunft noch zu untersuchen.

leuchtet man sie jedoch aus unserer hier versuchten Perspektive, dann könnten sie an Wichtigkeit vielleicht gewinnen. In Anbetracht der Tatsache, daß das nordgermanische Schrifttum nicht häufig zu Vergleichen herangezogen worden ist, wird man mir wohl gewähren, auf Grund der eigenen Lektüre auf einzelne auffällige Ähnlichkeiten kurz hinzuweisen.

Es kann keineswegs in Abrede gestellt werden, daß Spitzers Herleitung von *Tervagant* (*Tervigant*) aus *Terrificans* (Romania LXX, 1949, S. 397 ff.), bis auf die Akzentlage, als lauthistorisch einwandfrei und sehr plausibel akzeptiert werden muß. Freilich erscheint die Gottheit in dieser Lösung nicht hinreichend bezeichnet. Ich möchte hier nur darauf aufmerksam machen, daß dem altnordischen Schrifttum seit der Edda (Voluspá 22, 4) ein *gandr*[1] ,,Zaubermittel" mit der adj. Ableitung *gǫndull* > *Gǫndlir* (Grímnismál der Edda), auch *Gandlir* ,,Odin" vertraut ist. Zudem war *Terwingen* eine alte Bezeichnung für die Westgoten. (In diesen Zusammenhang gehört mutmaßlich auch *Tyrfing*, das Schwert Angantyrs im Hunnenschlachtlied — vgl. Durendal — sowie der gleichlautende, lat. zumeist als *Tiruingar* wiedergegebene Personenname.) Odin wird (z. B. ebenfalls im Grímnismál) u. a. noch als *Baleygr* ,,Flammenauge" bezeichnet. Ließe sich ein Zusammenhang mit *Baligant*, dem heidnischen Admiral, der gleich Gormond wie ein Recke gezeichnet wird, bzw. *Balant* da denken? So käme man schließlich auch zu einer Erklärung von *Estorgant* < anord. *stor* ,,groß" + *-gant*.

Mit noch stärkerer Zurückhaltung möchte ich einen weiteren, vielleicht doch nicht ganz unmöglichen Zusammenhang andeuten. *Gormond* wird nicht nur als ,,li Arabis", sondern auch als ,,emperere de Leutiz" (= ,,Wilzenland" im heutigen Mecklenburg) bezeichnet. Einen solchen ,,rei de Leutice" macht bereits *Guinemer* im Rolandsliede (V. 3360) nieder. *Guinemer* ist *Ganelons* Onkel (V. 348). Handelt es sich bei der Einführung der Gestalt *Guinemers* um eine Reminiszenz an *Guinemer* von Boulogne, der 1097 einen Kreuzzug unternahm? So müßten wir auch in dem Gebrauch des Eigennamens *Baldewin* (V. 296, 363), *Ganelons* Sohn, einen Niederschlag der Kreuzzugsereignisse erblicken (*Balduin*, der Bruder Gottfrieds von Bouillon rüstete 1096 und wurde 1100 König von Jerusalem). Dann wäre das überdies ein Beweis für die Richtigkeit der gefundenen Datierung für die Chanson. Man könnte bezüglich der Eigennamen *Guinemer*, *Guenes* bzw. *Guenelon* zudem an anord. *Gin(n)ar* ,,Odin" (Snorra Edda), abgeleitet von *ginna* ,,betören, betrügen" denken, denn Ganelon spielt die Rolle des Odin, der im Lied von der Brávallaschlacht (überliefert in Saxos Gesta Danorum) in Brunos Gestalt neben Harald tritt und zwischen Onkel (König Harald von Dänemark) und Neffe (König Hring von Schweden) Unfrieden

[1] Vgl. auch den Riesen *Urgan(t)* in der Tristansage (und im Aliscansepos). Hier kann jedoch eher noch anord. *gangr* als Bezeichnung für einen Riesen zugrunde liegen.

stiftet, welcher zu der furchtbarsten und verlustreichsten Schlacht in germanischer Epik führt. Saxo nennt den Gott *Othinus*. Es gilt noch zu erwägen, ob sich daraus der Name des Heiden *Otinel* erklären läßt. Diese Bezeichnungen wären dann ein ferner, kostbarer Nachklang eines Wissens um die Existenz der germanischen Heldensagen.

Gualter und *Hermans* im Rolandsliede sind deutsche Namen, die Nordgermania gebrauchte sie in dieser frühen Periode noch nicht. Über *Oger* habe ich bereits in meinen Studien (S. 62 ff.) berichtet[1]. *Bramimunde* (V. 634) ließe sich aus dem Nordischen wohl herleiten, *Nevelun* (V. 3054) möglicherweise aus einem *Níflung*, *Aelroth* (V. 1188) vielleicht aus *Aethelred* dem Angelsachsen, selbst *Torleu(s)* (V. 3204, 3216) aus lat. *Thorlacus*, nord. *þorlákr*, *þorlaug*, *Tedricus* im Pseudo-Turpin < *Theodoricus*, *þioðrekr*, der Waffenschmied *Galant* in altfranzösischer Sage < germ. *Velant*, *Vǫlund*, die Schwertklinge *brand* (*brandr*) im französischen aus dem nordischen Heldensang, afrz. *bruman*, wie E. Walberg (Sandfeld-Erinnerungsschrift 1943, S. 254 ff.; Studia Neophilologica XVI, 1943, S. 39 ff.) nachweisen konnte, < anord. *bruðmaðr* (acc. *-mann*) seit 1198. Daß die Personennamen im Heldenlied nicht beziehungslos erfunden werden, beweisen z. B. die Feststellungen, daß hinter *Altumajor*, den Charlemagne dem Pseudo-Turpin zufolge in Cordoba besiegt, sich *Almanzor* verbergen muß, hinter *Mudarra* in der spanischen Infantensage wohl Almanzors Sohn *Mudafar* (m. Studien, S. 98 f.) Gibt es germanische Namen bereits im Rolandsliede? Hat auf anglonormannischem Boden eine der bedeutsamen Kulturverbindungen stattgefunden, die ich in meinem Beitrag über La evolución estilística en la poesía romance (Anales del Instituto de Lingüística de Cuyo IV, 1950, p. 1 ff.) aufzuzeigen bemüht war?

4. ribaldo

Gleichfalls in meinen Studien konnte ich (S. 35) darauf hinweisen, daß im spanischen Ritterroman Cifar *el ribaldo* als Wesensbegriff und nicht als Eigenname aufgefaßt werden muß, somit afrz. *ribaut*

[1] Die interessante Abhandlung von M. Coll i Alentorn, La Llegenda d'Otger Cataló i els Nou Barons (Estudis Romànics I, 1947—48) enthält einen Hinweis auf die von F. Tarafa gegebene lateinische Textstelle: *Otgerius Gollantes*, Germanus, cognomento *Cathelon*. Hier wird Ogier als Germane (und Gotländer?) mit dem Beinamen „der Katalane" bezeichnet. Die katalanische Sage bildet eine Parallele zu der dänischen von *Holger Danske* (meine Studien S. 63). Gewisse Anzeichen sprechen dafür, daß sowohl die eine als auch die andere bereits im 13. Jahrhundert nicht ganz unbekannt waren (Rodrigo de Toledo — Saxo Grammaticus), also bald nach dem Entstehen der französischen Chevalerie Ogier auftauchten. Der Toledano hatte schon die Roderichsage in einer Ausgestaltung nach anderen Mustern (vgl. meine Studien S. 71 ff., 84 ff.) gebracht. Auf die Untergangssage des Gotenreiches folgt nunmehr die Sage von der Neugründung des Landes (Katalonien).

entspricht und dann die Bedeutung von „liederlicher Kerl" hat, die sich mit span. *pícaro* ungefähr deckt. Als Herkunft des Wortes habe ich im Vertrauen auf die bestehenden Meinungen (Gamillscheg, Meyer-Lübke, Wartburg) damals ahd. *hrība(n)* „Hure" bezeichnet, konnte mich inzwischen jedoch davon überzeugen, daß span., it. *ribaldo*, afrz., prov. *ribaut*, lat. *ribaldus* (Wilh. Armoricus: *Ribaldos* . . . qui solent sequi exercitum propter onera deportanda. Anno 1251: Fures, exules, fugitivi, excommunicati . . ., vgl. Ducange V, 765 ff.) ebensogut aus germ. *bald*[1] „kühn", namentlich im Sinne von „verwegen, munter" — weshalb das Wort auch Rabelais wichtig geworden ist — in Verbindung mit dem Präfix *re-* (*ri*), etwa analog zu lat. *rebellis* „den Krieg noch einmal aufflammen lassen", ait. *ribello*, *rubello* entstanden sein kann. Die Akzentlage deutet darauf hin, daß *ribaldus* nicht notwendigerweise aus *hrība* hergeleitet werden muß, ebensowenig wie *pícaro* aus frz. *picard*. Die Vorsilbe *ri-* erlaubt den Schluß, daß das Wort in Italien beheimatet war, obgleich es hier erst später als frz. *ribaut* in der Gestalt von *ribaldo*, *rubaldo* überliefert wurde. Wenn aber die Vermutung von V. De Bartholomaeis, daß ein für das Jahr 1087 belegtes *rebottu* analog zu *Rambotto* neben *Rambaldo* in verderbter Wiedergabe einem *ribaldo* entspricht (Rime giullaresche e popolari d'Italia, 1926, p. 3), zutrifft, dann müßte die Bezeichnung bereits im 11. Jahrhundert in Italien üblich gewesen sein, das heißt zu einem früheren Zeitpunkt, als in der übrigen Romania. Auch scheint das Italienische als einzige Sprache die ursprüngliche Bedeutung von *ribaldo* = „kühn" in der Wendung „una presunzione la più *ribalda*" beibehalten zu haben.

5. a i n d a (h é , è z)

Hier verdient auch die Parallele von port. *ainda* mit der Bedeutung „noch" zu anord. *enn þá*, ndän.-norw. *endda* „noch" im Gegensatz zu den von lat. *inde* „davon, von dort" herleitbaren Wörtern in allen romanischen Sprachen eine Erwähnung. Lat. *inde* hatte apgt. *en(de)* „davon, darüber, dessen, deren" ergeben, während pgt. *ainda* von Anfang an die Bedeutung „noch" hatte. Die Herkunft von *ainda* gilt als nicht gesichert. J. Leite de Vasconcellos schlug (Licões de Filologia Portuguesa, [2]1926, p. 432) *ad* + *hinc* + *de* + *ad* vor, eine Aneinanderreihung von Partikeln, die im Portugiesischen „nicht verwundern kann"[2].

[1] Das von Wartburg, FEW I, 212 für das 3. Jahrhundert bezeugte *baudus* „audax, fortis" findet im Thesaurus II, Sp. 1791 eine andere Ableitung. Das germanische Wort ist sicherlich später in die Sprachen der Romania eingedrungen. Indes ist es weniger wahrscheinlich, daß es sich auch in diesem Fall um einen Skandinavismus handelt, wie bei den meisten übrigen hier untersuchten Bezeichnungen.

[2] Während hier ein vermutliches Lehnwort für ein Erbwort angesprochen worden wurde, hat man statt einer echt volkssprachlichen Bildung eine Entlehnung (aus dem Arabischen) in dem span. De-

bleiben muß. Doch halte ich eine Einwirkung der nordischen Bezeichnung auf *tropus* bzw. (*con*)*tropare* für nicht unmöglich, womit es denn zu *trobador* < lat. *tropus*, (*con*)*tropare*[1] ∞ anord. *drápa* bzw. **tropa* (nach der Rundung des *ā* > *ǫ́* im Anord. sowie analog zu *trab* neben *drap* und *treffan* neben *drepa*) + *-dor* gekommen sein könnte. Wie auch anfangs betont, besaß (*con*)*tropare* die Bedeutung von „ein (Preis)lied (mit Refrain) dichten" eben nicht. Für *tropus* in dem erweiterten Sinn von „Lobgesang" aus dem Liturgiegebrauch verzeichnet Ducange (VI 682) als erste Fundstellen: Inter laudes autem, quæ τρόποι Græce nomine dicuntur, a conversione vulgaris modulationis, dum versus sancta Trinitatis a cantoribus exclameretus, etc. . . . Angelico interea hymno cum *tropis*, id est, festivis laudibus, ornatissime expleto, etc. aus dem Concilium Lemovicense, ann. 1031, sess. 1. Auch bieten weder die frühen lateinischen Beispiele für (*con*)*tropare*, *contropatio* noch die späten romanischen Ber(ceo)[2] einen Anhalt für den ältesten provenzalischen — und skandinavischen — Lieddichtungen zugrunde liegende Untergebenentreue. (Die Haltung eines „vasellaggio d'amore" bei Wilhelm IX und Cercamon hebt S. Pellegrini in Cultura Neolatina IV/V, 1944—45, p. 21 ff. hervor.) Wortwandel ist ja „Kulturwandel und Seelenwandel" (Spitzer, Linguistics and Literary History, 1948, p. 8). Gleich wie der Vers und die strophische Form einiger Gedichte Wilhelms mit dem Hauch eines Anklangs an die andalusische Zaḏjal-Lyrik überzogen ist, so können auch die Bezeichnungen für den Dichter und die Dichtweise des südfranzösischen *novel* chan[3], der freilich noch kein fertiger *dolce* stil nuovo war, die erweiternde Bedeutung von dem ähnlich klingenden, wenn nicht sogar gleichlautenden nordischen Wort übernommen haben. Aber ebensowenig wie für das Vorkommen arabisch-andalusischer Poesie kann für ein Bekanntwerden von *drápa* in der Provence der sichere Beweis erbracht werden. Mit einer höfischen Minne hatte der äußerste Süden, mit einer Preislieddichtung der äußerste Norden schon früher begonnen. Die eine bleibt vorerst noch Ausdruck der westmittelländischen Feudalverhältnisse, die andere beginnt um diese Zeit eine europäische Erscheinung zu werden.

Als Ursache für ein mögliches Bekanntwerden des aus den nordischen Poetiken stammenden Begriffes kämen allerdings die frühen Wikingerzüge kaum in Betracht. Sonst wäre es verwunderlich, daß

[1] Vgl. die nächstfolgende Anmerkung.

[2] *Contropare* bleibt ohne den in *trobar* vollzogenen Bedeutungswandel erhalten. Auch deshalb kann den Bezeichnungen für den provenzalischen Lieddichter und seine Dichtweise mit größerem Recht *tropus* zugrunde gelegt werden. Hinzu kommt die mutmaßliche Koinzidenz der Lautgestalt des Wortstammes von *drápa*.

[3] Der eben etwas Neues, bis dahin nicht Geübtes, also keine *contropatio* mehr darstellen möchte, ähnlich wie sich später der dolce stil nuovo als gemütvoller Gesangstil des Herzens seinerseits von novel chan zu differenzieren suchte.

er in die Normandie nicht Eingang fand. Eher möchte man an die mit dem 11. Jahrhundert einsetzende Epoche der Pilger- und Kreuzfahrten aus dem Nordlande denken, die zumeist über Santiago de Compostela nach dem Mittelmeer führten. Wahrscheinlich befand sich der norwegische König Olaf (der Heilige) 1013 oder 1014 in der Normandie, der Bretagne, dem Poitou und der Garonne, vielleicht auch in Nordwestspanien. Einer seiner Skalden, der später Olafs Züge und Taten bei Hofe vorgetragen hat, der berühmteste und bedeutendste aller nordischen Sänger, Sighvatr þórðarson[1], begab sich gegen Ende der zwanziger Jahre auf eine Handelsreise nach England und Frankreich, von der eine Reihe von Strophen seiner Vestrfararvísur berichten. Wahrscheinlich befand er sich im Winter 1026—27 in der Normandie (G. Storm, Sagnkredsene, 1874, S. 12 Anm.). Um 1030 war er auf dem Landweg nach Rom gepilgert. Es wäre nicht undenkbar, daß damals das nordische Wort *drápa* in der Romania bekannt geworden ist. Von dieser Fahrt hat Sighvatr auch eine geringe Anzahl seine Berührung mit höfischem Wesen höchst bezeichnender Fremdwörter, die den romanischen Sprachen entlehnt sind, in die nordische Heimat mitgebracht und in der Bersoglisvísur verwendet (er bezeichnet Magnús, den Nachfolger König Olafs, mit *lánardróttinn* „Lehnsherr“ sowie Nóregs *sinjór* „Norwegens Herr“). Er verfaßte u. a. ein Preislied auf die Königin Astrid sowie eine schwermütige Klageweise über den Verlust seines Königs. Später hat sich auch der Kleriker Sæmundar Sigfússonar (1056—1133), welchem die Liederedda zugeschrieben worden war, längere Zeit in Frankreich, mutmaßlich in Paris, aufgehalten[2].

Um die Jahrhundertwende setzten verstärkte Heer- und Pilgerfahrten ein, die von den Nordmeeren ihren Ausgang nahmen. Nordländer beteiligten sich an Guinemers von Boulogne Kreuzzug (1097). Alsdann folgte 1103 das Italienunternehmen des Skopti Ǫgmundarson und seiner Söhne, die in Flandern Aufenthalt genommen hatten und die französische Küste entlang gesteuert waren. Im Jahre 1106 gelangten einem Bericht Alberts von Aachen zufolge Dänen nach Jaffa, 1107—09 begab sich König Sigurd über England, die Westküste Frankreichs (wo er infolge schlechter Witterung beinahe ein halbes Jahr lang aufgehalten wurde), Gallizien, Portugal, die Balearen und Sizilien nach Jerusalem, 1118—20 fuhr Hákon Pálsön von den Orkneyinseln nach Palästina. Es läßt sich nachweisen, daß der Südwesten Frankreichs, wo der Troubadoursang im ersten Viertel des 12. Jahrhunderts entstand und seine erste große Blüte erlebte, und später auch der Südosten, welcher

[1] Über Sighvatr unterrichtet heute am besten S. A. Petersen, Vikinger og Vikingeaand, Sighvat Thordsson og hans Skaldskab, 1946, jedoch wird gerade auf seine Fahrten in die Romania mangels an Überlieferungen nicht näher eingegangen.

[2] Vgl. B. Th. Melsted, Ferdir, Siglingar og Samgöngur milli Islands og annara Landa á Dögum þjoðveldisins, 1914, sowie A. Jóhannesson, Menningarsamband Frakka og Islendinga, 1943.

mit Raimbaut d'Orange um 1150 begann, häufig von bedeutenden Nordländern besucht worden ist.

Sämtliche Zwischenstationen auf diesen Zügen sind in den Überlieferungen nicht verzeichnet, jedoch kann wohl angenommen werden, daß die nordischen Kreuzfahrer des beginnenden 12. Jahrhunderts auch öfters an Höfe gelangten und vielleicht sogar gastliche Aufnahme fanden. Ebenso berechtigt erscheint die Vermutung, daß sicherlich bei vielen Gelegenheiten Verse vorgetragen worden sind und an einigen Fahrten Skalden teilgenommen haben. In etwas späterer Zeit war dies durchweg der Fall, wofür wir aus der seither weniger trümmerhaften Überlieferung mehrere Zeugnisse besitzen. Deshalb wäre es grundfalsch, zu glauben, es habe sich hier gleich wie in der bereits weit zurückliegenden Wikingerepoche um vorwiegend beutegierige Seeräuber von der Art Gormonds im Heldenliede gehandelt. 1153 veranstaltete der Orkadenjarl Ragnvald, der selbst ein berühmter Skalde war und am Háttalykill mitgedichtet hatte, welchem er eine südwesteuropäische Note zu verleihen verstand (vgl. die Ausgabe von J. Helgason und A. Holtsmark, 1941), in Begleitung eines Bischofs sowie mehrerer Skalden einen Kreuzzug, der ihn auch längere Zeit nach Narbonne führte. Dort wurde er von der historischen Gräfin Ermingarde (gest. 1197), der Tochter Aimerics II (gest. 1134) festlich empfangen und aufgenommen. Auf diese Dame, deren Schönheit später von Peire Rogier besungen wurde, dichtete Ragnvald gemeinsam mit seinen Skalden Oddi Lítli Glúmsson und Armoðr mehrere sehnsuchtsvolle, in der Orkneyingasaga überlieferte Minnelieder (über die Authentizität vgl. J. de Vries, Een Skald onder de Troubadours, Mededeelingen der Kon. Vlaamsche Academie, 1938/39, S. 703 ff.). Armods Lied zeigt als einziges bereits den echten Reim sowie gehaltliche Angleichungen an den novel chan der Provenzalen. Dieses Ereignis ist auch noch in einer Lausavísur Ragnvalds überkommen. Nach beendigter Kreuzfahrt soll der Jarl mit seinen Begleitern auf dem Romwege heimgeritten sein.

Um 1190 veranstaltete der isländische Arzt Rafn Sveinbiörnsson eine Pilgerreise zum heiligen Gilles nach Südfrankreich, nach Santiago und nach Rom. Zwischen 1218 und 1226 waren wiederum nordische Kreuzfahrer unterwegs, deren Sagenerzähler möglicherweise den Anstoß zu einer Umgestaltung der Roderichsage in Spanien gegeben haben (meine Studien S. 135). Zu ersten Versuchen einer Anknüpfung politischer Beziehungen zwischen Nordgermania und Südromania ist es erst zu dieser Zeit gekommen. Der Dänenkönig Valdemar Sejr vermählte sich 1214 mit der Prinzessin Berenguella von Portugal, sein gleichnamiger Sohn heiratete 1229 Eleonora von Portugal. Beide Frauen starben in Dänemark. 1255 bis 1257 bewegten sich Botschafter Hákons Hákonarson sowie das gesamte Hochzeitsgefolge der Prinzessin Christina zwischen Norwegen über Narbonne und Spanien hin und her. Bei den Feierlichkeiten in

Valladolid wurde ein Abenteuer von den Harlungen erzählt, das wie ich (Studien S. 132 ff.) vermutete, der þíðrekssaga entnommen worden war und zur Ausgestaltung der Sage von den sieben Infanten von Lara beigetragen hat. Zum Fortleben der Siegfriedsage in Spanien lieferte jetzt Menéndez Pidal nach K. A. Porter den bildlichen Beweis des Reliefs (12. oder 13. Jhdt.) an einer Kirchentür in Navarra[1]. In jener Zeit werden auch auf umgekehrtem Wege die Stoffe der Fornsögur Suðrlanda und der Karlamagnússaga samt dem Guitalinlied nach Norden verpflanzt worden sein, und zwar höchstwahrscheinlich von den in der Romania gereisten Sagamännern selbst[2]. Diese Andeutungen dürften schon zeigen, wie sehr auch die Nordgermania in die historischen Erörterungen der westlichen Kulturen im Mittelalter mit einbezogen werden muß.

Vielleicht hat der nordische Skalde Sighvatr þórðarsson auf seiner Reise durch die Romania oder König Sigurd während seines Aufenthalts in Westfrankreich für ein erstes Bekanntwerden der nordischen Poesie in diesem Teil Europas Pionierdienste geleistet. Die Bedeutung der Pilgerfahrten und Kreuzzüge z. B. für die Heldendichtung ist durch die Forschungen von Bédier, Becker, Mireaux u. a. heute hinreichend bekannt. Nur muß im Hinblick auf die Romania noch stärker betont werden, daß diese einer früh entwickelten volkssprachlichen Dichtkunst bei den Germanen gegenüberstand, welche schon eine Edda und eine Skaldenlyrik besaß, aus der sie hätte schöpfen können, so wie sich umgekehrt die Germania während der letzten Jahrhunderte den Quell der Romanen zunutze machte. Doch solche frühzeitlichen Verbindungen sind nur sehr schwer erschließbar. Das fugenreiche Ganze erscheint so stark zerrissen, daß wir es Naht für Naht zusammenschweißen müssen. Ein Blick auf dieses Trümmerfeld der Dokumenten- und Inschriftenarchäologie zeigt weit mehr Lückenhaftes und Hypothetisches als Belegtes oder gar Gesichertes.

[1] Abbildung in La Epopeya castellana a través de la Lit. esp., 1945, gegenüber S. 24. Somit ist jetzt auch die Kunstgeschichte zu dem gleichen Ergebnis gelangt wie ich auf dem Wege über meine literarhistorischen Studien (op. cit.) — F. Gennrich (Der Sprung ins Mittelalter, ZRPh LIX [1939] S. 237) weist darauf hin, daß „auch deutsche Spielleute, die Geige spielten, 1276 von dem freigebigen Grafen“ von Flandern, Gui de Dampierres, „entlohnt worden sind. Das Haushaltungsbuch bringt darüber folgenden Nachweis: ‘A. . íj . manestreux alemans ki juerent en une gighe XXXII s. V d.’“ (Vgl. Guis Hofdichter Adenet le Roi, Cléomades, V. 2888: „gigëours d'Allemaigne“).

[2] Romanen sind nur selten nach Skandinavien gekommen. Der erste namhafte Islandfahrer dürfte Columbus gewesen sein, der eigenen Aufzeichnungen zufolge 1477 für seine Auftraggeber Di Negro und Spinola über England bis dorthin gesegelt war (vgl. R. Menéndez Pidal, La Lengua de Cristóbal Colón, 1942, p. 17).

E. Frhr. v. Richthofen

Nathan und Johannes Chrysostomus

(Dante, Par. XII, 136—37)

Die beiden Kreise von je zwölf leuchtenden Seelen im Reigentanz des Sonnenhimmels sind in letzter Zeit mehrfach behandelt worden. Die Auswahl, die Dante getroffen hat, ist nicht leicht zu erklären, besonders wenn man die ganze Gruppe als christliche Weisheitslehrer verstehen will. Neben Philosophen und Theologen finden sich Gestalten des Alten Testaments (Salomo und Nathan), der Jurist Grazian, der Historiker Orosius (?), der Grammatiker Donatus und zwei Franziskaner, die zu den ersten Gefährten des Heiligen gehörten, aber doch nicht eigentlich als Weisheitslehrer anzusehen sind. Auch Isidorus und Hraban erwartet man nicht in einem so eng begrenzten Kreis von christlichen Weisen, in dem mancher fehlt, den man dort vermutet hätte. Zwar ist Augustin sozusagen vertreten durch den ,,avvocato de' tempi christiani", zwar ist dieser vielleicht doch nicht Orosius, sondern Ambrosius — aber auch dann vermißt man etwa Hieronymus und Gregor den Großen. Auch die Verteilung auf die beiden Gruppen — deren erste, im 10. Gesang, von Thomas von Aquino, deren zweite, im 12., von Bonaventura eingeführt wird — bereitet Schwierigkeiten. Das größte Problem aber ist, einerseits, das Erscheinen Sigers von Brabant im Reigen des Thomas und andererseits das Erscheinen Joachims von Floris im Reigen Bonaventuras. Thomas war zu seinen Lebzeiten ein scharfer Gegner Sigers, ebenso wie Bonaventura die Lehren und Prophezeiungen des Abtes Joachim bekämpfte. Dante aber läßt beide, Thomas und Bonaventura, ihre beiden einstigen Gegner, Siger und Joachim, als Glieder ihres jeweiligen Kreises vorstellen und rühmen. Dies Problem ist von Etienne Gilson in seinem Buche *Dante et la philosopie* (Paris 1939) ausführlich behandelt und (obwohl mir manches allzu scharf formuliert scheint) im wesentlichen gelöst worden.

Aber die kleineren Probleme bleiben. E. R. Curtius (*Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*, 374—75), der eine Gegenüberstellung und Gleichstellung von Vertretern zweier Kategorien annimmt — einerseits Theologen und Philosophen, anderseits ,,Gelehrte", Vertreter der artes — kann auch auf diese Weise längst nicht alle unterbringen. Besonders ist ihm die Auszeichnung Nathans unverständlich. ,,Vom literarhistorischen Standpunkt aus", so

schreibt er, „ist . . . die Nennung eines Nathan unter den seligen Zwölfen kein geringerer Anstoß als die Sigers oder Joachims. Vielleicht ein größerer, denn man sieht keine Handhabe zum Verständnis."

Um eine solche Handhabe zu finden, gehen wir von zwei Bemerkungen Gilsons aus. Die erste (l. c. p. 254—55) bezieht sich auf die Wahl Salomos: es sei, im Hinblick auf die einschlägige Bibelstelle II Paralip. I, 7—10, anzunehmen, daß Salomos Weisheit hier nicht so sehr als Weisheit überhaupt, sondern als die besondere Weisheit eines Königs gerühmt werde. „Car enfin Salomon n'est pour lui (Dante) qu'un symbole: le symbole de la vérité qu'il veut nous inculquer. Et cette vérité ne serait-elle pas simplement celle-ci: de même que j'ai demandé aux moines de s'attacher à la sagesse de la foi, je demande aux rois de se contenter, en fait de sagesse, de la prudence royale dont ils ont besoin pour gouverner leurs peuples." Die zweite Bemerkung Gilsons (ibid. p. 265) ist nur eine allgemeinere Fassung der ersten und bezieht sich auf den symbolischen Gebrauch, den Dante von historischen Personen macht: „Chacun d'eux est une réalité historique choisie pour sa fonction représentative."

Auch mir scheint, daß Dante geschichtliche Personen, die bei ihm als Symbole an prominenter Stelle auftreten, wegen eines bestimmten repräsentativen Zuges auswählt. Doch ist es für uns sehr oft schwierig, den repräsentativen Zug, um den es sich handelt, zu erkennen. Dante standen für die Kenntnis der Personen Quellen zur Verfügung, die wir nicht mehr benutzen, und er beurteilte die Quellen anders als wir; er fand in der Überlieferung charakteristische Züge, die wir, nach unserer Kenntnis und Auffassung von den betreffenden Personen, zunächst überhaupt nicht bemerken, und jedenfalls nicht als repräsentativ empfinden. Wir sehen in Saul nicht superbia, oder in David humilitas, oder gar in der Dirne Rahab aus dem Josuabuche ein Symbol der Kirche (vgl. *Modern Language Notes* LXIV 265; *Speculum* XXI 476 und 482). Wir müssen zu den alten Dante-Kommentatoren greifen; und wenn auch diese uns nicht helfen, was sehr oft der Fall ist, da sie weder Dantes weite Kenntnis der Tradition besaßen noch seine besonderen sittlich-politischen Anschauungen teilten, so bleibt uns, wenigstens für biblische Personen eine Quelle, die fast nie versagt: die Bibelerklärung der Spätantike und des Dante vorausgehenden Mittelalters.

Für die Zwölfergruppen leisten die Dantekommentatoren des 14. Jahrhunderts wenig; sie bringen bei jeder einzelnen Person an, was sie von ihr wissen, kümmern sich aber nur wenig um die Anordnung des Ganzen oder die Ursache der Einordnung des Einzelnen. Doch bei Nathan ist mehreren das Problem seiner Anwesenheit in solchem Kreise aufgefallen. Lana, der Anonimo Fiorentino und Buti schreiben mit geringen Varianten: „Questi fu quello Profeta che mandò Dio a David quando commise lo peccato della moglie d'Uria sì come appare in secondo Regum (i. e. II Sam., 11 und 12). Or

l'autore lo mette tra questi dottori perchè palesò lo suo peccato a David come questi altri hanno fatto palese li vizi e le virtù nelle loro opere che hanno scritto." Der Ottimo, der schon im Proemio zum 12. Gesang, bei der Charakteristik des heiligen Dominicus, eine Darstellung der Eigenschaften des guten Predigers gegeben hat, erzählt zu Nathan ebenfalls die Urias-Bethsabe-Geschichte und fügt hinzu: „Induce l'autore questo Natan qui, però che ebbe in sè tutte quelle cose che appartengono a buon predicatore." Dies letztere Motiv findet sich, noch energischer, bei Benvenuto von Imola: „Nathan praedicator et reprehensor ut convenit pastori."

Alle erzählen also die Uriasgeschichte, und alle bringen, mehr oder weniger betont, das Motiv des Predigers und Sittenrichters. Sollte Nathan hier die Weisheit des geistlichen Predigers in seiner moralischen Mission darstellen, wie Salomo die Weisheit des Königs in seiner irdisch-politischen Aufgabe? Aber warum hat Dante gerade Nathan dazu ausgesucht? Gab es vielleicht in Nathans Geschichte etwas, was ihn Dante besonders für diese Rolle empfahl — und was seine Kommentatoren nicht bemerkten, weil sie nicht so erfüllt waren von Dantes speziellen Vorstellungen von der Weltordnung wie Dante selbst? Wir müssen auf die Quellen zurückgreifen. Zwar bieten die mir bekannten mittelalterlichen Kommentare zu den Samuel- und Königsbüchern über Nathan wenig. Aber eine ihrer wichtigsten Autoritäten, der ungeheuer einflußreiche Gregor der Große, erwähnt Nathan mehrfach als Beispiel, und zwar als Beispiel des vollendeten Sittenpredigers. In der *Regula pastoralis*, pars III, caput II (*Patrologia latina* LXXVII 53) rühmt er ausführlich Nathans Mut und Geschicklichkeit als Muster für die Art, wie man die Großen dieser Erde zum Bewußtsein ihrer Sünden bringen könne; eine entscheidende Stelle lautet: „Hinc est enim quod Nathan propheta arguere regem venerat, ut quasi de causa pauperis contra divitem judicium quaerebat; ut prius rex sententiam diceret, et reatum suum postmodum audiret, quatenus nequaquam justitiam contradiceret, quam ipse in se protulisset . . ."

Hier ist also ein neues Motiv herausgearbeitet: Mut und Takt des geistlichen Sittenrichters gegenüber den Königen und Großen dieser Erde, wobei ihnen selbst überlassen wird, was ihres Amtes ist: irdische Gerechtigkeit zu üben. Das ist in Dantes Sinne eine gute Verteilung der Funktionen, und es läßt schon ahnen, warum ihm Nathan für den Platz im Sonnenhimmel besonders geeignet erschien. Aber es ist noch nicht alles. Gregor erwähnt Nathan noch an einer anderen Stelle, in den *Moralia*, im 7. Buch. Es handelt sich dort (*Patr. lat.* LXXV, 795 ss.) um die moralische Erklärung von Hiob VI 24 (Docete me, et ego tacebo; et si quid forte ignoravi, instruite me). In diesem Rahmen lautet ein Motiv: Sanctorum exterius oppressorum sublimitas, et in arguendis potestatibus libertas. Dabei erscheint Nathans Auftreten vor David in der Uriasgeschichte wiederum unter den Beispielen. Diesesmal aber handelt es sich nicht

um die psychologische Geschicklichkeit, sondern allein um die furchtlose Freiheit der Heiligen gegenüber den irdischen Gewalten, um ihre geistig-geistliche Würde, die auctoritas spiritus: „In horum (i. e. sanctorum) profecto oculis quidquid temporaliter eminet altum non est. Nam velut in magno vertice montis sibi praesentis vitae plana despiciunt, seque ipsos per spiritalem celsitudinem transcendentes, subjecta sibimet intus vident quaeque per carnalem gloriam foris tument. Unde et nullis contra veritatem potestatibus parcunt, sed quos attolli per elationem conspiciunt, per spiritus auctoritatem premunt.“ Im folgenden Paragraphen aber wird das Gegenmotiv der humilitas herausgearbeitet; der erhabene Mut der heiligen Sittenrichter, die die Großen dieser Erde furchtlos anklagen, ist nicht superbia, sondern charitas und humilitas, denn superbia erzeugt Haß und Laster, humilitas Liebe und Tugend. Und wieder erscheint Nathan, diesmal aber nicht nur in der Uriasgeschichte, sondern, damit kontrastierend, in seiner Rolle bei der Königswahl Salomos vor Davids Tode, im ersten Kapitel von I Reges: „Quomodo Nathan contra David regem per verba increpationis tumuit, qui cum increpanda culpa deesset, in terram se in conspectu eius pronus stravit, sicut scriptum est: Nuntiaverunt regi dicentes: Adest Nathan propheta. Cumque introisset ante conspectum regis, adoravit eum pronus in terra.“

Vermutlich hatte Gregor keinerlei politische Gedanken, als er diese Zeilen schrieb; aber fast notwendig drängte sich Dante angesichts einer solchen Kontrastierung eine politische Deutung auf: für ihn symbolisierte der Gegensatz in Nathans Auftreten das Verhältnis zwischen weltlicher und geistlicher Autorität, zwischen imperium und sacerdotium. Nathan der geistliche Sittenrichter, der sich nicht scheut, seine geistliche Autorität schonungslos zu gebrauchen, um David seine Sünde vorzuhalten, der sich aber im Politischen der königlichen Autorität unterwirft — die Kombination seiner Haltung in der Uriasgeschichte mit dem Fußfall vor dem sterbenden König — darin liegt, so glaube ich, die Begründung für das Erscheinen dieses weisen Nathan unter den Seligen im Reigen Bonaventuras.

Die Vermutung wird gestützt durch die Zusammenstellung Nathans mit Johannes Chrysostomus. Dieser große Lehrer und Redner hatte ein dramatisches Lebensende. Als Bischof von Konstantinopel, in einer kirchenpolitisch und praktisch schwierigen Stellung, wurde er von den Intrigen anderer Bischöfe und Geistlicher verfolgt; seine Feinde gewannen schließlich die Unterstützung des Hofes, an dem die Kaiserin Eudoxia ihren Gatten Arcadius beherrschte; Eudoxias Gunst aber hatte Johannes durch allzu vehemente Kritik ihrer Sünden verscherzt. So wurde er gegen den Willen der ihm leidenschaftlich ergebenen Bevölkerung verbannt und abgesetzt, dann zurückgeholt, doch bald aufs neue verbannt (404); er starb in der Verbannung auf dem Wege zu einem neuen Aufenthaltsort an den Strapazen des Marsches (407). Mehr als dreißig Jahre nach seinem

Tode, nach vielen Verfolgungen seiner Anhänger und langen Kämpfen innerhalb der Kirche, wurden seine Gebeine im Triumph nach Konstantinopel zurückgebracht, und Eudoxias Sohn, der Kaiser Theodosius II., bat knieend den Toten um Verzeihung für das, was seine Eltern aus Unwissenheit an ihm gefehlt hatten. Das Nähere über die politischen, kirchenpolitischen und persönlichen Konflikte, in die er verwickelt wurde, findet man in den Handbüchern, und ausführlicher etwa in dem zweibändigen Werk von Chr. Baur, *Johannes Chrysostomus und seine Zeit*, München 1930.

Die Quelle für seine Lebensgeschichte war zu Dantes Zeit die *Historia tripartita*, eine auf Cassiodors Veranlassung und unter seiner Mitwirkung hergestellte lateinische Kompilation aus drei griechischen Historikern (vgl. Manitius, *Gesch. d. lat. Lit. d. Mittelalters*, I 50, oder Bardenhewer, *Gesch. d. altkirchl. Lit.*, V 276). Den Text der *Historia tripartita*, die „das wichtigste kirchengeschichtliche Lehrbuch des Mittelalters" wurde, findet man bei Cassiodors Werken, am bequemsten im 69. Bande der lateinischen Patrologie. Die meisten Dantekommentatoren zitieren sie kurz für die Erwähnung des Chrysostomus an unserer Stelle, wobei sie besonders die Rücksichtslosigkeit und Unvorsichtigkeit (rigidus, incautus) seiner Predigten hervorheben. Darin wäre er freilich ein Gegenbeispiel zu dem psychologischen Takt Nathans, den Gregor in der *Regula pastoralis* zu rühmen weiß. Aber ich zweifle, ob Dante gerade das aus der *Historia tripartita* herauslas. Vorsicht, Takt und Geschicklichkeit in der Verfolgung des Guten gehören nicht zu den Tugenden, die Dante besonders hochschätzte. Es konnte im 6. Kapitel des 10. Buches (l. c. col. 1169) den Satz lesen: „Huius ergo virtutis Ioannes fuit, ut etiam valde terribiles humiliari cogeret et timere." Aber Mut und Autorität des Johannes richtete sich in diesem Falle gegen einen rebellierenden General, und er handelte im Auftrag des Kaisers. Dante fand auch die Szene im 15. Kapitel (ibid. 1178), wo Johannes, schon in äußerst bedrängter Lage, die Kaiserin predigend mit folgenden Worten angreift: „Rursus Herodias vesanit, rursusque turbatur; denuo saltat, denuo caput Ioannis in mensorio concupiscit accipere." Der griechische Geschichtsschreiber Socrates, den die Tripartita an dieser Stelle ansschreibt, kritisiert die Unvorsichtigkeit solchen Benehmens; aber bei Dante mögen die dramatischen Worte eher Bewunderung erregt haben, um so mehr, als er auch Zeugnisse genug dafür fand, daß Johannes sich niemals politischer Machtmittel gegen den Hof bediente, obwohl sie ihm zur Verfügung standen. Als die Synode der ihm feindlichen Bischöfe ihn verurteilt hatte, der Kaiser seine Verbannung anordnete und das Volk ihn mit Gewalt schützen wollte, da lieferte er sich selbst heimlich aus: „. . . semetipsum, populo ignorante, contradidit. Cogitabat enim, ne ulla propter ipsum seditio nasceretur" (13. Kapitel, ibid. 1176). Das scheint mir eine für Dantes Beurteilung des Johannes entscheidende Stelle.

Mein hiesiger Kollege, der Historiker Gerard B. Ladner, mit dem ich den Gegenstand besprach und dem ich für verschiedene Anregungen zu danken habe, hält es für möglich, daß auch das Auftreten Anselms von Canterbury an dieser Stelle (Dante nennt ihn gleich nach Nathan und Johannes) im selben Sinne zu verstehen sei. Anselms Haltung gegenüber König William Rufus' Eingriffen in die geistliche Gewalt und seine freiwillige Verbannung legen in der Tat solche Vermutungen nahe. Um dies zu sichern, wäre es erforderlich, Dantes Quellen für Anselms Geschichte zu ermitteln und festzustellen, wie sie sein Auftreten beurteilen. Das muß ich Zuständigeren überlassen.

Die Dinge haben sich bei Johannes tragisch entwickelt, er wurde Märtyrer; hierin unterscheidet er sich von Nathan. Doch gemeinsam ist beiden die auctoritas spiritus gegenüber den Königen dieser Welt, vereint mit Unterwerfung unter die den Königen zustehende politische Autorität. Dies, so meine ich, rechtfertigt ihr Erscheinen im Reigen des Bonaventura, und wenn es sich um Weisheit handelt, so ist es diejenige, die dem geistlichen Sittenrichter zukommt.

Princeton, New Jersey ERICH AUERBACH

Materialien zu dem mittelalterlichen Gedicht „Multi sunt presbyteri“

Zu den beliebtesten Lehrgedichten des mittelalterlichen Pfarrhauses gehörte das Carmen de gallo „Multi sunt presbyteri . . .“, worin Pflicht und Aufgaben des Priesters aus Leben und Treiben des Hahnes abgelesen werden. Man hat diesen Versen in den Handschriften und später die verschiedensten Überschriften gegeben: Carmen de gallo ist das Gedicht in einer Magdeburger Handschrift betitelt; in einer Wiener Handschrift Poema de gallo; von den Handschriften in Wolfenbüttel schreibt eine De natura et proprietate galli, eine andere Proprietas sive condiciones galli versibus descripti, eine dritte Metra de vita galli et sacerdotis; in einer Engelberger Handschrift heißt es Dictamen de prespiteris.

Unser Gedicht dürfte um die Wende des 13. zum 14. Jahrhundert entstanden sein, vielleicht in Böhmen. Man kennt zahlreiche Niederschriften. Mehrmals wurde es nach einer einzelnen Handschrift gedruckt. Zweimal hat man kritische Ausgaben versucht: Clemens Blume 1899, Anal. Hymn. 33, und Francesco Novati 1905, Studi medievali I. Genaueres habe ich darüber 1929 anläßlich der Veröffentlichung einer lateinisch-deutschen Fassung des 16. Jahrhunderts (Cod. lat. 9989 der Vaticana) mitgeteilt[1]. Ob eine endgültige kritische Ausgabe je gelingen wird, muß bezweifelt werden. Denn je mehr Handschriften aufgetaucht sind, desto weniger haben sie sich bisher in Gruppen zusammennehmen lassen. Nur eine einzige Gruppe von 8 oder 9 Hss. kann man aus den 21 Hss. herauslösen, deren Text ist kenne. Zweifellos sind die meisten Niederschriften aus dem Gedächtnis angefertigt und weisen daher in ihrem Strophenbestand Lücken und Umstellungen, auch Zudichtungen auf, ganz abgesehen von größeren oder geringeren Veränderungen im Inhalt oder in der sprachlichen Form. Die Höchstzahl von Strophen, die mir bisher begegnet ist, nämlich 22, bringt eine Münchner Quart-Hs. (Clm. 5241), die aus dem 15. Jahrhundert stammt und dem Jesuitenkolleg von Burghausen gehört hat. Da diese Niederschrift nie abgedruckt worden ist, möge sich das Gedicht zunächst in dieser längsten, wenn auch keineswegs besten Fassung dem Leser vorstellen:

---

[1] Bayerische Blätter für das Gymnasialschulwesen 65, S. 83—104.

fol. 239 a 1 Multi sunt prespiteri qui ignorant quare
super domum Domini gallus solet stare
quod propono breviter vobis propalare
aures si benivolas mihi vultis dare

2 Gallus est mirabilis Dei creatura
et recte prespiteri illius est fugitura
qui preest parrochie animarum cura
stans pro suis subditis contra nocitura

3 Super crucem positus gallus contra ventum
caput dilligencius dirigit extentum
sic plebanus ubi scit demonis adventum
illi se obiciet pro grege bientum

4 Videmus quod piger est gallus aliquando
sive levis nimium contra ventum stando
sic quidam prespiteri quasi dormitando
locum dant dyabolo predoni nephando

5 Gallus regit plurimam turbam gallinarum
et sollicitudinem magnam habet haarum
sic sacerdos copiam habens animarum
prebens iter celicum faciat se carum

6 Gallus tempus precinit hora nocturnalis
et primitus a propriis se castigat aalis
castigando primo se pastor figat aalis
tunc docendo subvenit subditorum malis

7 Quasi rex in capite gallus coronatur
in pede calcaribus ut miles armatur
dum senescit amplius pennis decoratur
in nocte dum concinit leo conturbatur

8 Sic sacerdos qui plebi bene scit preesse
pigros quasi calcare monens indefesse
confortando debiles verbi Dei inesse
post laborem aureus ut rex debet esse

9 Solet leo tremere de galli canore
et fugit dyabolus solito de ore
dum gallus cantaverit sed magis ob ore
albi galli reor hoc in figura fore

10 Castitas albedine solet figurari
sic plebani maxime debent honorari
illi qui luxuria volunt inquinari
ab hiis credo cicius demones fugari

11 Gallus granum reperit et vocat uxores
et illud distribuit inter cariores
hos discat presbyter pietatis mores
dando suis subditis scipturarum flores

12 Gallus suas feminas solet verberare
has quas cum extraneis novit ambulare
et sacerdos subditos sic debet castigare
contra legem Domini qui solent peccare

13 Gallus sepe diligit mulierum plures
hoc spiritualiter scire magis cures

14 Ut que tecum caste sint multas exhorteris
de mansuetis feminis quam plus speculeris

15 Basiliscus nascitur ovis de gallorum
sic crescit vis demonis de prespiterorum
multa negligentia qui de subditorum
non curant sceleribus nec de spe celorum

16 Solet pullos ducere gallus iuvenatus
et per hoc a subditis sacer est amatus
sic sacerdos pro Deo vivens ut castratus
hic et coram Domino semper est laudatus

17 Capo senex lapidem solet enutrire
quem inter principes dignitatis mire
sic sacerdos qui caste se scit custodire
calculum reperiet qui nequit perire

18 Gallus nunquam negligit tempus vespertinum
tunc cum suis subditis volat ad supinum
ut in nocte media tempus matutinum
servo Dei predicet ad opus divinum

19 Sicque bonus presbyter respuens terrena
prebens iter celicum celi ad amena
ducens suos subditos ex inferni pena
dum sponsus adveniet turba cum serena

20 Quando solis radius ad occasum tendit
gallus ad cubiculum alcius ascendit
sic sacerdos qui Dei legibus intendit
perituri gloriam mundi parvipendit

fol. 239 b 21 Imitator galli sis sapiens plebane
vivendo sollicite consurgendo mane
tempus penitentie non consumas vane
ut possis cum subditis celi frui pane

22 Hec vobis sufficiant de gallo narrata
et in audiencium corda sint locata
tenaci memoria quasi nux muscata
reddit plus aromatis bene masticata

Anmerkungen. Das Gedicht ist in zwei Kolumnen, in Verszeilen und mit Strophenabteilung geschrieben. Auch die fragmentarischen Strophen 13 und 14 sind nicht etwa als eine einzige

Strophe zusammengenommen, sondern als eigene Strophen abgesetzt. Numeriert sind die Strophen nicht. Der Text ist reich an Abkürzungen. Selbst der Reim ist für jede Strophe nur einmal geschrieben, z. B.

Gallus tempus precinit hora nocturn
et primitus a propriis se castigat a — alis
castigando primo se pastor figat a
tunc docendo subvenit subditorum m

Ähnlich in jeder Strophe.

2, 2 *prespiteri:* später korrigiert in *prespiter.* — *fugitura:* statt *figura.* — 3, 4 *pro grege:* über durchgestrichenem *pergere.* — *bientum:* für *bidentum.* — 5, 2 *haarum:* sic! Solche Fälle (vgl. 6, 2 und 6, 3) erklären sich aus der bloß einmaligen Wiedergabe der Reimsilben. — 5, 4 dafür am untersten Rande: *doceat et faciat quod est Deo carum.* 7 Endung *-atur* ist korrigiert aus *-atum.* — 7, 3 *decor(atur):* korrigiert aus *deaur(atur).* — 9, 2 *ore:* sic! — 10, 3 *volunt* für *nolunt.* — 14 die Endung *-is* fehlt ganz (wie öfter). — 15, 2 *demonis:* über durchgestrichenem *dms.* — 17, 2 *quem* für *qui est.* — 18, 4 *servo:* korrigiert aus *servus.* — 19, 2 *celi ad amena:* über durchgestrichenem *de inferni pena;* dafür 19, 3 *ex inferni pena:* über durchgestrichenem *celi per amena.* — 22, 4 *bene:* unter durchgestrichenem *demum;* unter der Zeile steht *demum replicata,* ohne daß sonst etwas gestrichen wäre.

Soweit ich bisher feststellen konnte, liegt das Gedicht in folgenden Handschriften vor:

Bamberg, Staatsbibliothek

1. Cod. Q. IV 36 (fol. 260) — 15. Jh. — Leitschuh-Fischer Nr. 107 (I 1 S. 674)

Berlin, Staatsbibliothek

2. Cod. theol. fol. 47 Brandenburg (fol. 327 b) — 1413/14 — Rose Nr. 826
3. Cod. lat. qu. 2 (fol. 53 b/54 a) — 14. (13.) Jh. — Rose Nr. 916
4. Cod. lat. qu. 710 (fol. 34 b) — 1419/22 — Schillmann Nr. 152

Danzig, Kirchenbibliothek von St. Marien

5. Mar. F. 196 (fol. 167) — um 1420 — Günther S. 185

Engelberg (Schweiz), Bibliothek des Benediktinerklosters

6. Cod. 314 (fol. 9 b) — 14. Jh. — Gottwald S. 216

Erfurt, Amplonianische Handschriftensammlung

7. Quart-Hs. 75 (fol. 87 b) — 13. Jh. — Schum S. 344

Erlangen, Universitätsbibliothek

8. Cod. 589 (fol. 123/124) — 1450 — Fischer S. 270

Kopenhagen, Kgl. Bibliothek

9. Gl. kgl. S. 61 fol. (fol. 117 b/118) — 15. Jh. — Jørgensen S. 91.

Leipzig, Stadtbibliothek

10. Cod. 112 (fol. 5) — 15. Jh. — Naumann S. 34

Leningrad

11. Lat. O. ch. XIV № 11 (fol. 6 b) — 15. Jh. — Dobiaš-Roždestvensky, Anal. Med. Aevi 1925

L i n n e p , Schloßbibliothek

12. Cod. misc. (Drucke, 16. Jh.) — handschr. 1723 — Kölner Pastoralblatt 32

M a g d e b u r g , Bibliothek des Domgymnasiums

13. Cod. 44 (fol. 231 a/b) — 15. Jh. — Dittmar 1878 S. 29

M ü n c h e n , Bayerische Staatsbibliothek

14. Clm. 215 (fol. 60 b) — 15. Jh. — Cat. Cod. lat. I, I
15. Clm. 641 (fol. 36 a/b) — 15. Jh. — ebd. I, I
16. Clm. 5241 (fol. 239 a/b) — 15. Jh. — ebd. I, II
17. Clm. 14 634 (fol. 2 b/3 a/b) — 15. Jh. — ebd. II, II
18. Clm. 14 818 (fol. 134 a/b) — 1457 — ebd. II, II
19. Clm. 16 204 (fol. 229 a/b) — 15. Jh. — ebd. II, III
20. Clm. 26 902 (fol. 67 a) — 14. Jh. — ebd. II, IV

N e u s t a d t a. d. A i s c h , Kirchenbibliothek

21. Cod. 158 — 15. Jh. — Schnizlein, Korresp.blatt f. ev. Geistl. in Bayern 1929

Ö h r i n g e n , Bibliothek der Stiftskirche

22. Cod. 3 (fol. 143 b) — 1430 — Serapeum I S. 107—109

P a r i s , Bibliothèque Nationale

23. Cod. lat. 7906 (fol. 96 a) — 14. Jh. —
24. Cod. lat. 16 490 (fol. 261 b) — 14. Jh. — Delisle, Sorbonne S. 62

P r a g , Staats- und Universitätsbibliothek

25. Cod. V. E. 3 (Y. I. 1. N. 73) (fol. 10 a/12 b) — 14./15. Jh. — Truhlář Nr. 895

P r a g , Wittingauer Archiv

26. Cod. A. 7 (fol. 160 a/b) — um 1459 — Feifalik, Sitz.-Ber. Wien 1861

R o m , Bibliotheca Vaticana

27. Cod. lat. 4265 (fol. 196 b) — 14. Jh. —
28. Cod. lat. 4834 (fol. 54 b) — 14./15. Jh. —
29. Cod. lat. 9989 (fol. 60 b/61 a/b) — 15./16. Jh. — Vattasso-Carusi S. 240 f.

S t e r z i n g , Stadtarchiv

30. Cod. L. 26 (fol. 15 b) — 14./15. Jh. — Zingerle, Sitz.-Ber. Wien 1867

W i e n , Österreichische Staatsbibliothek

31. Cod. 883 (theol. 781) (fol. 59 b) — 14. Jh. — Tabulae I S. 149

W o l f e n b ü t t e l , Brauschweigische Staatsbibliothek

32. Cod. 388 (fol. 108 b) — 15. Jh. — Heinemann I 1 S. 285
33. Cod. 476 (innerer Hinterdeckel) — 1413 — ebd. I 1 S. 343
34. Cod. 1247 (fol. 139 a/b/140 a/b) — 15. Jh. — ebd. I 3 S. 78
35. Cod. 2338 (fol. 387 a) — 1491/97 — ebd. II 3 S. 37
36. Cod. 2470 (fol. 215 b) — 15. Jh. — ebd. II 3 S. 193

Zürich, Stadtbibliothek
37. C 101/467 (fol. 126 b) — 15. Jh. — Werner, Beiträge, Aarau [2]1905.

Unter diesen Hss. steht dem oben mitgeteilten Text (Hs. 16), was Inhalt und Ordnung der Strophen anlangt, am nächsten der Wortlaut der Handschriften 3 und 8 mit 20 Strophen. Es fehlen hier nur die Strophen 13 und 14 der genannten Münchner Hs., deren Strophen 19 und 20 umgestellt sind. Wie kunterbunt in den einzelnen Hss. die Strophen durcheinandergewirbelt sind, mag ein Überblick über die 21 Hss. bekunden, deren Text mir vorliegt. Man wird da feststellen, daß über die 22 Strophen der Hs. 16 hinaus sich noch weitere, vereinzelte Strophen finden. Wo bei der folgenden Übersicht am Ende der Zeile ein + steht, soll dies bedeuten, daß der betreffende Text noch eine weitere Strophe enthält, die sonst nirgends vorkommt. Hs. 22 enthält zwei solcher vereinzelter Strophen, zwei andere hat sie mit Hs. 15 gemeinsam. Das (+) am Ende der größeren Gruppe will besagen, daß nur eine der hier vertretenen Hss. (Hs. 29) außer den 12 gemeinsamen Strophen noch eine Sonderstrophe 2 a (in anderem Versmaß!) aufweist. Bei Str. 12 der Hs. 19 bedeutet das *, daß diese Strophe in eine Doppelstrophe (mit durchgehendem Reim) auseinandergezogen ist.

Übersicht über Zahl und Reihenfolge der Strophen

Hs.	Strophen																								
16	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	–	–	
3	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	–	–	13	14	15	16	18	17	19	20	–	–	
8	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	–	–	13	14	15	16	18	17	19	20	–	–	
2	1	2	3	–	4	5	6	7	8	9	10	11	–	–	12	13	14	15	17	16	18	19	–	–	
4	1	2	3	4	5	–	6	7	8	9	10	11	–	–	12	13	–	–	–	–	–	14	–	–	
24	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	–	–	13	14	–	–	–	–	–	16	–	–	+
12	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	–	–	13	–	–	–	–	–	–	14	–	–	+
23	1	2	4	3	6	5	7	–	–	–	–	–	–	–	8	–	–	–	–	–	–	9	–	–	
27	1	2	3	–	–	7	6	–	4	5	8	9	–	–	10	12	11	13	–	14	15	16	–	–	
22	1	2	3	–	7	–	5	9	–	–	8	10	–	–	11	–	–	12	13	–	–	15	6	14	++
15	1	3	2	–	5	–	–	–	–	–	6	–	–	–	–	–	–	4	–	–	9	–	8	7	
28	1	3	2	–	5	–	–	–	–	–	–	–	–	–	–	–	–	4	–	–	–	–	–	–	
19	1	2	–	3	(2)	–	6	–	7	8	4	5	–	–	–	10	9	–	–	11	12*	13	–	–	
11, 14, 17, 18, 20, 21, 26, 29	1	2	3	–	4	–	5	6	–	–	8	7	–	–	9	–	–	10	11	–	–	12	–	–	(+)
Bl.	1	2	3	4	5	7	8	9	10	11	6	12	–	–	13	14	[1]	15	16	[1]	18	17	[2]	[2]	
Nv.	1	2	3	3b	4	5	6	7	7a	7b	8	9	–	–	10	10a	10b	11	12	11a	12a	13	[3]	[3]	++

[1] Aus Hs. 30. [2] Aus Hs. 15. [3] Aus Hs. 22.

Aus dieser Zusammenstellung ist nicht viel, aber doch einiges zu entnehmen. Betrachtet man zunächst die beiden kritischen Gestaltungen des Textes, so ist erkenntlich, daß weder Blume noch Novati sich eine der vielen Strophen ihrer Vorlagen entgehen lassen wollten. Immerhin haben sie, besonders Novati, die Echtheit einiger Strophen angezweifelt, wie sich schon aus der Eigenart der Numerierung ergibt. Tatsächlich dürfte das ursprüngliche Gedicht kaum viel mehr als ein Dutzend Strophen gehabt haben. Aber welcher rechte Pfarrherr sollte sich beim Niederschreiben nicht verlockt gesehen haben, hier und da noch eine Strophe hinzuzudichten! Der Stoff reizte dazu. Es ist auch zu bedenken, daß dieses Gedicht wohl nur in den selteneren Fällen von einer Handschrift in die andere abgeschrieben wurde. Man hat das Gedicht auswendig gekonnt, ohne freilich immer den rechten Wortlaut „tenaci memoria“ festzuhalten, wie die Schlußstrophe empfiehlt. So mußte es von Varianten wimmeln, und daß sich auch ganz neue Strophen einstellten, ist kein Wunder.

Aus der Übersicht ergibt sich weiterhin, daß eine größere Gruppe, hier von acht Hss., völlig gleiche Zahl und Anordnung der Strophen aufweisen. So darf man vielleicht an handschriftliche Abhängigkeit denken. Die acht Hss. stammen alle aus dem 15. Jh. In ihrer Nähe steht auch, gleichfalls aus dem 15. Jahrhundert stammend, die Hs. 22, in der jedenfalls die gleichen Strophen fehlen wie in der erwähnten Achtergruppe. Für drei Hss. dieser Gruppe (17, 18, 20) ist die Herkunft aus Regensburg, für zwei (26, 11) die Herkunft aus Prag so gut wie sicher. Die drei anderen Hss. weisen zunächst nach München (14), Neustadt (21) und Würzburg (29; vgl. meinen erwähnten Druck). Mir will scheinen, daß das Ausstrahlungsgebiet für diese Handschriftengruppe Böhmen sein könnte, vielleicht die Stadt Prag.

Weitere Gruppen lassen sich zunächst nicht unterscheiden. Man beachte aber immerhin die strophischen Beziehungen zwischen 16. 3 und 2; zwischen 4, 24 und 12; zwischen 22 und 15 (die zwei gemeinsamen Sonderstrophen!); zwischen 15 und 28 (die fünf Anfangsstrophen!).

Hier könnten nun textliche Vergleichungen einsetzen.

HANS RHEINFELDER

Zürich, Stadtbibliothek
37. C 101/467 (fol. 126 b) — 15. Jh. — Werner, Beiträge, Aarau [2]1905.

Unter diesen Hss. steht dem oben mitgeteilten Text (Hs. 16), was Inhalt und Ordnung der Strophen anlangt, am nächsten der Wortlaut der Handschriften 3 und 8 mit 20 Strophen. Es fehlen hier nur die Strophen 13 und 14 der genannten Münchner Hs., deren Strophen 19 und 20 umgestellt sind. Wie kunterbunt in den einzelnen Hss. die Strophen durcheinandergewirbelt sind, mag ein Überblick über die 21 Hss. bekunden, deren Text mir vorliegt. Man wird da feststellen, daß über die 22 Strophen der Hs. 16 hinaus sich noch weitere, vereinzelte Strophen finden. Wo bei der folgenden Übersicht am Ende der Zeile ein + steht, soll dies bedeuten, daß der betreffende Text noch eine weitere Strophe enthält, die sonst nirgends vorkommt. Hs. 22 enthält zwei solcher vereinzelter Strophen, zwei andere hat sie mit Hs. 15 gemeinsam. Das (+) am Ende der größeren Gruppe will besagen, daß nur eine der hier vertretenen Hss. (Hs. 29) außer den 12 gemeinsamen Strophen noch eine Sonderstrophe 2 a (in anderem Versmaß!) aufweist. Bei Str. 12 der Hs. 19 bedeutet das *, daß diese Strophe in eine Doppelstrophe (mit durchgehendem Reim) auseinandergezogen ist.

Übersicht über Zahl und Reihenfolge der Strophen

Hs.	Strophen																								
16	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	–	–	
3	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	–	–	13	14	15	16	18	17	19	20	–	–	
8	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	–	–	13	14	15	16	18	17	19	20	–	–	
2	1	2	3	–	4	5	6	7	8	9	10	11	–	–	12	13	14	15	17	16	18	19	–	–	
4	1	2	3	4	5	–	6	7	8	9	10	11	–	–	12	13	–	–	–	–	–	14	–	–	
24	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	–	–	13	14	–	–	–	–	–	16	–	–	+
12	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	–	–	13	–	–	–	–	–	–	14	–	–	+
23	1	2	4	3	6	5	7	–	–	–	–	–	–	–	8	–	–	–	–	–	–	9	–	–	
27	1	2	3	–	–	7	6	–	4	5	8	9	–	–	10	12	11	13	–	14	15	16	–	–	
22	1	2	3	–	7	–	5	9	–	–	8	10	–	–	11	–	–	12	13	–	–	15	6	14	++
15	1	3	2	–	5	–	–	–	–	–	6	–	–	–	–	–	–	4	–	–	9	–	8	7	
28	1	3	2	–	5	–	–	–	–	–	–	–	–	–	–	–	–	4	–	–	–	–	–	–	
19	1	2	–	3	(2)	–	6	–	7	8	4	5	–	–	–	10	9	–	–	11	12*	13	–	–	
11, 14, 17, 18, 20, 21, 26, 29	1	2	3	–	4	–	5	6	–	–	8	7	–	–	9	–	–	10	11	–	–	12	–	–	(+)
Bl.	1	2	3	4	5	7	8	9	10	11	6	12	–	–	13	14	[1]	15	16	[1]	18	17	[2]	[2]	
Nv.	1	2	3	3b	4	5	6	7	7a	7b	8	9	–	–	10	10a	10b	11	12	11a	12a	13	[3]	[3]	++

[1] Aus Hs. 30. [2] Aus Hs. 15. [3] Aus Hs. 22.

Aus dieser Zusammenstellung ist nicht viel, aber doch einiges zu entnehmen. Betrachtet man zunächst die beiden kritischen Gestaltungen des Textes, so ist erkenntlich, daß weder Blume noch Novati sich eine der vielen Strophen ihrer Vorlagen entgehen lassen wollten. Immerhin haben sie, besonders Novati, die Echtheit einiger Strophen angezweifelt, wie sich schon aus der Eigenart der Numerierung ergibt. Tatsächlich dürfte das ursprüngliche Gedicht kaum viel mehr als ein Dutzend Strophen gehabt haben. Aber welcher rechte Pfarrherr sollte sich beim Niederschreiben nicht verlockt gesehen haben, hier und da noch eine Strophe hinzuzudichten! Der Stoff reizte dazu. Es ist auch zu bedenken, daß dieses Gedicht wohl nur in den selteneren Fällen von einer Handschrift in die andere abgeschrieben wurde. Man hat das Gedicht auswendig gekonnt, ohne freilich immer den rechten Wortlaut „tenaci memoria“ festzuhalten, wie die Schlußstrophe empfiehlt. So mußte es von Varianten wimmeln, und daß sich auch ganz neue Strophen einstellten, ist kein Wunder.

Aus der Übersicht ergibt sich weiterhin, daß eine größere Gruppe, hier von acht Hss., völlig gleiche Zahl und Anordnung der Strophen aufweisen. So darf man vielleicht an handschriftliche Abhängigkeit denken. Die acht Hss. stammen alle aus dem 15. Jh. In ihrer Nähe steht auch, gleichfalls aus dem 15. Jahrhundert stammend, die Hs. 22, in der jedenfalls die gleichen Strophen fehlen wie in der erwähnten Achtergruppe. Für drei Hss. dieser Gruppe (17, 18, 20) ist die Herkunft aus Regensburg, für zwei (26, 11) die Herkunft aus Prag so gut wie sicher. Die drei anderen Hss. weisen zunächst nach München (14), Neustadt (21) und Würzburg (29; vgl. meinen erwähnten Druck). Mir will scheinen, daß das Ausstrahlungsgebiet für diese Handschriftengruppe Böhmen sein könnte, vielleicht die Stadt Prag.

Weitere Gruppen lassen sich zunächst nicht unterscheiden. Man beachte aber immerhin die strophischen Beziehungen zwischen 16. 3 und 2; zwischen 4, 24 und 12; zwischen 22 und 15 (die zwei gemeinsamen Sonderstrophen!); zwischen 15 und 28 (die fünf Anfangsstrophen!).

Hier könnten nun textliche Vergleichungen einsetzen.

Hans Rheinfelder

a

sibi
gesserat hi uelum spondet uersuta arrisio superbe fortune
hoc ppe tota. Sibilat imber celorum suspensus inferne et illo
quanto magis eo ualet impulsus manu. Rotatur sublim
ior ordo in fossa suis uulneribus et dat graues lapsus post
enorme intimaque ipse ruens auertita periculo aduta
suis ponderibus. Nec adhuc sensit utique inopina gesta ma
lorum alta sensit catenatis formidine et pari corpore ehe
rectante spiritus ita sufficientis sibi lassos artus. A longe
impingit alemanis furor et urguet cesarianis acies quibus erat
negatus omnis aditus in arte et armis. licet ualis subiq
efficit uirtute et licet patrasse impetu consuetudinem
muri bellorum. Et tempore liberior sibi propugnacula et p
muniales latebras. Refulget que aligerum ferri seges tegmi
na clipeorum ut sic grando de desuper terra tonet et ferum
reuocitauit fiat. modo nescia fieri uenientis atrocis sa
gule que male sustinuit. nec plus securitate suas in eos
cede sic meretur pia uota propter facit mucro omnis dex
tras uirtutis sibi reperitque cesarianus miles propter acumina
tollitque rotunda eis capiti sublime. Desursum de illis acuto
pulsus plagasque ferre. degeritque pregrandes molaris corp
ora subeuntia cum suis et eius. modo crudeliter dat a castello in
et amittit fortalicii uasta cede. Fiditque nectitque tempore
pillant mille manus hastigia hominum. Describitur inter
fortes electa maiorque cetera uirorum fertur adeo falla
ces. ut rata sint terga habeantque fidem. Illic uidet gra
diuis notatis sanguinolenta brachia. Et alterius ex quinque
commissus terris uiribus multifidis minisque modis inter fortes.

Fol. 48 r°.

quacumque potest properare se minaci cornu. Inter hec uiris
laborantibus grauitate terroris tribuit quartam dies suum
mane fugiente astro lucentis tenebris. Et offecerat
solaris orbita perclarum orbem quippe rubescentis ad ce-
lum. sic perdidit ipsum nuntium sinceri ortum. Liquet
in notitiis accedere plagas publicis periculi puerum
ante autem plebeis feminis. Nec mora tamquam certa
proclamatque [illegible] hac cupido lucte animi ad se exhausto cornipede et
triumphato orbe inuadens partibus. Illico prorumpit ar-
dens miles Ernoldus ad muros. et ipse tenens pilum ter-
cent anhelat ante suos. profunditque sudor ubique per-
rupem ducem. lucentque oculi et concrescunt spiri-
tus per ora. pulsantque truces uene in pectore. non
populus tremebat. non adstat firmior quercu plene
ne fructificat uiuentem Bernardi cepta in aduersis
rebus et qualiscumque resistat. Fuit fortunam suam
uelle certatque ualere. Sed tamen peritura neque de-
generat ab ullo obice quisquis grauior minis
omnibus obstat. Fit grauis fremitus Herorandi qui
eminet fortior parte urbis fossa et muro permittere
sua mente quoque donec trucidantque pugiles quo
[illegible] cadit intolerabilis ictibus de celo. Nihil ex-
pulerunt arma minitantia mortem. perpetuo gradum
tertio timo pauit territus iber ligerarum. Et
magis ignem gradum cernens horrere sua tela. Et se
gaudet probare grauius periculum. Et computat se
esse aliquid in hoc. Iam amouet uiuida manus uiuer

Fol. 48 v°.

c

Fol. 49 r°.

p[er]f[ec] neq[ue] relabi que uelut [illegible] d[e] extrema magis [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] : simul pietate [illegible] quam sep[er] [illegible] p[er]sonare. Longiq[ue]
[illegible] ardentes manus. [illegible] bellique nec [illegible] formido sequi
[illegible] regem sed cogit mentis perdere. Seq[ue] collec[tis] lumina ad
sidera [illegible] manantis [illegible] lacrimarum. [illegible] gratis ne eu
pudeat gens offensa [illegible] regi. palma. [illegible] superba spolia.
Op[us] [illegible] dixit. sublimis equo que[m] redemit multa cede. medios
phalanges mucrone docili penetrans. Et hinc illacq[ue] feminat
mortes. Ergo [illegible] [illegible] dextre arma quib[us] neg[illegible]
[illegible]. Laborat belliger exercitus emulusq[ue] ordo fratrum contra
[illegible] agere [illegible] patris [illegible] [illegible] incendia pugne.
Nec mora. [illegible] subsistens [illegible] corporis p[ro] munimine clipei
[illegible] [illegible]. Dimittitq[ue] caput sed uertunt crura in
altum cadendo modo dehiscunt colla [con]fracta solo.
Rapuit [illegible] agilis et audax puer par parentis suo
uirtute sed suppar mole [illegible] in omnia [illegible]
[illegible]. Circu[m]dedit [illegible] [illegible] [illegible] fremitu
[illegible] [illegible] patiente dextra. Rapit [illegible] ille colla
[illegible] equum [illegible] [illegible] [illegible] ante cui collo
[illegible] ardentem [illegible] medium corporis [illegible]
ceruice. cui magis [illegible] [illegible] medulla utriq[ue]. [illegible]
[illegible] lingua [illegible] uno pede. Propalat [illegible]
cupido laudis [illegible] quam [illegible] actu
refulgeret. Quicquid [illegible] bellona. [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] sauciis
nihil [illegible]. [illegible] est cognoscere [illegible] ante
suos obitus. Acclinatq[ue] [illegible] hasta [illegible]

Fol. 49 v°.

Declarat insatiabilis cupido humane laudis quanta p̄stitit quantoq; refulgeat actu animositas ernaldi. Quicquid enim bellice uirtutis offitiiq; nat̄ opus idabeo haud segnit̄ cōplet̄. Haud secus famelica rabies leonis grassat̄ occurrente sibi p̄da: quā uirtus ernaldi p̄pulit. Post multa u̇ feliciť acta aspicit quendam fratrię ceedis reū. Qui nil moratus: ualidā in hunc contorserat hastā cui ualanti contra fit p̄uius hostis. Quo ictu inpellit̄ corpus militis longius .x. cubitis. Sicq; excussus equo uitā demiserat orco. Preterea succedit bello bertrandi horrenda manus: quę ualidā formidinem incusserat hostibus armisq; feralib: dura dat fata multis mortalibus. Dextera nēpe palatini: nulli hostiū parcere sueuit ueniāq; orantem mox ensis reliquit exanimē forte dant̄ sibi obuia trina iuuenū corpora quorū p̄ior pilulū resistens durā ibidē inuenit mortē. Nāq; terribile fulgur gladii p̄mediū capitis gutturis antrūq; pectoris ābilisq; recepit. & gestaq; uiscera: ingremio delabunt̄ repente. Negat quippē trilex tunica: [illegible] reponere obstacula. Hec sufficit ū humanū interimisse corpus: uerū etiā equus uita inuenit̄ priuat?. Superfuit enim ensis: spinas partire caballi tandemq; elapsus ī t̄ medio terr̄ reperit̄ incussus quem bertrand' retrahens residuos uersabat inhostes. Nec mora: patet internus humor et additur

Fol. 50 r°.

f

uirę· Quin&iā rūpunt fortia phalerarū uincula &
cingula bratteolis crepitantia· Grauitas quoq· pe
porū sp̄ma· fet nardi turibulis andama· isnepe acriter
inferuens maria multorū mortaliū corpora luce pri
uauit· Gadder enī felicis honore palmę· quē sic sub
limauit casus fortunę

Fol. 50 r°

anzuhängen braucht, um einen tadellosen Hexameter herzustellen. Zwei Verse: *Hic caret hasta loco, sed solus dimicat ensis* und *Sicque excussus equo animam demiserat Orco* sind sogar offensichtlich ganz unverändert in die Prosa herübergenommen worden. Aber so einfach liegen die Dinge keineswegs immer. Schon *α* hat an manchen Stellen offenbar stärker geändert. Da hat dann Hofmann, um Hexameter zustande zu bringen, in erheblicherem Maße umgestalten, Wörter weglassen, andere einschieben, wieder andere durch solche von gleicher oder ähnlicher Bedeutung ersetzen müssen, etwa *sagittarum* durch *telorum*, *horrere* durch *minari*. Mag sein, daß er hie und da einmal das Rechte getroffen hat. Im ganzen aber wirken die so gewonnenen Verse erheblich weniger überzeugend. Und das gilt erst recht von den allermeisten Versen, in die Suchier den *β*-Text umgegossen hat. Denn *β* hat, wie noch zu zeigen sein wird, die Vorlage in weit stärkerem Maße umgestaltet als sein Vorgänger. Und entsprechend tiefer hat Suchier für seine Rekonstruktion in den Wortlaut der Prosa eingreifen müssen.

Wer den von Hofmann und Suchier hergestellten metrischen Text auch nur im großen ganzen als Ersatz für den verlorengegangenen gelten läßt, läuft Gefahr, sich von diesem falsche Vorstellungen zu machen, u. a. von seiner Metrik [1]. Daher sei im folgenden noch einmal ein Rekonstruktionsversuch unternommen, aber unter Verzicht auf Vollständigkeit. Wiederhergestellt sind nur solche Verse oder Versteile, von denen mit Wahrscheinlichkeit angenommen werden darf, daß sie ursprünglich genau so oder doch fast genau so gelautet haben — mit Wahrscheinlichkeit; daß von Sicherheit nicht gesprochen werden darf, wird sich vor allem aus der Erörterung des Abschnittes ergeben, den sowohl *α* wie *β* in Prosa umgewandelt haben. Diese wiederhergestellten Verse und Versteile sind in Antiqua gedruckt. Die übrigen Textteile sind in der Prosafassung belassen und *kursiv* gedruckt. Unter dem Strich ist erörtert, was sich aus ihnen etwa noch für die metrische Vorlage erschließen oder vermuten läßt. Selbstverständlich konnte aus der Rekonstruktion Hofmanns (= H.) und Suchiers (= S.) recht viel beibehalten werden; * bedeutet, daß ihre Fassung genau, (*) daß sie fast genau übernommen worden ist. Es konnte aber im einzelnen noch mancher Fehler verbessert, manche Härte gemildert oder beseitigt werden. Meist ist es stillschweigend geschehen; überall darzulegen, warum der metrische Text H.s oder S.s geändert oder ganz aufgegeben werden mußte, hätte viel zu weit geführt. Wörter oder Wortteile des Prosatextes, die in unserer Rekonstruktion weggelassen wurden, sind in [ ], solche, die ergänzt wurden, in ⟨ ⟩ eingeschlossen; alle sonstigen Änderungen außer der Umstellung der Wörter (wobei *-que* wie ein selbständiges Wort behandelt ist) sind unter dem Strich verzeichnet. Dort sind außerdem Irrtümer der

---

[1] Siehe z. B. Anm. 1 S. 133.

— im ganzen ausgezeichneten und sehr dankenswerten — französischen Übersetzung berichtigt, die S. seinem Abdruck des Prosatextes beigegeben hat. Die Verszählung H.s und S.s ist beibehalten und auch auf die in der Prosafassung belassenen Teile übertragen worden. Die Orthographie ist normalisiert. VA bedeutet Versanfang, HS Hexameterschluß.

– ⏑ et effectu, veluti prope tota superbae
Fortunae versuta sibi hoc arrisio spondet.
[in] Aere suspensus telorum sibilat imber
*Impulsusque manu, quantum magis evalet, instat.
(*)In fossa propriis sublimior ordo rotatur
*Vulneribus, lapsusque graves dat posteriori,
Ponderibusque adiuta suis augmenta peric[u]lo
Intimat ipse ruens. Nec adhuc inopina malorum
*Gesta, catenatis formidine sensibus alta
Et torpore pari, lassos dum spiritus artus
Iam sibi sufficiens recrearet, sensit uterque.
Alonge furor alternus impingit et urget
Caesarias acies, *quibus erat negatus omnis aditus*
in arte et armis, licet usus ubique esset virtute et licet
Bellorum impatiens virtutum mira patrasset.
(*)Et sibi liberior per propugnacula perque
Murales latebras strepit; aligerumque resultat,
Ut sit grando, super clipeorum teg[i]mina semen.
At deservit ferro comes et revocata vis suorum,
Quae male sustinuit, ventris modo nescia sicci

1 f.: 49r, 2 *Sibilat* ist groß geschrieben; also beginnt hier ein neuer Satz. Was vorhergeht, ist nur ein Bruchstück eines solchen. Es ist verkehrt, wenn S. es mit dem folgenden Satz syntaktisch verbindet. Ebenso, wenn H. *et effectu* in den mit *veluti* beginnenden Nebensatz hineinzieht, von dem es durch die Interpunktion deutlich getrennt ist. Die Interpunktion ist in der Hs. im allgemeinen recht sorgfältig — *hoc* kann nur Akk.-Obj. zu *spondet* sein; „en ce moment" (S.) ist unmöglich. — 3: *Tel. susp. in aere sib. i.* H.; ebenfalls möglich. — 4: *-que* für *et*. — S. übersetzt „et elle (la pluie de traits) devient d'autant plus menaçante que, lancée par la main, elle prend plus de force"; das ist in mehr als einer Hinsicht mindestens sehr bedenklich, auch viel zu umständlich. Ich fasse *magis* = *maxime* — Komp. für Superl. wie so oft im Mlat. — und betrachte *manus* als Subj. zu *evalet:* „so stark sie vermag", „mit höchster Kraft". — 5: *propriis* für *suis*; H. behält *suis* bei und hängt *-que* an *fossa* an. — 6: *-que* für *et*. — 10 f.: Auch hier haben sowohl H. wie S. die Interpunktion der Hs. zu wenig beachtet, indem sie den mit *dum* beginnenden Nebensatz zum folgenden Satz ziehen. Daß dies verkehrt ist, ergibt sich aus dem metrischen Text besonders deutlich. —

12: S. übersetzt *alternus furor* mit „la fureur intermittente" und fügt hinzu „[des flèches]". Aber *alternus* heißt „wechselseitig", und es wird die gegenseitige Kampfwut der beiden Heere gemeint sein. — 13 f.: Hieß der Schluß von 13 *quibus omnis in arte negatus?* Stand am Ende von 14 *licetque?* — 15: *bellorum* und *virtutum* zu vertauschen? — 16: VA **Liberiorque sibi?* — *perque* für *et per*. — 18: *Ut fit gr.?* —

anzuhängen braucht, um einen tadellosen Hexameter herzustellen. Zwei Verse: *Hic caret hasta loco, sed solus dimicat ensis* und *Sicque excussus equo animam demiserat Orco* sind sogar offensichtlich ganz unverändert in die Prosa herübergenommen worden. Aber so einfach liegen die Dinge keineswegs immer. Schon *α* hat an manchen Stellen offenbar stärker geändert. Da hat dann Hofmann, um Hexameter zustande zu bringen, in erheblicherem Maße umgestalten, Wörter weglassen, andere einschieben, wieder andere durch solche von gleicher oder ähnlicher Bedeutung ersetzen müssen, etwa *sagittarum* durch *telorum*, *horrere* durch *minari*. Mag sein, daß er hie und da einmal das Rechte getroffen hat. Im ganzen aber wirken die so gewonnenen Verse erheblich weniger überzeugend. Und das gilt erst recht von den allermeisten Versen, in die Suchier den *β*-Text umgegossen hat. Denn *β* hat, wie noch zu zeigen sein wird, die Vorlage in weit stärkerem Maße umgestaltet als sein Vorgänger. Und entsprechend tiefer hat Suchier für seine Rekonstruktion in den Wortlaut der Prosa eingreifen müssen.

Wer den von Hofmann und Suchier hergestellten metrischen Text auch nur im großen ganzen als Ersatz für den verlorengegangenen gelten läßt, läuft Gefahr, sich von diesem falsche Vorstellungen zu machen, u. a. von seiner Metrik [1]. Daher sei im folgenden noch einmal ein Rekonstruktionsversuch unternommen, aber unter Verzicht auf Vollständigkeit. Wiederhergestellt sind nur solche Verse oder Versteile, von denen mit Wahrscheinlichkeit angenommen werden darf, daß sie ursprünglich genau so oder doch fast genau so gelautet haben — mit Wahrscheinlichkeit; daß von Sicherheit nicht gesprochen werden darf, wird sich vor allem aus der Erörterung des Abschnittes ergeben, den sowohl *α* wie *β* in Prosa umgewandelt haben. Diese wiederhergestellten Verse und Versteile sind in Antiqua gedruckt. Die übrigen Textteile sind in der Prosafassung belassen und *kursiv* gedruckt. Unter dem Strich ist erörtert, was sich aus ihnen etwa noch für die metrische Vorlage erschließen oder vermuten läßt. Selbstverständlich konnte aus der Rekonstruktion Hofmanns (= H.) und Suchiers (= S.) recht viel beibehalten werden; * bedeutet, daß ihre Fassung genau, (*) daß sie fast genau übernommen worden ist. Es konnte aber im einzelnen noch mancher Fehler verbessert, manche Härte gemildert oder beseitigt werden. Meist ist es stillschweigend geschehen; überall darzulegen, warum der metrische Text H.s oder S.s geändert oder ganz aufgegeben werden mußte, hätte viel zu weit geführt. Wörter oder Wortteile des Prosatextes, die in unserer Rekonstruktion weggelassen wurden, sind in [ ], solche, die ergänzt wurden, in ⟨ ⟩ eingeschlossen; alle sonstigen Änderungen außer der Umstellung der Wörter (wobei *-que* wie ein selbständiges Wort behandelt ist) sind unter dem Strich verzeichnet. Dort sind außerdem Irrtümer der

---

[1] Siehe z. B. Anm. 1 S. 133.

— im ganzen ausgezeichneten und sehr dankenswerten — französischen Übersetzung berichtigt, die S. seinem Abdruck des Prosatextes beigegeben hat. Die Verszählung H.s und S.s ist beibehalten und auch auf die in der Prosafassung belassenen Teile übertragen worden. Die Orthographie ist normalisiert. VA bedeutet Versanfang, HS Hexameterschluß.

– ⏑ et effectu, veluti prope tota superbae
Fortunae versuta sibi hoc arrisio spondet.
[in] Aere suspensus telorum sibilat imber
*Impulsusque manu, quantum magis evalet, instat.
(*)In fossa propriis sublimior ordo rotatur
*Vulneribus, lapsusque graves dat posteriori,
Ponderibusque adiuta suis augmenta peric[u]lo
Intimat ipse ruens. Nec adhuc inopina malorum
*Gesta, catenatis formidine sensibus alta
Et torpore pari, lassos dum spiritus artus
Iam sibi sufficiens recrearet, sensit uterque.
Alonge furor alternus impingit et urget
Caesarias acies, *quibus erat negatus omnis aditus*
in arte et armis, licet usus ubique esset virtute et licet
Bellorum impatiens virtutum mira patrasset.
(*)Et sibi liberior per propugnacula perque
Murales latebras strepit; aligerumque resultat,
Ut sit grando, super clipeorum teg[i]mina semen.
At deservit ferro comes et revocata vis suorum,
Quae male sustinuit, ventris modo nescia sicci

1 f.: 49^r, 2 *Sibilat* ist groß geschrieben; also beginnt hier ein neuer Satz. Was vorhergeht, ist nur ein Bruchstück eines solchen. Es ist verkehrt, wenn S. es mit dem folgenden Satz syntaktisch verbindet. Ebenso, wenn H. *et effectu* in den mit *veluti* beginnenden Nebensatz hineinzieht, von dem es durch die Interpunktion deutlich getrennt ist. Die Interpunktion ist in der Hs. im allgemeinen recht sorgfältig — *hoc* kann nur Akk.-Obj. zu *spondet* sein; „en ce moment“ (S.) ist unmöglich. — 3: *Tel. susp. in aere sib. i.* H.; ebenfalls möglich. — 4: *-que* für *et.* — S. übersetzt „et elle (la pluie de traits) devient d'autant plus menaçante que, lancée par la main, elle prend plus de force“; das ist in mehr als einer Hinsicht mindestens sehr bedenklich, auch viel zu umständlich. Ich fasse *magis* = *maxime* — Komp. für Superl. wie so oft im Mlat. — und betrachte *manus* als Subj. zu *evalet:* „so stark sie vermag“, „mit höchster Kraft“. — 5: *propriis* für *suis*; H. behält *suis* bei und hängt *-que* an *fossa* an. — 6: *-que* für *et.* — 10 f.: Auch hier haben sowohl H. wie S. die Interpunktion der Hs. zu wenig beachtet, indem sie den mit *dum* beginnenden Nebensatz zum folgenden Satz ziehen. Daß dies verkehrt ist, ergibt sich aus dem metrischen Text besonders deutlich. —

12: S. übersetzt *alternus furor* mit „la fureur intermittente“ und fügt hinzu „[des flèches]“. Aber *alternus* heißt „wechselseitig“, und es wird die gegenseitige Kampfwut der beiden Heere gemeint sein. — 13 f.: Hieß der Schluß von 13 *quibus omnis in arte negatus?* Stand am Ende von 14 *licetque?* — 15: *bellorum* und *virtutum* zu vertauschen? — 16: VA *Liberiorque sibi? — *perque* für *et per.* — 18: *Ut fit gr.?* —

Atrocisque gulae, *nec plus satiaverat umquam
*Caede suas mentes, sicut pia vota merentur.
(*)Intentas omnes prope mucro facit sibi dextras,
repetitque Caesarius miles prop[ı]iora menia
. . . . fossaeque redundans
In sublime cupit. *Palus destillat acutus
*Desursum, plagasque serit, praegnansque molaris
*Corpora confusis subeuntia digerit armis.
*Dux a castello vi truditur et modo vasta
*Cede foras iter amittit. Perditque necatque,
*Utpote mille manus homini suffragia praestant.
Electa ante fores maiorque corona virorum
*Fallentes seruare aditus describitur, ut sint
tuta . . . terga habeantque fidem. Illic
*Sanguinolenta notans Gradivus brachia ridet,
Totisque alternat commissus viribus aequum
*Multifidis mirisque modis intus⟨que⟩ forisque,
*Cornu se quacumque potest pompare minaci.
(*)Haec inter vitae rerum gravitate labantis
*Quarta dies astro laceris fugiente tenebris
*Mane suum tribuit; [Et] praeclarum effecerat orbem
(*)Orbita solaris, ad casum quippe rubescens,
Sicut prodidit ipsa nuntia sinceri ortum.
Liquet innotuisse nomen accedere praelatae pubis
*Praeveniente procul plebei faminis aura.
*Nec mora, tamquam animi cupidus certabat hiatus,
*Cornipede exhausto *clavaque exercita et*
Orbe triumphato multis in partibus adsunt.
Ilicet ad muros Ernoldi pertonat ardens
Miles; et ipse tenens pilum s⟨i⟩cienter anhelat
(*)— Perfunditque ducem sudor proruptus ubique —
Ante suos, lucentque oculi, spumaeque per ora

19: *Des. ferro vis et rev. s.* gäbe einen einwandfreien Hexameter; aber *At . . . comes* ist überschüssig. — 20: In der Hs. 48r, 16 steht *q* mit einem cédilleähnlichen Haken unter der Rundung; doch wohl *quę*, nicht mit H. und S. *quam* zu lesen. — 24 f.: — ⏑⏑ — ⏑⏑ — *propioraque menia* — –⏑ *Caesarius miles rep.* (*rep. miles*), *fossaeque red.*? *prop. m. miles Caes. rep.* ⏑⏑ —, *foss. red.*? Aber was ist an zwei Stellen zu ergänzen? — 25 f.: „et débordant du fossé aspire au sommet“ S.; aber *fossae* hängt doch wohl von *sublime* ab. — 26: *destillat* für *diſt.* — 28: *digerit* für *degerit.* — 33: *fallentes* für *-anteſ.* — 34: *habeantque fidem* wird so im Versinnern gestanden haben. — 38: Oder *Se qu. pot. cornu p. min.* —

43: *Nuntia sinceri velut ortu* (so) *prodidit ipsa* H. Der HS wird entweder *prodidit ipsa* oder *pr. ortum* gelautet haben; alles andere ist unsicher. — 44: Von H. in charakteristischer Weise gekürzt, um einen Vers zu erzielen: *innot. liquet praelatam acc. pubem*; also das von *a* sogar nachgetragene *nomen* beseitigt. — 48: *orbe* übersetzt S. mit *cercle*; aber es ist doch wohl = *o. terrarum* wie an der zugrunde liegenden Ovidstelle; so auch Gaston Paris, dessen Auffassung S. (S. LXXIII) ebenfalls für erwägenswert hält. — 50: *sicienter* Schumann für *ſcient.* — 51: Dieser Vers besser erst hinter 53 oder 54 einzufügen? — *proruptus/perfundit* H., selbstverständlich ebenso möglich. — 52: *spumaeque: -que* für *et.* —

Concrescunt, pulsantque truces *in pectore venae.
*Nunc poples titu[ba]bat, nunc quercu firmior adstat.
*Fructificat plene Bernardi experta iuventus
*Rebus in adversis, et qualiscumque resistat,
*Velle suum Fortuna favet, certatque valere.
*Sed per cun⟨c⟩ta tamen — neque degeneratur ab ullo
Obice; ⟨quin⟩ quisquis gravior, minus omnibus obstat —
Qua fossa et muro pars fortior eminet urbis,
Bertrandi gravis it fremitus, obnoxia quaeque
Mente sua promittente; *pugilesque trucidat,
(*)Quo sonitu [de] caelo cadit intolerabilis ictus.
(*)Praecipitem nihil expulerunt minitantia mortem
(*)Arma gradum *vel retro vel immo parum*
nec taeterrimus imber sagittarum. Et magis ingerit gradum,
cernens horrere sua fata. *Graviusque probare peric[u[lum
*Gaudia sunt, et in hoc aliquid se computat esse.
(*)Vivida iam muros iuvenis manus amovet, et iam
(*)Ferrea portarum toto cum poste flagella
(*)Rumpuntur; praestatur iter, meliusque ruina
*Undique produntur; ferrum committitur hosti.
*Pro se virtutes et dextera quaeque moventur;
habetur pigra agilis, perterrita acris.
*Hic caret hasta loco, sed solus dimicat ensis.
*Omnis namque vacat nisi furtim dedita plaga
⟨Sive⟩ utero seu pectoribus, quia pressio talis [erat],
(*)Quod non ulla manus potuit su⟨s⟩pendi⟨er⟩ictu.
(*)Incertum est, Mars morte viros ubi plenius edit
(*)Pallentes, gemituque feri[a]t preclarius aures.

55: S. sagt, in *bernardi* sei *ar* aus *al* korr.; es handelt sich aber nur um eine altertümliche Form des *r*, die hier in einem Eigennamen noch einmal verwendet wird. — 58 f.: Die anderthalb Verse von *neque* bis *obstat* als Zwischensatz aufzufassen, dürfte sowohl der Interpunktion der Hs. am besten entsprechen, trotz des §-Zeichens dahinter, wie auch den klarsten Sinn geben. — 59: *quin* habe ich zu ergänzen gewagt: ,,vielmehr, je gewichtiger ein Hindernis (*obiex*) ist, um so weniger steht es allen im Wege.“ Vor *quisquis* konnte *quin* leicht ausfallen. Der Schreiber *a* hat zuerst die Wortfolge der Vorlage unverändert übernommen, nachträglich aber *minuſ* vor *gravior* gestellt und damit, wie es scheint, aus Sinn Unsinn gemacht; daher denn auch die mir jedenfalls unverständliche Übersetzung S.s: ,,quel que soit celui qui l'est moins, lui il résiste plus zélé que tous“. —

62: Möglich auch VA *Prom. sua mente*; auch *Mente prom. sua?* — 64 f.: lauten bei H. *Arma gradum nihil expellunt min. mortem Praecipitem nec telorum taeterrimus imber*; im wesentlichen richtig?. — 70 f.: Es sind noch andere Wortfolgen möglich, z. B. *F. cum toto rump. poste flag. Portarum* (so H.); doch ist gemäß der Hs. hinter *portarum* zu interpungieren, nicht wie bei H. vorher. —

74: Hs wohl *acris habetur*; *habetur* am Versende ist häufig. — 77: *Pect. uterove, fuit quia pr. t.* H. — 78 *Quod* für *ut.* — möglich auch *Ictu suspendi quod non potuit manus ulla.* — 79 f.: Möglich auch *Inc. est, ubi pall. Mars pl. edit Morte viros* H.; aber das Wortspiel *Mars morte* wird deutlicher durch die enge Zusammenstellung. — 80: *feriat* beizubehalten, dafür *-que* zu streichen? Dann

Perambulat enim introitum urbis et medium
*Extremumque tenet. Spatia inter tanta nec alter
*Conspicitur nec habet fato maiore colorem.
(*)Atria, rura, domus, tabulae quoque, limina, postes
*Alta in tabe natant, sublimia saxa madescunt.
*Undique stat fusus cruor, undique stagna rubescunt.
Aera fumescunt, nox incubat atra per urbem.
*Mox ad cornipedes concurrit uterque satelles,
serpente freto concreti sanguinis usque genua
*Instantumque sibi vestigia mersa tenente.
*Concurrunt reges pariter[que] Martemque lacessunt
*Viribus emissis, quoniam bene creditur illis
*Unum posse diem totum largiri⟨er⟩ orbem.
(*)Propositi⟨que⟩ sui redit unusquisque labori
*Acrior, et tradunt plures sua vulnera fatis.
O pactum telorum nec iam saturabile!
Ad Campos Strigilis labat altercatio Martis.
Namque nihil amplius potest vigens stare urbi
superante modo, neque vult ut libere laxet
cuncta colla ferro *motusque receptet apertos,
*Hastaque vibrando congaudeat auxiliatrix.
Stupet terra campique latentes sub coetu
potuisse urbem tenere tantos viros atque extra fudisse.
Hic est ratio, ad quas manus potuit
triumphus venisse, *si felix vena superstet.
Quem prece commovi, o caelorum vector et orbis,
Permitte mihi roganti veniam dicendi vel aliquid,
*Auxilioque meo, sanctissime praesul, adesto!
*Ecce per immensos Mavortis inaestuat orbes
*Indomiteque tumet regum baccania et angit
*Fortunam per se neque quo velit ipsa relabi.
At magis econtra *se continet induperator

---

auch 79 *edat?* — 81: *Urbis enim intr. mediumque peramb.* ⟨*ipse*⟩ H.; *Introitus* ⟨*et*⟩ *enim mediumque peramb. urbis?* — 83: *maiore* für -*i*. —

84: *quoque* für *q*·; *tabulaeque et lim. p.* H. — 85: *Tabe nat. alta?* — 88: *concurrit* für *cucurrit*. — 89: *Concr. genua usque fr. serp. cruoris* H.; richtig? —

96: HS *nec iam sat. pactum*, davor etwa *O grave telorum*, *Telorum o dirum* o. ä.? — 97: *labat* trotz der von S. angeführten Glosse *labat labitur* doch wohl nicht „s'abat", sondern wörtlich „schwankt". — 98 f.: S. übersetzt „Car rien de solide ne peut plus rester debout dans la ville naguère se dressant vers le ciel"; er faßt also *urbi* als Abl., *modo* als Adv. auf. Aber *urbi* kann nur Dat. sein; *superante modo* etwa „weil das Maß übervoll ist". — 102 f.: Versuch einer teilweisen Herstellung: *Terra stupet* ⏑⏑ — ⏑⏑ — *campique latentes Sub coetu, tantos urbem potuisse tenere Atque extra fudisse viros.* — 105: *venisse triumphus* war wohl HS (so auch bei H.). —

106—108: enthalten eine „zweite Invocatio"; dazu stimmt, daß die Hs. davor — und nur hier — die besonders starke Interpunktion .,. gesetzt hat. — 107: *Dic. ven. mihi quid perm. roganti* H.; *Dic. ven. perm. mihi rog⟨it⟩anti? ł aliquid* wäre dann Zusatz von *a*. — 112: *induperator* für *īperator*. —

*Carolus ut fortis, fixus pietate Tonantis,
(*)Quam ⟨sibi⟩ praesentem semper largamque sciebat,
(*)Ardentesque manus bellorum instigat amori.
*Nec [cogit[formido sequi, sed mens praecedere cogit
(*)Tam validum regem, semperque ad sidera tollit
*Lumina mananti lacrimarum rore soluta,
*Humectatque genas, ne gens offensa superno
Regi tripudiet palma *receptetque superba spolia.*
*Dux sublimis equo, quem multa caede redemit,
(*)Poenarum docili medias mucrone phalanges
Obtinet, *et hunc illucque seminat mortes.*
Ergo reiciunt elumbes dextrae arma, quibus negatur ut stent.
Laborat belliger eventus aemulusque ordo fatorum
conferre acre senium Borel patris
homini vafro per incendia pugnae.
(*)Nec mora, per clipei munimina perque trilicem
(*)Hauritur tunicam subsistens corporis hospes.
*Summittitque caput, sed in altum crura cadendo
(*)Vertuntur, confracta solo modo colla dehiscunt.
Respirat Wibelinus agilis et audax puer,
Par virtute suo, sed suppar mole parenti,
compensandus in omnia *iudice ferro.
*E natis Borel visu circumdedit unum,
Inter mille procul dextra patiente frementem.
(*)Rumpit iter telis *intentus illi cohortansque equum*
talo monitore, et statim devenit ante eum
collocatque ensem ardentem inter medium
Timporis, eque suo cervicem exfibulat usu,
Cui magis [ad] haerebat, totamque medullat utrimque.
(*)Occubuit, uno proiecta plus pede lingua.

Bis hierher waren wir allein auf α angewiesen. Es folgt der Abschnitt, den sowohl α wie β bearbeitet haben. Daß er besonders eingehend betrachtet werden muß, liegt auf der Hand. Setzen wir zunächst die beiden Prosafassungen nebeneinander:

120: Wegen *trīpudiet* vgl. Venant. Fort. carm. 8, 3, 4 (Carmen de virginitate) *Creditur et sacro tripudiare gradu.* — 120: HS einfach *spoliumque receptet?* — 123: *Obt., et mortes huc et disseminat* (oder *et mox sem.*) *illuc?* — 125—127 stellt H. so her: *Belliger ev. fatorumque aemulus ordo acre patri* (so) *Borel senium conferre laborat . . . homini per pugnae inc. vafro.* Aber einerseits muß doch wohl in V. 125 noch ein Stück des vorhergehenden Satzes untergebracht werden, andererseits ist V. 127 nicht gefüllt. — 123—127 vielleicht so zu fassen: *Obtinet, et mortes huc illuc[que[seminat. Ergo Elumbes dextrae, quibus ut stent, arma, negatur, Reiciunt. Homini senium conf. lab. Acre patris Borel per pugnae incendia vafro Belliger ev. fatorumque aemulus ordo?* Die Wortstellung in V. 124 f. ist freilich arg verschränkt, aber Ähnliches begegnet im Mlat. auch sonst. —

128: *-que* für *et.* — 132: *Resp. puer ⟨en⟩ *agilis Wib. et audax?* — 137 f.: HS *et equum talo mon. cohortans?* — 139: HS *collocat ensem?* — 140: *-que* für *Et.* — 141: *Cui mage adhaerebat* H. — 142: *Oecubuitque uno* H. —

α:	β:
Propalat sitibunda cupido laudis Ernaldum,	Declarat insatiabilis cupido humanae laudis,
quanti pretii sit quantoque actu refulgeat.	quantipretia[1] sit quantoque refulgeat actu animositas Ernaldi.
Quicquid enim Bellona parat,	Quicquid enim bellicae virtutis officionatur[1] opus,
	id ab eo haud segniter completur.
lacerat trahitque ut leo, quod reperit, dum pridem sapuere saucia commercia dirae faucis nihil praedarum.	Haud secus famelica rabies leonis grassatur occurente sibi praeda,
	quam virtus Ernaldi per proelia.
	Post multa vero feliciter acta
Potis est cognoscere alium fraternae stirpis ante suos obtutus,	aspicit quendam fraternae caedis reum.
	Qui nil moratus
acclinatque habilem aciem hastae in ictum.	validam in hunc contorserat hastam.

Wieder läßt sich der Text von α ohne große Mühe, fast allein durch Umstellung der Wörter, in Verse verwandeln:

*Propalat Ernaldum laudis sitibunda cupido,
*Quanti sit pretii quantoque refulgeat actu.
*Quicquid enim Bellona parat, lacerat⟨que⟩ trahitque,
*Ut leo, quod reperit, dum pridem saucia dirae
*Praedarum sapuere nihil commercia faucis.
Obtutus *potis est alium cognoscere stirpis
Fraternae ante suos, habilemque *acclinat in ictum
*Hastae aciem.

Hier endet die zusammenhängende Rekonstruktion Hofmanns.

Für V. 144 und die beiden ersten Wörter von V. 145 liefert uns β willkommene Bestätigung; ja die zweite Hälfte von V. 144 hat β sogar getreuer bewahrt als α. Im übrigen aber hat β den metrischen Text ganz offensichtlich weit stärker umgearbeitet. Etliches hat er vereinfacht. So ersetzt er das umständliche *potis est cognoscere ante suos obtutus* durch ein schlichtes *aspicit*. Auch der Vergleich mit dem hungrigen Löwen ist vereinfacht. Anderwärts hingegen hat β die ohnehin hochtrabende Redeweise der Vorlage noch übersteigert. So gleich im ersten Satz. An die Stelle von *sitibunda* ist *insatiabilis* getreten — „unersättlich" ist mehr als „durstig" —, zu *laudis* das gänzlich überflüssige *humanae*; das einfache *Ernaldum* ist durch *animositas Ernaldi* ersetzt, *propalat* durch *declarat*; dies wohl nur, um

[1] Darüber s. unten.

überhaupt zu ändern. Genau so ist β mit dem Relativsatz verfahren, der den folgenden Satz eröffnet: aus *Quicquid Bellona parat* ist geworden *Quicquid bellicae virtutis officionatur opus*[1]. Den Rest dieses Satzes hat β, wie es scheint, so umgeprägt, daß von dem ursprünglichen Wortlaut so gut wie nichts übrig geblieben ist; er hat ihn in zwei Sätze zerlegt. Auffällig sind in diesem wie im folgenden Satz mehrere Teile, die in a keinerlei Entsprechung haben: *id ab eo haud segniter completur*; *quam virtus Ernaldi per proelia*; *Post multa vero feliciter acta*. Sind es Zusätze von β, oder hat a gekürzt, ist also der von uns hergestellte metrische Text unvollständig? Der zweite und der dritte dieser in β überschüssigen Textteile enthalten Wendungen, die aus Hexametern übernommen sein könnten: *per proelia virtus* gäbe einen guten HS (ist als solcher verwendet im Carmen de S. Landberto V. 8, MG Poetae 4, 143; *per proelia* an dieser Versstelle auch sonst nicht selten); desgleichen *feliciter acta* (auch *fel. act-* ⏑ ist als HS mehrfach zu belegen, zuerst Ov. Met. 8, 4). Doch gibt es dergleichen Wendungen auch in den Teilen dieses Abschnitts des β-Textes, die nicht überschüssig sind: *virtutis opus* ist im Hexameter sehr beliebt seit Aen. 10, 469; und *occurrente sibi praeda* könnte ein VA sein. Es mag sich in allen diesen Fällen um Zufälle handeln oder um Reminiszenzen aus anderen Dichtungen. Aber sicher ist das nicht. Es muß damit gerechnet werden, daß β doch mehr aus der metrischen Vorlage bewahrt, und das heißt, daß a stärker geändert, insbesondere gekürzt hat, als unsere auf dem a-Text beruhende Rekonstruktion vermuten läßt — hier und anderwärts.

Wie ist der letzte Satz zu beurteilen, der oben aus β wiedergegeben ist? H. und S. haben ihn in einen Hexameter zurückverwandelt (V. 151 bei S.): *Nilque* (für *Qui nil*) *moratus in hunc validam contorserat hastam.* Stand er so oder ähnlich in der Vorlage hinter dem Satz, den a mit *acclinatque habilem aciem hastae in ictum* wiedergibt, oder hat β diesen schlichter gestaltet, unter Verwertung von allerhand Reminiszenzen? (Am nächsten klingt an Silius 5, 403 *rapdam in Rutulos contorserat hastam*; ebd. 9, 456 HS *detorserat h.*; Aen. 2, 231 HS *intorserit h.*; ebd. 11, 284 = Walth. 529 HS *torqueat h.*; Ov. Met. 5, 137 *Torquet in hunc h.*; Aen. 10, 401 HS *validam direxerat h.*; *valida . . . hasta* auch sonst.) Für Ursprünglichkeit des Satzes spricht u. a. die Verwendung von *contorserat* als Tempus der Erzählung (s. unten), dagegen das doppelte *hasta.*

---

[1] *offitionat* (mit übergeschriebenem *u*) die Hs.; *offitio datur S.*, schwerlich richtig. Mir ist das Wahrscheinlichste, daß sowohl *officionatur* wie im vorhergehenden Satze die Adj.-Form *quantipretia* pompöse Neubildungen von β sind; anderwärts belegen kann ich sie nicht. S. liest zwar *quanti pretii* und behauptet, das letzte *i* sei aus *a* korr.; ich vermag aber jedenfalls auf dem Faks. nicht das mindeste von einer solchen Korrektur zu erkennen.

Das Merkwürdigste aber in diesem Abschnitt ist ein sachlicher Unterschied zwischen α und β. Dort erblickt Ernaldus *alium fraternae stirpis*, d. h. doch wohl einen aus der Schar der Söhne Borels, von denen vorher die Rede ist. Bei β sieht er einen Brudermörder (*quendam fraternae caedis reum*). Was mag in der Vorlage gestanden haben? Insbesondere: Ist *caedis reum* ursprünglich? Dann hätte α einen immerhin nicht unwichtigen Zug weggelassen, einerlei, ob man den Text von β beibehält oder darin mit S. *stirpis* hinter *fraternae* aus α ergänzt. Oder hat β, vielleicht einer anderen Quelle folgend, geändert?

Dieser α und β gemeinsame Abschnitt gibt also, wenn man den Einzelheiten nachgeht, allerhand Rätsel auf. Aber der allgemeine Eindruck ist doch, daß sich β der Vorlage gegenüber viel selbständiger verhalten hat. Dieser Eindruck bestätigt sich, wenn wir uns nunmehr der Partie zuwenden, für die wir allein auf β angewiesen sind.

cui volanti *thorax fit pervius hostis.
Quo ictu impellitur corpus militis longius decem cubitis.
*Sicque excussus equo vitam desmiserat Orco.
Praeterea succedit bello Bertrandi horrenda manus,
quae validam formidinem incusserat hostibus
armisque feralibus dura dat fata multis mortalibus.
*Dextera nempe Palatini *nulli hostium parcere suevit,*
veniamque orantem mox ensis reliquit exanimem.
*Corpora trina sibi iuvenum forte obvia dantur,
quorum prior paululum resistens duram ibidem inve⟨ne⟩rat mortem.
Namque terribile fulgur gladii per medium capitis,
gutturis antrumque pectoris umbilicique recepit,
Egestaque viscera in gremio delabuntur tepentia.
Negat quippe trilex tunica aciei reponere obstacula.
Nec sufficit vero humanum intermisse corpus,
*Verum etiam vita privatus equus reperitur.
Superfuit enim ensi *spinas partire caballi,
tandemque elapsus terrae medio tenus reperitur incussus,
quem Bertrandus retrahens residuos *versabat in hostes.
Nec mora, internus *patet humor ed additur aurae.
*Quin phalerarum etiam rumpuntur fortia vinc[u]la
et cingula bratteolis crepitantia.
Grassatur quoque per camporum spatia Bernardi terribilis audacia.
Is nempe acriter inserviens Marti
multorum mortalium corpora luce privavit.
Gaudet enim felicis honore palmae,
quem sic sublimat casus Fortunae.

153: HS **impellitur ictu? longius ictu?* — 156: HS **incusserat hostibus* _ ◡ ? — 157: HS *feralibus armis?* — 159: VA (*) *Orantem veniam?* — 163: HS *pectoris antrum?* (als HS zuerst Prud. Psych. 6, welche Stelle S. anführt; seitdem häufig; VA *Pectoris antra* schon *Iuvenc.* 1, 588). — 167: *reperitur* für *invenitur*; s. unten. — 169 f.:

Daß sich die Prosa in Verse zurückverwandeln ließ, war bei *α* die Regel. Bei *β* ist es die Ausnahme. Wie viel weiter sich *β* von der Vorlage entfernt hat, geht u. a. daraus hervor, daß sein Text ein halbes Dutzend Wörter enthält, die aus prosodischen Gründen in normal gebauten Hexametern nicht gestanden haben können: *animositas, umbilici, interemisse, invenitur, residuos, inserviens.* In dem so viel längeren *α*-Text begegnen von solchen Wörtern, abgesehen von Zusammensetzungen mit *-que* und von *tripudiet* (s. zu V. 120) nur *tegimina* und *imperator*; und die hat *α* offensichtlich für *tegmina* und *induperator* ebenso eingesetzt wie z. B. *periculum* für *-clum* und *largiri* für *-irier.* So darf angenommen werden, daß erst *β* jene sechs Wörter in den Text hineingebracht hat und daß S. im Recht war, als er *invenitur* durch *reperitur* und *residuos* durch *reliquos* ersetzte.

Die erheblichen Änderungen, die *β* an der Vorlage vorgenommen hat, werden zum Teil auch von seiner starken Neigung zur Reimprosa herrühren. Im Anfang des *β*-Textes ist davon freilich noch wenig zu spüren (nur *praeda/proelia*); dann aber findet sich kaum ein Satz ohne Reim: *hostis/militis/cubitis*; *manus/hostibus/feralibus/mortalibus*; *orantem/exanimem*; *obvia/corpora*; *viscera/tepentia/tunica/obstacula*; *corpus/privatus*; *ensi/caballi*; *elapsus/incussus*; *vincula/cingula/crepitantia*; *spatia/audatia*; *palmae/Fortunae.* Der eine oder andere dieser gewöhnlich einsilbigen, mitunter aber auch zwei-, ja dreisilbigen Reime mag Zufall sein; im ganzen aber wird Absicht vorliegen. *α* hat nichts dergleichen. V. 154 verdankt es wohl seinem leoninischen Reim, daß er augenscheinlich ganz unverändert in die Prosa übernommen worden ist. In V. 169 ist *incutitur* vermutet worden, weil es möglich erscheint, daß *β* es, um Reim auf *elapsus* herzustellen, zu *reperitur incussus* zerdehnt hat.

Von den Versen, die wir wiederhergestellt haben, darf im allgemeinen gesagt werden, daß es durchweg recht sauber und geschickt gebaute Hexameter sind. Weitaus die meisten sind reimlos. Es finden sich zwar sowohl Leoniner (28, 54, 92—94, 108, 154 u. a.) wie Caudati (z. B. 39 f. 85 f. 147 f.), im ganzen aber doch so selten und vereinzelt, daß schwerlich irgendwo Absicht vorliegt. Außer in V. 85 f. (*madescunt* : *rubescunt*) sind die Reime einsilbig. Synalöphe ist zugelassen; durchschnittlich entfällt eine auf rund fünf Verse.

---

ließe sich so herstellen: *Elapsus terrae medio tenus incutitur, quem Bertrandus *retrahens reliquos vers. in h.*; wegen *incutitur* und *reliquos* s. unten. Aber es ist bedenklich, daß dann das einleitende *Tandemque* gestrichen werden muß. — 171: VA **Nec mora secretus* S.; besser *Internus statim* oder *subito?* — 173: *Necnon bratt. crep. cing. multis* S., im wesentlichen wohl richtig; so gut wie sicher aber nur, daß *bratt. crep.* (aus Prud. Psych. 336, wie S. mitteilt) entweder den 2. bis 4. oder den 3. bis 5. Versfuß gefüllt haben. — 176: HS **privavit corpora luce?* — 177: *Gaudet enim palmae* ⏖ — (oder ⏖ — *palmae*) *fel. hon.?* — 178: *Fort. cas. quem sic subl.* (bis hierher = S.) ⏑ – ⏓? *Quem sic subl. Fort. c.* ⏑ – ⏓?

Zwei Synalöphen in einem Vers begegnen nur in V. 149. Mehrfach darf kurze, nicht durch „Position“ gelängte Endsilbe den Versictus tragen: 12 *alternus*, 42 *solaris*, 62 *promittente*, 142 *decubuit* (?). Andere prosodische Freiheiten scheinen nicht gestattet zu sein[1]. Anlautendes *sc-*, *sp-*, *st-* wird als einfache Konsonanz behandelt: 2 *arrisio spondet*, 86 *undique stagna*, 114 *largamque sciebat*. Konsonantisches *h* begegnet nirgend. Dreimal (V. 6, 101, 112) schließt ein fünfsilbiges Wort den Vers. In keinem der von uns hergestellten Hexameter finden sich Wörter, die lediglich der Versfüllung dienen (wie z. B. im Waltharius *forte*, *denique* u. a.).

Der Stil der Verse ist z. T. recht gewandt und flüssig, oft aber auch umständlich, hochtrabend, schwülstig. Einige Beispiele: 7 f *augmenta intimare;* 37 *multifidis modis*, 38 *se cornu minaci pompare*, 129 *subsistens corporis hospes* für *anima*; 146 f. *dum pridem saucia dirae Praedarum sapuere nihil commercia faucis.* Doch begegnet von ungewöhnlichen Einzelwörtern außer *pompare* nur 110 *baccania*; insbesondere sind, von diesen beiden und von ganz gebräuchlichen wie *plaga*, *phalanx*, *triumphus* abgesehen, keine griechischen oder aus dem Griechischen abgeleiteten Wörter eingemengt. Hinzuweisen ist auf die Verwendung der Plusquamperfektform auf *-erat* als Tempus der Erzählung: 41 *effecerat*, 154 *demiserat*; auch 156 *incusserat* und 161 *invenerat* wird β aus der metrischen Vorlage beibehalten haben; dagegen ist 21 *satiaverat* wohl echtes Plusquamperfekt.

Zu den Parallelen aus älterer Dichtung, die bei S. verzeichnet sind, ist etliches nachzutragen: 10 HS *spiritus artus:* Ov. Ibis 125; Lucan 1, 456; 4, 643; Silius 6, 126; Eupolemius 2, 450 (Rom. Forsch. 6, 547). — 18 *clipeorum tegmina*, wozu S. auf Aen. 9, 517 f. *armorum . . . tegmina* verweist, erinnert zugleich an den HS *tegmine scuti* Walth. 1291. — Zu 22 *sicut pia vota merentur* vgl. Walahfrid 3, 438 *Annuit iste locus multum pia vota mereri.* — 37 HS *intusque forisque*, genau so Paulinus Nol. 15, 208. — Wegen 45 *faminis* verweist S. auf Ven. Fort. Vita S. Mart. 4, 549; *famen* ist aber z. B. bei Aldhelm, dann in karolingischer Dichtung recht häufig; vgl. zu unserer Stelle besonders Vita S. Galli metrica 977 (MG Poetae 2, 453) *Nonne tuas quatiunt aures haec famina vulgi.* — 53: Paul. Nol. 21, 690 HS *in pectore venam.* — 56: VA *Rebus in adversis:* Silius 4, 194; Alcuin 62, 155; hie und da auch später. — 84: – ◡ ◡ *rura dom-* ◡̄ zuerst wohl Martial 11, 70, 8; dann Theodulf 27, 48; 28, 176; 72, 98; Ermoldus In laudem Pipp. 1, 179; Poeta Saxo 3, 20. — Ov. Am. 1, 6, 73 HS *cum limine postes.* Zu 112 *induperator* verweist S. auf Prud. Contra Symm. 1, 147; aber diese Form

[1] In H.s metrischem Text findet sich in V. 11 *spĭritus*, 20 *gūlae*; V. 36 läßt er mit *viribu' totis* schließen. Solche Versschlüsse, wie sie sich bei Ennius und Lucrez finden, hat das MA meines Wissens niemals gebildet. In unserer Rekonstruktion sind alle diese Unregelmäßigkeiten weggefallen.

begegnet als HS schon Iuvenal 10, 138, dann Apoll. Sid. 7, 314; Walahfr. 77, 9, 4; Heiric Vita S. Germani 5, 84; 6, 268; und sonst. — 113 HS *pietate Tonantis:* zuerst wohl Dracont. Laud. Dei 2, 680; 3, 215; dann Ven. Fort. 8, 3, 65; Aldhelm De Virg. 1514 (fretus p. T.); Alc. 1, 1354; 89, 25, 5; Poetae 4, 1015 nr. 5, 6, 3. — 121: VA *Dux sublimis equo*; näher als die von S. angeführte Stelle Aen. 7, 285 *Sublimes in equis* berühren sich damit Stat. Theb. 5, 707 *Rex sublimis equis*; Ilias lat. 496 *Rex Danaum sublimis equo*; Silius 4, 219 *Candenti sublimis equo*. — 128: Der Ausdruck *clipei munimina* könnte aus dem Walth. stammen, wo in V. 968 und 1005 *Munimen clipei* als VA erscheint. — 160: *Corpora trina sibi iuvenum forte obvia dantur*; dazu vgl. einerseits Aen. 10, 662 *Obvia multorum demittit corpora morti*, andererseits Ilias lat. 528 *Et septem iuvenum pulcherrima corpora fundit*.

Leider reicht das, was an unseren Versen in metrischer und stilistischer Hinsicht zu beobachten ist, fürs erste jedenfalls nicht aus, um sichere Schlüsse daraus zu ziehen, sie in eine bestimmte Zeit oder in eine literarische Tradition einzureihen. Dazu ist die Geschichte der mittellateinischen Metrik noch nicht genügend erforscht. Einstweilen müssen wir uns damit begnügen, mit unserer bescheidenen, auf Vollständigkeit verzichtenden Rekonstruktion für künftige Untersuchungen eine wenigstens leidlich sichere Grundlage geschaffen zu haben. Daß sie keineswegs den Anspruch erhebt, überall das Richtige und Ursprüngliche zu treffen, sei nochmals ausdrücklich betont.

Frankfurt a. M. OTTO SCHUMANN

Quelques aspects de la mise en relief d'une idée en italien et en français

On peut se demander pourquoi, jusqu'à présent, la syntaxe et la stylistique italiennes ont si peu excité l'intérêt des philologues. Tandis que, pour le français, nous possédons d'excellents ouvrages comme Tobler, Bally, Le Bidois, Sandfeld, De Boer, Wartburg-Zumthor, Blinkenberg, Damourette et Pichon, Brunot, Gougenheim, pour ne citer que les plus grands noms, pour l'italien, il faut toujours en revenir à Vockeradt[1] et surtout à Fornaciari[2]. Il existe une série d'études de détail plus récentes, parmi lesquelles celle de M. Leo Spitzer[3] est une des plus remarquables. — Le français, avec son intonation très régulière et presque monotone, son ordre des mots bien établi, a été obligé d'avoir recours à des moyens syntaxiques pour assouplir sa phrase et a développé ainsi une syntaxe d'une variété extraordinaire bien que l'accent tonique existe aussi en français. Il est donc naturel que la syntaxe française soit une source presque intarissable pour les syntaxistes. L'italien, langue où l'accent tonique joue un rôle primordial, offrira peut-être un aspect syntaxique moins varié, p. ex. en ce qui concerne les tournures périphrastiques, etc. Et pourtant le problème de l'ordre des mots en italien est certainement digne d'intérêt. Il se trouve même être si compliqué et si complexe qu'il est fort malaisé de donner un tableau systématique de toutes ses possibilités. Ceci en tout cas pour l'italien moderne. L'italien littéraire plus ancien se trouve encore plus ou moins sous la tutelle du latin, ce qu'a démontré M. Schiaffini[4]. — Je ne sais pas si M. Spitzer a raison de dire qu'une des causes principales pour lesquelles on a négligé la syntaxe italienne jusqu'ici est l'opinion de certains qu'elle serait un calque de la syntaxe française. Il y a en italien évidemment des tours qui sont les mêmes qu'en français et qui sont peut-être des imitations, mais il y en a beau-

---

[1] H. Vockeradt, *Lehrbuch der italienischen Sprache*. Berlin 1878.

[2] R. Fornaciari, *Sintassi italiana dell'uso moderno*. Firenze 1881. — Cet article était déjà sous presse, quand parut le deuxième volume de la *Historische Grammatik der italienischen Sprache und ihrer Mundarten (Formenlehre und Syntax)* de Gerhard Rohlfs (Berne 1949).

[3] L. Spitzer, *Italienische Umgangssprache*. Berlin und Leipzig 1922.

[4] A. Schiaffini, *Tradizione e poesia, nella prosa d'arte italiana dalla latinità medievale a G. Boccaccio*. Genova 1934.

coup d'autres qui n'existent pas en français, et qui se trouvent dans d'autres langues romanes. Je ne crois donc pas qu'il faille prendre un tel argument trop au sérieux. L'italien possède, comme toute autre langue, sa propre syntaxe bien à lui. Le manque de règles rigides et de discipline qui y règne en rend la description difficile.

S'il est vrai que la syntaxe soit une faculté de l'âme, comme dit Paul Valéry, la syntaxe comparative nous permettra, sinon de voir clair, du moins de jeter un coup d'œil dans l'âme des peuples. C'est de cet adage que nous partirons dans les problèmes que nous allons examiner. Dans son ouvrage sur la mise en relief en français, Mme Müller-Hauser[1] nous dit à la page 13: «Quant à la mise en relief, le français montre une différence fondamentale avec une langue comme l'allemand, qui a, elle, d'innombrables possibilités purement phonétiques pour mettre en valeur; en allemand, on peut accentuer presque chaque élément de la phrase en élevant simplement la voix, par l'accent tonique; le français, au contraire, est une langue à débit très régulier; nous rencontrerons donc surtout des moyens de style, infiniment plus usités que les constructions correspondantes en allemand.» Or, l'italien, faisant un emploi extrêmement large de l'accent tonique, mais étant en même temps dans une situation analogue au français quant à l'ordre théorique des mots: sujet — verbe — objets, pourra tenir une place intermédiaire. Il sera d'autant plus intéressant d'étudier les moyens de mise en évidence de l'italien, puisqu'il s'agit d'une langue romane, de la sœur latine, issue du même génie latin.

Pour cette étude comparative j'ai choisi cinq textes:

1⁰ Alessandro Manzoni, I Promessi Sposi (Salani, Firenze 1939). Traduction française: Les Fiancés, par Rey Dusseuil (Charpentier, Paris s. d.). Abréviation: MA.

2⁰ Carlo Collodi, Le avventure di Pinocchio (Marzocco, Firenze 1940). Traduction française: Les aventures de Pinokio, par la Comtesse de Gencé (Albin Michel, Paris 1935). Abréviation: COL.

3⁰ Luigi Pirandello, Sei personaggi in cerca d'autore (Mondadori, Milano 1946). Traduction française: Six personnages en quête d'auteur, par Benjamin Crémieux (Stock, Paris 1924). Abréviation: PI.

4⁰ Francesco Chiesa, Tempo di marzo (Treves, Milano 1928). Traduction française: Giboulées de mars, par Juliette Bertrand (Albin Michel, Paris 1937). Abréviation: CHI.

5⁰ Elio Vittorini, Uomini e no (Bompiani, Milano 1945). Traduction française: Les hommes et les autres, par A. et B. Mastrangelo (Editions du Continent, Genève 1945). Abréviation: VI.

Je sais fort bien qu'une telle comparaison n'a qu'une valeur relative. Le traducteur est sans cesse influencé par le texte original, surtout s'il traduit d'une langue apparentée. Il emploiera souvent

[1] M.-L. Müller-Hauser, *La mise en relief d'une idée en français moderne.* (Romanica Helvetica *21*). Genève-Erlenbach 1943.

des tournures-calques, alors qu'il s'exprimerait différemment, s'il écrivait spontanément. Nos déductions n'offriraient donc aucune sûreté, si nous ne nous demandions pas à chaque traduction: Est-ce la seule possibilité de traduire ce passage? Comment un Français pourrait-il encore réagir dans une telle situation? — En général, nous nous fierons néanmoins aux traducteurs, dans l'espoir d'arriver quand même à un résultat à peu près absolu — s'il peut être question d'absolu ici —, puisque nous nous fondons sur un nombre assez considérable de comparaisons, ce qui nous permet de corriger l'une ou l'autre bévue commise par un traducteur. — Nous nous bornerons à l'étude de quelques problèmes de mise en relief particulièrement propres à caractériser les deux langues.

Considérons tout d'abord quelques procédés de r é p é t i t i o n. L'italien, surtout dans la langue familière, fait un usage très large de la réduplication de l'adjectif ou de l'adverbe, p. ex. *Stavo curvo curvo a osservar quelle operazioni da mago* (CHI); . . . *però ogni tanto con qualche parolina spagnola, che in fretta in fretta si voltava a bisbigliar nell'orecchio del suo acquattato compagno* (MA). Il s'agit ici d'une sorte de superlatif absolu. Remarquons que l'adjectif se rapportant au verbe peut prendre le sens d'un adverbe, p. ex. chez Dante: *Ella sen va nuotando lenta lenta*, tout en gardant sa forme adjective. Le français connaît cette sorte de répétition, mais ne l'emploie que fort rarement et d'une manière sensiblement différente de l'italien, comme nous allons voir. Je remarquerai tout de suite que, parmi nos cinq auteurs, Vittorini n'emploie jamais la réduplication de l'adj. ou de l'adv. Peut-être lui semble-t-elle trop bourgeoise? En effet cette façon de s'exprimer peut avoir quelque chose de singulièrement familier et sentir quelque peu «son vieux temps», comme dit Molière, c.-à-d. l'ottocento. P. ex.: *Renzo ammutolisce, diventa piccino piccino, vorrebbe sparire.* — *Di bugie, sono in debito io con mia moglie, e tanto tanto, che non so se arriverò mai a saldare il conto* (MA). — . . . *parve a Pinocchio di veder lontano lontano una specie di chiarore* (COL). — *La bambina si fece tutta raggiante e mi si attaccò ai panni stretta stretta, temendo che dicessi per baia* (CHI). — Pirandello, lui aussi, n'emploie ce tour que quand il fait parler l'héroïne à une petite fille: *e tante tante anatrelle che vi nuotano sopra*, ou quand elle parle d'elle-même, comme fillette: *Piccina piccina, sa? con delle treccine sulle spalle e le mutandine più lunghe della gonna.* — Voyons maintenant les moyens d'expression dont dispose le français pour rendre cette réduplication. Sur 147 cas, le français traduit 37 fois par *très*, *bien*, *tout-e*, *trop* + adj. ou adv., ou par un adverbe du type de *tout à fait*, *complètement*, etc. + adj. ou adv. P. ex.: *Due occhi, neri neri anch'essi, si fissarono talora in viso alle persone* = *Deux yeux très noirs aussi se fixaient parfois sur votre visage* (MA). — . . . *perchè sentì una vocina sottile sottile che disse raccomandandosi* = *une toute petite voix qui suppliait* (COL). — *Seguirono otto o dieci giorni brutti brutti* = *Il y eut ensuite*

huit ou dix jours tout à fait vilains. — *Tutti i giorni cominciavano grigi grigi* = *Le commencement de la journée était complètement gris* (CHI). — *Gente che andava alla buona, e che, in queste cose, era indietro indietro* = *C'étaient des gens qui allaient à la bonne mode, et qui, dans ces sortes de choses, étaient furieusement arriérés* (MA). — 26 fois, le français traduit par une traduction libre intensive, p. ex. *Il giovine che mi discorreva* (c'est Lucia qui parle), *e qui diventò rossa rossa . . .* = *Le jeune homme qui me courtisait, et ici elle devint couleur de pourpre . . .* (MA). — *. . . le avvolsi il male e glielo annodai ben bene* = *j'en enveloppai la blessure et fis un nœud parfait* (CHI). — 39 fois, le français rend la réduplication ou répétition italienne aussi par une répétition: *. . . con dentro un omino piccino piccino* = *dans laquelle se trouvait un homme tout petit, tout petit* (COL). — *Domani mattino andrai a dire che lascino fuori subito subito quel povero diavolo* = *Demain matin tu iras dire qu'on relâche tout de suite, tout de suite, ce pauvre diable* (CHI). Nous sentons une différence assez sensible entre le rythme de la phrase italienne et celui de la phrase française. L'italien prononce sans s'arrêter *un omino piccino-piccino*, *subito-subito*, tandis que le français fait une petite pause, souvent presque imperceptible, il est vrai, marquée dans l'écriture par la virgule. Si le français dit p. ex.: *Ah! j'ai été aveugle, aveugle!*, il exprime une certaine emphase qui manquerait à l'italien: *sono stato cieco-cieco*. Par contre l'italien peut fort bien dire aussi: *Ah! sono stato cieco, cieco!* et exprime alors la même affectivité que le français dans la phrase analogue. J'ai pourtant trouvé que le français traduit deux fois *adagio adagio* et *zitti zitti* par *doucement doucement* sans virgule, p. ex. *tous deux sur la pointe du pied . . . se glissèrent doucement doucement le long du mur* (MA). En français, ce procédé sans pause est réservé à la langue très familière, p. ex. une mère à son enfant, qui va faire une course: *Et surtout reviens tout de suite tout de suite!* Ou devant un bébé: *Il est mignon mignon!* Le redoublement en français paraît donc appartenir au langage hypocoristique et au style féminin. (Cf. à ce sujet aussi Damourette et Pichon, Essai de Grammaire de la Langue Française, II, p. 398 (§ 721)) — En italien, nous devons donc distinguer deux types: la réduplication proprement dite qui n'a pas d'équivalent exact en français et la répétition avec une légère pause au milieu comme en français. Voici encore quelques exemples. Pour la réduplication: *due gendarmi di legno, lunghi lunghi, secchi secchi* = *deux gendarmes de bois, longs, longs, secs, secs.* — *I piedi che erano di legno, gli presero fuoco e adagio adagio gli si carbonizzarono* = *Lentement, lentement, ils se carbonisèrent* (COL). — *Le doleva il ventre, tanto tanto . . .* = *Elle avait tellement mal au ventre, tellement* (le français répète l'adverbe à la fin et le place ainsi sous l'accent tonique) (CHI). — *. . . dopo averlo fatto a lungo a lungo davanti a lui per persuaderlo* = *après l'avoir fait bien des fois, ah! oui! bien des fois devant lui pour le persuader* (le français intercale ce *ah! oui!* et réussit à mer-

veille à rendre la mise en relief) (PI). — Pour la répétition italienne et française avec virgule, c.-à-d. avec pause: *Zitti, zitti, nelle tenebre, a passo misurato, usciron dalla casetta* = *Doucement, doucement, dans les ténèbres, à pas mesurés, ils franchirent la porte* (MA). Ce *zitti, zitti* possède certainement une autre valeur que dans la phrase suivante: *Essi s'avviarono zitti zitti alla riva ch'era stata loro indicata* (MA), que le français rend ici par *avec précaution* et ailleurs deux fois par *doucement doucement*. — *Ma vi assicuro ch'era molto pallido, molto pallido, in quel momento* = *Mais je vous assure qu'il était très pâle, très pâle, à ce moment-là* (PI). Et aussi avec l'adverbe: *Ma pure, poichè lo desidera, certo, certo, le perdono di cuore* = *mais toutefois, puisque vous le souhaitez, oui, oui, je vous pardonne*. — *. . . e vo a vivere in una grotta, su una montagna, a far l'eremita, lontano, lontano da questa gente bestiale* = *vivre en ermite, loin, bien loin de ce peuple féroce* (MA). — *. . . era ammalata, ma sul serio, ma sul serio* = *elle était malade . . . mais très malade* (CHI). Le français répète l'adjectif en le renforçant la seconde fois et indiquant la pause par des points de suspension. — Une fois, le français rend la réduplication par la mise en relief d'un autre mot de la phrase: *. . . alla Zia Veronica, che diventava invece verde verde* = *à tante Véronique, qui devenait verte, elle* (CHI), c.-à-d. par la reprise du sujet. — Enfin dans 44 cas, le français ne traduit pas les réduplications ou répétitions italiennes et se contente de mettre le simple adjectif ou adverbe.

Notons encore la répétition syndétique, où l'adj. ou l'adv. sont reliés par la conjonction *e*: *. . . noi siam proprio obbligati a fare molte e molte ricerche* (MA), que le français peut traduire de la même manière: *nous sommes rigoureusement tenus de faire beaucoup et beaucoup de recherches*.

L'italien possède aussi la faculté de redoubler le substantif, et nous trouvons en principe les mêmes types que pour l'adj. et l'adv. L'italien pourra dire: *Certe tane di talpe buttavano acqua acqua, con una gioia . . .; . . . tenendo sospeso per un piede la sua bambola ridicola, che lasciava scorrere crusca crusca dal canale del collo* (CHI), ce que le français rend par la répétition: *il y avait des taupinières qui dégorgeaient de l'eau, de l'eau et encore de l'eau; . . . qui laissait glisser du son, du son et du son par l'ouverture du cou*, avec cette même différence de rythme que nous avons constatée tout à l'heure. — La répétition syndétique se trouve p. ex. chez MA: *. . . dopo essersi cacciata in bocca stoppa e stoppa e stoppa, ne cava nastro e nastro e nastro, che non finisce mai*. En français: *après avoir caché*[1] *dans sa bouche de l'étoupe, encore de l'étoupe, toujours de l'étoupe, et en tire, tire, tire du ruban à n'en plus finir*. Le français répète donc trois fois le verbe au lieu de l'objet, mais produit un effet analogue. Ou encore: *Cominciò a render grazie, grazie e grazie al suo liberatore* (MA), que le

[1] Erreur du traducteur. Il aurait fallu traduire par *fourré*.

français traduit par *mille et mille actions de grâce.* — Enfin nous trouvons la répétition avec un signe de ponctuation, qui, indiquant une pause, augmente l'affectivité emphatique, p. ex. avec virgule: *Un pò per uno, tormento che sei, disse il marito: abbondanza, abbondanza* (MA; c'est la scène où Renzo rencontre des Milanais chargés de pain volé, après avoir saccagé les boulangeries). — *Per carità una sedia, una sedia a questa povera vedova* (PI). Avec un point d'exclamation: *E di velluto era! un poco roso dalle tignole, un poco spelacchiato, ma velluto! velluto!* (CHI). — *Io la invito anzi a uscire di questo giuoco ... d'arte! d'arte! che lei è solito di fare qua coi suoi attori* (PI); la répétition est renforcée par la pause syntaxique devant le premier «*d'arte!*» — *Ma io voglio rappresentare il mio dramma! il mio!*, ou enfin, quand le metteur en scène dit aux six personnages: *Ma tutto questo è racconto, signori miei!!* et que le fils renchérit: *Ma sì, letteratura! letteratura!* (PI). — Le français rend ces 6 répétitions 4 fois par la répétition et 2 fois sans répétition. — Enfin le mot répété est rejeté à la fin de la phrase, ce qui lui donne plus de poids: *Questo ci vuole coi signori, questo! E diede un tremendo colpo col bastone sulla tavola* = *Mais ce qu'il faut avec les «gros», c'est ça! c'est ça!* (CHI). — *Perché siamo bastardi — ha capito? — bastardi* = *parce que nous sommes des bâtards. Vous comprenez? des bâtards* (PI). — Avec un pronom personnel: *Lo devo a te, caro, il marciapiede, a te!* = *Le trottoir, c'est toi qui m'y as jetée!* (PI), où le français emploie le présentatif *c'est toi qui* pour rendre la mise en relief. — Pour la répétition du substantif, les procédés dans les deux langues sont donc à peu de chose près les mêmes.

Considérons encore les possibilités de répétition du verbe. Tout d'abord un procédé typiquement italien que le français ne connaît pas: la répétition d'une forme impérative qui prend la valeur d'un adverbe ou même d'un substantif, p. ex. *dopo un breve tira tira.* Voici quelques exemples: *ma il naso, appena fatto, cominciò a crescere: e cresci, cresci, cresci diventò in pochi minuti un nasone* ... — *Cammina, cammina, cammina, alla fine ... arrivarono stanchi.* — *E scava, scava, scava, fece una buca così profonda* ... — *Il serpente fu preso da una tal convulsione di risa, che ridi, ridi, ridi, alla fine ... si strappò una vena* (COL). — *Poi tira tira tira, e lo strale vola via come una freccia* (CHI), que le français rend tous par la répétition du verbe à la 3e personne ou de l'adverbe, p. ex.: *ils marchèrent longtemps, longtemps, longtemps.* — COL: *Ma quando, aspetta aspetta, vide che non compariva nessuno* ... Ce *aspetta aspetta* est traduit par *longtemps* et, une autre fois, par *longue attente.* Il est clair que la valeur familière, émotive et pittoresque de la tournure italienne se perd dans la traduction. Il s'agit ici d'un moyen d'expression strictement familier que je n'ai trouvé que chez Collodi et Chiesa.

Voyons ensuite le type de la répétition ordinaire, sur toute la gamme affective, depuis l'invitation plus ou moins énergique: *Venga,*

venga avanti lei, piuttosto! (PI); *Apra, apra, non faccia schiamazzo!* (MA), ou l'acquiescement plus ou moins intéressé: *Scusi, signor Direttore, permette che mi ripari col cupolino? Tira una cert'aria! — Ma sì, faccia, faccia!* (PI), en passant par l'insistance emphatique: *Andiamo, andiamo, per l'amor di Dio!* (MA), ou plus familière: *. . . e quella grossa Tecla che ansava ansava dalla fatica* (CHI), jusqu'à la menace: *Venga, venga quel tanghero, che sarà ben ricevuto; Chiacchiere! la finirò io: io la finirò* (MA). — *. . . chiedendo danaro con un tono che lascia supporre che lui deve, deve darlo, perché ha tutto l'obbligo di darlo* (PI). Dans 63% des cas, le français se sert également de la répétition et, dans 17%, il renforce par d'autres moyens stylistiques. Il reste néanmoins 20%, où le français renonce à traduire la mise en relief.

Un procédé bien italien, assez rare, il est vrai, est la répétition mécanique du verbe à la fin de la phrase, p. ex.: *Ma stai benone, stai!; Ma lo zio Roma ha lasciato tutta la sua sostanza alla Chiesa, ha lasciato!* (CHI), que le français traduit par: *Mais tu es en très bon état!* et: *Mais l'oncle Rome a laissé tous ses biens à l'Eglise. Tous ses biens!*, en répétant l'objet au lieu du verbe. C'est ce que M. Spitzer appelle un chiasme raccourci. Le verbe encadre la proposition: *mi volete far morire, mi volete?*, résultat elliptique d'une phrase: *mi volete far morire, far morire mi volete?* Nous trouvons ce type chez VI: *Mi vedi le cosce. Questo mi vedi.*

On pourrait encore parler de la répétition d'un groupe de mots ou d'une phrase entière, aussi fréquente en italien qu'en français, de la répétition renforcée, et enfin, dans le dialogue, de la reprise du dernier élément de la phrase par l'interlocuteur, ce qui est une spécialité de Vittorini — spécialité qui devient presque une manie —, p. ex.: *Mi disse pure ch'è un buon rimedio. — Un buon rimedio? — Un buon rimedio.* Mais je ne crois pas que cela nous avancerait beaucoup, les procédés étant plus ou moins les mêmes dans les deux langues. Essayons plutôt d'arriver à une première conclusion. Comme nous avons pu constater, l'italien aime la répétition d'un même élément et possède dans la réduplication un moyen de mise en évidence que le français ne connaît pas ou peu. La réduplication asyndétique, notamment de l'adjectif et de l'adverbe, se trouve déjà dans les inscriptions de la basse latinité ainsi que chez les auteurs chrétiens. A part l'italien, elle se rencontre, moins fréquemment, aussi en romanche, en provençal moderne et en roumain. Surtout dans les adverbes, elle prend facilement le caractère de tournure toute faite: *ben bene, man mano, pian pianino*, etc. Ce redoublement pittoresque est certainement l'expression de la vivacité primesautière, tant soit peu primitive du Méridional. Car la répétition du même élément, de quelque manière qu'elle se fasse, est en tout cas un des moyens de mise en relief les plus spontanés, où la réflexion n'a rien à voir. Elle peut se produire d'une façon presque automatique. Vu la fréquence extraordinaire de la rédupli-

cation et de la répétition — dans les cinq textes étudiés, j'ai compté 335 cas de répétition —, ces procédés risquent de perdre de leur valeur intensive. J'ai l'impression que le français, bien qu'il les emploie volontiers, en fait un usage en quelque sorte plus judicieux.

Passons à quelques procédés de renforcement. Pour commencer, le renforcement de la négation. La tendance à renforcer la négation *non* a toujours existé en italien, bien que ce besoin fût beaucoup moins impérieux qu'en français. Charles Barrett Brown[1] a réuni tous ces renforcements, consistant en un substantif ajouté à *non*, donc du même type que le fr. *ne . . . pas*. Voici un petit florilège de l'italien du XIII[e] et XIV[e] s.: *ago*, *mica*, *moco*, *gotta*, *cavolo*, *fava*, *fico*, *punto*, *un'acca*, *cosa*, *un ette* (ET), *un iota*, *motto*, *aglio*, *castagna*, *denaro*, *tre ghiande*, *paglia*, *un cece*, *un dado*, *un dito*, etc. De toute cette richesse n'ont subsisté que *punto*, *mica*, *un corno*, *un cavolo* et, dans certaines tournures, *un'acca*, *un fico secco*, *un ette*. Il s'y est ajouté le gallicisme *affatto* (< *tutt' affatto* < *tout à fait*) et le provençalisme *del tutto*[2], combinés avec *non* ou *niente*, ou employés elliptiquement dans l'exclamation.

A part les renforcements très familiers *un corno*, *un cavolo*, la particule, niant d'une manière absolue, est *punto*, qui est du reste variable; mais ce *punto* est aujourd'hui assez littéraire et livresque. *mica* est presqu'une simple négation: cette particule nie la chose en partie ou dans un sens modificatif. Voilà pourquoi nous trouvons *mica* dans des propositions modificatives, où *punto* ne pourrait être employé. On dira: *Colui non è mica molto intelligente*, mais non: *Non è punto molto intelligente*, par contre: *Non è punto intelligente*. C'est aussi pourquoi *punto* peut être placé en fin de phrase, tandis que *mica* se place plutôt au milieu: *non è mica buono*, *non è buono punto*. — Que le lecteur me permette ici une petite digression. L'emploi de *mica* pour renforcer la négation est très ancien. On le rencontre déjà chez Boccace, Firenzuola et aussi chez le Tasse. Sa fortune a été particulièrement grande dans l'Italie du Nord, mais il serait faux de croire que ce soit un régionalisme. *Non . . . mica* est tout à fait courant dans le dialecte florentin par exemple. Manzoni, étant Lombard, semble pourtant avoir cru qu'il s'agissait d'un provincialisme et a épuré ses Promessi Sposi de tous les *mica* qui se trouvaient dans l'édition de 1825. Si nous comparons l'édition de 1825 à celle de 1840, nous constaterons que le lavage du linge lombard dans l'Arno a emporté entre autres le *mica*. La plupart des auteurs que j'ai étudiés n'emploient pas du tout cette particule de renforcement. Parmi les cinq auteurs examinés dans cet article, elle se trouve toutefois chez Chiesa, Pirandello et Vittorini. Selon les grammaires, l'emploi de *mica* sans *non* n'est pas correct, sauf dans la phrase exclamative et elliptique; c'est donc la même règle

---

[1] *Reenforcement of Negation in Early Italian. PMLA 53*, 333—38.

[2] Cf. A. Levi, *Gallicismi d'antica data*. Atti della R. Accademia delle Scienze di Torino, *65*, 249—67.

que pour le fr. *ne . . . pas* et *pas*. P. ex.: *Buono, eh? — Mica male = Bon, hein? — Pas mal* (VI). Mais, malgré la grammaire, les auteurs modernes et modernissimes commencent à se servir de *mica* tout seul dans la phrase normale, p. ex.: *Lo credo, signor Andrea. Ho mica difficoltà a crederlo*, que le français rend par: *Je n'ai pas du tout de peine à vous croire* (CHI). Cet emploi est nettement d'origine dialectale. Certains auteurs placent *mica* au début de la phrase, p. ex. *Mica puoi tirarti dietro donna e bambini. — Mica loro ti chiedono delle personalità. — Mica io sono un antropofago* (VI). J'ai trouvé cette tournure aussi chez Ugo Betti, Vasco Pratolini, Furio Sampoli et Alberto Moravia. La valeur stylistique de ce *mica*, très accentué par sa position initiale, correspond à l'allemand: *Du wirst doch nicht etwa Frau und Kinder mitschleppen. — Die verlangen doch keine Papiere. — Ich bin doch kein Menschenfresser*, ce qui est certainement aussi le sens de *non . . . mica*. La traduction française de VI tient une fois compte du renforcement: *Ils ne vont tout de même pas le faire manger = mica vorranno farglielo mangiare*. Les autres cas sont traduits par la simple négation *ne . . . pas*. Une femme de lettres italienne m'a dit que cet emploi initial de *mica* est surtout de mode à Rome[1]. Fermons cette parenthèse et revenons au problème central.

D'abord *non . . . punto* variable: *in quel paese non ci sono punte scuole*, ou invariable: *di studiare non ho punto voglia* (COL). — *Con chiacchiere non punto belle* (CHI), que le français traduit par: *par des sornettes pas trop belles*. Dans les autres cas, le français renonce à renforcer la négation. — Quant à *non . . . mica* ou *mica*, ajoutons encore que le français s'abstient aussi de renforcer la négation, sauf dans deux cas: *Non sono mica cose che si possono dire forte = Mais ce ne sont pas des choses qu'on peut dire tout haut. — Ah, io non sto mica a far la buffona qua per quella lì = Oh! mais je ne servirai pas plus longtemps de polichinelle* (PI), où *mais* renforce en exprimant l'indignation. — Les renforcements familiers et pittoresques *un corno, un cavolo* se trouvent p. ex. chez CHI: *per mostrargli che non ce ne importava un cavolo* (pour *niente*) = *de lui montrer qu'on s'en fiche comme un poisson d'une pomme* (le français se sert d'une métaphore); *ma a noi non importava un corno di quelle critiche = nous, nous nous en moquions pas mal, de ces critiques*. Vittorini emploie *un corno* exclamativement: *Bene. Allora non so niente. — Un corno non sai niente = Bon. Alors, je ne sais rien. — Des nèfles que tu ne sais rien*. Ou bien on remercie quelqu'un tout en objectant quelque chose: *Grazie, Selva, Ma . . . — Ma, un corno, la vecchia Selva disse = Mais, la barbe! dit la vieille Selva*. — Reste encore *affatto: non affatto, niente affatto*, qui correspond toujours au français *pas du tout, pas tout à fait*, ainsi que *per nulla*, p. ex. *Non*

[1] La position initiale de *mica* sans *non* se rencontre en florentin moderne, p. ex. *mica l'ho fatto io*, mais non pas: *mica io l'ho fatto*, comme écrirait Vittorini, c.-à-d. avec le sujet précédant le verbe.

m'assomiglia per nulla (PI). — La répétition de la phrase ou particule négatives sert naturellement aussi à renforcer la négation, de même que *Nossignore!* pour un simple *no!*, et *Sissignore!*, renforçant l'affirmation, comme l'a démontré M. Spitzer. Comparons le fr. *oui m'sieu, non m'sieu*, qui ne s'emploie que d'inférieur à supérieur.

Encore un mot sur un tour bien italien qui renforce la négation et surtout l'affirmation, tour fort ancien qui se rencontre déjà chez Firenzuola: *Or sì che mi pare che tu favelli fuor di proposito.* Exemples: *Ora sì che sto bene!* (COL). — *Ah, questo sì che è un bel nome* (CHI). — *Posso dirtelo? — Sì che puoi dirmelo. — Ma non ha niente da fare coi cinesi. — Sì, dice Berta, sì che ho da fare coi cinesi* (VI) = *Si, dit Berthe, bien sûr que j'ai affaire avec les Chinois*, ce qui est sans doute la traduction la plus adéquate. Négativement: *Ma no, che non sei tanto brutto! = Mais non, tu n'es pas tellement vilain!* (VI). Le français renforce sans lien syntaxique, sauf dans *bien sûr que*.

Un autre moyen de renforcer le discours est d'intercaler ou d'ajouter une locution, en général sans lien syntaxique, ayant pour but, d'une part, d'éveiller l'attention de l'interlocuteur, de l'autre, de souligner la valeur du propos. Ce procédé est très fréquent en français aussi, mais il me semble que le français n'a pas encore atteint cette sorte d'automatisme que possède l'italien dans l'usage de certaines tournures. La comparaison vaut certainement la peine d'être faite.

Il y a trois catégories de renforcements de ce genre: l'une où l'on invite l'interlocuteur à acquiescer ou à exprimer son avis, toutefois sans jamais s'attendre sérieusement à une réponse. C'est une question oratoire à laquelle on répond soi-même. L'italien possède toute une série de possibilités: *non è vero? nevvero? vero? sì o no? dica lei? ditelo voi? dico bene? sa? sapete?*, et en crescendo: *capisci? capite?*, enfin, plus grossièrement: *hai capito?* ou *capito?*, qui sert en même temps à affirmer ce que l'on vient de dire. La deuxième catégorie comprend les locutions où l'on fait appel aux sens ou à la mémoire de l'interlocuteur qui témoignera de son acquiescement: *vedi, ve', guardi, bada, badi, senta, pensa*, etc. Ces particules servent donc avant tout à éveiller l'attention de celui à qui l'on parle. Enfin il y a une troisième catégorie où l'on veut surtout insister sur ce qu'on vient de dire ou bien sur ce qu'on va dire: *dico, ti dico, vi dico, già, sì, no*, etc. Ces locutions peuvent être intercalées dans la phrase, se trouver au commencement — elles sont alors une espèce d'avertissement — ou à la fin, où elles résument pour ainsi dire ce qui a été dit. — Quelques exemples:

Non è vero? nevvero? è vero? vero? sont généralement postposés et correspondent exactement au fr. *n'est-ce pas?* Le traducteur des Promessi Sposi emploie la tournure tant soit peu vieillie *n'est-il pas vrai?*, devenue *pas vrai?* en français familier. — La modulation spéciale de *vero?* dans la phrase suivante: *Cosa succede? Nessuna*

disgrazia, vero? (CHI) — le ton baisse, alors que, d'habitude, il monte dans *nevvero?* — est traduite par: *Qu'est-ce qui se produit? Pas de malheur au moins?* La mélodie est la même, mais le terme est un autre; *n'est-ce pas* serait impossible ici. — Vittorini place la locution au début de la phrase avec lien syntaxique: *Vero che ti offenderai?* ce que le français rend de la même manière: *N'est-ce pas que tu seras vexé?* — Dans la phrase de Chiesa: *Quando s'è promesso, si mantiene, mi pare?*, ce *mi pare* correspond à *n'est-ce pas* en français. — *Sì o no* peut avoir le même sens, p. ex.: *Siam brava gente, noi: si lavora, non si fa male a nessuno, sì o no?* (CHI), mais peut aussi contenir une menace comme dans: *Vuoi dunque dirmi, sì o no, dove sei stato, birbante?* (CHI). La différence d'intonation fait tout.

Dica lei, ditelo voi intercalés correspondent au fr. *dites un peu, dites-moi*, et n'ont guère de valeur impérative. L'invitation est plus marquée quand la locution est antéposée: *Dimmi un poco, chi è che ti manda avanti la bottega? I poveri figliuoli, n'è vero?, dico bene?* = *Dis-moi un peu, qui est-ce qui fait aller la boutique? Les pauvres garçons, n'est-il pas vrai?* (MA). Le fameux *dico bene?*, par lequel on cherche l'acquiescement de l'interlocuteur, est presque intraduisible. — Enfin nous avons *eh?!*, employé comme le fr. *hein?!*, p. ex. *Che ne dite, eh, dottore?* = *Hein! qu'en dites-vous, docteur?* (MA).

Passons à une particule dont l'Italien abuse certainement: *sai, sapete, sa?* A l'origine il s'agit d'une sorte de question rhétorique telle que nous la trouvons chez COL: *E il maestro, invece, sai che cosa mi diceva parlando di te?* = *Eh bien! sais-tu ce que le maître m'a dit . . .*, ou alors d'une phrase proprement insistante: *e pensare che, se non l'abbiamo condannato, è un miracolo, sapete? un miracolo* = *c'est un miracle, entendez-vous, un miracle* (CHI); *Ah, no, sai! non mollo sai! e se mi cacciano via . . .* = *Mais, vois-tu, je ne céderai pas!* (CHI); *Io tenevo sulle ginocchia il mio gattino: bello sai! un gattino d'oro* = *Moi, je tenais mon petit chat sur mes genoux, un joli petit chat, tu sais!* (CHI). Mais en général ce *sai* ou *sa* est devenu une particule vide de sens, p. ex.: *O signora Carlotta! mi scusi, sa?* que la traductrice rend à tort par: *Excusez-moi, Madame Charlotte, vous savez . . .* (CHI). Benjamin Crémieux a raison de ne pas le traduire: *Piccina piccina, sa? con le treccine sulle spalle* = *J'étais toute petite encore, les tresses dans le dos* (PI), ou alors il met en relief autrement: *Oh, ma lui glielo leva subito l'impaccio, sa!* = *Oh, il ne vous ennuiera pas longtemps, celui-là* (PI). Cet emploi abusif de *sa* rappelle le «*vous savez*» qu'on reproche aux Belges.

Capisci, lei capisce, intercalés, correspondant au fr. *vous comprenez*, sont aussi de ces formules vides de sens. Placé en fin de phrase, *ha capito? capito?* renforce l'ordre donné auparavant: *Domani mattina, dunque, alle sette si parte, capito?* = *A sept heures, c'est compris?* (CHI).

Vede, ou d'une manière plus insistante: *vedi, vedete, veda, guardi*, sont rendus par *voyez-vous*. La forme abrégée *ve'* se traduit par *vois-tu, vous savez*, ou pas du tout, ce qui est probablement la meilleure traduction, étant donné que ce *ve'*, dérivé de *vedi* < lat. VIDE, était déjà une interjection pétrifiée et vide de sens en latin[1]. P. ex. *Bada bene, ve', di non dirgli nulla = Garde-toi bien d'en rien dire* (MA).

Quant à *creda, badi, badi bene*, intercalés, le français traduit une fois par *croyez-m'en*, une autre par *notez-le bien*, mais renonce pour le reste à la traduction.

Un procédé très fréquent pour souligner l'importance du propos est: *ti dico, le dico, vi dico*. Postposé, il renforce l'impératif, p. ex. *Aprimi, ti dico! ripetè Geppetto = Ouvre-moi, te dis-je!* (COL); *Scappa, ti dico! = Sauve-toi, tu entends!* (CHI). Antéposé ou postposé, il veut convaincre l'interlocuteur: *Vi dico io che tutto questo non serve a nulla* (MA). — *E allora, voi di Vico, potete farci su la croce. Glielo dico io = C'est moi qui vous le dis!* (CHI). Il est souvent intercalé: *Cose, vi dico, da pigliarle a schiaffi* (CHI), tandis que le français place le *vous dis-je* toujours à la fin. Le simple *dico* peut être fortement insistant, p. ex.: *Papà! voglio vederlo. Menalo qui. Voglio vederlo, dico! Menalo qui subito, dico! = Papa! je veux le voir! Amène-le ici. Je te dis que je veux le voir. Amène-le ici tout de suite, tu entends?* (CHI). Mais il sert plus fréquemment à confirmer: *Ma nessuna fatica, dico, le diminuiva d'un bricciolo il buon umore* (CHI), ce qui correspondrait à l'allemand *wie gesagt*.

L'italien renforce souvent encore en intercalant les adverbes *sì, già* ou *no*, p. ex. *Perduta la bella voce, sì, ma diventato uomo* (CHI), avec toute une gamme de nuances: *eh sì, oh sì, eh già*, que le français traduit par *oui, ça oui, oh cela oui*, intercalés aussi. Je crois cependant que ce procédé est un calque dû à la traduction et qu'il n'est pas très fréquent en français parlé. La traduction française de la phrase suivante montre du reste fort bien que le français n'est pas à même de rendre la nuance de l'italien: *Era il signor Tobia, quel grassoccione, che veniva, eh già, a far la solita partita del giovedì sera = C'était M. Tobie, cet homme grassouillet. Mais oui, c'était jeudi soir, il venait faire sa partie* (CHI). Un commentaire est superflu.

Ce qui distingue le plus l'italien du français dans l'emploi de ces locutions de renforcement, c'est leur position. L'italien préfère les intercaler dans la phrase, tandis que le français les fait précéder ou, plus souvent encore, suivre. Le renforcement préparatoire ou après coup existe naturellement aussi en italien, comme nous l'avons vu. Quelques chiffres parleront un langage assez clair. Sur 134 cas nous avons en italien 22 cas d'antéposition, dans la traduction française 29; 70 cas d'intercalation, en français 44 (et si ce n'étaient

[1] Cf. J. B. Hofmann, *Lateinische Umgangssprache*. Heidelberg 1926, p. 38.

des traductions, il y en aurait sans doute encore moins); 42 cas de postposition, en français 39. Huit fois le français rend le renforcement par d'autres moyens, 14 fois il y renonce. Voici un exemple typique: *Mi aiuti un po' lei, signora Lucia, a mettere la testa a posto a quest'uomo che, vede, è diventato peggio di un ragazzo* = *Aidez-moi donc, madame Lucie, à rendre un peu de bon sens à cet homme qui est devenu pire qu'un enfant, voyez-vous* (CHI). Vu le rythme de la phrase française, le renforcement perdrait toute valeur, s'il n'était pas placé à la fin. Il s'agit donc ici avant tout d'une question d'intonation et de rythme. L'italien, par sa plus grande mobilité syntaxique, son accent tonique infiniment variable, sa musicalité innée, possède une gamme de nuances affectives sans pareille. Par son tempérament expansif, l'Italien emploie beaucoup plus de ces renforcements que le Français. Il en abuse peut-être. Ceci se confirmerait, si nous étudiions les interjections onomatopoétiques, les jurons, etc. Comparé à cette exubérance de formes, de sons et de couleurs méridionale, le français semble plus sobre, plus mesuré et, souvent, plus pauvre.

Considérons maintenant quelques procédés de position. L'ordre des mots en italien n'a jamais encore été l'objet d'une étude approfondie. Il convient toutefois de mentionner les travaux d'Elise Richter[1] qui, prenant l'ordre des mots en latin comme point de départ, a mis en lumière bon nombre de problèmes syntaxiques italiens. Dans son ouvrage «La posizione della lingua italiana»[2], M. von Wartburg a donné, dans les lignes générales, une caractéristique de l'ordre des mots en italien, tout en le comparant au français. Je voudrais en montrer deux aspects. Le premier problème est la position initiale de l'objet et des autres éléments de la phrase, le second la position finale du sujet, surtout du sujet pronominal. — Les possibilités du français de mettre en évidence un élément par sa simple position sont très peu nombreuses, avant tout dans la langue courante. La rigidité de l'ordre des mots ne le permet pas. La liberté, qui régnait encore au XVIe siècle, a été abolie par la tendance du XVIIe à uniformiser les moyens d'expression. Bien que, dix siècles avant le français, l'italien ait perdu la distinction formelle du nominatif et de l'accusatif, il a conservé à côté de l'ordre direct toutes les autres possibilités. M. von Wartburg dit à ce sujet (p. 92): »Il sacrificio operato dal francese di molte costruzioni ed espressioni per arrivare alla sua struttura logica ha lasciato gravi lacune. Il francese del secolo 16^0 poteva dire per es., *le fit son pere*. Volendo accentuarlo, metteva il soggetto dietro il verbo. In questa parola *pere* si trovano riunite due cose: prima la signi-

[1] *Zur Entwicklung der romanischen Wortstellung aus der lateinischen*, Halle 1903; *Grundlinien der Wortstellungslehre*, *ZRPh 40*, 9—61 (1920); *Zur Klärung der Wortstellungsfragen*, *ZRPh 42*, 704—721 (1922).

[2] Sansoni, Firenze 1940.

ficazione di questa parola, e poi il posto dominante che si voleva darle nella frase. Lo stesso vale per l'italiano *lo fece suo padre*. Ma questa cumulazione di valori espressivi offendeva lo spirito classico francese. Il secolo decimo settimo separò le due cose per mezzo della formola *c'est que, c'est qui*, generalizzata in quest'epoca. La frase *c'est son père qui le fit* separa l'espressione della nozione dall'espressione dell'enfasi. L'enfasi perde quello che ha di spontaneo e di brutale; la sua forza viene canalizzata e avviata in un rigagnolo lento e uguale. . . . Facendo così, il francese moderno sa evitare l'inversione del soggetto che sarebbe contraria alla sua predilezione per la linea diritta e per la misura. E ottiene allo stesso tempo un altro effetto importante: evita quell'accento forte dell'italiano e del tedesco tanto contrario all'equilibrio ritmico della frase. Così mantiene quell'uguaglianza di ritmo e di forza che ne forma il particolare incanto. Il francese classico ritira l'accento dalla parola che vuole rilevare. Trasforma quest'accento in un'espressione a parte. Esprime in modo lessicale, analitico quello che il francese del 500, quello che l'italiano esprime ancora in un modo sintetico, coll'accento e coll'inversione del soggetto. E' una intellettualizzazione alla quale l'italiano non partecipa.»

Voyons d'abord la position initiale de l'objet direct. Manzoni ne fait guère usage de ce procédé; nous trouvons chez lui surtout l'objet direct antéposé suivi d'une proposition relative: *Grande smania che hanno que' signori d'adoperar la penna* = *Quelle fureur de se servir toujours de la plume*. Manière de s'exprimer elliptique. Ou encore: *Bel parere che m'avete dato* = *Bel avis, ma foi, que l'avis que vous m'avez donné*, où le français répète l'élément antéposé. Cependant Manzoni dit aussi: *Di belle ciarle faranno questi mascalzoni* = *Ces drôles-là feront des caquets à n'en plus finir là-dessus*. L'infinitif antéposé: *D'andare a spasso non si parlava neppure* = *On ne parlait jamais de promenade*. Chiesa emploie le même procédé: *Ma che salutare! Tornare a Vico volevo: nient'altro* = *Aller prendre congé? Je voulais revenir à Vico, et c'était tout*. Chez les auteurs modernes, la position initiale de l'objet devient de plus en plus fréquente, p. ex.: *Tutte quelle cose belle e interessanti vedevo* = *Toutes ces choses belles et intéressantes, je les voyais* (CHI). — *Anche Figlio-di-Dio hanno preso* = *Fils-de-Dieu aussi, ils l'ont pris* (VI). Le français doit donc reprendre l'objet par un pronom; c'est ce que Bally appelle la segmentation de la phrase. — . . . *e mi vuol dare una realtà, quale io non potevo mai aspettarmi che dovessi assumere per lei, in un momento fugace, vergognoso, della mia vita. Questo questo, signore, io sento sopratutto* = *Voilà, monsieur, ce que j'éprouve surtout* (PI). Ici le français emploie un présentatif. De même dans VI: *Mi vedi le cosce. Questo mi vedi* = *Voilà ce que tu vois*. — *Perché, tu dici? Questo il Gracco diceva: Perché, tu dici?* = *Voilà ce que disait Gracco*. Le français se sert donc d'un présentatif ou de la segmentation pour rendre ce que l'italien met en relief par la simple posi-

tion initiale. Il peut aussi introduire un adverbe renforçant, p. ex.: *Il faudrait tout de même qu'il dît quelques mots* = *Dio mio, bisognerebbe pure che qualche cosa dicesse* (PI). — *Les magistrats faisaient toutefois quelque chose* = *I magistrati qualche cosa facevano* (MA). — Il en est de même pour un locatif ou l'objet indirect: *Ma io, a quella finestra, ritornavo a tutte le ore* = *Mais cette fenêtre, j'y retournais toutes les heures* (CHI). — *E a voi doveva io parlar di questo?* = *Et à vous, devais-je vous en parler?*: segmentation avec pronom personnel repris. — Mais très souvent, le français renonce à rendre la mise en relief, p. ex.: *Che ho veduto io di straordinario? Niente ho veduto di straordinario* = *Qu'ai-je vu d'extraordinaire? Je n'ai rien vu d'extraordinaire.* Le français estime probablement que, dans un tel cas, la question rhétorique suffit pour exprimer l'affectivité. — Dans les traductions, je n'ai trouvé aucun cas où le français emploie la position initiale sans reprise. Mme Müller-Hauser cite toutefois: *Pas un clou il ne vous donnera.* Sandfeld mentionne[1]: *Ça, je ne sais pas! Ça, je veux bien*, et remarque que la reprise peut s'omettre dans des phrases qui se passent volontiers du *le* neutre. La tournure est en tout cas populaire et assez rare.

Il convient de relever encore la position initiale du sujet: *Oh vedete un poco: gran destino è il mio* = *Mais voyez donc! c'est comme un sort que . . .* (MA). — *O il pescecane dov'è?* = *Où est le Requin?* (COL). Le plus fréquemment, c'est le pronom personnel *io* qui est mis en tête: *Io un cinese l'ho veduto* = *Moi, j'ai vu un Chinois* (VI). Le français, distinguant les pronoms atones des absolus, est obligé de faire la reprise: *moi, je . . .* Le *je* est pourtant si affaibli qu'il n'est plus qu'un morphème verbal. — Enfin, l'italien peut aussi placer l'adjectif attribut en tête: *Ma no, che non sei tanto brutto. Cattivo, però, sei* = *Seulement, tu es méchant.* — *Un po' minchione sei sempre stato* = *Un peu nigaud, tu l'as toujours été* (CHI), donc avec reprise en français. L'adjectif en apposition: *Buona, la pappa dolce* = *C'est bon cet entremets sucré* (CHI). Bien que la traductrice ne s'en serve pas, ce procédé existe en français, p. ex.: *Curieux, cet hôtel.*

Elise Richter, dans son ouvrage «Zur Entwicklung der romanischen Wortstellung aus der lateinischen», dit à la page 68: «Die Sprache hat das Bestreben, das psychologisch Wichtige vom Satzanfang wegzurücken und das Minderwertige vorauszuschicken und dies Minderwertige ist das Verb. — Wo immer also das Verb steht, hat es nur einen mittleren Ton. Dies könnte durch nichts besser illustriert werden, als durch den eigentümlichen Weg, den die Sprache einschlägt, wenn in einem erzählenden Satz die dominierende Vorstellung auf das grammatische Subjekt fällt. Sie bestrebt sich, das Subjekt vom Satzanfang weg, an eine ihr zusagende Tonstelle zu rücken. . . . Es wird irgendwie eingeleitet durch eine Art Auf-

[1] Kr. Sandfeld, *Syntaxe du français contemporain*, t. I. Paris 1928, § 180, 3°.

takt.» Un exemple classique de ce type de phrase se trouve chez Manzoni: *Per una di queste stradicciole, tornava bel bello dalla passeggiata verso casa, sulla sera del giorno 7 novembre dell'anno 1628, don Abbondio* — phrase qui est traduite littéralement: *C'était par un de ces sentiers, vers la chute du jour, le 7 novembre de l'an 1628, que retournait à pas lents chez lui, de la promenade, Don Abbondio.* Il est clair qu'il s'agit ici de prose artistique et qu'une telle phrase n'appartient guère à la langue parlée. Mais aussi dans un langage plus spontané et plus populaire, l'italien aime à placer le sujet-substantif à la fin, p. ex.: *Da sè non vuol andar giù questo pane = Ce pain ne veut absolument pas descendre seul* (MA). — *Non dimostrava nessuna fretta, la diavola = Elle ne montrait pas la moindre hâte, la bienheureuse fille.* — *Eh, non lo sai che è via, il direttore = Quoi? Tu ne sais pas qu'il est parti, le proviseur* (CHI). — *L'ho ancora negli orecchi! M'ha reso folle quel grido = Il m'emplit encore les oreilles. Ce cri m'a rendue folle* (PI). — *E' più nutritivo del pane anche il cinematografo = Il est aussi plus nourrissant que le pain, le cinéma* (VI). D'une façon qui me semble arbitraire, l'italien met ou ne met pas de virgule devant le sujet. Chiesa, par exemple, dans ce type de phrase, en met presque toujours une. Les autres auteurs n'en mettent pas. Les traducteurs de nos cinq textes emploient 18 fois la phrase segmentée du type énoncé-thème et 15 fois l'ordre normal. Du fait que l'italien ne met pas le pronom personnel atone, il exprime par la position du sujet ce que le français, obligé de mettre un sujet pronominal dans l'énoncé, exprime par la segmentation de la phrase. Pourtant il me semble que le français force un peu l'affectivité de la phrase par ce procédé. Nous n'avons qu'à comparer les deux phrases déjà citées: *E' più nutritivo del pane anche il cinematografo = Il est aussi plus nourrissant que le pain, le cinéma*, pour nous en rendre compte. C'est aussi pourquoi, dans presque la moitié des cas, le français préfère traduire par l'ordre des mots normal.

Bien plus fréquente encore est la position finale du sujet pronominal. Il faut distinguer deux types:

1° *Te lo leggerò io.* — *Per quattro soldi l'Abbecedario lo prendo io*, c.-à-d. où le sujet suit immédiatement le verbe sans pause aucune.

2° *Poichè la zia Clotilda era d'origine francese, lei*, où le sujet est repris par le pronom absolu avec une pause médiane, indiquée par une virgule. Dans cette même catégorie rentre aussi le type: *Siam brava gente, noi*, où il n'y a pas de reprise, mais où le sujet, c.-à-d. le thème, est séparé de l'énoncé par une pause. Nous sommes donc en présence d'une segmentation.

Voici les procédés du français. Le premier type: *Te lo leggerò io* correspond certainement le mieux à: *C'est moi qui vais te le lire.* En effet, le français traduit 22 fois par le présentatif, p. ex.: *La bestia son io, che trascuro il mio dovere = C'est moi qui suis une bête, moi qui mets toujours mon devoir de côté* (MA). — *Ora il cucù*

te lo darò io! = *Attends un peu! Le coucou, c'est moi qui vais te le donner* (COL). — *Lo pensò lui, invece, per loro — e lo fece (il male)* = *Ce fut lui qui pensa au mal pour eux, et qui le fit* (PI). — *La chiave? Ma sì! L'ho proprio io . . . Tò!* = *La clef? Mais oui, c'est moi qui l'ai. La voilà* (CHI). — *Sei presuntuosa, Selva! — Presuntuosi siete voi* = *C'est vous qui êtes présomptueux* (VI). — Dans 25 cas, toutefois, le français traduit par la segmentation avec pronom personnel repris: *Che bisogno c'è di dire? La finirò io* = *Qu'est-il besoin de le dire? Je finirai l'affaire, moi* (MA). C'est surtout le traducteur des Promessi Sposi qui se sert de ce procédé. Mais aussi celui de Pirandello: *Non son mica cose che si possono dir forte! Le ho potute dir forte io per la sua vergogna* = *J'ai pu, moi, les crier tout haut pour lui faire honte*, ou celui de Vittorini: *Vogliono che mi metta a giudicare io?* = *Que je me mette, moi, à juger.* — Dans 32 cas pourtant, le français renonce à traduire la mise en relief du sujet. Dix fois, il renforce par d'autres moyens comme p. ex.: *L'ho detto io, che c'era mistero sotto* = *Je le disais bien qu'il y avait un mystère là-dessous* (MA).

Quant au deuxième type: *Siam brava gente, noi*, c.-à-d. la segmentation, il n'est pas étonnant que le français se serve du même procédé, p. ex.: *Che c'entro, io?* = *Qu'y puis-je, moi?* (MA). — *Perché non ho mai fatto scene, io; ha capito?* = *Je n'ai jamais fait de scènes, moi, avez-vous compris?* (PI). Avec reprise: *La mamma mi vien incontro due passi e piange veramente, lei* = *Maman fait deux pas dans ma direction; elle pleure pour de bon, elle* (CHI). Vittorini omet souvent la virgule, quoiqu'il s'agisse bel et bien du même type de phrase: *Sto con la famiglia io?* = *Est-ce que j'habite avec ma famille, moi? — Era un tribunale lui?* = *Etait-il un tribunal, lui?* — Quelquefois le français met en relief par d'autres moyens, p. ex.: *Volevo subito dormire, io!* = *Je voulais dormir tout de suite. Oui!* — Huit fois il ne rend pas la mise en évidence. — Pour ce type de phrase les procédés sont donc les mêmes dans les deux langues, avec la différence que l'italien préfère nettement la postposition du pronom personnel absolu (énoncé-thème), tandis que le français préfère la construction inverse.

Ajoutons encore l'emploi de l'adjectif démonstratif en apposition, p. ex.: *Ma Dio mio! Era l'età dell'innocenza, quella* (CHI), type que le français peut exprimer de la même manière. *E' ora da cristiani questa?* = *Est-ce une heure de chrétien que celle-ci?* (MA) avec lien syntaxique; ou sans lien: *To', disse Renzo, è poeta costui* = *Oh! oh! dit Renzo, c'est un poète celui-là* (MA). — *Non è la mia forchetta, questa* = *Ce n'est pas ma fourchette, ça!* (CHI) — Avec présentatif: *Son faccende, queste, che con la pressa si rovina tutto* = *Ce sont là des histoires qu'on empoisonne en allant trop vite* (CHI).

Concluant, nous pouvons constater que sur 178 phrases à mise en relief du sujet par sa position finale, le français n'en met en évidence que 118, soit 66%. Une fois de plus, le français semble

hésiter à pousser trop loin l'affectivité spontanée et à briser la structure régulière de sa phrase de cette manière explosive dont use l'italien.

Comme dernier problème, je voudrais examiner la segmentation de la phrase, procédé de mise en lumière que possèdent les deux langues. Dans son œuvre magistrale «Linguistique générale et linguistique française»[1], Charles Bally donne une caractéristique de la phrase segmentée ou disloquée. On appelle phrase segmentée une phrase unique issue de la condensation de deux coordonnées, mais où la soudure est imparfaite et permet de distinguer deux parties dont l'une a la fonction de thème de l'énoncé, et l'autre celle de propos. Bally désigne le thème par la lettre A, l'énoncé par la lettre Z. Nous distinguons deux types: le type A—Z (thème-énoncé), p. ex.: *Ce problème, je n'arrive pas à le résoudre*, et Z—A (énoncé- thème): *Je n'arrive pas à le résoudre, ce problème*. L'objet est repris ou anticipé par un pronom personnel atone. La segmentation est caractérisée avant tout par le jeu des deux procédés musicaux sans lesquels elle n'est pas concevable: la pause médiane et la mélodie. Z a l'intonation modale de toute phrase indépendante, intonation autonome, et qui comporte des variétés infinies; dans la forme la plus banale, la voix monte légèrement pour redescendre ensuite. Le terme A comporte, au contraire, deux intonations stéréotypées très différentes l'une de l'autre, et toutes deux dépendantes de Z, à savoir: une forte montée de la voix dans A—Z, tandis que dans Z—A, A est prononcé sur un ton bas et comme en sourdine. La montée de la voix dans A—Z s'explique par le fait que le thème est une sorte de question, dont le propos est la réponse. Quant à la mélodie basse de A dans Z—A, elle dérive de son caractère originel; car A procède, dans ce cas, d'une coordonnée explicative qui précisait après coup le sens de la phrase précédente. — La pause médiane, indiquée par la ponctuation, disparaît souvent dans le langage populaire, p. ex.: *Qui c'est Rodolphe?*, *Elle plaira, votre chanson*. Du point de vue grammatical, A est essentiellement nominal, même s'il n'est pas un substantif, et Z (de forme autonome) essentiellement verbal. Il y a donc entre A et Z un rapport de complémentarité. Ainsi la segmentation met en relief réciproquement le thème et l'énoncé. C'est toutefois toujours le premier élément qui frappe davantage l'oreille: l'élément verbal dans Z—A: *Il est idiot, ce médecin*, l'élément nominal dans A—Z: *Cette langue, nous l'avons apprise par l'oreille*. Quant à l'effet des deux types: A—Z produit un effet de tension; le thème fait désirer le propos qui prend toute sa valeur par cette préparation. Au contraire, dans Z—A, le propos éclate par surprise, et le thème est comme l'écho de cette explosion. Le Bidois[2] dit que le type Z—A appartient plutôt au langage fa-

---

[1] 2e édition, Berne 1944, §§ 79—99.

[2] G. et R. Le Bidois, *Syntaxe du français moderne*, t. II, Paris 1938, §§ 915—20.

milier, enfantin, affectif; il est fréquent chez les tempéraments nerveux, chez les femmes, tandis que A—Z a le plus souvent une valeur purement logique, intellectuelle.

Ce qui a été constaté pour le français, vaut en principe aussi pour l'italien. Cependant, dans l'emploi de la segmentation, l'italien a atteint un degré d'automatisme bien plus grand que le français. Avant de passer à la comparaison des deux langues, un mot sur la phrase segmentée italienne. Le problème n'a été étudié dans le détail que par P. Meriggi[1]. Le type Z—A, dans son essence, ne diffère guère du français. Pour le type A—Z, les choses sont un peu plus compliquées. Comme nous avons vu, l'italien peut placer l'objet en tête sans le reprendre. Il n'y a alors pas de segmentation. On demande p. ex.: *Non ti ha lasciato i campi e i soldi?* Réponse: *I campi mi ha lasciato, non i soldi* (le participe passé ne s'accorde pas!). Avec segmentation: *I campi me li ha lasciati, ma i soldi no.* L'inflexion de la voix dans les deux phrases est totalement différente. La première implique une opposition, la seconde, segmentée, une concession. Si l'on dit: *Questo dice Carlo*, on exprime par là une affirmation catégorique: *dice questo e non altro*, tandis que dans: *Questo lo dice Carlo*, le sens est concessif, et l'on s'attend à une suite du genre de: *ma non è vero* ou *ma io non ci credo*. Ou encore: *Le chiavi! voglio io = voglio le chiavi e non altre cose*, par contre: *Le chiavi le voglio io = per quanto riguarda le chiavi, esse spettano a me*, ce qui confère à la phrase un sens limitatif. Voilà les conclusions de Meriggi. J'estime qu'il faudra encore approfondir l'étude des valeurs stylistiques de la segmentation italienne[2].

Contrairement à ce que dit Meriggi, j'ai dû constater que le type Z—A est moins fréquent que le type A—Z. La mélodie de la phrase segmentée est la même qu'en français, c.-à-d. A descendant dans la construction Z—A: *Non la capisco questa febbre*, et montant dans A—Z: *Le bucce non le posso soffrire.* La pause médiane, par contre, est excessivement faible, presque imperceptible, souvent inexistante dans la construction Z—A. Dans la construction A—Z, l'italien moderne ne fait plus de pause du tout. — Pour le type Z—A, nous ne rencontrerons un certain arrêt que dans les phrases exprimant une forte tension affective, p. ex.: *Io, a udir tante malvagità, mi sentivo una rabbia da strozzarla, quella donna!* (CHI). — *Sì, la farò io, la giustizia, lo libererò io, il paese!* (MA). — *Sto fremendo, signore, fremendo di viverla, questa scena!* (PI). Dans la phrase à débit plus calme, la pause n'existe pas: *Non lo so ancora, ma lo servirò io di sicuro il frate* (MA). — *Lo conosci tu questo Pinocchio?* (COL). — *Mi tenterebbe lasciarlo andare questo Enne 2* (VI). La virgule n'est aucunement un signe certain de la pause, puisque les auteurs la

[1] *La ripresa dell'oggetto in italiano. VKR 11*, 1—30 (1938).

[2] Je me permets de signaler ici mon travail en préparation sur la mise en relief en italien moderne, annoncé dans *Research in Progress 1948*, nº 3526 (*PMLA 63*, supplement, part 2).

mettent, à mon avis, un peu au petit bonheur. Pirandello, par exemple, la met presque toujours, même dans des phrases peu affectives comme: *Manca solo il coraggio di dirle, certe cose.* — Vu l'origine de la phrase segmentée, on peut admettre que la pause a existé une fois. Mais le langage moderne l'a abolie dans la grande majorité des cas. C'est ce que des Italiens que j'ai interrogés à ce sujet m'ont confirmé de la manière la plus absolue. Ceci vaut à plus forte raison pour la construction A—Z, à moins qu'on ne veuille mettre en relief spécialement l'élément nominal. Aussi les auteurs ne mettent-ils presque jamais de virgule. L'italien prononce sans s'arrêter: *Ma, non ostante, queste ricerche noi le dobbiam fare* (MA). — . . . *tremava fitto fitto, come se al pover'uomo gli battesse la febbre terzana* (COL). — *Aria buona ce n'è anche a Castelletto* (CHI). — *Ma non ha ancora compreso che questa commedia lei non la può fare?* (PI). — *E un figlio non l'hai già?* (VI). Par l'abolition de la pause, l'italien comble la rupture causée par la segmentation et lui ôte en même temps une partie de sa tension affective. Dans le langage familier, auquel ce type de phrase reste néanmoins réservé, la phrase segmentée devient pour ainsi dire presque normale. La preuve en est que, très souvent, les traducteurs ne tiennent pas compte de la segmentation italienne, p. ex. *Quanto ne vuoi del latte? = Pour combien veux-tu de lait?* (COL). — *Io un cinese l'ho veduto che mangiava pane e nient'altro = Moi, j'ai vu un Chinois qui mangeait du pain et rien d'autre* (VI). Une fois de plus, les chiffres parleront plus clair que les exemples. Sur 70 segmentations Z—A, le français n'en rend que 26, soit 37%, et sur 132 segmentations A—Z, il n'en rend que 50, soit 38%. — Nous constatons à nouveau la répugnance du français à disloquer trop souvent l'ordre normal de la phrase. Le penchant de l'italien surtout pour le type A—Z semble marquer une certaine impatience de prononcer l'objet accentué (*Una fatica a quel modo non l'aveva durata mai; A scuola da un farabutto simile mio figlio non lo mando*), parce que l'homme, et spécialement l'Italien, semble-t-il, «est plus impérieusement gouverné par les passions que par la raison», pour parler avec Rivarol.

Qu'on me permette de citer une fois encore, en guise de conclusion, M. von Wartburg (p. 97): «Il francese si potrebbe comparare con una fontana bene inquadrata che conserva sempre le sue acque allo stesso livello e che ripartisce in un modo ordinatissimo la corrente di vita che rappresenta. L'italiano invece rassomiglia ad una sorgente che dà spontaneamente e senza misurare le ricchezze della sua vita interiore.»

Zürich

CARL THEODOR GOSSEN

Französisch und Fränkisch[1]

5. Anorm. *gerce*, aflandr. *germe*.

germe f. „jeune brebis d'un an" ist belegt in der Pikardie, Wallonie, Lothringen, dazu Ableitungen wie *germette* Froissart, aflandr. *germelette*, *germer* „agneler"; frühester Beleg Lille 1265. Die Verbreitung spricht für fränkische Herkunft. In der Tat setzt sich die französische Randzone mit Hauptorten wie Lille, Lüttich, Metz fort in den Niederlanden und im rheinisch-hessischen Deutschland. Dem mittelniederländischen *germe* f. „Schaf, das noch nicht gelammt hat" entspricht lebendige Mundart in Limburg, Utrecht, Betuwe, Urk, Gelderland, Eifel, Aachen, Niederrhein, Berg, Westerwald, Nassau, Hessen. Gegen Osten ist Westfalen und das Niederdeutsche ausgeschlossen; das Wort lebt in den fränkischen Kernbezirken, hüben und drüben, gern als Deminutiv, *germette*, *germelette*, rheinisch *germchen*. Zur Verbreitung vgl. Mndl. Wb. 2, 1552, D. Wb. 4, 3587. 3718, Nndl. Wb. 4, 298, Schuermans 149, Rhein. Wb. 2, 1243. Wir erschließen ein altfränkisches **germia* f. mit Umlauts-*e*. Demnach ist Hauptform der fränkischen Mundarten *germ; a* in ndl. *garm* und *i* in rhein. *girm* stammen aus Umlauts-*e* vor *r*, was im Rheinischen Wörterbuch verkannt ist. Der Ansatz **germia* steht bei Du Cange 4, 60, daneben auch *germgia*, *gergia*, *jercia*, *gercis*.

Neben dem Typ *germe* mit Ausgang *-me* steht ein normannisches *gerce*, *jarse*, *jerche*, *gerque*, also mit *-ce*, *-che*. Die übereinstimmende Bedeutung spricht für Zusammengehörigkeit. Andfränk. **germia* mußte romanisch **germje* ergeben, daraus, mit Schwund des mittleren Konsonanten, *gerje*, vgl. *germgia* und *gergia* im Polypt. Irminonis (Paris). *gerje* konnte durch Dissimilation zu *gerche* werden. Dann konnte der Wortausgang einerseits entsprechend der Gleichung norm. *chiel* = franz. *ciel* zu *gerce* umgesetzt werden, vgl. oben *jercia*, das nach Caen gehört. Anderseits konnte nach der Gleichung *canter* = *chanter* ein hypernormannisches *gerque* entstehen; auch norm. *berque* „Schaf", Typ **berbica*, konnte einwirken. Während so die Formen des Polyptichon und der Normandie die romanische Entwicklung von **germia* zeigen, setzen die *germe* der Randzone Pikardie, Wallonie, Lothringen das fränkische *germia* in deutsch-

[1] Siehe hier 57 (1937), 193 ff. *Hees*, *haise*, *heister*, *hêtre*; 59 (1939), 257 ff. Diphthongierung; 62 (1942), 68 ff. *louche*; 63 (1943), 174 ff. *hache*.

fränkischer Entwicklung fort. Es wurde als *germe* etwa im 9. Jahrhundert ins Romanische übernommen.

Hintergrund von *louche* ist die niederländische Küste. *hees, heester* ist fränkisch-westfälisch, ohne Küste. *happja hache* ist durch die längs der Mosel vorbrechenden Franken nach Frankreich getragen worden; auf deutschem Boden ist es im Kern fränkisch, greift am Rande nach Westfalen und in alemannisch-bairische Striche hinüber, fehlt dem Alpengebiete und der Küste. *germe* ist rein fränkisch an Rhein, Mosel, Maas, Schelde, der Küste; Westfalen und der deutsche Süden sind ausgeschlossen.

Eine sichere Etymologie können wir nicht anbieten. Es vergleicht sich anord. *garmr* ,,Hund", neuisl. *garmur* ,,Hund", ,,Unglücklicher". Man könnte bei Annahme eines Anlautwechsels *g/k*[1] an die Sippe ndl.rhein. *carmen, kermen* denken, ags. *cearm, cierman*, asächs. *karm*, Bedeutung ,,klagen, starke Laute von sich geben", also von ,,blöken" oder ,,bellen" ausgehen.

6. Franz. *gâche*, ndl. *gesp*.

Apik. *gaiche* f. ,,crampon", mfr. nfr. *gâche* ,,pièce de fer où s'engage le pêne d'une serrure pour fermer", seit dem 15. Jahrhundert. Brüch Z. 51, 462 f. geht aus von *haspe* f. ,,Türhaken, Angel, Riegel", das allen germanischen Sprachen eigen ist, so auch mndl. *haspe* ,,Haken, Riegel, Schließhaken", *hespe* ,,Haken, Türhaken, Handgriff", mhd. *haspe* neben *hespe*, D. Wb. 4, 2, 543, rhein. *häspe* Wb. 3, 293. Brüch bildet dazu ein **gahaspi*, das möglich wäre und Neutrum sein müßte. ,,**Gahaspi* ergab gallorom. **gahaspium*, dieses im Pikard. über **gahache, gâche.*" Aus dem Pikardischen kam das Wort in die Schriftsprache. Pikardisch sei der Schwund des *h*, der hier wie in einem Teil des anglonormannischen Gebietes im 13. Jahrhundert bezeugt sei: was übrigens zum *h*-Schwund des benachbarten Flämischen stimmen würde. ,,Nach seiner Herkunft war *gâche* zunächst Mask., wurde aber bald nach dem Homonym *gâche* Fem. (,,Kelle des Kalkrührers, des Zuckerbäckers") wegen seines Auslaut-*e*". Diese guten und an sich richtigen Überlegungen sind überflüssig, da das germanische Schwesterwort anschließend an die Pikardie belegt ist: fläm. *gesp* f. ,,Latte in der Strohbedachung", mndl. *gespe, gaspe, gispe* f. ,,Haken, Schnalle", nndl. *gesp*, dazu nach den sorgfältigen Zusammenstellungen bei Franck-van Wijk u. a. *gasp* nordndl. und fries. Franck-van Wijk denken an eine Grundform *gapsô-, gipsô-*, woraus *gepsô-*, also Umstellung wie in *wespe, wepse, wipse*, Franck-van Wijk unter *wesp*. Wir setzen neben *gaspô-* ein *gaspjô-*, altniederfränkisch **gaspa* neben **gaspia*, daraus *gaspe* und *gespe*, aus **gaspia* apik. *gaiche*, das als *gâche* ins Französische einging. Die Nebenform *gispe*, damit die Dreiheit *gaspe*,

[1] Vgl. A. Noreen, Urgerm. Lautlehre, 1894, S. 188 f.

gespe, *gispe*, vergleicht sich der mhd. Dreiheit *haspe*, *hespe* (Umlauts-*e*), *hispe*, bei Kluge-Goetze 11. Aufl. S. 235, Bedeutung „Türhaken, -angel, -riegel“, „Weife, Docke, Strang Wolle“, auch „Spange“. Nebeneinander von *-ô-* und *-jô*-Bildung ist möglich.

Beachtlich ist die Verbreitung. Die Belege sind, einschließlich *l*-Bildung *gaspel*, auf das niederländische Sprachgebiet beschränkt; sie liegen auf fränkischem und friesischem Boden, auch im sächsischen Bereich der nordöstlichen Provinzen. Die Belege *gespe*, *gaspe* des Mittelniederdeutschen Wörterbuches sind unsicher, sie scheinen aus den Niederlanden zu stammen. Das Wort ist dem nördlichen Flügel der Franken besonders eigen gewesen[1].

7. Franz. *hart* „Strick, Strang, Weidenband“, fränk. *hard* „Flachsfaser“.

Bei franz. *hart* f. „Weidenband, Strang, Strick zum Henken“ weist Meyer-Lübke REW. 4041 auf *hazda-*, anord. *haddr* m. „Haupthaar der Frau“, Gamillscheg Etym. Wb. vergleicht ndl. *herde*, *heerde* „Flachsfaser“.

Die Sippe *har* „Flachs“ ist jetzt gut zusammengestellt und behandelt bei H. Teuchert, Die Sprachreste der niederländischen Siedlungen des 12. Jahrhunderts, 1944, S. 63—65. Auszugehen ist von

[1] Wir beobachten, daß in dem weiten Gebiet der Nieder- und Rheinlande von *haspe*, *hespe* nichts geblieben ist, außer einem gelegentlichen rhein. *häspe* f. „Haken um den die Tür sich dreht“, Rhein. Wb. 3, 293, südndl. *haspe* m. „Haspel, Garnstrang“. Gegenüber andern Wörtern wie *kramme*, *krampe*, *haken*, *krōk* hat es offenbar einen schweren Stand gehabt. Gewiß hat *haspa* auch in den übrigen germ. Sprachen, so im Gotischen gelebt, und zwar in der Doppelbedeutung „Türhaken, Klammer; Garnwinde, Strang Wolle“. Von gotischem **haspa* stammt prov. *aspa* „crampon“; in der Bedeutung „Garnwinde“ lebt es als *aspa* f. in Italien und Spanien. In Oberitalien gilt auch *asp*, *aspo* m. Auch das Deutsche kennt neben *haspe* f. ein *haspen* m., D.Wb. 4, 2, 543. 544, ursprünglich ahd. *haspa* neben **haspo*. Wenn *haspa* gewiß den Goten zuzuschreiben ist, so wäre bei **haspo* eher an die Langobarden zu denken. Statt *haspa* kam in Nordfrankreich die *l*-Bildung *haspil* zur Entfaltung; diese ist nur deutsch, da norwegisch *hæspel* und schwedisch *haspel* entlehnt oder nach dem Deutschen gebildet sind. Als altfränkisches Wort hat *haspil* sich mit den Franken über die Pikardie, Wallonie, Lothringen verbreitet, wo es in vielen Spielformen begegnet, so etwa älteres *hasple* m., ferner *haple*, *hasse*, *haspe*, *hāp*. Die Bedeutung ist zumeist „Garnwinde“, während im Niederländischen und im Deutschen auch die Bedeutung „Haken, Türband“ oder sonstige abgeleitete Bedeutungen begegnen. Die Romania zeigt also eine klare Verteilung von Gotischem, wohl auch Langobardischem und Fränkischem, und zwar nach Form und Bedeutung. Abgesehen von den oben angeführten Mitbewerbern hat wohl gerade die Entwicklung der *l*-Bildung und der einseitigen Bedeutung von *haspil* „Garnwinde“ *haspe* im Bereich des Fränkischen so gut wie ausgelöscht. Auch das spricht gegen Brüchs Ansatz.

germanischen Ansätzen wie **hazda-* m., **hazdō-* f., *hazdjō-* f., **hezdō-* f. Von *hazda-* stammt *haddr*, von *hazdō-* ndl. *hadde* f. „Flachsabfall" (Geldern, Overijssel), von *hazdjō-* oder *hezdō-* ndl. ndd. *heede* f. „Werg"; *zd* ist zu *dd* assimiliert, oder *z* ist in den vorhergehenden Vokal aufgegangen, der gelängt erscheint. Mit *r* aus *z* hat das Ags. *heordan* f. pl. „Werg", *hards* pl. „Flachsfaser", das Ndl. *herde*, *heerde* f. „Flachsfaser", die alle auf *hezdō-* gehen können, die niederländischen Formen aber auch auf *hazdjō-*; dazu südndl. *heerd* „Flachsstengel", rhein. *hiert*, Siegerland *heret*, *heard* „roher Flachsstengel" Rhein. Wb. 2, 518, 30; 522, 24; 526, 48, Siegerländer Wb. S. 119, rhein. *harden* pl. „Handvoll ungereinigten Flachses", *hörder* pl. „Flachs- oder Kohlstengel" Rhein. Wb. 3, 250. 255. Eine *-l*-Bildung läßt sich verfolgen in dem weiten englisch-niederländisch-friesisch-westfälischen Bereich, engl. dialektisch *harl* „Flachsfaser und Werg", sonst zumeist eindeutig „Bast, die Faser des Flachs- und Hanfstengels, die nach dem Hecheln rein übrig bleibt", Geschlecht m. f. n., Formen *hördel*, *hardel*, *härl*, *harl*, auch „Flachsstengel", so in Flandern und in Westfalen. Niederländische Siedlung hat die *l*-Form in den niederdeutschen Osten getragen, während holsteinisches *harl*, *hardel* f. bodenständig zu sein scheint. Allen *l*-Bildungen soll *herdel* oder *hardel* zugrunde liegen. Während *har* m. „Flachs" gemeingermanisch ist, heute aber nur noch im Friesisch-Nordischen und Süddeutschen lebt (Neulinge sind *Lein* und *Flachs*), beschränkt sich die Ableitung *hezd-*, *hazd-* auf das Ingwäonisch-Nordische.

Es mag sein, daß dieser oder jener der *l*-Belege ohne *d* unmittelbar von *har* „Flachs" abgeleitet ist. Aber die Basis *herd-*, *hard-* ist gut gesichert, und als alte und vorwiegende Bedeutung ist „Faser" oder „Bast" anzuerkennen. Grundbedeutung von *Bast* soll „binden" oder „flechten" sein, so wie man *Flachs* zu *flechten* stellt. Aber dann ergeben sich zwei Möglichkeiten: „das womit man bindet oder was man flicht" oder „das was gebunden, gebündelt oder geflochten ist".

Franz. *hart* hat die folgenden Hauptbedeutungen: „lien d'osier, de bois pliant, surtout pour les fagots" (seit 12. Jh.), „corde servant à étrangler les individus condamnés à la pendaison" (seit 12. Jh.), dazu afranz. *hardel* „hart, corde pour pendre qn.", *hardel de soie* (Fierabras), mfranz. *hardeau* „corde", nfranz. „lien d'osier ou de bois tordu", *harde* f. „corde", „lien de corde pour attacher les chiens de chasse". Die Redensarten *avoir la hart au col* „être dans un grand embarras", *à peine de la hart*, afranz. *ne part ne hart* „rien du tout" haben deutsche Entsprechungen, z. B. *ein wide . . . umb mînen ungetriuwen kragen*, *bî der wide, niht ein bast*, dazu *cum torquibus vimineis circa collum*, Grimm, D. Rechtsaltertümer 684, K. v. Amira, Die germ. Todesstrafen, Abh. d. Bayer. Akad. d. Wiss. 31, 3 (1922), 96.

Man ist geneigt, auszugehen vom Strang aus Zweigen, insbesondere Weidenstrang zum Strafvollzug des Hängens. Es heißt bei v. Amira S. 96: „Anstatt der Wide erlangte schon im Mittelalter

das Seil, d. h. der aus Hanf gedrehte *Strick* oder die *Leine*, der *Strang* die Vorherrschaft. Der Strang wurde im Volksmund *des Seilers Tochter*, der Hanf das *Galgenkraut* genannt. Öfters als die Wide erscheint daher auch der Strick am Hals eines Missetäters oder eines Gnadesuchenden als Symbol der verdienten Todesstrafe." Der Strick sei dreisträngig. Auch der Halfter oder ein Strang aus Roßhaaren wird gebraucht. Die bei v. Amira S. 95 gesammelten germanischen Ausdrücke für die Schlinge zum Hängen weisen eindeutig auf sehr alte Verwendung der Schnur, so etwa anord. *snara* und *virgill*, dazu die Heliandstelle 5166, wo *sîmo* ,,Strick" (etymolog. zu *Seil*), *herusêl* ,,Todesseil", *wurigil* ,,Würgel" beieinander stehen. Auch für die Lex Salica wird bei v. Amira S. 95 das im Heliand belegte *wurgil* angesetzt. Die Bedeutung ,,Weidenband" kann also die jüngere, die Bedeutung ,,Strick, Strang, Seil, corde" die ältere sein.

In diesem Sinne entscheidet die Herkunft von *hart* aus der Flachskultur. Diese ist ausführlich geschildert von Josef Müller im Rhein. Wb. 2, 516 ff., ferner bei W. Gerig, Die Terminologie der Hanf- und Flachskultur, Wörter und Sachen, Beiheft 1 (1913). Die Handvoll (*hafel*) gebrochenen Flachses werden zusammengedreht zu einer *Reist*, diese zu 50 in eine Bürde gebunden 2, 523. 24; den Werg bindet man zusammen in *hafele*, den reinen Flachs in *zöpp* ,,Zöpfe" zu armdicken Strängen 525. 527. Doch wird man diese Vorgänge eher für die Etymologie von *Flachs* als für die von *harl* verwenden. Aus dem feineren Schwingabfall oder Werg wurden Seile gedreht 525, 21, und nehmen wir nunmehr *hart* ursprünglich als ,,Faser", so hätten wir eine Übertragung vom Rohstoff auf das Produkt. Mit gleicher Übertragung ist *riste* ,,Flachsbündel" oder ,,Werg" im Afranz. ,,corde de chanvre", Gerig S. 80 f. Im Mittelniederländischen ist *bast* auch ,,Tau, Strick, Halsstrick", und als Rechtsausdruck bedeutet *rechten met boom ende met baste* ,,richten mit Galgen und Strick", Übertragung also vom Flechtmaterial auf das Geflochtene. *bast* ist gleich *reep* ,,Seil", man trägt den *bast* um den Hals wie *hart* und *wide*, und an einer Stelle, Mndl. Wb. 1, 591, heißt es gar, daß *die basten tot enen stricke* gezogen werden, was den Übergang von ,,Faser" zu ,,Seil, Strick" deutlich macht.

hart mit Auslauts-*t* aus -*d* möchten wir dem nordischen *haddr* m. ,,Frauenhaar" gleichsetzen. Das weibliche Geschlecht des Französischen käme von *corde*, von *corde* auch das spätere -*e* in *harde*. Man kann auch die weiblichen germanischen *harde*, *herde*-Bildungen heranziehen. *hardel* ist romanische oder germanische *l*-Bildung. Steckt in der Redensart *ne part ne hart*, deutsch-niederländisch *niht ein bast*, *niet een bast*, die alte Bedeutung ,,Faser"? Wir sind ausgegangen von der Flachskultur, die J. Müller so ausführlich geschildert hat. Flachs- und Hanfbearbeitung verlaufen gleich, Müller, Rhein. Wb. 3, 209. Seile werden vor allem aus Hanffaser gedreht; *hart* müßte also auch für die Hanffaser gegolten haben, was uns

Teuchert S. 63 bezeugt. Oder wir haben Übertragung vom Flachsseil aufs Hanfseil.

Die Bedeutung der Flachskultur bei den Franken bezeugt die Lex Salica, Hoops 2, 62, ferner 2, 446.

[Nachtrag: In einem Aufsatz im Ndd. Jahrbuch 71—73 wird H. F. Rosenfeld zeigen, daß auch Ostfalen an dem Worte *harl(e)* beteiligt ist, und zwar in der flämisch-westfälischen Bedeutung 'Flachsstengel' (auch 'Halm') wie auch in der verbreiteteren Bedeutung 'Flachsfaser'.]

8. Franz. *hoder* „ermüden", fränk. **hoddôn* „quälen".

Das FEW. verzeichnet eine Sippe mfr. *hoder* „fatiguer" (Froissart) mit vielen Ableitungen. Die Bedeutung dieser Ableitungen liegen um „ermüden"; wir heben hervor *hode* f. „Ermüdung", *hodaule* (= *-able*) „ennuyeux", *odol* „insupportable (enfant)", *hodôle* „ennuyeux (ouvrage, enfant)", *odisse* „remuant (enfant)". Das Wort ist beschränkt auf die nordöstlichen Gebiete, wallon., pik., champ., lothr., muß wegen des *h-* germanisch sein, hat aber, auf den ersten Blick, keinen Anhaltspunkt.

G. Gezelles Loquela handelt S. 197 über *hodde* „abgerissenes Stück Zeug" und rechnet mit einem ehemaligen Verb **hodden* „zerstückeln". Schuermans S. 189 kennt ein *hoddel* m. „unordentlicher Zustand", *hoddelen* „unordentlich leben". Aber erst die reich entwickelte Sippe *huddel* des Rhein. Wb.s 3, 881 ff. macht uns sicher, Bedeutung „Lumpen, nachlässiges Weib, quälendes Mädchen"; Verb *huddeln* mit reicher Bedeutungsentfaltung: „in schädliche Bewegung versetzen; einen quälen, drangsalieren, mit Anliegen plagen; jemand unnötige Mühe machen; den Untergebenen in boshaft kleinlicher Weise die Arbeit erschweren; überbürden, mißhandeln, belästigen, quälen, zur Verzweiflung bringen, Tiere quälen; betrügen"; auch *sich aushuddeln* „sich bis zum Äußersten plagen", *huddel* „mühselige Arbeit, Plage, Last, Schererei". Die Sippe lebt beiderseits des Rheins von der Saar bis an den Niederrhein, hat aber ihren eigentlichen Lebensbereich in den Gebieten des Niederrheins nördlich Eifel und Westerwald. Die südniederländisch-rheinischen Gebiete zusammengenommen schließen lückenlos an den französischen Nordosten an; wir beobachten eine alte fränkische Fläche beiderseits der heutigen Sprachgrenze mit dem Schwerpunkt Köln.

Die Basis *hudd-* der Grundbedeutung „plagen" ist also als altfränkisch zu nehmen, Vokal *u* mit gewöhnlicher Senkung zu geschlossenem *o*; aber gerade der Niederrhein hat auch offenes *ǫ*, das den französischen Wörtern zugrunde liegt. Der reiche Bedeutungsgehalt ist nur am altfränkischen Niederrhein gewahrt; die südlichen Niederlande haben sich nach der Seite „zerfetzen", die nordfranzösischen Mundarten nach der Seite „ermüden" festgelegt. Ein altfränkisches Verb müßte **huddôn* oder **hoddôn* lauten. Bei der

intensiv-iterativen Bedeutung des Wortes ist es begreiflich, daß in den niederländisch-deutschen Mundarten nur die *l*-Ableitung lebendig geblieben ist, abgesehen von flämisch *hodde*.

Die französisch-niederländisch-rheinische Wortfläche vergleicht sich der von *germe*.

9. Franz. *heurter*, fränk. **hūrt* ,,Widder".

Franz. *heurter*, ursprünglich *hurter*, ist im wesentlichen französisch. Die spärlichen occitanischen Belege sind aus dem Norden entlehnt, wie denn auch *hurter* nach Italien, ins Niederländische, ins Englische (to *hurt*), ins Mittelhochdeutsche eingedrungen ist, noch deutsch *hurtig*. Der Hinweis von Brüch (Zs. 38, 694) auf anord. *hrūtr* ,,Widder" scheint eine ausgezeichnete Lösung der Schwierigkeit. Mit ingwäonischer *r*-Umstellung entspräche dem *hrūtr* ein altniederfränkisches **hūrt*. Brüch vergleicht ahd. *hros*, engl. *horse;* er hätte mittelniederländisch-flämisch *hors*, *ors* hinzufügen können. Das von *hūrt* abgeleitete Verb hätte bedeutet ,,wie ein Widder tun, mit den Hörnern stoßen", und die Auffassung wird dadurch gestützt, daß ,,mit den Hörnern stoßen" noch heute vielerorts die Bedeutung des Verbs ist; vgl. auch deutsch *bocken* ,,cornibus ferire" (D. Wb. 2, 204). Die Ableitung ist wohl im Romanischen erfolgt, doch ist grundsätzlich zu weisen auf die volkssprachlich ziemlich häufigen deutschen Verben aus Tiernamen, Typus *hamstern*, bei W. Henzen, Deutsche Wortbildung, 1947, S. 224.

Aber wie kann man zu nordisch *hrūtr* ein altniederfränkisches **hūrt* erschließen? Auf sprachliche Verwandtschaft zwischen der niederländisch-fränkischen Küste und dem Nordischen ist gewiesen bei Th. Frings, Die Stellung der Niederlande im Aufbau des Germanischen, 1944. Einen bis heute sichtbaren Zusammenhang zeigt ndl. *mier* ,,Ameise" = skandinavisch *myre*, *myra*; ndl. *mier* schiebt sich zwischen engl. *ant*, *emmet* und dt. *Ameise*, die die gleiche Grundlage haben, engl. *pismire* entstammt dem Niederländischen.

Hrūtr gehört zu den alten *Horn*-Wörtern *Hirsch*, *Rind*. *Widder* ist ein gemeingermanisches Wort und bedeutet ursprünglich ,,jähriges Tier, Lamm", so im Gotischen. *Ram* ,,Widder" ist auf das Westgermanische beschränkt. Nach Ausweis des nordischen Adj. *ram* bedeutet es ursprünglich ,,der Stinkige". *Widder* und *ram* hätten das uralte *Horn*-Wort eingeschränkt und verdrängt.

TH. FRINGS W. V. WARTBURG

Origine et évolution sémantique de *frôler* élucidées par le verbe espagnol *rozar*

1. Etymologies proposées

Meyer-Lübke et von Wartburg voient dans *frôler*, faute de mieux, un radical *f r*[1], *f r l*[2], créé par onomatopée. Meyer-Lübke, rejetant à juste titre et **f r ĭ c u l a r e* hasardé par Gamillscheg[3] et **f l a - b u l a r e* proposé par Tobler[4] et admis dubitativement par G. Paris[5], déclare ailleurs[6] que la dérivation par onomatopée proposée par Spitzer[7] ne satisfait ni la phonétique ni la sémantique.

2. Sens et formes du verbe *frôler*

Frôler fait son apparition dans la langue littéraire seulement au XV[e] siècle sous la forme *frauller* au sens de ʻrosserʼ:

> Vous arez de si fais esbas
> ennuyt toute vostre saoullee:
> vostre cruppe sera *fraullee*,

Arnould Greban, *Le mystère de la passion*, éd. G. Paris et G. Raynaud, Paris 1878, v. 19 755 (milieu du XV[e] siècle, *ib.*, p. VII).

Le même exemple est donné par Godefroy[8] d'après un manuscrit qui offre *frollee*.

L'apparition tardive est due au hasard, car le verbe se trouve dans de nombreux patois modernes, qui révèlent une extension considérable et garantissent son antiquité. Dans les patois, le sens du verbe *frôler* varie beaucoup. M. W. von Wartburg[9] relève les sens suivants: ʻrosserʼ, ʻfrôlerʼ, ʻeffeuillerʼ, ʻfrotterʼ, ʻémietterʼ, ʻchif-

---

[1] W. Meyer-Lübke, *Romanisches etymol. Wörterbuch*, art. 3464.
[2] W. von Wartburg, *Französisches etymol. Wörterbuch*, III 815.
[3] *Etymol. Wörterbuch der französischen Sprache*, art. *frôler*.
[4] *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen*, LXXXIV 225.
[5] *Romania*, XIX 621.
[6] *Romanisches etymol. Wörterbuch*, art. 3341.
[7] *Archivum romanicum*, VII 388.
[8] IV 158 c, art. *froller*.
[9] *loco citato*.

fonner', et le composé *effrôler* a le sens de 'écraser (des pommes de terre cuites)' dans la Meuse. Les formes sous lesquelles le verbe se présente sont aussi bien différentes: *frôler*, *freuler*, *frouler*, *frouiller*.

3. Verbes analogues à thème varié

Rappelons, pour serrer de plus près le verbe *frôler*, que M. von Wartburg réunit sous l'article *brag- 'crier' et *brailler*, qu'il tire de *bragŭlare, et les formes *braular*, *brôler*, *breuler*, *brouler*, *brouiller*, qu'il dérive de *bragŭllare.

Il y a une vingtaine d'années, j'ai relevé la même variété de formes pour un autre verbe, d'un côté *trailler* et de l'autre *trauler*, *troler*, *treuler*, *trouler*, *trouiller*, que je dérive de *tragŭlare, fait sur tragŭla 'filet'[1]. Comme *bragŭlare, le verbe *tragŭlare s'est développé de deux façons différentes dans les diverses régions de la France. Cette évolution différente semble due, plutôt qu'à une dualité hypothétique -ŭlare, -ŭllare, à la chute plus ou moins récente de la voyelle atone *u*:

1. *tragŭlare > *traglare* > *trailler*.
2. *tragŭlare > *trauulare* > *trauler* > *troler*.

On pourrait aussi dire que, dans le dernier cas, *g* s'est dans certaines régions transformé en demi-voyelle sous l'influence de la voyelle vélaire suivante *u*, à laquelle la demi-voyelle s'est soudée pour former ensuite avec l'*a* précédent la diphtongue *au*, qui s'est ultérieurement réduite à *o*: *trauler* > *troler* comme *brauler* > *brôler*.

Les doublets *graille* — *grole* 'choucas, freux' s'expliquent de la même façon:

1. gracŭla > *gragula* > *gragla* > *graille*.
2. gracŭla > *gragula* > *grauula* > *graule* > *grole*[2].

Une dualité analogue s'observe dans *brai* et *brau* 'fange' de *bracu, *pou* < paucu et *poi* < pauci, *oue* et *oie* de auca[3]. Si auca a donné *oie*, la forme *poi* peut aussi être appuyée sur le féminin *poie*, dont Godefroy, article *poi*, offre plusieurs exemples. Dans tous ces mots, le *g* (ou le *c* intervocalique devenu *g*) s'est transformé en demi-voyelle sous l'influence de la voyelle *u* (bragu, paucu, auca) d'un côté ou a subi l'influence de la voyelle *a* ou *i* de l'autre pour se transformer en *i* (bragu, pauci et pauca, auca).

---

[1] *Studia Neophilologica*, I 114 ss.

[2] A. Thomas, *Mélanges d'étymologie française*[2], Paris 1927, p. 115; W. von Wartburg, *op. cit.*, IV 203—04; A. Dauzat, *Dict. étymol. de la langue française*, art. *grole*; Meyer-Lübke, *op. cit.*, art. 3850, dérive *grole* de graula, forme secondaire de gracula relevée dans la basse latinité; cf. von Wartburg, *op. cit.*, p. 204 b.

[3] Voir en dernier lieu M. B. Hasselrot, *Studia Neophilologica*, XVII 284 ss.

4. *Frôler* est doublet de *frailler* et tous deux dérivent de **fragŭlare*

Qui a lu jusqu'ici attentivement mon exposé ne s'obstinera pas à dériver *frôler* d'un type **fragulare*, formé sur le radical de *frangere*. A l'instar de **bragŭlare* et de **tragŭlare*, le verbe **fragŭlare* doit aboutir en français d'une part à *frailler*, d'autre part à *frauler*, *froler*, *freuler*, *frouler*, *frouiller*. Dans **fragŭlare* on a reconnu depuis longtemps l'étymon de moyen français *frailler* 'briser' [1].

Le verbe **fragŭlare* survit dans campidanien *fraǧare* 'eine Druckstelle bekommen', en parlant d'un animal molesté par la selle, et en asturien *frayar* 'quebrantar, deshacer alguna cosa a fuerza de golpes, machacar'. M. Ramón Menéndez Pidal [2] rappelle qu'en asturien moderne le verbe *frayar* se restreint de plus en plus au sens de 'magullar', c.-à-d. 'meurtrir'. Ce sens est très proche du moyen français 'rosser', le plus ancien sens relevé pour français *frôler*.

On voit que, aussi bien en campidanien qu'en asturien moderne et en moyen français, le sens de **fragŭlare* s'est modifié et atténué un peu par rapport au sens du verbe *frangere*. Cette atténuation du sens est caractéristique des verbes formés avec le suffixe verbal *-ŭlare*, qui comme le suffixe *-ŭlus* a un sens diminutif [3].

Les différents sens du verbe dans les dialectes français s'expliquent tous sans difficulté comme des atténuations du sens de *frangere*. Le sens 'meurtrir' du verbe asturien *frayar* et celui de 'eine Druckstelle bekommen' du verbe campidanien *fraǧare* sont intermédiaires entre *frangere* et les sens 'frôler' et 'frotter' des patois français. Les sens 'écraser', 'émietter', 'chiffonner' et 'effeuiller' sont assez près de celui de *frangere*.

Les adjectifs *fròlo* 'tendre, coquet' (Val d'Aoste) et *frole* 'follet' (Nice) signalés par M. von Wartburg, *loco cit.*, dérivent de **fragulus* ou sont des formations déverbales postérieures. Ce sont des doublets de *frêle*, v. fr. *fraile* < *fragilis*.

5. Le type *frouiller*, *brouiller*, *trouiller*

De toutes les formes des verbes étudiés ici, le type *frouiller*, *brouiller*, *trouiller* est surtout curieux. Ce type des trois verbes se rencontre dans les mêmes régions et semble répondre à une évo-

---

[1] W. von Wartburg, *op. cit.*, III 748; Meyer-Lübke, *op. cit.*, art. 3479.

[2] *Revista de filología española*, VII 13.

[3] Voir W. Meyer-Lübke, *Grammatik der romanischen Sprachen*, II, § 584.

lution identique des trois verbes. Voici les régions où ces formes ont été relevées:

frouiller, Touraine, Mons, Loir-et-Cher, Cher, Limousin, Somme, Morvan, Doubs[1];

brouiller, Pas-de-Calais, Blois, Indre-et-Loire, Anjou, Poitou, Morvan, Saône-et-Loire, Loir-et-Cher, Cher, Aube, Franche-Comté, Jura, Côte d'Or, Bas-Rhin, Haute-Saône, Doubs, Moselle, Suisse, Limousin[2];

trouiller, Morvan, Meuse[3].

On voit par ce relevé que le type *-ouiller* est propre au Centre, au Nord et à l'Est. Des trois verbes de ce type, c'est *brouiller* qui a la plus grande extension, tandis que *trouiller* est peu répandu et *frouiller* occupe une position moyenne. On rencontre aussi les formes secondaires *breuiller*, *treuiller*[4].

Pour expliquer la naissance de ces formes, il faut, semble-t-il, supposer une métathèse de l'*u*: **fragulare* > **fraugla re*, **bragulare* > **braugla re*, **tragulare* > **traugla re*. Dans **fraugla re*, **braugla re*, **traugla re*, la diphtongue *au* s'est monophtonguisée en *o* et le groupe *gl* s'est mouillé: **froiller*, **broiller*, **troiller*, puis l'*o* s'est fermé en *ou* sous l'influence du son mouillé *gl*: *frouiller*, *brouiller*, *trouiller*, qui pour la fermeture de l'ŏ sont comparables à *mŏlliare* > *mouiller*, *spŏliare* > *dépouiller*. De *gracula* existent rouergat *graulho* et lyonnais *grolhi*, qui supposent de même, selon Thomas, **graugla*[5].

Il sera juste de supposer que les mots *tegula* et *regula* ont donné aussi des formes en *-euille* ou, avec diphtongaison de *e*, *-ieuille*. De telles formes existent en effet dans le Nord-Est, c.-à-d. dans une région où l'on rencontre les verbes en *-ouiller*. Godefroy offre *couvreur de teuilles* de 1472 de Neelle (Nesle dans la Somme)[6] et *La rue des rieuilers* de 1273 d'Artois[7].

La métathèse **fragŭlare* > **fraŭglare*, etc. est du même genre que celle des parfaits *sapuit* > *sout*, *habuit* > *out*,

[1] W. von Wartburg, *op. cit.*, III 815.

[2] W. von Wartburg, *op. cit.*, I 491.

[3] *Studia Neophilologica*, I 119.

[4] Les formes *trouille*, *treuille* espèce de filet de pêche, données par Meyer-Lübke sous l'art. 8997 **tŭrbŭlare* de son dictionnaire, n'ont rien à faire avec **tŭrbŭlare* mais dérivent de **tragŭla*; voir *Studia Neophilologica*, I 120. La forme *treuille* est secondaire par rapport à *trouille*, cf. *treuiller* pour *trouiller*, E. de Chambure, *Glossaire du Morvan*, Paris 1878, *breuiller* Anjou, Poitou, Blois, Morvan, Yonne, etc., dans W. von Wartburg, *op. cit.*, I 491.

[5] A. Thomas, *Mélanges d'étymologie française*[2], Paris 1927, p. 115.

[6] tome X, art. *tieule*.

[7] tome VII, art. *rieuler*.

placuit > *plout*, *tacuit* > *tout*, *pavuit* > *pout*, etc.[1]. Les formes antérieures sont attestées par vieux provençal *sapuit* > *saup* et par ancien espagnol *sopo*, *hovo*, *plogo* et portugais *soube*, *houve*, *prougue*, qui supposent **saupit*, **haubit*, **plaucit*.

6. Esp. *rozar*, port. *roçar* 'frôler' appuient la dérivation **fragŭlare* > *frôler*

L'étymologie **fragulare* > *frôler* trouve un fort appui dans les verbes de sens identique esp. *rozar*, port. *roçar* 'frôler'. Conformément à leur origine de **rŭptiare*, formé sur le participe *rŭptus* de *rŭmpere*[2], ces verbes ont eu à l'origine le sens de 'rompre', et de ce sens primitif s'expliquent facilement tous les emplois de *rozar* signalés par le *Diccionario de la Academia Española*. Le sens figuré 'tener una cosa semejanza o conexión con otra' doit provenir du sens 'frôler', de même que port. *roçarse* 'parecer-se, approximarse'.

**Rŭptiare* > esp. *rozar*, port. *roçar* 'frôler' offre un développement de sens tout à fait analogue à celui de **fragŭlare* > *frôler*. Dans les deux cas, il s'agit d'une atténuation du sens primitif 'rompre'.

---

[1] Voir Kr. Nyrop, *Grammaire historique de la langue française*, II, § 194; E. Schwan, D. Behrens, *Grammatik des Altfranzösischen*[11], § 404.

[2] Meyer-Lübke, *Romanisches etymol. Wörterbuch*, art. 7453 **ruptiare*.

GUNNAR TILANDER

Zaubersprüche aus Sardinien

Als ich im Frühjahr 1950, der Einladung eines deutschen Bekannten folgend, die seltene Gelegenheit hatte, in jene innersten Teile Sardiniens zu kommen, die unter dem Namen der Barbagia (B a r b a r i a) bekannt sind, hatte ich mir im Rahmen meines wissenschaftlichen Forschungsprogrammes auch einige Fragen aus dem Gebiet der Volkskunde vorgemerkt. Kurz vorher hatte die Beschäftigung mit Marcellus Empiricus mein Interesse für jene geheimnisvollen Zaubersprüche geweckt, die der im 5. Jahrhundert in Südfrankreich lebende Arzt gegen verschiedene Leiden in seinem Handbuch der Volksmedizin als wirksame Mittel empfiehlt. Wenn irgendwo in einem romanischen Lande solche Zaubersprüche noch heute ihre Geltung haben, so sollte man dies am ehesten in dem abgelegenen und urwüchsigen Sardinien erwarten.

Die Nachforschung an Ort und Stelle im geeigneten ländlichen Milieu erwies sich als schwieriger, als ich erwartet hatte. In mehreren Dörfern wurde mir die Existenz solcher Zauberformeln bestätigt. Aber zugleich wurden diese Formeln als heiliger Besitz jener alten Weiber bezeichnet, die als 'fattucchiere' (sard. *mayardzas*) in den einzelnen Dörfern bekannt sind. Es sind Formeln, die, von Generation zu Generation vererbt, zum sorgsam gehüteten Berufsgeheimnis gehören. Der Zauberspruch wird *bréβu* (plur. *brèβos*) genannt, das mit ital. *breve* (altfrz. *brief* 'Brief') identisch ist.

Als Formel gegen den bösen Blick von seiten einer 'ragazza' wurden mir in Tonara (Provinz Nuoro) folgende Beschwörungsverse genannt:

1. *Akka*[1] *muinaδòra,*
Poíte múinas[2] *sòla?*
Tòrras a mmuinare!
Très arènas de mare,
très arènas de rríu,
Oyu faḍḍíu[3].

(Vacca mugghiante, perché mugghi sola? Torna a mugghiare! Tre granellini di rena del mare, tre granellini di rena del fiume, che l'occhio ti fallisca!)

---

[1] Über den Schwund des anlautenden *v* oder *b*, s. M. L. Wagner, Historische Lautlehre des Sardischen (Halle 1941), § 154.

[2] Die Form *muinare* ist eine Nebenform des häufigeren *muilare* 'mugghiare' (m u g i l a r e), s. AIS. K. 1060.

[3] Wörtlich 'occhio fallito'.

Die folgenden Beschwörungsformeln (*b r è β o s*) sind mir durch die Vermittlung der Signorina I t r i a S a t t a zugänglich gemacht worden. Durch mein Suchen angeregt hat Frl. Satta in ihrem Heimatdorf A u s t i s[1]) (Prov. Nuoro) alles gesammelt, was an Zaubersprüchen und Beschwörungsformeln heute noch nachweisbar ist. Aus dem Ergebnis ihrer mit großem Eifer und intelligentem Verständnis durchgeführten Sammelarbeit lege ich hier einiges vor. Die phonetische Umschrift hat Frl. Satta vorgenommen, die als Schülerin von Giandomenico Serra (Universität Cagliari) eine sehr zuverlässige wissenschaftliche Ausbildung erhalten hat[2]. Auch die mitgeteilten italienischen Übersetzungen wurden von der Sammlerin angefertigt. Abweichungen von ihrem Manuskript begründe ich in den Anmerkungen.

2. Scongiuro per lo slogamento dei tendini = *sa oγaδura 'e βare*[3]:

Sant' Anna e Santa Girièlla
śi zeźiant[4] *ind' una ènna*[5],
ind' una ènna śi zeźiant,
e filaiant[6] *e ordiant,*
e ordiant e filaiant,
e saś arteś[7] *aderezaiant,*
saś árteś akkuaḍḍiyáδaś,
a kamminu δorráδaś,
a kamminu ge[8] *ainnante.*

---

[1] Der Ort hat nach dem Kaiser Augustus seinen Namen (Augustis).

[2] Die von Fräulein Satta verwendete Transkription wurde dem in dieser Zeitschrift verwendeten System angepaßt, im übrigen etwas lesbarer gestaltet. Es bedeuten:
è ò = offene Laute
é ó = geschlossene Laute
β δ γ = die Reibelaute *b, d, g*
g k = die Laute in ital. *gallo* und *carta*
z = *z* in *zappa* (stimmlos)
ź = *z* in *zona* (stimmhaft)
ś = stimmhaftes ź
ḍ = kakuminales *d*
ǵ = *g* in *Genova*

[3] Der Verbalausdruck ist (*b*) *o γ a r e* (*d*) *e p a r e* (*βare*) *su pèδe*, wörtlich 'levare de pari il piede'. Zugrunde liegt *v o c a r e für v a c a r e, s. Wagner, Das ländliche Leben Sardiniens, S. 101.

[4] Mit Fernassimilation aus *seźiant*, zum Verbum *sèzzere* 'sedere'. Das *zz* erklärt Wagner aus einem Einfluß einer 'voce infantile' (Italia Dial. 14, S. 155).

[5] Neben dem aus j a n u a normal entstandenen *janna* 'Tür' hat der Süden der Insel *ènna*, das auf *j e n u a beruht; siehe dazu M. L. Wagner, RLiR. 4, 1928, S. 6 ff.

[6] Man sollte im Imperfektum erwarten *filáβant, andáβant*; die Form *-aiant* beruht auf analogischer Ausdehnung von *- i* (*b*) *a n t.* Vgl. M. L. Wagner, Italia Dial. 15, 1939, S. 2.

[7] In dem Wort hat sich lat. a r t u s 'Gelenk' erhalten. Genus und Deklinationsklasse weisen auf Verwechslung mit *artes*.

[8] Im Satzanfang *ke*, anderswo *ki*; ist identisch mit dem Relativum 'che'.

Déuś k'appa[1] *parte,*
k'appa parte in issu
sa manu 'é su śennòre
e pásseð ònnia dolòre.

(Sant' Anna e Santa Chiriella si sedevano in una porta, in una porta si sedevano e filavano e ordivano e ordivano e filavano e i tendini raddrizzavano, i tendini accavallati, alla [giusta] via riportati, alla [giusta] via come prima. Dio ne prenda parte, prenda parte in lui la mano di Gesù Cristo, la mano del Signore, e faccia passare ogni dolore.)

3. Scongiuro per la scottatura = *sa bruśadura*:

Bist' appu unu gréβu[2]
pappand' arraðélu[3],
arraðélu βappánde
e trer[4] *limbar*[4] *boyánde.*
Ma no fiánt[5] *trer limbas,*
ka viant tres iskintiḍḍas.
Déus e Sántu Domméu
nd' éḍḍas istuðéu[6].

(Ho visto un cervo mangiando fillirea, fillirea mangiando e tre lingue cavando fuori, ma non erano tre lingue, [che] erano tre scintille. Dio e San Tomaso le spengano.)

4. Altro scongiuro per la scottatura:

Très sòrres fiant,
bruśaðas fiant.
A mare andaiant.
No ayattaiant[7] *nè abba nè arèna.*
ku ss'ispuðu śua[8] *śi sanaiant.*

---

[1] Vgl. im Indikativ *appo* 'io ho'; zu der Entstehung der Form s. Wagner, Ital. Dial. 14, S. 155.

[2] Im Satzanlaut *k r é β u*, Metathese aus *k é r β u* (c e r v u s).

[3] Beruht auf lat. a l a t e r n u s, das normal in Sardinien zu *a l a ð é r r u* werden müßte: daraus mit Konsonantenumstellung *a r r a ð é l u* (s. Wagner, Hist. Lautlehre, § 438). In der Toskana ist der volkstümliche Name des immergrünen Strauches *íllatro* oder *líllatro*.

[4] Auslautendes *-s* vor gewissen stimmhaften Konsonanten wird über *ś* zu *r*, vgl. *sar dèntes*, *sar gúlas*, *sar dòmur de sar ǵanas* 'le case delle fate' (Wagner, Hist. Lautlehre, § 334).

[5] Die Imperfektformen von 'essere' beruhen auf dem Stamm des alten Perfektums *fui*, das mit den Endungen des Imperfekts (*-ia*) flektiert wird; s. Wagner, Itl. Dial. 15, S. 7.

[6] 'La forma *istudéu* sta per la 3ª persona plurale *istúdent*, ed è solo una licenza poetica per la rima col precedente *Tomméu*' (J. Satta).

[7] Die altsardische Form ist *accattare* < a c c a p t a r e; noch heute sagt man im altertümlichen Bitti *akkattare* (s. AIS. K. 1651). Die Form mit *g* ist auffällig: es muß sich um eine frühe Degemination handeln, sodaß (*kk* >) *k* zu *g* werden konnte.

[8] In der Mundart von Austis kennen die Possessivpronomina

Komènte śi śikka sa śalía
si śikke kustu vógu.

(Tre sorelle erano, bruciate erano. Al mare andavano, non trovavano nè acqua nè sabbia. Con lo sputo loro guarivano. Come si dissecca la saliva, si dissecchi questo fuoco.)

5. Scongiuro per il mal di milza = *su male 'e s'isprène*[1]:

Lúna nòa bío in kélu,
si kke βáppe[2] *s'isprène méu,*
si kke ḍḍu βappe[2] *tóttu dóttu*
de un ómine γi er mórtu,
mórtu e interráu.
kust' isprène k' enźaδ'[3] *orrumiyáu*[4].

(Luna nuova vedo nel cielo, se ne mangi la milza mia, se ne la mangi tutta di un uomo ch' è morto, morto e sotterrato. Questa milza venga rosicchiata.)

6. Scongiuro contro le larve delle mosche o i vermi = *sa zerríkka*[5] *o grèmes*[6]:

Lòke, lòke[7], *bòe,*
komènt' ánda sa mala meśura
e issa[8] *meśura mala,*
kustu èrme ándeδe.
bòe murru[9],

'tuo' und 'sua' nur die einheitliche Form *tua* und *sua* für alle Genera, vgl. *babbu δua* 'tuo padre', *su babbu śua* 'suo padre', *su brazzu δúa* 'il tuo braccio'. — Vgl. dazu alttosk. *questi mia fruti*, vulgärflor. *i figli mia*, altapul. *lo sua paisi*, *lo sua aintu*, s. dazu Verf., Historische Grammatik der italienischen Sprache, § 427 u. 429.

[1] Als Name der Milz hat sich in Sardinien das lat. s p l e n erhalten. Zum Wandel von *pl* > *pr* vgl. *prazza* 'piazza', *pranta* 'pianta', *prenu* 'pieno', *fròri* 'fivre', *frúmmini* 'fiume'.

[2] In *kke* ist ein Assimilationsprodukt zu sehen aus älterem *nke*, *inke* < *h i n c*, das die Funktion von ital. *ne* (*i n d e*) hat, vgl. *si kke βiγe* 'se ne prenda', *si kke ande* 'se ne vada'.

[3] Grundlage ist v e n i a t, vgl. *tenźo* < t e n e o.

[4] Das Verbum *o r r u m i γ a r e* oder *a r r u m i γ a r e* bedeutet 'ruminare' < *r u m i c a r e. Anlautendes *r* wird in Sardinien gedehnt und erhält einen Vorschlagsvokal, der *a*, *o* oder *e* sein kann, vgl. *arrana* 'rana', *arruttu* 'rotto', *arroδa* oder *orroδa* 'ruota' *arrú* oder *orrú* 'rovo', *erríese* 'ridere'. — Hier hat das Verbum die Bedeutung 'rimasticare' > 'rosicchiare'.

[5] Im Süden der Insel nennt man die Fliegeneier *sa zirriga*. Wohl ein altes einheimisches Wort.

[6] Man sollte eher *β r è m e s* < v e r m e s erwarten.

[7] Wohl onomatopoetisch.

[8] Frl. Satta transkribiert *e i sa*. Es ist sicher zu lesen *e issa*. Nach Konjunktionen und Präpositionen, die einst auf Konsonant endigten, erscheint noch heute die vollere Form des Artikels i p s u, z. B. *kun issa sòrre* 'con la sorella', *e issa muźère* 'e la moglie', vgl. Wagner, Ital. Dial. 14, S. 127.

[9] Lat. m u r i n u s 'mäusefarbig' hat sich außer in Sardinien

komènte ǵèo[1] *k'étto kust' arèna,*
tue k'èttes su èrme.

('Loke loke'[2] bue, come va la scarsa misura e la misura scarsa, questo verme vada. Bue grigio, come io getto questa sabbia, tu possa gettare il verme.)

7. Scongiuro per lo stomaco (dei bambini) rovesciato = *su γaźu*[3] *vurriáu*[4]:

Santu Góśomo e Tomiánu,
ponièkke[5] *óśo*[6] *sa manu,*
ponièkke sa manu ebbía[7],
prima 'e sa manu mía.

(San Cosimo e Dameano, metteteci voi la mano, metteteci la mano solo, prima della mano mia.)

(*murru*) nur, durch griechische Vermittlung (*μουρινός*, Lehnwort aus dem Lateinischen), im südlichen Kalabrien erhalten, z. B. *na crapa múrina* 'dunkelgraue Ziege' (s. Verfasser, Dizion. dial. delle Tre Calabrie, Bd. II, p. 69).

[1] In anderen Orten wird 'io' durch *jèo* ausgedrückt; vgl. dazu sizil. *jèu*, in Südapulien *jèu* (s. Verfasser, Hist. Grammatik des Italienischen, Bd. II, 1950, § 434).

[2] Das Wort hat nach Frl. Satta heute keinen verständlichen Sinn mehr: 'penso si tratti di un' onomatopea'.

[3] In nachvokalischer Stellung *g á ź u*, sonst *k á ź u*, was eigentlich 'caglio', d. h. 'Lab', 'geronnene Milch' (c o a g u l u m) bedeutet.

[4] Normalform *furriare* 'voltare'; hat seinen nächsten Verwandten in sizil. *firriari*, südkalabr. *firriari* 'girare', kalabr. *furriare* 'lanciare con violenza'.

[5] Die Form ist aufzufassen als *poni(t)e kke*, letzteres aus *nke* (h i n c), s. S. 182 Anm. 2.

[6] Die vollere Form ist *bośo* (v o s).

[7] Die Form entspricht einem ital. *e via* 'und nichts mehr', 'e basta', vgl. abruzz. *un' ebbí* 'soltanto uno', im südlichen Latium *jé bbía* 'soltanto io'; s. Verfasser, Histor. Grammatik des Italienischen, § 958.

GERHARD ROHLFS

Tradition und Kulturwandlungen in Westfrankreich

Die historische Landschaft Poitou setzt sich aus einer Reihe verschiedenartiger Teillandschaften zusammen, deren Eigenart schon durch die alten landläufigen Bezeichnungen klar gekennzeichnet ist: den *marais*, Sümpfen, die sich an der atlantischen Küste entlangziehen, dem *Bocage* und der *Gâtine*, in deren Namen sich der Charakter der Heckenlandschaft und öden Heidelands spiegelt, und einer weiten, baumlosen Ebene, der im Osten gelegenen *Plaine*, die heute den Poitou im engeren Sinne bildet (auch *Haut Poitou* genannt), während der westliche Teil unter dem seit der Revolutionszeit historisch gewordenen Namen *Vendée* bekannt ist. Wirtschaft und Lebensformen der marais werden vom Meer her bestimmt; in dem Bocage und der Gâtine setzen sich (zugleich mit Granit und kristallinen Gesteinen) Landschafts- und Kulturformen des armorikanischen Massivs von der Bretagne aus fort; die poitevinische Ebene bildet einen Ausläufer der großen Beckenlandschaft Nordfrankreichs. So bietet der unter dem Namen Poitou bekannte Landschaftsraum das Bild einer außergewöhnlichen Vielgestaltigkeit, die durch die Verschiedenartigkeit der natürlichen Verhältnisse in den Umrissen vorgezeichnet und durch Einflüsse von außen verstärkt in der Wirtschaft, in den Lebensformen und auch in der Wesensart der Menschen deutlich hervortritt.

Hinter dem Meeressaum, an dem man Kleinfischerei betreibt, Muschelbänke, Muschelparks und Austerngärten ausbeutet und den für die Landwirtschaft so wichtigen Seetang erntet, liegen die marais — im Grenzland der Bretagne an der Loire der Marais breton, an der Sèvre, vom Innern Poitous durch die Getreidelandschaft der Vendéer plaine getrennt, der Marais poitevin, im Süden an der Charente und der Seudre die marais der Charentes —, riesige baum- und strauchlose Flächen mit einer Gesamtfläche von 130 000 ha, teils altes, dem Meere durch Anschwemmungen verlorengegangenes Sumpfland, teils fette, kraftstrotzende Marschen. Diese beherrschen den größten Teil des Marais poitevin, ursprünglich gebliebene Sümpfe, den Marais breton im Norden und den Marais de Brouage in der Landschaft Saintonge.

Schon im Mittelalter hatten Mönche begonnen, die Sümpfe auszutrocknen und den so gewonnenen Boden urbar zu machen[1]. Das

[1] Cte de Dienne, *Histoire du dessèchement des lacs et marais ed France avant 1789.* Paris 1891: Kap. II; Papy II, 338 ff.

Land, das sie damals, im 12. und 13. Jahrhundert, dem Meere abrangen, hat dieses im Ausgang des Mittelalters wieder an sich gerissen. Erst das Sanierungswerk, das unter Heinrich IV. im 16. Jahrhundert wiederaufgenommen und in der Folgezeit planmäßig durchgeführt wurde, hat dauernde Erfolge gezeitigt[1]. An ihm waren in entscheidendem Maße holländische und flämische Gesellschaften, Fachleute und Handarbeiter beteiligt. Was diese bis tief in das 18. Jahrhundert hinein im Verein mit französischen Unternehmern geleistet haben, ist insbesondere dem großen Marais poitevin an der Sèvre und der Sumpflandschaft des Aunis, die heute den Namen *Petite-Flandre* trägt, zugute gekommen. Auch Bezeichnungen von Kanälen, Deichen und Ortschaften — *La Ceinture des Hollandais, Polders des Hollandais, Polders de Hollande, La Haye, Petit-Mullenbourg* — erinnern noch heutigentags an ihr Werk. Das Bild der Kulturlandschaft, die flandrisch-holländische Form der Reihensiedlung längs der Deiche und das schmucke Aussehen der Marschenhäuser spiegeln niederländischen Geist.

Beträchtliche Teile der alten Sumpfgebiete sind Kulturland geworden; in anderen hat der marais noch seine Ursprünglichkeit bewahrt. Das gilt vor allem von dem Marais breton[2], der von den großen Unternehmungen der früheren Jahrhunderte kaum berührt, in größerem Umfang überhaupt erst seit dem 16. Jahrhundert besiedelt wurde und der noch jetzt ganz urtümlich wirkt: eine von Wasser überquellende und doch des Trinkwassers ermangelnde Landschaft, in der es noch keine Deiche gibt, der es auch an einem planvollen System der Entwässerung fehlt, in den Sommermonaten von der Sonne verbrannt, im Herbst und im Winter aber weithin in Wasser getaucht. Der *maraîchin* — nennen wir ihn ruhig noch Sumpfbewohner — lebt vor allem von Viehzucht; er ist noch reiner Naturmensch, Jäger und Fischer zugleich. Er sticht (wie die naturverwandten Bewohner der Brière und die *cabaniers* der Saintonge) den Aal mit dem Speer und ist ein leidenschaftlicher Sammler von Fröschen, die er mit einem mächtigen Schöpfnetz aus dem Morast, Tümpeln und Gräben aushebt. Die Landwirtschaft spielt wie in den andern Maraisgebieten eine untergeordnete Rolle; ihre Formen sind, der Natur angepaßt, ursprünglich geblieben: das Getreide wird von den Bauern knieend auf halber Höhe mit der Sichel geschnitten und mit dem Dreschflegel wie in alten Zeiten gedroschen.

Abel Hugo hat vor mehr als hundert Jahren ein anschauliches Bild von dem Leben in den bretonischen Sümpfen entworfen. Daran hat sich bis heute, von den Wandlungen der allerjüngsten Vergangenheit abgesehen, wenig geändert. Der *maraîchin* hat die ihm

---

[1] Papy II, 347 ff., 356 ff., 386 mit weiteren Verweisungen; R. Martial, *Vendée - Hollande*. In: La Géographie, Soc. de Géographie, Paris 1931; Martial, *La race française*. Paris 1934, S. 166 ff.

[2] Vgl. Papy II, 370 ff., 434 ff.; Bruley, Loire 170 ff.; eindrucksvolle Bilder bei Yole, Vendée 85 ff.

von der Natur vorgeschriebenen Lebensformen bewahrt. Er lebt zurückgezogen von der Welt einsam für sich: „Sa paroisse et les villages voisins, voilà tout ce qu'il connaît de la France. Content de son état, il ne cherche pas à en sortir. Il est roi dans sa cabane. Le marais, les digues, les canaux et les fossés, les barques qui s'y croisent, les déserts marécageux ... ont été son univers.“ Seine Welt bilden auch noch heute die Sümpfe, in denen die Entenzucht gedeiht, die Weiden, die sein Vieh ernähren, ein Gewirr von Gräben und Kanälen, die den *piardes*, *étiers*, *coulines* und *copis* der Brière vergleichbar, das Land kreuz und quer wie mit einem dichten Netz überziehen, und die einsam gelegene einfache Hütte, in die er sich flüchtet, wenn im Herbst das Wasser das Land überschwemmt. Daher liegen die Häuser, die weit über das Land verstreut sind, wie auf den Halligen auf natürlichen oder künstlichen Hügeln. Da es an Holz fehlt, sind sie aus einem Gemisch von Schilf, Stroh und Erde gebaut und auch mit Schilfrohr bedeckt. Nach der Bedeckung mit *bourre* werden sie *bourrines* genannt. Als Brennstoff benutzt der *maraîchin* getrockneten und mit der Hand geformten Rinderdung, *bousat*, der neben den mächtigen Heuhaufen *barges* ganz in der Nähe des Hauses aufbewahrt wird. Als Verkehrsstraßen dienen die Gräben und Kanäle, die das Sumpfland durchfurchen. Lange, flache Kähne, *nioles* geheißen[1], bringen die Kinder zur Schule, die Erwachsenen zur Messe — daher auch die Bezeichnung *nioles à messe* —, die heilige Wegzehrung zu den Schwerkranken und die Toten zum Friedhof — alles Erscheinungsformen eines naturbedingten Lebens, wie sie auch aus anderen Maraisgebieten des Westens, aus der Brière, aus den alten Sumpfgebieten an der Somme, ganz gleichartig auch aus dem deutschen Spreewald bekannt sind. Und wie man in den niederdeutschen Marschen mit einem Springstock (*kloot, klüwer, plumpenstok*) über die Marschgräben springt, in Flandern dazu eine *perche* und im Bas-Maine den *ferte*[2] benutzt, so führen die Bauern der westfranzösischen Niederungen stets ihren *bâton sautou*, ihre *béquilles*[3], ihre *nille* (Charente)[4], *ningue* oder *ningle* (Vendée) mit sich, um über die Gräben zu setzen. In Ch. Milcendeau ist dem Marais breton ein Künstler erwachsen, der wie auch der

---

[1] Unter derselben Bezeichnung auch im Marais poitevin verbreitet. *niole*, daneben *niol*, entsprechend franz. *yole*. Flache Kähne von ähnlicher Art werden auch in den sumpfigen Nachbargebieten benutzt, in der Brière einfach unter dem Namen *plattes* oder *blains*; dieses zu den in FEW I 318 a verzeichneten Übertragungen von *belin*, poit. *blin* = 'bélier', auch = 'alter Mann'. Die lange Ruderstange *ningle* (s. o.) oder *pigouille*, wie auch in den Charentes, entsprechend *pigouiller* 'rudern', 'im Morast umherpatschen' (Musset, Gloss. IV 181).

[2] Vgl. FEW III 754.

[3] *béquilles* = 'Stelze'.

[4] *nille* nach der Form ('petit croissant en bois d'une longue perche'), zu FEW I 92 ANATICULA.

Zeichner A. Lepère Landschaft und Kultur dieser Gegend in eindrucksvollen Bildern festgehalten hat[1].

Lebens- und Kulturformen von gleich ursprünglichem Charakter haben sich auch in den (zur Bretagne gehörigen) Schwemmlandschaften nördlich der Loire, in der Guérande und in der Brière und im Gebiet des Lac de Grandlieu südlich des Flusses erhalten.

Die Bewohner der Guérande leben vor allem von der Meersalzgewinnung, die sich in dieser Landschaft, dem „royaume endiamanté du sel", stärker als irgendwo sonst an der atlantischen Küste erhielt[2]. Die Salzsümpfe, die sich ehemals an der ganzen Küste von der Gironde bis zur Loiremündung entlangzogen[3], sind abgestorbene oder vom Ozean durch Dünen oder künstliche Dämme abgeschlossene Binnenmeere, „einförmige graue oder in heißen Sommern weiße Streifen fast ohne jegliche Vegetation, die — oft in der Breite von Stunden — wie Schlamm- oder Schneefelder zwischen Binnenland und Uferlinie die Landschaft beherrschen"[4]. Die Salzsümpfe von Saillé (= Saliacum) wurden erst im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts durch den Bau von Straßen mit der Außenwelt verbunden. Bis dahin lebten die Bewohner, die den Namen *paludiers* tragen[5], für sich, einen großen Teil des Jahres hindurch in einfachen, aus Ästen hergestellten und mit Schilfrohr oder Stroh bedeckten Hütten, die sie samt ihrer Familie bewohnten. Sie heirateten auch nur unter sich und unterschieden sich — une population singulièrement remarquable par la noblesse et la vigueur élégante de son type (A. Le Braz) — scharf von ihren binnenländischen Nachbarn. Die Salzgewinnung — eine qualvolle Arbeit[6] — zeigt noch heute die Ursprünglichkeit, die Abel Hugo vor

---

[1] Über das Brauchtum der marais vgl. A. Sarreau, *Au pays maraîchin*. Paris 1913; Baudouin, *Le maraîchinage*. 5e ed. Paris 1932.

[2] Le Braz, La Bretagne, S. 16 ff.; Gabory, Le pays nantais, S. 85 bis 103; Musset, Bretagne, S. 170—80; Zeitschrift *Bretagne* IV 20; VI 55 ff.; Levron, Haute-Bretagne, S. 66 ff.; Brohand, *A travers le pays guérandais*. Saint-Nazaire 1932. Weitere Bibliographie bei Van Gennep, Manuel nr. 593, 626, 631 ff.

[3] Papy, RGPyrSOu II 121—61.

[4] L. Rütimeyer, *Die Bretagne. Schilderungen aus Natur und Volk*. Basel 1883, S. 33—34.

[5] *palu* = PALUS, REW 6183, ist im Westen im Zusammenhang mit dem Südfranzösischen (*palu*) als Bezeichnung für Sümpfe noch bodenständig (vgl. Musset, Gloss. IV 78). Man vergleiche auch die von *palu* abgeleiteten Ortsnamen *La Pallue* Charente, Mayenne; *La Palue* Finistère; *Palluau* Indre, Vendée; *Palluaud* Charentes (Longnon 2810, 2811; Dict. topogr. Vienne; Gröhler II 236; etc.). In der Saintonge werden sie *sauniers* genannt, eine Bezeichnung, die an der unteren Loire den wandernden Salzhändlern zukam.

[6] Papy II 268: Ils sont obligés — schreibt ein Beobachter im 17. Jahrhundert — de travailler presque jours et nuits, hommes, femmes et enfants, et exposés à l'ardeur du soleil, qui est piquant dans ces marais, et c'est pour cela qu'ils vont presque tous nuds, ne gardant que leur chemise pour garder leur pudeur, et vont presque toujours courant quand ils amassent le sel au marais.

mehr als hundert Jahren an ihr bemerkte[1]. Kein Wunder, daß die *paludiers* auch in den Ausdrucksformen ihres Volkstums bis in die jüngste Vergangenheit hinein ihren besonderen Charakter bewahrten. Die Halbinsel Guérande ist in jeder Hinsicht ein klassisches Rückzugsgebiet. Während die Überlebsel der bretonischen Mundart nach der Eingliederung der Bretagne in das französische Königreich im Raum der Loire-Inférieure rasch der Auflösung verfielen, ist das Bretonische, von den Wellen des Französischen umspült, unter den *paludiers* von Bourg-le-Batz noch bis über die letzte Jahrhundertwende hinaus lebendig geblieben[2]. Und während dort im Laufe des 19. Jahrhunderts die letzten Reste einer bodenständigen Volkstracht endgültig verschwanden, haben die Bewohner der Salzsümpfe mit zahlreichen anderen Sitten und Bräuchen die Tracht ihrer Vorfahren in Ehren gehalten[3].

Die Salzgewinnung ist an der atlantischen Küste seit hundert Jahren im Rückgang begriffen. Die größere Leistungsfähigkeit der Salinen des Mittelmeers und neuzeitlich arbeitende Salzbergwerke in anderen Teilen des Landes haben zu einer allmählichen Auflösung geführt. In verschiedenen Gebieten ist die einträglichere Austernzucht an die Stelle der Salzgewinnung getreten. Eine altbodenständige Kultur, die einst Handel und Wandel an der atlantischen Küste bestimmte, lebt heute nur noch trümmerhaft fort.

Die B r i è r e[4] (nördlich von Saint-Nazaire) trägt einen andern Charakter. Es ist eine große, ungefähr 150 qkm umfassende Moorlandschaft, im Winter eine weite Wasserfläche, aus der nur die verstreut liegenden Kleinsiedlungen wie Inseln — daher auch ihre Bezeichnungen *Ile de Pendille*, *Ile de Fédrun*, *Ile de Brais* usw. — herausragen, im Sommer eine unübersehbare Savanne, deren dichtes Röhricht kleine Wasserkanäle *chalandières*[5], die Straßen der Brièrons,

---

[1] Die Salzgewinnung an der atlantischen Küste ist oft beschrieben und auch von Malern in Bildern festgehalten worden. Wir erinnern nur an die Darstellung von Abel Hugo II 167—68 aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts, die Beschreibung, die R. Bazin in sein Büchlein *En province* eingefügt hat, die tiefgreifenden Untersuchungen von L. Papy, *Les marais salants de l'Ouest de la France* in RGPyrSOu II 121—61 und *La côte atlantique* II 253 ff., ferner an die mit aufschlußreichen Zeichnungen und Bildern des Malers M. Meheut geschmückte Darstellung von J. Brunhes II 407 ff. und die mit alten Stichen versehene Beschreibung von Le Braz, Bretagne, S. 18 ff.

[2] Dauzat, RPhFL XLIII 10, 11, 21.

[3] Vgl. u. a. die Zeitschrift *Bretagne* IV 20; VI 55—57; *Coiffes et costumes de la région nazairienne*. Saint-Nazaire 1938, S. 14, 31; Gabory, Le pays nantais, S. 101, 102.

[4] A. de Châteaubriant, *Au pays de Brière*. Paris, ed. Gigord, o. J.; id., *La Brière*. Paris, Grasset, 1923; dazu eine von M. Meheut illustrierte Luxusausgabe; Gabory, Le pays nantais, S. 104 ff., 130; Levron, Haute Bretagne, S. 53 ff.; Brunhes II 375—76; Musset, Bretagne, S. 180—81; W. Simon, *Siedlungsinseln im Torfmoor Grande Brière an der unteren Loire*. Zeitschrift für Erdkunde XI, 1943, S. 25 bis 31.

[5] Zu frz. *chaland* 'Transportschiff'.

in wirren Formen durchziehen, eine kleine stille Welt, die der Pulsschlag des benachbarten Saint-Nazaire nicht berührt und deren Eigenart Frankreich erst durch das Werk eines Erzählers unserer Tage, A. de Châteaubriants, kennengelernt hat.

In dieser verlassenen Landschaft hat sich ein ganz der Natur zugewandtes Leben entwickelt. Die Briérons leben von Fischfang und Jagd und von der noch heutigentags in ganz alten Formen betriebenen Torfstecherei; ehemals brachten sie den Torf auf dem Wasserwege bis nach Saint-Nazaire, Nantes und Angers; heute wird er nur noch in der Brière selbst und ihrer näheren Umgebung als Brennstoff verwandt. Der Ackerbau spielt eine untergeordnete Rolle, und selbst die Viehzucht ist im Verhältnis zu den marais der atlantischen Küste nur wenig entwickelt; daher kann der geringe Umfang der dem Haus angeschlossenen Wirtschaftsgebäude, die aus einfachem Rutengeflecht hergestellt und wie jenes mit Schilfrohr bedeckt sind, nicht überraschen. Das Schilfrohr wird auch für gewerbliche Zwecke benutzt. Denn das häusliche Kleingewerbe hilft den Briérons über den Winter hinweg; es zeigt eine überraschende, den Bedürfnissen der Landschaft angepaßte Vielseitigkeit: Mayun ist das Dorf der Korbflechter, in Herbignac, Occa und Saint-la-Poterie sind die Töpfer zu Hause; Camerun liefert die aus Stroh geflochtenen Bienenkörbe; in Saint-André werden die Wasserfahrzeuge des Landes und in Camer die dazugehörigen Ruderstangen verfertigt. Das Getreide wird in Windmühlen, die noch immer ein Wahrzeichen der Landschaft bilden, vermahlen und das Brot im häuslichen Backofen gebacken. Der patriarchalische Zustand der geschlossenen, sich selbst genügenden Wirtschaft hat sich in der Brière noch bis in die Gegenwart in geradezu klassischer Prägung erhalten. Erst vor kurzem hat man begonnen, sich aus Jahrhunderte währender Erstarrung zu lösen.

Der Lac de Grandlieu[1] ist mit den bekannten Binnenseen Frankreichs nicht zu vergleichen. Er ist halb Wasserfläche, halb Sumpf, den im Herbst und Winter der ansteigende See überflutet. Den Hauptzweig der Wirtschaft bildet neben der Jagd der Fischfang, dem die Bewohner des einsam gelegenen Passay seit Menschengedenken in althergebrachten Formen obliegen. Lange Zeit lebten die Anrainer des Sumpfes wie die *paludiers* der Guérande und die Briérons von der Welt abgeschlossen einsam für sich.

Dieselben alten Lebensformen, denen wir in dem Marais breton begegneten, waren ehemals auch in den marais des Poitou[2] und der Charentes verbreitet; in den noch Sumpfland gebliebenen Gebieten (östlicher Marais poitevin und Brouage) haben sie sich zu einem großen Teil noch bis heute erhalten. Im ganzen gesehen zeigen die südlichen marais aber gegenüber dem Marais

[1] Gabory 119—30.

[2] J. Welsch, *Le marais poitevin*. Annales de Géographie 1916, S. 328—46; Papy II; Bruley, Loire, S. 192 ff.

breton vielgestaltige Züge des Fortschritts. Die Kolonisationsarbeit der Niederländer wirkte sich auch in der Folgezeit fruchtbringend aus.

Das schon früh trockengelegte Gebiet an der unteren Sèvre erinnert stark an niederdeutsche und niederländische Marschen. Unermeßliche Weiden, die von einem Netz planmäßig angelegter Gräben und Kanäle durchzogen sind, riesige Heuschober *barges*[1], die auch im Winter das Landschaftsbild weithin beherrschen, Äcker von sprichwörtlich gewordener Fruchtbarkeit und freundliche, hell leuchtende Bauernhäuser, die sich längs der Deiche entlang ziehen, bringen dem Beschauer zum Bewußtsein, daß in diesem Landstrich das Wort *marais* seine alte, ursprüngliche Bedeutung (= Sumpfland) nicht mehr besitzt. Nur die Windmühlen, die ehemals die weite Landschaft belebten, fehlen, um den Vergleich mit einem „Klein-Holland", den einst Michelet zog, vollkommen erscheinen zu lassen.

Das Besondere, das die südlichen marais, von den erwähnten Erhaltungsgebieten abgesehen, von dem Sumpfland des Nordwestens unterscheidet, läßt sich sowohl an der Wesensart der Menschen wie auch an den Wirtschaftsformen und dem Gepräge der Kultur deutlich erkennen.

Die Bewohner der südlichen marais kennen nicht mehr die Zurückhaltung gegenüber der Außenwelt, die den *maraîchins* von Natur aus eigen ist. Sie sind aufgeschlossen, politisch nicht mehr streng konservativ wie die des Marais breton, auch in kirchlichen Dingen nicht wie diese an althergebrachte Überlieferungen gebunden. Chagnolleau hat ihre Eigenart in dem schönen Buche *Visages du Poitou* folgendermaßen umrissen: „Les habitants de ces contrées . . . ont cette indépendance contractée dans la vie libre et aventureuse des marais. C'est une population rébelle à ses chefs sociaux, indifférente à la religion, sensible à l'appel des passions bruyantes et des opinions frondeuses; l'esprit politique du milieu est tapageur, le sens des intérêts matériels y est avisé." Geistige Ströme, die sich von dem politisch fortschrittlichen Süden her über die poitevinische Ebene ergießen, haben die Haltung der Menschen des Hinterlands in zunehmendem Maße beeinflußt.

Das findet auch in den Wirtschaftsformen einen sichtbaren Ausdruck. Während die Viehzüchter des Marais breton — wie die der Bretagne selbst — noch immer in den Formen der kleinwirtschaftlichen Einzelbetriebe verharren, schließen sich die Bewohner des Marais poitevin, dem Beispiel der Saintonge und des Aunis folgend, seit etwa hundert Jahren zu milchwirtschaftlichen Genossenschaften, *coopératives*, zusammen.

Ebensowenig überrascht es, daß sich die althergebrachten Sitten und Bräuche, die einst die marais in ihrer Gesamtheit kennzeich-

[1] Miethlich s. v.; auch häufig in Orts- und Geländenamen: *Les Barches* (Musset, Gloss. II 268), *La Barge* Vienne (Dict. topogr.).

neten, in den fortschrittlichen Gebieten immer mehr aufzulösen beginnen. Während es unter den *paludiers* der Guérande noch bis in die neueste Zeit hinein Sitte war, das Hochzeitspaar in berittenem Zuge[1] oder doch wenigstens in der alten Volkstracht[2] zu begleiten, und während sich im Marais breton — wie in der Bretagne selbst — volkstrachtliche Eigentümlichkeiten, außer den für die Maraisgebiete kennzeichnenden Holzschuhen unter den Männern der Kittel, die kurze Jacke *carmagnole*[3], die runde flache Kopfbedeckung und unter den Frauen malerische Spielarten der im Westen und Nordwesten weit verbreiteten Hauben wie auch der alte Schnitt des Gewandes noch bis zum heutigen Tage erhielten[4], ist in den südlich anschließenden Teilen Poitous, im Aunis und in der Saintonge die alte Volkstracht schon seit längerem der neuzeitlichen Modetracht gewichen. Allein auf der Insel Oleron hat sich neben manchem Brauchtum urtümlicher Art auch noch altüberliefertes Trachtengut in reicher Fülle erhalten; bemerkenswert ist die riesige, den ganzen Kopf einhüllende ballonartige Haube *ballet* (Abarten *ballon*, *caline*)[5], die ehemals auch auf dem Festland (u. a. in der östlichen Bretagne[6] und im Anjou[7]) verbreitet war und deren Form auffallend stark an das Kopfstück des auf den Azoren gebräuchlichen Frauenmantels erinnert[8].

Derselbe Gegensatz offenbart sich auch im sprachlichen Bilde[9]. Aunis und Saintonge haben von jeher durch das weite

---

[1] Diese Sitte ist innerhalb der Romania aus neuerer Zeit nur noch aus wenigen Rückzugsgebieten bekannt, auf französischem Boden zuletzt aus der Basse Normandie, der Bretagne, dem Forez und der Gascogne bezeugt und selbst im Dauphiné schon seit längerer Zeit außer Gebrauch. Vgl. Van Gennep, Tome premier: II 418 note.

[2] Vgl. einen älteren Stich bei Le Braz, Bretagne, S. 215, aus neuerer Zeit Gabory 103; Zeitschrift *Bretagne* VI 58.

[3] *Carmagnole*, FEW II 378, vor allem aus dem Dauphiné bezeugt, aber auch vereinzelt im Zentralmassiv belegt.

[4] Vgl. zuletzt Charles-Brun, *Costumes des provinces françaises au-dessous de la Loire*. Paris 1932, II 54 ff.; *Visages du Poitou* 29 ff., 37 ff.; *Coiffes et costumes de la région nazairienne*, passim.

[5] Abb. bei Charles-Brun I 21; Coiffes et costumes . . ., S. 6, 11, 20, 27, 39; Musset, Gloss. s. v.

[6] Zeitschrift *Bretagne* VI 92.

[7] Verrier-Onillon s. v. *bigote* ʻsorte d'immenses coiffes à fond plat et extrêmement larges' in der Umgebung von Thouars; offensichtlich auf Grund eines Vergleichs mit den großen Hauben der Nonnen.

[8] L. da Silva Ribeiro, *O trajo popular terceirense*. Açoreana 1939.

[9] Vergleiche zuletzt K. Ettmayer, *Über das Wesen der Dialektbildung erläutert an den Dialekten Frankreichs*. Wien 1924, S. 33—34; T. Scharten,*La posizione linguistica del Poitou*. Studj romanzi XXIX, 1942, S. 57, 64 ff., Karte 4. A. Dauzat formuliert das Verhältnis wie folgt: „Pour le vocabulaire, les parlers les plus archaïsants sont ceux qui bordent la langue d'oc, et plus encore la Vendée, particularisée et isolée.“ Ettmayer unterstreicht den Einfluß des Bordelais.

Tal der Charente, das sie mit dem offenen Durchgangsgebiet der poitevinischen Ebene verbindet, und in neuerer Zeit auch von Süden, von Bordeaux aus, in starkem Maße den Einfluß des Nordfranzösischen verspürt. In der nordwestlichen Vendée haben sich hingegen mundartliches Leben, alte Sprachmerkmale und sonstige Eigenarten, teilweise in inselartiger Vereinsamung, hartnäckig behauptet.

Die Eigenart des Bauernhauses[1], das wir aus der Vielheit der Erscheinungen noch herausgreifen, um Gegensätze der Entwicklung in den Maraislandschaften aufzuzeigen, ist sprachlich klar gekennzeichnet. Es heißt im Marais breton *bourrine* nach dem Schilfrohr *bourre*[2], mit dem es gedeckt ist, in dem östlichen Teil des Marais poitevin *hutte*[3], im westlichen Teil dieser Landschaft und in den südlich anschließenden Gebieten *cabane*[4]. Die Urform dieser Behausung, die ursprünglich ziemlich einheitlich gewesen sein muß, hat sich, soweit wir sehen können, nur noch in den eigentlichen Sumpflandschaften behauptet; das früh erschlossene Marschengebiet an der unteren Sèvre hat aus ihm jüngere, geradezu schmuck anmutende Formen entwickelt, und auch der östlich anschließende Teil des Marais poitevin hat den älteren Zustand zum größten Teil überwunden. Die ältesten Bauformen sind also einerseits in dem (in jeder Hinsicht archaisch gebliebenen) Marais breton, andererseits, allerdings mit Merkmalen mediterraner Herkunft durchsetzt, in den Sumpfgebieten der Charente zu finden. Wie aber auch die Entwicklung im einzelnen verlaufen sein mag, die alten Bezeichnungen sind noch überall bis zum heutigen Tage lebendig; in den Namen *bourrine*, die neuerdings auch von den mit Ziegeln gedeckten Häusern des Marais breton übernommen worden ist, *hutte* und *cabane* und in den Bezeichnungen ihrer Bewohner (*huttiers*, *cabaniers*) lebt die Erinnerung an den Urzustand fort.

---

[1] Vergleiche insbesondere *Vie à la Campagne* 15. 12. 1924; *La Tradition en Poitou et Charentes* 36 ff.; E. Boutin, *La maison vendéenne*. Revue du Bas-Poitou 1925, S. 39—46; J. St. Gauthier, *Vieilles maisons rurales de la Loire-Inférieure*. Bull. Soc. Archéol. de Nantes 1936; J.-M. Bourdeau, *L'habitat rural dans le marais vendéen*. Congrès Intern. de Géogr. d'Amsterdam 1938, Bd. II, sect. A—F, S. 32 bis 40; J. Gauthier, *Les maisons du marais breton*. APFr II 1—9; Wiener Zeitschrift für Volkskunde XLVIII 55 ff.

[2] Vgl. FEW I 644; I. Sabin, *Die Bezeichnungen der Streu im Galloromanischen*. Diss. Berlin 1934, S. 62 ff.: *bourre* = 'ajonc' in Westfrankreich bis in die Normandie hinauf verbreitet.

[3] Daher auch das häufige Auftreten in Ortsnamen dieser Gegend: *La Hutte*, *Les Huttes*, *Huttes de la Vergne*, *La Hutte-à-Trimouillard*, in Charentes-Vendée-Vienne.

[4] *cabane* in der Bedeutung 'Bauernhof, Bauernhaus' ist ausschließlich für die Sumpfgebiete des Westens bezeugt (FEW II 245 a) und ebenda in Geländenamen besonders häufig: *La Cabane des Etains*, *Les Cabannées*, usw. (Musset, Gloss.); vgl. auch Longnon 2674 ff. *cabane* auch = 'der zu einer cabane gehörige Landbesitz' (Papy II 385, 391), neben *mas* (Musset, Gloss.). In demselben Gebiet *cabanier* = 'fermier', *cabanière* = 'Frauenhaube', bis in die Vendée hinein verbreitet.

Die *bourrine*[1] alten Stils ist ein niedriger, ebenerdiger, langgestreckter Bau, der Wohnteil und Stallung nebeneinander und mit innerem Zugang beherbergt: ein echtes Einheitshaus, wie es im westlichen und nordwestlichen Frankreich noch häufig zu finden ist, aber mit eigenen Merkmalen ausgestattet, die dem Charakter der Landschaft angepaßt sind. Es gehört zu den Häusern, die „man in einem Tage erbaut" und schon deshalb zu den einfachsten Wohnhäusern auf französischem Boden. Der Fußboden besteht (wie vielfach im Nordwesten) aus gestampftem Lehm, die Wände sind aus einem Gemengsel von Schlamm, Schilf und Stroh — ohne Holz — hergerichtet[2], das man durch Lufttrocknen härtet, das Dach ist mit einer dichten Lage Schilfrohr *bourre* bedeckt. Es ist, kurz gesagt, ein Haus ganz aus dem Boden des Sumpflands erwachsen. Die Firstpfette des Dachgerüsts wird wie bei der urverwandten *cabano* der Camargue[3] und ähnlichen Primitivbauten anderer Länder von senkrechten Holzsäulen getragen, die in den Fußboden eingerammt sind[4]. Der Wohnraum ist äußerst beschränkt, der größere Teil des Hauses dem Stall vorbehalten. Daß ein Keller fehlt, ist begreiflich, auffällig aber, daß man selbst eines eigentlichen Dachraums entbehrt: die „Decke" fällt mit der Dachhaut zusammen. Man kann diese Erscheinung klimatisch erklären (starke Westwinde); tatsächlich ist sie über den Marais breton hinaus an der französischen Westküste weithin verbreitet.

Die Inneneinrichtung ist einfach, der Wohnteil Wohn-, Schlaf- und Eßraum zugleich; der Backofen ist an die Herdstelle angeschlossen und wird von dort aus bedient. Als Sitzgelegenheit am Herd werden noch heute Lehmbänke benutzt[5].

---

[1] Vgl. außer den auf S. 192, Anm. 1 genannten Werken Abbildungen und Darstellungen bei Papy II 435—36; Gauthier, Vieilles maisons du terroir, S. 32, 36; Baudouin, Le maraîchinage, S. 3; *Visages du Poitou* 25—26; Bruley, Loire, S. 171, 174; Yole, Vendée, S. 99, 101, 104; Brunhes I 435.

[2] Insofern bedeutet es schon einen Fortschritt, wenn im Bas-Maine die Wände ehemals aus „terre grasse pétrie avec du foin et soutenue par des lattes en bois" hergestellt wurden (Musset, Bas-Maine, S. 395).

[3] Die einfache *cabano*, die heute im Rhônedelta nur noch in wenigen Exemplaren fortlebt, ist das lebendige Abbild einer tief in die Jahrhunderte zurückreichenden, in den Küstengebieten des Mittelmeers von altersher verwurzelten Bautradition. Ihre Urform werden wir, wie ich bei anderer Gelegenheit gezeigt habe, in einfachen Satteldachhütten zu suchen haben, wie sie als vorübergehende oder ständige Wohnbauten längs der Mittelmeerküste (und auch am Atlantik) an verschiedenen Stellen noch heute erscheinen.

[4] Vgl. Parallelen in meinem Aufsatz über die asturischen *Brañas* VKR XVI 176 und in der spanischen Ausgabe *Las Brañas. Contribución a la historia de las construcciones circulares en la zona astur-galaico-portuguesa.* Oviedo 1949, S. 22.

[5] Also den Bänken aus Lehm vergleichbar, die aus der germanischen Frühzeit bezeugt, in der Neuzeit aber nicht mehr bekannt sind.

Die *bourrines* sind sehr niedrig, „de petites maisons basses rampant sur le sol". Mitunter erreichen die Mauern nicht einmal Mannesgröße, Mauern über zwei Meter sind selten. Auch die Türen und Fensteröffnungen sind klein; bei manchen *bourrines* ist nur eine schmale Tür und ein einziges kleines Fenster zu finden. Die Öffnungen sind, vor dem Winde geschützt, dem Meer abgewandt. Alle diese Baumerkmale sind auch in andern Teilen der Westküste und auf den Inseln zu finden; sie sind offenbar — wie in andern Küstenländern, beispielsweise Nordfriesland — klimatisch bedingt.

Mit dem Schutz vor der Witterung hängt auch die Verbreitung des weißen Kalkanstrichs zusammen, der die Häuser der küstennahen Gebiete belebt. Dieses Baumerkmal hebt, bewußt als Schmuckform verwandt, die Häuser der Küstenbewohner scharf von denen des bäuerlichen Binnenlands ab.

Ehemals war der Haustyp, den wir beschrieben haben, allgemein in den Sumpfgebieten der atlantischen Küste verbreitet. Im Marais poitevin ist die aus Flechtwänden aufgebaute und mit Schilfrohr gedeckte *hutte* noch nicht aus der Erinnerung der Bewohner geschwunden[1]; einzelne Urmerkmale sind auch heute noch vorhanden: das Haus des Marais poitevin ist niedrig und langgestreckt, zur Herausbildung eines Obergeschosses ist es nirgends gekommen; das Schilfrohr, das ehemals im ganzen Küstenland den Bedeckungsstoff lieferte[2], wird vielfach noch als Unterschicht für die darüber gelagerten Ziegel benutzt; auch die innere Gliederung ist zumeist ganz einfach (zwei Wohnräume und an diese anschließend der Stall, der von dem Wohnteil aus zugänglich ist). In andern Fällen sind eine laiterie, ein cellier usw. eingebaut worden. Vor allem aber hat man sich hinsichtlich des Baustoffs ganz von der Vergangenheit gelöst: die Häuser des Marais poitevin sind jetzt alle aus Stein gebaut, an die Stelle des urtümlichen Schilfdachs ist Ziegeldeckung getreten. Das Rot der Dächer, der weiße Kalkanstrich und die Sauberkeit im Innern geben ihnen eine freundliche, anheimelnde Note.

Die Häuser des Marais der Charente haben den Charakter der Vergangenheit in stärkerem Maße bewahrt[3]. Zwar werden auch sie, wie es dem Wesen einer dem Süden zugekehrten Land-

[1] Vgl. *La Tradition en Poitou et Charentes*, S. 39; *Enquête sur l'habitation rurale en France*, II 390: „La hutte faite de branchages palissés et de roseaux."

[2] Im Jahre 1584 wird selbst in La Rochelle ein mit Schilfrohr bedecktes Wirtschaftsgebäude erwähnt: „maison affest couverte de thieubles (Ziegel) avec une petite loge couverte de *rousche*" (Musset, Gloss. IV 415). Der weiten Verbreitung und Verwendung des Schilfrohrs entspricht das häufige Vorkommen von *rouche* in Geländenamen: *Rouches*, *Les Rouchards*, *Le Rouchail*, *Prés Rouchin*, *Rouchouse*, usw. (Musset, Gloss. IV 415—16). *rouche* ist ausgesprochen westfranzösisch, bis in den Poitou-Anjou hinein verbreitet. Jaubert *rauche*.

[3] Papy II 449—50; id., Aunis et Saintonge, S. 134.

schaft entspricht, neuerdings aus Stein gebaut und mit Ziegeln gedeckt; ihre bauliche Gestaltung ist aber ganz einfach geblieben; auch der Charakter des ursprünglichen Einheitshauses ist noch deutlich erkennbar (öfter bildet der Stall das Mittelstück zu den seitlich angegliederten Wohnräumen).

In dem entlegenen Moorland der Brière werden die Häuser aus Lehm gebaut, während man sich bei den Nebengebäuden mit einfachem Flechtwerk begnügt[1]. Zur Bedeckung wird allgemein Schilfrohr benutzt. Insofern wirkt die Brière ganz urtümlich. Da man Viehzucht nur in kleinem Umfang betreibt, ist die bauliche Einheit von Wohnteil und Wirtschaftsgebäuden vielfach gelöst. Diese sind als selbständige Kleinbauten entweder dem Haus lose angegliedert oder ganz von diesem getrennt. Ansätze zu einem Ausbau des Obergeschosses — eine Erscheinung, der wir in den küstennahen Gebieten nirgends begegneten — und das allmähliche Umsichgreifen des Steinbaus lassen erkennen, daß sich die Brière den Fortschritten der Neuzeit nicht mehr verschließt.

Der Marais breton, von dessen Betrachtung wir ausgegangen waren, hat inmitten einer sich umgestaltenden und zum Teil schon völlig neu gestalteten Umgebung die eigenständigen Überlieferungen der alten Sumpflandschaft am besten bewahrt. Aber auch in ihm sind jetzt die Anzeichen einer kommenden Wandlung deutlich erkennbar. Die Anstöße kommen aus zwei Richtungen: vom Innern und von der Küste des Meers. Von dort dringt der Steinbau und zugleich die Ziegelbedachung[2] ein, von der Küste her kommen die Anregungen, die die wohnliche Gestaltung des Hauses bestimmen.

Wir haben schon oben angedeutet, daß sich die Häuser des Küstenlands, allzumal die des Marais poitevin, durch Sauberkeit und sorgsame Pflege wesentlich von denen der bäuerlichen Nachbargebiete des Binnenlands unterscheiden. Der regelmäßig erneuerte weiße Kalkanstrich, über dem Hauseingang rankende Weinstöcke, Blumengärten und eine schmuckvolle Gestaltung des Dachfirsts[3] geben dem Äußern eine freundliche Note; im Innern ist man auf eine sorgsame Instandhaltung des Hausrats bedacht[4]. Neben der alten *salle com-*

---

[1] *L'Illustration*, Paris, 24. 8. 1935; eine ins Einzelne gehende Darstellung des Brièrehauses gibt es anscheinend nicht. Vgl. aber die Abbildungen bei Châteaubriant, Au pays de Brière, S. 13, 77, 145; Gabory 100—01; Gauthier, Villages pittoresques, pl. 16; W. Simon, Zeitschrift für Erdkunde XI, 1943, S. 29.

[2] Vgl. Abb. *France Métropole-Colonies* VII 201 aus Beauvoir.

[3] Vgl. *Enquête sur l'habitation rurale en France* II 391: „Le faîtage du toit de roseaux est souvent orné d'une pittoresque frise de fleurs jaunes et roses de joubarbe et d'orpins.“ Die ziegelgedeckten Dächer sind entsprechend mit Ziegelfiguren, *bouquets de baptême*, geschmückt (APFr II 9).

[4] Papy II 235, 241, 436, 440—41: „Dans ces modestes demeures au sol en terre battue, les cabinets de cerisier au teint clair, les coffres de chêne qui servent aussi de siège, les armoires Louis XV,

mune ist in neueren Häusern eine Stube, eine *belle-chambre*, zu finden; auch sind neuerdings Ansätze zu einer Hofanlage, bei der die Wirtschaftsgebäude lose um das Haus gruppiert sind, erkennbar. Insofern heben sich die kleinen, anspruchslosen Häuser der Küstenlandschaften — wir könnten unsere Charakterisierung auch auf die vorgelagerten Inseln ausdehnen — ganz aus dem Rahmen ihrer binnenländischen Umgebung heraus. Angesehene französische Forscher betrachten die Wohnkultur, die sich in den Maraisgebieten der atlantischen Küste entwickelt hat, als ein Erbteil aus der Zeit, da Flamen und Holländer die Sümpfe des Westens erschlossen[1]. Tatsächlich sind Merkmale gleicher Art, von Flandern selbst abgesehen, in keiner andern Küstenlandschaft Frankreichs zu finden. Der Gegensatz zu dem bäuerlichen Haus des Binnenlands wird in anderem Zusammenhang noch deutlicher werden.

In der Gestaltung des Wohnbaus hat die Küstennähe auf die alten Sumpflandschaften befruchtend gewirkt. Damit erschöpft sich aber auch im großen und ganzen der Einfluß, den die Maraisbewohner von dort aus empfingen. An ihrer Wesensart ist jedenfalls eine tiefere Einwirkung vom Meer aus nicht zu erkennen. Der Ozean, dessen Nähe die Eigenart ihrer Wirtschaft und ihrer Lebensformen bestimmt hat, dem sie wichtige Güter ihres einstigen Handels, auch die Fruchtbarkeit ihrer Weiden verdanken, ist ihnen im Grunde ganz fremd. Wie sich ihre Häuser vom Meere abkehren, so sind sie auch in ihrem Denken und Fühlen ganz dem Meer abgewandt. Ihr Blick richtet sich nicht in die Weite, sie sind eng mit den Höfen und Inseln[2], auf denen sie leben, verwachsen. Ihr Gesichtskreis ist beschränkt, ihre geistige Haltung — im Gegensatz zu der des Seefahrers — daher auch von jeher konservativ[3]. Selbst dem benachbarten Bocage stehen sie fremd gegenüber. Allein die Bewohner der poitevinischen marais haben in stärkerem Maße Einwirkungen von außen verspürt. Aber diese haben sie nicht von der Meeresseite, sondern vom Land her empfangen. Die Sumpf- und Marschlandbewohner des Westens sind in noch stärkerem Maß als die unmittelbaren Anrainer des Ozeans „Bauern am Meer".

Die ablehnende Haltung gegenüber dem Meer, die den Bewohnern der Festlandküste eigen ist, kennzeichnet auch die Bewohner der vorgelagerten Inseln. Allein die von Stürmen umpeitschte Insel Yeu[4] ist ganz dem Meer zugewandt; schon vor Jahrhunderten

---

les bancs vernis sous le manteau de la cheminée, les lits, sont entretenus avec un soin qui fait l'admiration des étrangers."

[1] Brunhes I 437.

[2] So nennt man in der Brière die einzelnen Siedlungen.

[3] Früher heirateten die Bewohner des Marais breton — wie die der Brière und die Fischer am Lac de Grandlieu — nur unter sich. Das Verhältnis zum Bocage hat R. Bazin in seinem Roman *La terre qui meurt* beleuchtet.

[4] Vgl. Bruley, Loire, S. 173—74; Papy II 230—31 (mit weiterer Bibliographie).

befuhren ihre Männer die Gewässer Neufundlands, und auch heute noch treibt es sie jahraus jahrein auf den weiten Ozean hinaus. Insofern ähneln sie stark den Bretonen. Der keltische Name Yeu und das häufige Vorkommen des Wortes *ker* in den Ortsbezeichnungen der Insel weist auf einen starken keltisch-bretonischen Einschlag. Die Wirtschafts- und Lebensformen der drei anderen küstennahen Inseln Noirmoutier, Ré und Oleron[1] sind von ganz anderer Art. Ihre Verbindung mit dem Meer ist — jedenfalls heute — auf die Gewinnung von Meersalz (besonders in Noirmoutier), von Seetang (besonders in Ré), auf Muschel- und Austernzucht (Ré, Oleron) und auf einen in einfachsten Formen betriebenen Fischfang in der unmittelbaren Nähe des Strandes beschränkt. Das weite Meer ist den meisten Inselbewohnern nur durch die Winde, die von Westen her über die baumlosen Ebenen jagen, bekannt. Nur ein paar verträumt daliegende Häfen der Insel Ré bezeugen, daß dieses Eiland, einst eine Zufluchtsstätte verfolgter Hugenotten, auch einmal Blütezeiten überseeischen Handels und lebhaften Fischfangs erlebte. Ein Landeskenner bezeichnete die Inseln Ré und Oleron am Anfang des 16. Jahrhunderts als „so reich an Getreide, Wein und Salz, daß sie es in den nützlichen Dingen des Lebens wohl mit den Glücksinseln aufnehmen könnten“. Auch heute noch sind ihre Bewohner wie die von Noirmoutier ganz überwiegend Bauern, genauer gesagt Kleinbauern, die in Haufendörfern wohnen und in der für klimabegünstigte Landschaften des Südens kennzeichnenden Art der Gartenwirtschaft — vielfach ohne Pflug, allein mit der Hacke — ihre kleinen Getreide- und Weinfelder gleichzeitig bestellen. Dem kleinbäuerlichen Wirtschaftsbetrieb ist das Wohnhaus angepaßt: es ist, in seiner Bauart ganz südländisch wirkend, räumlich äußerst beschränkt, dabei aber wie das der Festlandküste sauber und freundlich. Die Bevölkerungsdichte erreicht zwar nicht die der bretonischen Inseln, an dem französischen Durchschnitt gemessen ist sie aber auffallend hoch (über 100 Menschen auf 1 qkm), — auch dies ein eindeutiger Beweis dafür, was die Landwirtschaft für die Inseln bedeutet. Der Gegensatz zu den dem Meer zugewandten bretonischen Inseln springt in die Augen; die Inseln der Vendée und der Saintonge sind ländliche Inseln und insofern viel eher mit Mallorca, Madeira und den Azoren vergleichbar[2].

* * *

[1] Vgl. Papy, Aunis et Saintonge, S. 142—74; Papy II 253, 413 bis 416, 425, 484; Bruley, Loire, S. 174—75 (Noirmoutier). — L. Papy, *L'Ile de Ré. Etude de géographie humaine.* Annales de Géographie XXXVIII 246—65; F. Duviard, *Ré.* La Rochelle, ed. A la Rose des Vents, 1934.— Paul-Thomas, *L'Ile d'Oleron à travers les siècles.* Paris 1926; Belliard, *Ile d'Oleron. La vie d'autrefois.* 1466 bis 1845. Limoges 1925; Belliard, *Ile d'Oleron. Notes d'histoire locale.* Marennes 1929.

[2] Vgl. E. Aubert de la Rüe, *L'homme et les îles.* Paris 1935, S. 115 ff.

Von den Heiden, die noch bis tief in das 19. Jahrhundert hinein weite Gebiete des Westens beherrschten, sind dort — im Gegensatz zu der Bretagne und seinem östlichen Vorland — nur noch Reste stehengeblieben: von Teilgebieten der Saintonge abgesehen, vor allem im äußersten Osten der poitevinischen Ebene in einer Landschaft (zwischen dem Flüßchen Clain und dem Zentralmassiv), die den kennzeichnenden Namen *Brandes* trägt — in engster Berührung mit der im Grenzgebiet der Touraine und des Berry gelegenen *Brenne* —, sowie in der *Gâtine* der Vendée, die wie jene „Ödland" und „Heide" bezeichnet. Wie stark die Heide aber ehemals auch die Landschaften des Westens beherrschte, läßt die weite Verbreitung von *brande* in Orts- und Geländenamen erkennen: während man im östlichen Vorland der Bretagne (Maine), an der mittleren Loire und bis in den nördlichen Poitou hinein dafür die Bezeichnung *Le Gast*, *Gâtine*, *La Gastière* usw. gebraucht, kennzeichnen *brande* und seine Ableitungen das untere Loiregebiet (*Brandais*, *Les Brandières*), den östlichen Poitou (in Verbindung mit dem Berry-Bourbonnais) und den Raum der Charentes, wo es von Geländenamen dieser Art geradezu wimmelt[1]. Außerdem begegnet häufig *lande*: *Grand' Landes*, *Landeredonde*, *Landevieiole* in der Vendée, *La Lande*, *Les Landes*, *Les Landais* usw. im östlichen Poitou, usw.

Die Bewohner der Brandes und der Gâtine haben lange Zeit ganz ursprüngliche Wirtschaftsformen bewahrt (Brandwirtschaft, Schaf- und Ziegenzucht); erst von der Mitte des vorigen Jahrhunderts ab hielten neuzeitliche Ackergeräte und eine rationell betriebene Großviehzucht ihren Einzug; aber noch immer herrscht — wie in der Zeit des Ancien régime — der Großgrundbesitz und mit ihm (jedenfalls in der Brande) die alte Teilwirtschaft vor; noch immer ist den Nachkommen der alten Heidebauern — im Gegensatz zu den aufgeklärten und fortschrittlichen Bewohnern der offenen Ebenen — hartnäckiges Beharren in religiösen und politischen Dingen bis zum heutigen Tage eigentümlich geblieben[2].

Das Heckenland ist im Westen viel weiter verbreitet. Es beherrscht heutigentags in unmittelbarem Anschluß an den Nordwesten den größten Teil der Gâtine und das weite Gebiet der Vendée, das nach ihm *Bocage* genannt wird[3]. Die Hecken, die das Land

---

[1] Musset, Glossaire I 469—73: *La Brande*, *La Brande des Rouches*, *Les Ouches des Brandes*, *Les Brandards*, *Les Brandeaux*, usw.

[2] Es ist kennzeichnend, daß sich in der Gâtine die letzten Reste der Sekte der „Kleinen Kirche" erhalten haben, Nachkommen einer kirchlichen Widerstandsbewegung des Jahres 1801, die das Konkordat nicht anerkennen wollten. Die Anhänger dieser Sekte leben seit einem Jahrhundert ohne Priester, sie taufen sich selbst und halten unter sich Gottesdienste ab. Ihre nächsten Nachbarn sind der katholischen Kirche um so fanatischer ergeben.

[3] Vergleiche über die Formen und die Verbreitung der Heckenlandschaft die geographische Studie von O. Jessen, *Heckenland-*

durchziehen, geben der Vendée ihren eigentlichen Charakter; sie haben geradezu eine symbolische Bedeutung: aus dem Bocage erwuchs der Aufstand der *chouans* gegen die Männer der Revolution [1], mit ihm ist die Vorstellung von Vendéer Zähigkeit und Hartnäckigkeit unlösbar verbunden; durch ihn erhalten auch die Wirtschaft und die Lebensformen dieser eigenartigen Landschaft ihre besondere Prägung. Der Gegensatz zu den Maraisgebieten an der Küste und zu den plaines im Osten und Süden tritt scharf und unvermittelt hervor; um so stärker sind Bocage und Gâtine an den Kern des armorikanischen Massivs, dessen südlichen Ausläufer sie bilden, gebunden. Dieser Zusammenhang findet nicht nur im Landschaftsbild, sondern auch in den Formen der Wirtschaft, in der Lebensweise und in der Wesensart der Bewohner einen sichtbaren Ausdruck. Insofern fügt sich die Vendée ganz in den Nordwesten ein, der im Gehege seiner Hecken eine Kultur von ganz eigenartiger Prägung bewahrt hat.

Zwar ist man in dem Bocage der Vendée neuerdings dazu übergegangen, die Ertragfähigkeit des Bodens durch Einführung neuzeitlicher Düngeverfahren und moderner Ackergeräte zu steigern; an die Stelle des Roggens ist der Weizen getreten; die Viehhaltung hat dank dem planmäßigen Anbau von Futterkohl einen Auftrieb erfahren; in den südlichen Teilen der Landschaft hat man sogar die Form der genossenschaftlichen Milchverarbeitung — dem Beispiel der benachbarten Ebenen folgend — übernommen. Aber noch immer bestimmt die an die Heckenlandschaft gebundene Form der kleinbäuerlich-patriarchalischen Individualwirtschaft das Wirtschaftsleben des Bocage; noch immer sind die *bochains* — im Gegensatz zu den Bewohnern der benachbarten Marschen und plaines — als Kleinpächter oder Teilbauern an die Fesseln des herrschaftlichen Großgrundbesitzes gebunden; eine gehobene Wohnkultur, wie sie sich in den Küstenlandschaften entwickelt hat, ist ihnen vollständig fremd. An dem Charakterbild, das Abel Hugo vor 100 Jahren von den Bewohnern des Bocage entworfen hat [2], hat sich bis heute wenig geändert; sie leben — wie die Bocagebewohner der Bretagne — noch immer inmitten ihrer Hecken abgeschlossen von der Welt einsam für sich [3]; sie sind in sich gekehrt, still, Fremden gegenüber

schaften im nordwestlichen Europa. Mitt. d. Geogr. Ges. in Hamburg XLV, 1937, S. 7—58, und R. Musset, *Le bocage normand, son nom, son étendue, ses limites.* In: Au Bocage Normand, ancienne revue du pays Virois. Vire XVIII, 1936, S. 7—15.

[1] Über die Herkunft des Wortes vgl. FEW II 548; ferner H. de Balzac, *Les chouans,* und E. Gabory, *La Révolution et la Vendée.* 3 Bde. Paris 1928.

[2] A. Hugo, France pittoresque III 170, 217. Außer Balzac und R. Bazin haben uns in neuerer Zeit Ernest Pérochon und G. Dupé Leben und Wesen der Vendéer nahegebracht. Über altes Brauchtum Van Gennep, Manuel, nr. 1299 ff.

[3] „Les paysans y vivent nombreux, mais on ne les voit pas: c'est une solitude peuplée" (*Visages du Poitou,* S. 24).

zurückhaltend, geradezu mißtrauisch geblieben, politischen Neuerungen entschieden abgeneigt, den Überlieferungen und dem Glauben ihrer Väter um so treuer ergeben, „gravement et obstinément religieux“.

* * *

Im Osten und Süden schneidet der Bocage ziemlich scharf ab. Ringsum dehnen sich in unermeßlicher Weite die plaines[1], die poitevinische Ebene, die unmittelbar östlich anschließend den Durchgang vom Herzen Frankreichs nach dem Südwesten freigibt, und die Plaine der Vendée, die sich zwischen den Bocage und die den Fluß Sèvre begleitende Sumpf- und Marschlandschaft einschiebt. Südwärts setzen sich die Ebenen in das offene, flache Land des Aunis und der Saintonge hinein fort. Es sind jurassische Kalkplateaus, die mit einer dünnen Schicht weicher, rötlicher Erde bedeckt sind, fruchtbar, aber unendlich eintönig, flach, ohne Konturen und Hecken, „pays où de toutes parts les lignes horizontales obsèdent les yeux“ (Lavisse I 315). Wären sie nicht hier und da mit Wein- und Maisfeldern durchsetzt und machte sich nicht schon das gleißende Licht des Südens bemerkbar, so könnte man sie mit den plaines des Nordens, mit der Beauce, der Pikardie oder der normannischen *campagne* verwechseln[2]. Mit diesen stimmen sie tatsächlich in allen wesentlichen Merkmalen der ländlichen Kultur überein: in der Bevorzugung des Getreideanbaus, dem sich streckenweise (nach dem Vorbild des Nordens) der Anbau von Zuckerrüben und Futterpflanzen hinzugesellt hat, in der besonderen Art der Flurgestaltung (regelmäßig angelegte, langgestreckte Felder), in der Dreifelderwirtschaft und in der Art der geschlossenen Dorfsiedlung, die diese Wirtschaftsformen begleitet.

Um so stärker springt der Gegensatz zu dem Heckenlande hervor: Kulturbewegungen, die sich von Norden her in den weiten Ebenen auswirken konnten, haben den gekammerten Raum des Bocage nicht zu durchdringen vermocht. Dieser Gegensatz tritt auch in der Wesensart der Bewohner deutlich hervor, wie schon A. Hugo vor 100 Jahren feststellen konnte. „Les habitants de la Plaine“ — so heißt es in seinem Werk —, „plus civilisés que ceux du Bocage, ont un caractère plus confiant“; sie sind zwar von bestimmten Vorurteilen nicht frei, aber „plus facilement détachés de vieilles superstitions“; auch heute noch blickt der Getreidebauer

---

[1] Vgl. insbesondere C. Passerat, *Les plaines du Poitou*. Paris 1911 (mir nicht zugänglich), und P. Raveau, *L'agriculture et les classes paysannes dans le Haut Poitou au XVIe siècle*. Paris 1926.

[2] „En juillet, c'est la Beauce avec ses océans de blé qui ondulent, ses villages terreux, cuits par le soleil . . ., en septembre c'est une Arabie pétrée, où l'on n'aperçoit plus qu'une immense étendue de *grois*, terrains livides, parsemés de calcaires blanchâtres, que l'on prendrait pour des ossements“ (E. Souvestre, nach Baudrillart II 173—74).

der Ebene mit Geringschätzung auf den Viehbauern des Bocage herab. Er fühlt sich ihm gegenüber als der Vertreter des Fortschritts, politisch und religiös an keine Traditionen gebunden. Der adlige Grundbesitzer, der im Bocage noch immer den Ton angibt, fehlt in der Plaine; hier gehört man zu einer Gemeinschaft gleichberechtigter, unabhängiger petits propriétaires; hier wählt man den radikalen Kandidaten, hier steht man der katholischen Kirche aufgeklärt-gleichgültig oder gar ablehnend gegenüber, sofern man nicht überhaupt dem Protestantismus anhängt. Die in der commune oder im bourg zusammengeschlossene Gemeinde ist für den Menschen der Plaine — im Gegensatz zu dem in der Vereinzelung lebenden Heckenbauern — ein lebendiger Begriff, die Enge des Gesichtskreises, der diesen umschließt, vollständig fremd. Mit seiner Aufgeklärtheit ist es auch zum Teil zu erklären, daß er die Zahl seiner Kinder beschränkt: die dénatalité, die in dem ärmlichen, von der Kirche beherrschten Bocage ganz unbekannt ist, ist in der „fortschrittlichen" Plaine mit dem Wachsen des Wohlstands zu einer immer bedrohlicher werdenden Erscheinung geworden.

Der Gegensatz, der sich zwischen dem Bocage und der Plaine in Wirtschaftsformen, Kultur und Wesensart der Bewohner herausgebildet hat, ist in erster Linie in der Verschiedenartigkeit ihres landschaftlichen Charakters begründet. Das von äußeren Einflüssen kaum berührte Heckenland hat die Merkmale ausgeprägter Ursprünglichkeit bis in die jüngste Vergangenheit hinein bewahrt; in um so stärkerem Maße hat sich die offene Plaine auf der Grundlage einer sehr alten Getreidekultur für die verschiedenartigsten von außen, besonders von Norden her einbrechenden Kulturbewegungen empfänglich gezeigt. Nur in einer Hinsicht ist auch diese Landschaft noch ganz in der Überlieferung der Vergangenheit steckengeblieben: das Haus, das der Bauer der Plaine bewohnt, läßt keinerlei Merkmale einer fortschrittlichen Haltung erkennen. Es ist — wie allgemein im bäuerlichen Frankreich — ein „ustensile de travail", ein Bestandteil der Wirtschaft. Auf seine wohnliche Ausgestaltung ist man nur selten bedacht.

* * *

Wenn wir uns von Poitou aus dem Süden zuwenden, wechselt das Bild. Wir gleiten, ohne daß eine scharfe Grenze erkennbar würde, in eine andere Landschaft hinein. Der Unterschied wird schon im südlichen Teil der poitevinischen Ebene erkennbar; er tritt in den Charentes — unter diesem Namen fassen wir Angoumois, Saintonge und Aunis zusammen — mit aller Klarheit hervor. Das offene Land setzt sich zwar auch nach Süden hin fort: im Aunis und in der Saintonge herrscht eine unermeßliche Weite, das Kernland des Angoumois wird *champagne* geheißen; dem freien Durchgang hat die Natur auch hier keine Hindernisse gesetzt. Die Umwelt aber zeigt ein anderes Gesicht, die Erscheinungsformen der Kultur wan-

deln sich, der Übergang zu dem Süden bereitet sich vor. Die Landschaft erstrahlt in hellerem Lichte, eine wohltuende Wärme breitet sich aus, die Einförmigkeit der nördlichen Ebene macht einer abwechslungsreicheren, vom Süden her bestimmten Kulturlandschaft Platz — „provinces singulières qui ne sont pas encore le Midi et qui ne sont déjà plus le Nord". Ehemals herrschte in weiten Gebieten die dem Süden Frankreichs eigentümliche Polykultur: die Verbindung von Wein- und Getreideanbau, die den Nachbarlandschaften (Périgord, mittleres Garonnegebiet usw.) ein kennzeichnendes Gepräge verleiht. So beschrieb der Dichter Ausonius schon im 4. Jahrhundert von seinem Landsitz im Gebiet der Santones die Saintonge mit folgenden Worten: Meine Villa liegt in einem reizenden Land mit weingeschmückten Hügeln, fruchtbaren Feldern, grünenden Wiesen, frischem Schatten und einem milden Klima, dem die Strenge des Winters und die Hitze der Hundstage unbekannt sind[1]. Die Polykultur hat sich in einzelnen Teilgebieten, besonders stark ausgeprägt auf den Inseln, noch bis zum heutigen Tage erhalten. Der größte Teil der Charentes aber hat eine tiefgreifende Umgestaltung erfahren. Eine Rebkrankheit, die Ende der siebziger Jahre die weinreiche Landschaft befiel, hat die Bewohner zu einer Umstellung ihrer Wirtschaft gezwungen: an die Stelle der Weinkultur ist in weiten Gebieten, insbesondere in denen des Westens, eine planmäßig betriebene Viehzucht zum Zwecke der Milchgewinnung, an die Stelle der Weinfelder die künstliche Wiese getreten; die Anbaufläche des Weins ist im Departement Charente von 110 000 ha (im Jahre 1877) auf 27 000 ha, die der Charente-Inférieure von 130 000 ha auf 54 000 ha gesunken; aus dem Aunis ist der Weinanbau nahezu vollständig verschwunden; nur in der Nachbarschaft der Charente hat er seine alte Stellung behauptet: Cognac hat den Ruf, den es auf Grund seiner seit dem 16. Jahrhundert betriebenen Weinbrennereien genießt, auch über die schwersten Krisenzeiten hinweg zu erhalten vermocht. Während sich die Viehzucht in den angrenzenden Gebieten des Zentralmassivs und in den Heiden Südwestfrankreichs noch in altertümlichen Formen bewegt, ist man in den Charentes im Zuge der Neuordnung der Wirtschaft zu einer zeitgemäßen Betriebsform, zu der genossenschaftlichen Verarbeitung der Milcherzeugnisse in Großbetrieben übergegangen. Dasselbe System hat auch in den plaines und in den Maraisgebieten Poitous und selbst in der Vendéer Gâtine Anklang gefunden (dergestalt, daß der Westen zu einem der leistungsfähigsten Buttererzeuger Frankreichs geworden ist), kennzeichnenderweise aber weder in dem Bocage noch im Marais breton noch in der Bretagne selbst Boden gefaßt[2]. Die wirtschaftliche Aufgeschlossenheit und der Geist des Fortschritts, die sich in den offenen Ebenen des

[1] Ausonius, ed. R. Peiper. Leipzig 1886, S. 280.
[2] *Atlas de France*, nr. 51; *Le Comité de l'agriculture de l'exposition de Paris* 1937.

Westens — im Gegensatz zu den in sich verharrenden Hecken-, Sumpf- und Heidelandschaften — im Laufe der Jahrhunderte so oft bewährten, haben in dem Wiederaufstieg, den sie nach schwerster Erschütterung erlebten, einen glänzenden Ausdruck gefunden. Auch der Anbau von Futterpflanzen, denen sich im Aunis sogar als Absprengsel des äußersten Nordens die Zuckerrübe hinzugesellt hat, bezeugt, daß die Bewohner der freien Ebenen keine Gelegenheit unbenutzt lassen, durch das offene Tor wirtschaftliche Neuerungen einströmen zu lassen.

Dieser Einstellung entspricht auch ihre Haltung in politischen und kirchlichen Dingen. Auf dem Boden seines ländlichen Kleingrundbesitzes fühlt sich der Bauer der plaines — wir meinen sowohl die der Charentes wie die Poitous — unabhängig und frei. Die Revolution fand in ihm einen leidenschaftlichen Streiter im Kampf gegen die *chouannerie*; seitdem bilden die offenen Ebenen die stärksten Bollwerke des Radikalismus im westlichen Frankreich, deren werbende Kraft auch auf die Nachbargebiete ausstrahlt. Die an den Aunis anschließenden Marsch- und Sumpfgebiete des Poitou sind ihrem Einfluß seit langem erlegen, andere Randgebiete sind politisch umkämpft. Nur die Vendée verharrt, an der Flanke von den Widerstandsgebieten an der unteren Loire gestützt, in ihrer konservativen Grundhaltung. Politisch stehen die Kleinbauern der westlichen Ebenen den vignerons und petits propriétaires Südfrankreichs sehr nahe; fast scheint es, als habe der dort verwurzelte Radikalismus starke Wellen in die Charentes entsandt. In ihrer Wesensart aber läßt sich keine engere Verwandtschaft entdecken. Die Züge, die den Südfranzosen als Südländer auszeichnen, sein Gefühlsüberschwang, seine Lebendigkeit und seine Redseligkeit, sind den Bewohnern des Westens vollständig fremd. Der Landmann der Saintonge — so berichten übereinstimmend die Kenner des Landes — ist von Natur aus kalt und verschlossen; er besitzt ni l'exubérance ni la faconde du méridional[1], rien de l'amusante hâblerie du Périgord et de la Gascogne[2].

So bedeutsam auch die Veränderungen sind, die eine Wirtschaftskrise seltenen Ausmaßes in den Lebensformen der Charentesbewohner in den letzten Jahrzehnten heraufgeführt hat, und so fortschrittlich sich die Kleinbauern auch in religiösen und politischen Dingen gebärden, die Merkmale, die den alten Bauernlandschaften Frankreichs anhaften, sind auch in den von Grund auf bäuerlichen Charentes zu finden. Was ein Kenner des Landes über den Bezirk Gémozac ausgeführt hat[3], kann man getrost auch auf andere Teilgebiete der Charentes beziehen. Das Festhalten an der alten Überlieferung tritt besonders deutlich an dem bäuerlichen Wohnhaus

---

[1] Papy, Aunis et Saintonge, S. 47.

[2] P. de Pressac, *Les forces historiques de la France*. Paris 1928, S. 285.

[3] Vgl. Papy, Aunis et Saintonge, S. 54.

hervor. Wir kennen den Unterschied, der im Poitou zwischen den Häusern des Küstensaums und denen des Binnenlandes besteht. Dieser Gegensatz setzt sich auch in die Charentes hinein fort. Die Häuser des Küstenlandes — wir denken vor allem an die früheren, von den Flamen erschlossenen Sumpflandschaften, Petite Flandre und seine Nachbargebiete — zeichnen sich durch sorgfältige Bauweise und eine bestechende Sauberkeit aus[1]; im Innern des Landes hingegen herrscht reine Zweckmäßigkeit. Dort hat das Vorbild der Flamen gewirkt — ,,L'Aunis est la seule région qui puisse le disputer à la Flandre pour la propreté éclatante des maisons" —, hier ist man der unter französischen Bauern eingewurzelten anspruchslosen Baugesinnung gefolgt.

Die Bauern der Charentes wohnen gewöhnlich in geschlossenen Dörfern; nur da, wo die Viehzucht überwiegt (wie im Confolentais und in dem alten Heideland), trifft man — wie in der Vendée und in den Brandes des Poitou — die Form der Streusiedlung an. Das städtische Leben ist, von Plätzen wie Angoulême (40 000 Einwohner), der alten Hauptstadt des Angoumois, und dem betriebsamen Cognac abgesehen, im Innern des Landes nur schwach entwickelt. Saintes, das alte Mediolanum Santonum, träumt im Schatten der ruhmreichen Denkmäler seiner römischen und mittelalterlichen Zeit; die Einwohnerzahl von Saint-Jean-d'Angély hat sich seit hundert Jahren nicht mehr verändert. Der ländliche Atem, der über die Landschaften des Westens streicht, erfüllt selbst die Städte der Küste[2].

---

[1] Auf diese Eigentümlichkeiten hat zuerst A. Hugo I 249 und in neuerer Zeit mit besonderem Nachdruck der französische Geograph J. Brunhes in seiner *Géographie humaine de la France* hingewiesen: ,,soigneusement bâties et entretenues, elles sont aujourd'hui devenues le type normal de la maison rurale du marais des Charentes et contrastent singulièrement avec la maison grise et beaucoup moins avenante des plaines environnantes: l'Aunis est la seule région qui puisse le disputer à la Flandre pour la propreté éclatante de ses maisons" (I 434) und über die Bauweise der benachbarten Küstengebiete im einzelnen: ,,Si elles n'avaient pas un toit à pente très faible, à couverture de tuiles courbes, on les prendrait pour des maisons de la Flandre maritime. Sur les murs blanchis se détachent des volets vert tendre; un carrelage en brique sert souvent de plancher, et la propreté est telle que l'on change de sabots pour passer de la souillarde dans la cuisine. Les meubles, en noyer, sont cirés et les ferrures brillent. . . . En pleine région des marais boueux et sales, ce type de maison se distingue, par sa nette propreté, des maisons d'alentour" (I 437). Vgl. auch Papy, Aunis et Saintonge, S. 106; Arqué, Midi aquitain, S. 115: ,,Dans ces pays calcaires règne la maison de pierre, assez mesquine d'ailleurs, exiguë, sans étage, les bâtiments d'exploitation accolés au logis. Malgré quelques progrès l'entretien laisse à désirer; L'Aunis seul fait exception: l'habitation paysanne y offre un aspect propre et riant."

[2] Diese Eigenart hat der Schriftsteller E. Pérochon mit kurzen Worten umrissen: ,,L'homme du pays d'Ouest est, avant tout, un rural. Les agglomérations principales, Poitiers, Angoulême, Niort, La Rochelle, Rochefort, ne sont que de petites villes et le vent champêtre pousse entre leurs maisons l'odeur des campagnes profondes.

Formen einfachster Kultur haben sich auch in den Randgebieten, im Confolentais an der Grenze des Limousin und in den Heide- und Sumpfgebieten der Double im äußersten Südosten der Saintonge erhalten.

* * *

Die Ebene von Poitou, die sich wie eine mächtige Landpforte zwischen die unübersichtlichen Massivlandschaften der Landesmitte und des Nordwestens einschiebt, und die nach Süden zu noch an Breite gewinnt, ist von jeher ein Durchgangsland, Mittler im Verkehr der Völker, aber auch — wie Flandern — ein Schauplatz bedeutsamer kriegerischer Begegnungen gewesen.

Über sie stießen einst Kelten vom Norden bis nach Spanien vor; durch sie führten die Römerstraßen, die Aquitania mit dem Herzland Galliens verbanden; durch sie zogen Jahrhunderte hindurch Scharen von Pilgern, um auf dem Wege nach Santiago de Compostela bei Saint-Hilaire in Poitiers, in Saint-Jean-d'Angély und in der großen Basilika des Saint-Eutrope in Saintes ihr Gebet zu verrichten; noch heute ist in der Saintonge die historische Pilgerstraße unter dem Namen *chemin de Saint-Jacques* bekannt und weiter südlich die Erinnerung an die *senjaqués* oder *senjacayres*, die Santiagopilger, lebendig. Mit ihnen hielt fremdes Sagen- und Liedergut seinen Einzug, mit ihnen wanderten französische chansons de geste über die Pyrenäen bis nach Spanien hinein. Heutzutage kennzeichnen große Überlandstraßen und ein mächtiger Schienenstrang, der von der Landeshauptstadt über Tours - Poitiers - Angoulême - Bordeaux nach der spanischen Westgrenze führt, die verkehrsgeographische Bedeutung der poitevinischen Schwelle.

Auf denselben weiten Ebenen trafen sich Nord und Süd, um gewaltsam über das Schicksal Frankreichs zu entscheiden. Bei Vouillé (westlich Poitiers) schlug der Frankenkönig Chlodwig im Jahre 507 das Heer der Westgoten; damit wurde den Franken der Weg bis zu den Pyrenäen geöffnet. Bei Poitiers gebot Karl Martell 732 den Arabern Halt, die von Süden aus vordringend schon die weite Ebene durchschritten hatten, und bewahrte damit das Herzland Frankreichs vor der muselmanischen Flut. An derselben Stelle erzwangen sich im Hundertjährigen Kriege 1356 die Engländer, die damaligen Herren der Guyenne, den Zugang zum Norden. Ebendort stießen Protestanten und Katholiken in der Zeit der Liga zusammen.

Wie Völker und Heerscharen, so breiteten sich auch die Wellen der Sprache und die Güter der Kultur über das offene Land. Diesen Bewegungen verdanken die Landschaften des Westens ihr heutiges Antlitz. In der Staffelung der Mundarten hat sich eine grundlegende Umschichtung vollzogen, und auch im Gepräge der

---

Elles n'ont vraiment tout leur caractère qu'aux jours de foire ou de marché; les autres jours, certaines d'entre elles sont inexplicables" (*Le pays de France*, rég. XVI 7—8).

Kultur ist die Auseinandersetzung zwischen Nord und Süd an eigenartigen Gegensätzen, Überlagerungen und Durchdringungen deutlich erkennbar.

Ehemals, bis in das frühe Mittelalter hinein, wurde in den Charentes und in Poitou die *langue d'oc* gesprochen. In dieser Sprache schrieb Wilhelm VII. von Poitou, der älteste Troubadour, zu Anfang des 12. Jahrhunderts seine Gedichte. Vom 13. Jahrhundert ab machten sich aber die Zeichen einer kommenden Wandlung bemerkbar. Während sich im Zentralmassiv noch bis zum heutigen Tage das angestammte Südfranzösisch erhielt, unterlagen die offenen Ebenen des Westens nach der Eingliederung in das französische Königreich in zunehmendem Maße dem Drucke des Nordens. Über die historische Schwelle flutete die *langue d'oïl* bis tief in den Süden hinein. Nur am westlichen Außenrand, in der Vendée, hat sich älteres Sprachgut in größerem Umfang behauptet[1], während sich im Süden, in der Saintonge, altes provenzalisches Substrat, nordfranzösische Spracheigentümlichkeiten und jüngere Einflüsse aus dem Bordelais in eigenartiger Weise durchdringen. Im ganzen gesehen hat der Norden gesiegt. Die Sprachgrenze, die einst die Loire gebildet hatte, verläuft jetzt an der Gironde.

Auch in der b ä u e r l i c h e n K u l t u r haben die Landschaften des Westens, allzumal die offenen Ebenen, Nordfrankreich viel zu verdanken. Das gilt in erster Linie von der ländlichen Wirtschaft, die sich dort unter gleichartigen oder ähnlichen geographischen Bedingungen und schon früh dem V o r b i l d der großen Getreidelandschaften d e s N o r d e n s angepaßt hat[2]. Wie im Norden sind in den Ebenen Poitous, der Vendée und bis in den Aunis hinein regelmäßig angelegte offene Felder in der Form der Gewanne und eine streng gehandhabte Dreifelderwirtschaft — jeweils im Gegensatz zu den ursprünglichen Formen des nordwestlichen Frankreich und des Südens — zu finden. In denselben Gebieten ist auch allgemein die den Getreidelandschaften des Nordens (und Ostens) eigentümliche Siedlungsform des geschlossenen Dorfes — im Gegensatz zu den Einzelsiedlungen der Heide- und Sumpflandschaften des Westens — verbreitet[3]. Wann die (an den Verhältnissen des Nord-

---

[1] Vergleiche außer den auf S. 191, Anm. 9 genannten Studien: E. Gamillscheg, *Die sprachliche Gliederung Frankreichs*. Festschrift für Ph. Aug. Becker. Heidelberg 1922, S. 50 ff.; W. Agethen, *Der Einfluß des Provenzalischen auf das Französische in den Mundarten Westfrankreichs*. Diss. Bonn 1930; H. Malet, *Les noms de lieux en Charente et les anciennes limites de la langue d'oc*. Angoulême, Impr. Ouvrière, 1941, 34 S.; A. Terracher, *La rencontre des langues entre Loire et Dordogne*. Paris, Libr. Occitania, 1926.

[2] Die Bedeutung der folgenden Erscheinungen, die ich hier nur kurz berühren kann, tritt in meiner Schrift *Géographie des Traditions Populaires en France*. Mendoza 1950, klarer hervor. Dort findet man auch die nötigen bibliographischen Hinweise.

[3] Die zeilenförmige Anlage der Siedlung, an alten Deichen und Wegen entlang, die für Teile der Marschlandschaften kennzeichnend

westens gemessen) fortschrittliche Form der offenen Gewannfelder und die Dreifelderwirtschaft in den plaines des Westens Eingang gefunden haben, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen; jedenfalls waren sie aber dort schon im Mittelalter verbreitet[1]. Im Pariser Becken hat die Intensivierung der Getreidewirtschaft früh zur Herausbildung stattlicher Gehöfte — an Stelle der ursprünglichen Wohnstallhäuser — geführt; im Westen ist die hofartige Aufgliederung der Wohn- und Wirtschaftsgebäude, soweit wir sehen können, mit einer gewissen Häufigkeit nur in der poitevinischen Ebene erfolgt[2]; mitunter stehen Wohn- und Wirtschaftsgebäude noch eng nebeneinander; in der Vendéer Ebene ist man sogar überwiegend bei der alten Verbindung innerhalb einer baulichen Einheit stehen geblieben. Der Übergang zum Gehöft, der sich im Pariser Becken in Verbindung mit den germanischen Nachbargebieten schon frühzeitig vollzog, ist in den Getreidelandschaften des Westens bis jetzt erst in den Anfängen erkennbar. Die starken Impulse, die die Getreidewirtschaft der großen Ebenen des Nordens schon sehr früh verspürte, sind im Westen also noch nicht zu allseitiger Wirkung gekommen; die Erträge des Ackerbaus waren dort noch bis in die Neuzeit hinein verhältnismäßig gering[3]. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts ging man dazu über, nach dem Vorbild des Nordens in größerem Umfang künstlichen Dünger zu verwenden. Ihm gesellte sich später — wiederum nach dem Vorgang des Nordens — der Anbau von Futterpflanzen, Rüben u. dgl. hinzu, der insbesondere in den Viehzuchtgebieten nutzbringend wirkte. Diese wichtige Neuerung hat sich in den offenen Landschaften früher und stärker durchgesetzt als in dem von jeher verkehrsfeindlichen Nordwesten[4]. Auf welchem Wege die genossenschaftliche Form der Milchverarbeitung im Westen Eingang gefunden hat, haben wir nicht feststellen können; aber auch bei dieser wichtigen Neuerung ist der Einfluß des Nordens mehr als wahrscheinlich[5].

So stark der Norden auch die Wirtschaft der offenen Landschaften des Westens durchdringt, so bedeutsam sind andererseits auch die Einflüsse, die sich von Süden her Geltung verschafften. Sie treten im Angoumois, in der Saintonge und im Aunis deutlich hervor; sie bestimmen in vielleicht noch stärkerem Maße das Kulturbild der vorgelagerten Inseln; sie sind aber auch noch weiter nördlich, im Poitou, im Küstenland der Vendée, am Unterlauf der Loire, ja selbst bis in die Küstengebiete der Bretagne hinauf zu erkennen. Sie spiegeln sich in der Wirtschaft, in der Art der bäuerlichen Sied-

---

ist, geht unmittelbar auf die Zeit der flämischen Kolonisierung zurück; sie erinnert geradezu an die Marschhufendörfer des Nordens.

[1] Raveau 131.

[2] Papy II 449; *Enquête sur l'habitation rurale en France* II 395.

[3] Raveau 136, 140, 141.

[4] Musset, Bretagne, S. 85—86; *Atlas de France*, nr. 36.

[5] *Atlas de France*, nr. 51; über das Genossenschaftswesen im Weinbau Languedocs vgl. J. Sion, *La France méditerranéenne*. Paris 1941.

lung und im Hausbau; auch in der geistigen, jedenfalls in der politischen Haltung der Bewohner glauben wir einen südländischen Einschlag feststellen zu können.

Manche Erscheinungen dieser Art sind geographisch beschränkt, andere — man darf wohl sagen die meisten — von erstaunlicher Breitenwirkung. Vielfach haben sich, wie es der Charakter einer Durchgangslandschaft[1] erwarten läßt, Altbodenständiges, Nordländisches und Südländisches in eigenartiger Weise überkreuzt und durchdrungen. Insofern sind die Landschaften des Westens recht eigentlich ein Übergangsgebiet, ein Zerrfeld ganz verschiedenartiger Kulturen. In dem Schlagwort „halb Nord, halb Süd" kommt diese Eigenart treffend zum Ausdruck.

Es wäre verlockend, den Verlauf und die Ergebnisse dieser kulturellen Auseinandersetzung an der Hand der verschiedenen Erscheinungen bis in alle Einzelheiten und Verästelungen hinein zu verfolgen. Für eine Darstellung dieser Art fehlt es aber noch an den notwendigen Vorarbeiten. Trotzdem möchten wir den Versuch wagen, die räumliche Staffelung in großen Zügen zu entwerfen, um auf dieser Grundlage einen Überblick über die Art und das Ausmaß des mittelmeerländischen Kultureinflusses in den Landschaften Westfrankreichs zu gewinnen.

Wenn es zu einer sehr weit- und tiefgreifenden meridionalen Durchdringung des Westens gekommen ist, so waren dabei neben alten geschichtlichen Verbindungen auch geographische Momente bestimmend.

Auf die Verhältnisse in der Römerzeit, die kulturelle Bedeutung der von Burdigala (Bordeaux) über Mediolanum Santonum (Saintes) in das heutige Poitou hineinführenden Römerstraßen haben wir schon hingewiesen; Saintes und Poitiers waren neben Bordeaux lange Zeit bedeutsame Strahlungszentren der römischen Kultur. Die territorialpolitischen Verhältnisse des Mittelalters sind außerordentlich verwickelt. Wie starken Veränderungen sie aber auch im Laufe der Zeit unterworfen waren, die enge Verbindung, die schon in den Anfängen der römischen Zeit zwischen den Ländern südlich der Loire und dem Süden bestand, dauerte lange Zeit, bis in das Mittelalter hinein fort[2]. Während die Touraine schon 806 an Frankreich fiel, wurde der Westen erst viel später, 1223, zu der französischen Krone geschlagen. Bis dahin bildete die Loire, eine alte Stammesgrenze, auch politisch-verwaltungsmäßig die Grenze.

Wichtiger noch sind die natürlichen Verbindungen, die zwischen den Landschaften des Westens und denen des Südens bestehen. Wie nach Norden hin so sind die Charentes auch im Süden von ihrer Umgebung durch keine unüberwindlichen Verkehrshindernisse getrennt. „Vers l'Est et le Sud, le passage au Périgord et au Borde-

[1] Das Wesen solcher „Kontaminationsgebiete" hat A. Bach, *Deutsche Volkskunde*. Leipzig 1937, S. 272 ff., vortrefflich gekennzeichnet.

[2] Eine Zusammenfassung gibt Gamillscheg a. a. O. 64 ff.

lais s'opère par transitions insensibles[1]." Hinzukommen die klimatischen Verhältnisse, die trotz mancher Unterschiede im einzelnen die Voraussetzung für den Zusammenklang schufen, der zwischen den Landschaften des Westens und denen des Südens in zahlreichen Erscheinungen der Vegetation und des kulturlandschaftlichen Bildes besteht. Nur auf dieser Grundlage ist die Verbreitung ausgesprochen südländischer Kulturpflanzen und Kulturformen zu erklären oder anders ausgedrückt: die Ausstrahlung südländischer Kulturerscheinungen fand in der klimatischen Atmosphäre und in der natürlichen Umwelt des Westens einen von der Natur selbst zur Aufnahme vorbereiteten Boden.

Man braucht nur die einschlägigen Blätter des *Atlas de France* zur Hand zu nehmen[2] oder die lichtvollen Ausführungen von Emm. de Martonne in seinem Werk *France physique* zu lesen[3], um sich der natürlichen Zusammenhänge, von denen wir sprachen, bewußt zu werden, um die Strahlungsweite südländischer Kultur im Westen zu verstehen und auch die nicht unbeträchtlichen Unterschiede zu begreifen, die im kulturgeographischen Bilde hervortreten.

Das ganz warme, zugleich ozeanisch bestimmte Klima, das den Weststreifen der Gascogne beherrscht (climat aquitain), setzt sich längs der Küste noch über die Gironde hinaus fort, um erst nördlich der Charente einem andern, den Nordwesten kennzeichnenden Klima zu weichen. In diesem das Küstenland der Saintonge und des Aunis umfassenden und die Inseln Oleron und Ré einschließenden Gebiet herrscht eine Wärme und eine Helle, eine Vegetation und eine Kultur, die ganz an den Midi erinnert. Das Innere des Landes kennzeichnet ein gemildertes ozeanisches Klima, das wiederum von Aquitanien über die Garonne nach Norden ausgreift und das Innere der Charentes bis zur Sèvre beherrscht. Auch in diesem Raum ist die Verbindung mit dem Süden allein schon an der starken Verbreitung der Rebkultur deutlich erkennbar; auch in diesem Raum fühlt man sich wie in einer „sorte de Midi anticipé". Nördlich der Sèvre, also beim Eintritt in die Vendée, ändert sich die Lage. Aber noch immer wirkt sich die Nähe des Meeres auf den Küstenstreifen wohltuend aus, während das Innere diesen Einfluß in schwächerem Maße verspürt. Im Tal der Loire und ihren Seitentälern greift das ozeanisch warme Klima allerdings bis tief in das Innere des Landes hinein aus; ihm verdankt die Touraine ihren eigenartigen Zauber, jenen südländischen Hauch, der sich gleich stark im Klima, im Gepräge der Landschaft und in kennzeichnenden Formen ihrer Kultur offenbart. In unmittelbarer Nähe der Küste setzt sich der mildernde Einfluß des Meers sogar noch weit nach dem Nordwesten hin fort. In den Wintermonaten haben die bretonischen Küsten Durchschnittstemperaturen, die denen des

[1] Arqué, Midi aquitain, S. 110.
[2] Vgl. insbesondere Blatt 13, 26, 27, 38.
[3] E. de Martonne, France physique, S. 316, 325, 396, 399, 407 ff.

provenzalischen Litorals entsprechen, und in den Sommermonaten erlebt man dort helle, strahlende Sonnentage, die Visionen des Mittelmeers aufsteigen lassen. An geschützten Stellen gedeihen Magnolien, Myrten und Kamelien, Palmen und Feigen[1]; eine Garten- und Gemüsekultur von ganz südländischer Art dehnt sich längs der Küste, das Innere der Bretagne in einem „goldenen Gürtel" einfassend, bis zum Calvados hinauf aus.

Es sind also im Westen die denkbar günstigsten natürlichen Voraussetzungen gegeben, um südländisches Kulturgut einströmen zu lassen. Teils handelt es sich hierbei um Bewegungen, die man schon auf die ältesten Zeiten zurückführen darf, teils sind sie erst später erfolgt. Der natürliche Zusammenhang hat im Laufe der Jahrhunderte immer wieder neue Kulturausstrahlungen erzeugt.

Dem Vorbild des Mittelmeers verdankt die atlantische Küste die Meersalzgewinnung. Schon in Römerzeiten hatten die Anrainer des Atlantik gelernt, die Salzsümpfe zu nutzen und aus dem Meerwasser durch Verdunstung in dem verhältnismäßig warmen Klima Salz zu gewinnen[2]. Schon damals wurde Salz von der Vendée nach den Ländern des Nordens verfrachtet. Auf dieser Grundlage erwuchs im Mittelalter ein schwunghafter Handel, der Jahrhunderte hindurch die atlantische Küste — Bourgneuf, Brouage und La Rochelle — mit England, Flandern, Holland und den Hansestädten verband. Die Salzgewinnung vollzog sich noch bis in die Neuzeit hinein in denselben einfachen Formen, die uns vom Mittelmeer und atlantischen Küstenländern des Südens bekannt sind[3].

Wichtiger noch sind die Kulturbewegungen, die die Ausstrahlung ausgesprochen mediterraner Vegetationsformen im Westen begleiten. Pflanzengeographisch hängt der größte Teil der Charentes — wie es die klimatischen Verhältnisse mit sich bringen — auf das engste mit dem südlichen Frankreich zusammen[4]. In diesem Gebiet hat der acer monspessulanum (érable de Montpellier), eine

---

[1] Gabory, Pays nantais, S. 74.

[2] Daß die Meersalzgewinnung der atlantischen Küste tatsächlich nach dem Vorbild des Mittelmeers zur Entwicklung kam, ist geschichtlich nachgewiesen; vgl. Papy, RGPyrSOu II 125; Papy II 254. Später hat man auch in der Normandie und in Flandern das Meerwasser zur Salzgewinnung benutzt; vgl. C. Jullian, *Histoire de la Gaule* V 210; Hérubel, *L'homme et la côte*, S. 179. Von Flandern wurde das Salz in Mengen nach dem Rheinland verfrachtet (A. Wrede, *Köln und Flandern-Brabant*. Köln 1920, S. 37).

[3] Man vergleiche beispielsweise die Darstellungen von W. Spelbrink, *Die Mittelmeerinseln Eivissa und Formentera*. BDC XXV, 1937, S. 117—23; R. de Sá Nogueira, *Subsidios para o estudo da linguagem das salinas*. A Lingua Portuguesa IV (1935); A. Girão, *Geografia de Portugal*. Lisboa, S. 352, 354, mit weiterer Bibliographie; José de Castro, *Estudos etnograficos: Aveiro. IV: Marnotos e embarcações fluviais*. Lisboa 1945. Wir verweisen schließlich auf die grundlegenden Werke von V. Hehn und H. Hauser, *Les origines historiques des problèmes économiques actuels*. I: *Le sel dans l'histoire*. Paris 1930.

[4] Martonne 399; *Atlas de France*, nr. 26, 27.

in Languedoc beheimatete Ahornart, Wurzel geschlagen; in Teilen der Saintonge und auf der Insel Noirmoutier sind immergrüne Eichen zu finden, in der Saintonge und im Aunis, längs der Küste streckenweise auch noch weiter nördlich, ist pinus maritima weithin verbreitet. In den südlichen Teilen (Double, Arvert, Oleron) haben sich Harzschläger aus den benachbarten Landes der Gascogne niedergelassen, und in den östlichen Charentes und in den angrenzenden Gebieten Poitous sind — in unmittelbarem Anschluß an den Périgord und Limousin — die Kastanien- und die Nußkultur heimisch geworden [1]. Vom Baskenland und von der Gascogne her ist die in diesen Gebieten verwurzelte Maiskultur längs der Küste in die klimatisch verwandten Teile der Charentes gewandert [2]. In derselben Gegend leben auch noch die letzten Überreste der alten Hirsekultur fort [3].

Die größte Bereicherung vom Süden haben die Landschaften Westfrankreichs aber durch die Einführung des Weinstocks empfangen. Schon der Dichter Ausonius pries im 4. Jahrhundert die „vitiferi colles" des Lands der Santones. Von dort aus breitete er sich nordwärts bis an die Loire, vereinzelt sogar bis in die südliche Bretagne hinein aus, ohne freilich in den nördlichen Strichen — vom Loiretal abgesehen — so stark Wurzel zu fassen wie in den dem Süden zugekehrten Gebieten, im Angoumois (Bezirk von Cognac), in der Saintonge, im Aunis und auf den vorgelagerten Inseln [4]. Mit dem Weinstock hielt im Westen eine Kultur von ganz römisch-mittelmeerländischer Art ihren Einzug, die sich in den südlichen Strichen mit der — wiederum dem Mediterraneum eigentümlichen — Form der Polykultur [5] verband, im Norden aber gegenüber den bodenständigen Wirtschaftsformen und gegenüber der Getreidewirtschaft nordländischer Prägung nur noch vereinzelt durchzudringen vermochte. Jedenfalls ist die Vermischung der ver-

---

[1] Vgl. über die Nuß- und Kastanienkultur im Périgord Guillaumie' *Contribution à l'étude du patois périgourdin.* Paris 1927, S. 102—03; im Limousin Coissac, *Mon Limousin.* Paris 1913, S. 201 ff.

[2] Annales de Géographie XL, 1931, S. 117; *Atlas de France*, nr. 35. Über die Maiskultur in der Gascogne: L. Beyer, *Der Waldbauer in den Landes der Gascogne.* Hamburg 1937, S. 33—40.

[3] *Atlas de France*, nr. 35.

[4] *Atlas de France*, nr. 37.

[5] Der Bauer baut, um nicht den Launen des südländischen Klimas ausgesetzt zu sein, und in der Art, wie es ihm die Bodenverhältnisse gestatten, ein wenig von allem an: Getreide, Wein, Früchte und, wenn es das Klima gestattet, auch Öl. Im allgemeinen gesellt sich im Kleinen betriebene Schafzucht hinzu. Jede Bauernwirtschaft ist gewissermaßen eine autonome Wirtschaftszelle, in der sich die Vielheit der Erzeugnisse das Gleichgewicht hält, die sich selbst genügt, da sie über das Lebensnotwendige verfügt. Vgl. D. Faucher, *Polyculture ancienne et assolement biennal dans la France méditerranéenne.* RGPyrSOu V, 1934, S. 241—55; D. Faucher, *Géographie agraire.* Lisbonne 1935, S. 81 ff., 111; E. Bénévent, *La vieille économie provençale.* Revue de géographie alpine XXVII, 1938, S. 531—70.

schiedenartigsten Elemente, die Überkreuzung altbodenständiger und vom Norden her vorgetragener Züge mit den Einflüssen des Mittelmeers ein Merkmal, das der ländlichen Wirtschaft des Westens eine besondere Note verleiht.

Mit der Ausbreitung der Weinkultur setzten sich im Westen, ohne daß wir freilich den Zeitpunkt genauer angeben könnten, auch die Form der mittelmeerländischen Siedlung und Eigentümlichkeiten der ländlichen Bauweise durch. Das Haufendorf, das in den von der Rebkultur überschwemmten Teilen der Charentes allgemein vorherrscht, dürfen wir ohne Bedenken als einen Ableger des in den Weingebieten Südfrankreichs verwurzelten Haufendorfs ansprechen[1]. Daran kann uns die Tatsache, daß Haufendörfer auch in den Getreidegebieten der nördlichen Gegenden (poitevinische Ebene usw.) auftreten, nicht irremachen. Denn dort sind sie offensichtlich anderen Ursprungs. In den Süden sind sie vom Mittelmeer her eingedrungen, in den Ebenen des Poitou hingegen haben sie im Zuge der fortschreitenden Vergetreidung des Nordens Eingang gefunden. Daß sich im Bereich des Westens die typische Siedlungsform des Nordens und die der Mittelmeerländer begegnen, kann nach all dem, was wir über die geographische und kulturelle Stellung dieses Raums ausgeführt haben, nicht mehr überraschen[2]. Im Gegenteil: auch dieses Faktum bestätigt, wie stark sich in Westfrankreich Nord und Süd miteinander verbinden. Dieselbe Beobachtung werden wir machen, wenn wir die Eigenart des ländlichen Wohnbaus näher betrachten.

Dem milden ozeanischen Klima verdankt Westfrankreich auch den Reichtum seiner Frucht- und Gemüsekulturen. Diese gedeihen auf den Inseln vortrefflich, sind aber auch längs der Festlandküste, an vielen Stellen zonenbildend, verbreitet; nach Norden zu greifen sie, wie dort an die Küste gebunden, über die Loire bis in die Bretagne und in die westliche Normandie hinauf aus. Kennzeichnend ist die im Kleinen betriebene gartenmäßige Art der Bewirtschaftung: ohne Pflug, allein mit der Hacke oder hackenähnlichen Geräten. Kulturen dieser Art sind zwar auch dem Norden nicht fremd. Es sei nur an den schon seit Jahrhunderten im Sumpfgebiet der Somme, bei Saint-Omer, betriebenen *hortillonage* erinnert[3]. Dort ist die Kleingartenwirtschaft — im wesentlichen Gemüsebau — aus der Berührung mit den Marschgebieten Flanderns erwachsen, an den Küsten Westfrankreichs trägt sie mehr

[1] Vgl. F. Krüger, *Mittelmeerländisch-römisches Kulturerbe in Südfrankreich.* Festschrift J. Jud, S. 353, 360 ff.; id., *Géographie des Traditions Populaires en France.*

[2] Wir begegnen derselben Erscheinung auch im burgundischen Raum, wie denn überhaupt die Ausstrahlung der mittelmeerländisch-römischen Kultur längs der Rhône vielfältige Vergleichspunkte zu der mediterranen Kulturbewegung im westlichen Frankreich bietet, auf die wir hier nicht näher eingehen können.

[3] A. Demangeon, *La Picardie.* Paris 1905, S. 153 ff.

südländisches Gepräge. Sie ist, im Rahmen der Polykultur betrieben und oft mit Weinbau verbunden, aufs engste den im mittleren Garonnebecken, in Roussillon und in der Provence fortlebenden Altformen südländischer Gartenwirtschaft verwandt[1].

Wir haben oben festgestellt, daß die Grundformen des Ackerbaus in den Ebenen des Poitou, der Vendée und des Aunis weitgehend durch das Vorbild der großen Getreidelandschaften des Nordens bestimmt worden sind. Die Flurgestaltung und die Anbauformen dieser Gebiete muten ganz nordländisch an. Auf den weiten Ebenen Poitous haben sich auch zuerst vollkommenere Formen der Ackergeräte — wir denken vor allem an den Räderpflug — durchsetzen können. In neuerer Zeit hat der Einfluß des Nordens durch die Einführung moderner Düngemittel und den Anbau von Futterpflanzen (in weiterem Umkreis) noch an Bedeutung gewonnen. Gleichwohl sind die Spuren der Vergangenheit noch nicht restlos zerstört, und es ist möglich, durch die Aufdeckung von Restschollen eine ungefähre Vorstellung von den Verhältnissen der älteren Zeit zu gewinnen. Dabei ergibt sich, daß — von den schon im Mittelalter von nordländischen Strahlungen erfaßten offenen Ebenen abgesehen — in den Formen des Ackerbaus von jeher enge Verbindungen zwischen dem Westen und den Landschaften des Südens bestanden. Die fortdauernde Berührung mit dem Süden hat manche Arbeitsformen und Sachgüter vor dem Untergang bewahrt, sei es, daß sie sich in unmittelbarem Zusammenhang mit Südfrankreich oder, von den großen Durchgangsstraßen abgesprengt, in entlegenen Rückzugsgebieten erhielten.

In Westfrankreich stoßen die dem Süden eigentümliche unregelmäßige Anlage der Felder und die alte Zweifelderwirtschaft[2] mit den von Norden her verbreiteten Gewannformen und der fortschrittlichen Dreifelderwirtschaft zusammen. Im Westen schiebt sich auch, wie wir schon mehrfach betonten, die in Südfrankreich verwurzelte Polykultur längs der Küste weit nach Norden hin vor. Noch bis zum Ausgang des vorigen Jahrhunderts wurden dort wie allgemein in Südfrankreich als Arbeitstiere auf dem Felde Rinder benutzt; seitdem werden in den offenen Ebenen nach dem Vorbild des Nordens Pferde bevorzugt; allein die äußeren Randgebiete, die Vendée und das untere Loiregebiet, haben den alten Zustand bewahrt[3]. In einem großen Teil des Poitou werden — wiederum in

---

[1] Vgl. u. a. Th. Fischer, *Mittelmeerbilder*, S. 245, 262 ff.; D. Faucher, *Géographie agraire*, S. 92 ff.

[2] „Le biennal régnait en maître dans ce qu'on peut appeler, en bref, le Midi: pays de la Garonne, Languedoc, Midi rhodanien, versant méridional du Massif Central; il poussait jusqu'au Poitou (!). Plus au Nord, dominait le triennal" (M. Bloch, *Les caractères originaux de l'histoire rurale française*. Oslo 1931, S. 31).

[3] *Atlas de France*, nr. 39; für die ältere Zeit auch Raveau und Young, *Voyages en France en 1787, 1788 et 1789*, ed. Sée. Paris 1931, III 1219: in der Touraine schon Pferde.

Übereinstimmung mit Teilgebieten des Südens — Maultiere verwandt.

Hinsichtlich der Pflugformen sind wir im wesentlichen auf Rückschlüsse aus unzulänglichen und ungleichwertigen Quellen angewiesen. In den offenen Ebenen wird seit geraumer Zeit der moderne Eisenpflug *la charrue* benutzt, in den Randgebieten sind, wie man aus der Bezeichnung *versoir* schließen kann, Kehrpflüge[1] und im Angoumois schon seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts Pflüge mit Radvorgestell[2] in Gebrauch. Alle diese Formen entstammen dem Norden[3]. Immerhin war im Poitou die Erinnerung an den alten Holzpflug römischer Bauart noch im Ausgang des vorigen Jahrhunderts lebendig[4]. Im Jahre 1767 ist für Teile des Poitou und des Angoumois der einfache *araire-areau*, d. h. also der Pflug mittelmeerländischer Bauart bezeugt[5]. Nach einer anderen Quelle aus dem Jahre 1804 waren in der offenen Ebene Poitous der leichte *areau*, im Bocage ein schwerer Pflug mit Radvorgestell in Gebrauch[6]. Auch die sprachlichen Zeugnisse weisen darauf hin, daß sich der leichte Holzpflug — im Gegensatz zu den Getreidegebieten des Nordens — im Westen verhältnismäßig lange erhielt: *areau*, *arau*, usw. von Anjou bis zur Saintonge (hier ausdrücklich mit dem mediterranen *araire* gleichgesetzt), FEW I 123 ARATRUM.

Auch an dem Fortleben der gezähnten Sichel sind alte Zusammenhänge mit den benachbarten Gegenden Südfrankreichs erkennbar. Nach den Ermittelungen Hobis[7] hat sich die gezähnte Sichel, die *falx denticulata* der Römer, bis in die neuere Zeit in einer breiten, vom Berry über den Limousin bis in die Gascogne hineinreichenden Zone erhalten. Im Anjou wurde noch bis 1870 mit der gezähnten Sichel, von da ab mit der glatten Sichel gemäht[8]. Jene war, jedenfalls bis zur letzten Jahrhundertwende, auch im Westen bekannt[9], und auch heutigentags wird die Sichel in der Vendée — wie von altersher in Südfrankreich[10] — und an die Vendée anschließend in Teilen der Bretagne zum Schneiden der Getreideähren benutzt[11]. Die von Nordfrankreich aus verbreitete Sense hat

[1] Leser, *Entstehung und Verbreitung des Pfluges*. Münster 1931, S. 323—24.

[2] Young III 1228.

[3] Auch die Doppelsterzigkeit, die man im Poitou antrifft, beruht auf dem Einfluß des Nordens (Leser 322, 324).

[4] *La Tradition en Poitou et Charentes*, S. 35; Baudrillart II 190.

[5] Dion, *Val de Loire*. Tours 1934, S. 469.

[6] Dion, *Essai sur la formation du paysage rural français*. Tours 1934, S. 124.

[7] Fr. Hobi, *Die Benennungen von Sichel und Sense in den Mundarten der französischen Schweiz*. Heidelberg 1926, S. 16.

[8] Verrier-Onillon II 453.

[9] *La Tradition en Poitou et Charentes*, S. 35.

[10] Und auch heute noch im Périgord, Quercy, Gascogne, usw.

[11] Baudrillart II 191; Papy II 440: Bocage vendéen; Bruley, Loire, S. 171: marais breton.

für diesen Zweck also in den entlegenen Gebieten des Westens und Nordwestens noch nicht Verwendung gefunden.

Der besonderen Gunst des ozeanischen Klimas ist es zuzuschreiben, wenn sich beim Entkörnen der Garben im westlichen und nordwestlichen Frankreich Gewohnheiten eingebürgert haben, die in größerer Verbreitung nur aus dem Süden bekannt sind. Zwar hat der zweiteilige Dreschflegel, dessen Heimat wir in den Ländern des Nordens zu suchen haben, auch im westlichen Frankreich Eingang gefunden; über die westlichen Ebenen ist er dann weiter bis in das Baskenland und über die Pyrenäen hinweg in das nördliche Spanien und in andere Teile der Iberischen Halbinsel gewandert. In den Kleinwirtschaften des Bocage und der Marais der Vendée sowie auf den Inseln ist er noch bis heute allgemein in Gebrauch. Während sich die Drescharbeit aber im ganzen nördlichen, nordöstlichen und östlichen Frankreich in gedeckten Räumen, gewöhnlich in der zu diesem Zweck hergerichteten *grange* vollzieht (heutigentags allerdings gewöhnlich mit Maschinen), ist es im Westen in unmittelbarem Zusammenhang mit Südfrankreich (und den Ländern des Südens überhaupt)[1] üblich, im Freien, auf dem Hof oder auf der Straße, zu dreschen; daher die Bezeichnung *kur* = 'cour' in Maine-et-Loire, Vienne und Charente, *rü a batr* = frz. 'rue, rue à battre' in Loire-Inférieure und Morbihan, und *šã* = frz. 'champ' für Tenne in der Vendée. Nordländische und südländische Gepflogenheiten erscheinen im Westen also geradezu miteinander verkoppelt.

Ganz südländisch mutet es auch an, wenn man auf der Insel Houat des Morbihan Pferde über die auf freier Tenne ausgebreiteten Garben kreisen läßt[2], oder wenn man dabei eine steinerne Walze verwendet. Dieses Verfahren ist offenbar jüngeren Ursprungs; es stammt, wie man bestimmt weiß, aus dem südlichen Frankreich und hat sich von hier auf genau demselben Weg, den so viele andere Kulturerscheinungen des Südens gegangen sind, über den Périgord und die Landschaften Westfrankreichs verbreitet[3].

Dieselbe Vielgestaltigkeit, die das ländliche Wirtschaftsleben des Westens kennzeichnet, ist auch an den Grundformen und an der Bauart der Bauernhäuser erkennbar. Auch an ihnen tritt das Spiel verschiedenartiger Kräfte deutlich hervor. Altbodenständige Überlieferungen, fortdauernde Zusammenhänge mit dem Norden und südländische Einflüsse erscheinen im Bild der Gegenwart teils landschaftlich scharf begrenzt, teils eigenartig überschichtet und miteinander verbunden. An den Außenrändern haben sich urständige Bauformen in voller Reinheit erhalten: in den Sumpfgebieten der

[1] Vgl. Verfasser, *Géographie des Traditions Populaires en France*, mit Karte der geographischen Verbreitung nach Ch. Parain.

[2] Hérouville, *Géorgiques*. Paris 1942, S. 31; Desroseaux, *La Bretagne inconnue*. Paris 1938, S. 49.

[3] Weitere Angaben in *Géographie des Traditions Populaires en France*, sowie Musset, Gloss. IV 423, 432 s. v. *roula, ruleau*.

Küste die *bourrines*, in der östlichen Grenzzone des Confolentais ein urwüchsiges Gebirgshaus, in dem sich der Übergang zu der alten Bauüberlieferung des Zentralmassivs spiegelt[1]. Im Mittelraum, d. h. im eigentlichen Durchgangsgebiet, aber erscheinen Bauüberlieferungen verschiedenster Art stark untermischt. Der südländische Einschlag tritt begreiflicherweise in den Charentes am stärksten hervor: die Winzerhäuser im Gebiet von Cognac, die Häuser der Kleinbauern der Saintonge und des Aunis und die Häuser der vorgelagerten Inseln tragen ein ausgesprochen meridionales Gepräge. Einzelne Baumerkmale des Südens strahlen aber noch viel weiter nordwärts, bis an den Unterlauf der Loire und in die Touraine hinein aus. Die natürliche Aufgeschlossenheit, die den Westen Frankreichs kennzeichnet, tritt in den ländlichen Bauformen deutlich hervor: Westfrankreich ist auch in dieser Hinsicht ein Mischgebiet, ganz „province-carrefour".

In einem Lande von Kleinbauern — das ist der Westen zum allergrößten Teil — muß das Haus der kleinbäuerlichen Wirtschaft angepaßt sein. Es ist im allgemeinen ganz einfach, engräumig und niedrig gebaut. Wohn- und Wirtschaftsräume liegen dicht beieinander. Wo Viehzucht betrieben wird, sind Wohnteil und Stallung innerhalb einer baulichen Einheit eng miteinander verbunden. Diese urtümliche Anlage ist in den alten Sumpflandschaften in der Form der *bourrine* und der *cabane*, im Bocage und in der Gâtine der Vendée, in der Plaine vendéenne, hier und da auch noch in der poitevinischen Ebene in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Nordwesten zu finden[2]; eine eigentliche Scheune fehlt, das Korn wird im Dachgeschoß, Stroh und Heu häufig im Freien untergebracht. Derselbe Bautyp ist auch hier und da in den Charentes zu finden[3]. Er begegnet sich hier — in einem Gebiet mit vorherrschender Polykultur — mit Bauernhäusern ganz anderer Art, die zwar auch die enge Verbindung von Wohn- und Wirtschaftsräumen bewahren, in denen der Stall aber keine entscheidende Rolle mehr spielt[4]. Es sind Behausungen von Kleinbauern, die auf wenig Acker, Wein- und Gemüseland angewiesen mit äußerst bescheidenen Wirtschaftsräumen auskommen können. Sie sind — im Gegensatz zu den eben-

---

[1] F. Moreau, *Sur les confins du Limousin et des Charentes*. Annales de Géographie XXIX, 1920, S. 194—95.

[2] Das gilt jedenfalls von den Häusern älteren Typs, die noch keineswegs ausgestorben sind. Vgl. im einzelnen: *La Tradition en Poitou et Charentes* 36 ff.; *Visages du Poitou* 24 ff.; Foville I 291 ff. (Bocage), II 310 (La Roche-sur-Yon); *Enquête sur l'habitation rurale en France* I 97 ff.; II 385—86, 390 ff.; *Vie à la Campagne* 15. 12. 1924, S. 11 ff.; J. Gauthier, *Vieilles maisons du terroir*. Paris 1937, S. 30 ff. Die Darstellung von Passerat stand mir nicht zur Verfügung.

[3] Arqué, Midi aquitain, S. 115; Papy II 449; Papy, Aunis et Saintonge 42; Gauthier, Vieilles maisons du terroir, S. 30 ff. Leider fehlt es an einer planmäßigen Bestandsaufnahme.

[4] Papy II 415; Papy, Aunis et Saintonge, S. 170.

erdigen, gewöhnlich langgestreckten Häusern der Viehzuchtgebiete — vielfach in senkrechter Richtung gegliedert: im Erdgeschoß ist der Weinkeller usw., im Obergeschoß der Wohnteil untergebracht; zu diesem führt eine freiliegende oder von dem vorgezogenen Dach überdeckte steinerne Treppe hinauf[1]. Diese Art der Anlage entspricht ganz südländischer Bautradition; sie ist in weiten Gebieten Südfrankreichs verbreitet[2]. Nach Norden hin strahlt die steinerne Freitreppe als Aufgang zum Wohngeschoß noch bis in die Marche[3], als Aufgang zu dem Dachspeicher des einstöckigen Hauses über die Ebenen des Westens bis in die Touraine und den Anjou[4], vereinzelt sogar noch bis in die südliche Bretagne (Morbihan) hinein aus[5]. In der Normandie entspricht der steinernen Freitreppe eine durch eine mächtige Dachhaube geschützte hölzerne Stiege[6].

Zu einem Ausbau des Obergeschosses ist es im Westen, von den soeben erwähnten Häusern südländischer Bauart abgesehen, nur in ganz seltenen Fällen gekommen. Der Dachraum wird im allgemeinen nur als Kornspeicher benutzt. An der Festlandsküste und auf den Inseln sind die Häuser mit Rücksicht auf die Winde besonders niedrig gebaut, öfter sogar in den Erdboden versenkt.

Wohnteil und Wirtschaftsräume sind im Westen von altersher eng miteinander verbunden. Dieser Zustand hat sich in den alten Sumpfgebieten, überhaupt längs der Küste und in den nach Süden blickenden Landschaften, hier in unmittelbarem Zusammenhang mit den Baugewohnheiten Südfrankreichs, am besten erhalten. In den Bocagegebieten und in den Ebenen ist es — nach dem Vorbild des Nordens — öfter zu einer Loslösung der Wirtschaftsgebäude von dem eigentlichen Wohnhaus gekommen. In der plaine des Poitou überwiegt heutigentags sogar das nordländische Gehöft; im Gegensatz zu den übrigen Gebieten spielt hier, in der Getreidelandschaft, die Scheuer (*grange*), in der man die Erntevorräte unterbringt, wie im Norden eine beachtliche Rolle. Dabei fehlt aber im allgemeinen jener Zug der Planmäßigkeit und strengen Ordnung, der für die Hofanlagen der Getreidelandschaften Nordfrankreichs — Picardie, Brie, Beauce usw. — kennzeichnend ist[7].

In der Wahl der Baustoffe ist man wie überall stark an die

---

[1] *Enquête* I 173: Angoumois; Papy, Aunis et Saintonge, S. 12 = Gauthier 34: Saintonge; Papy, ib. 166: Oleron; *Le pays de France* III, rég. XVI 46.

[2] Verfasser, Mittelmeerländisch-römisches Kulturerbe, S. 359.

[3] *Enquête* I 169.

[4] *La Tradition en Poitou et Charentes* 38; *Vie à la Campagne* 15. 12. 1924, S. 11; Enquête II 386 a, 390 b.

[5] APFr IV 29 ff.; 34, 38.

[6] Gauthier, a. a. O. 46.

[7] *La Tradition en Poitou et Charentes* 38 hebt ausdrücklich die Unregelmäßigkeit der Anlage hervor; für die neueste Zeit Papy II 449.

landschaftlichen Gegebenheiten gebunden. Dabei bestehen schon von altersher enge Berührungen mit den Baugewohnheiten des Südens. Zahlreiche Einzelmerkmale ausgesprochen südländischer Bauweise haben im Laufe der Zeit ihren Weg in die Landschaften des Westens gefunden. Auffallend ist, in wie starkem Maße diese auch in neuerer Zeit noch immer an Boden gewinnen.

Ganz südländisch wirkt der Lehmbau der atlantischen Sumpflandschaften, der in seiner Urtümlichkeit (Verzicht auf die Verwendung von Holz) an die einfache Bauweise des mittleren Garonnetals, der Camargue, der huerta de Valencia, der Lagunen von Cádiz und anderer Schwemmlandzonen des Mittelmeers erinnert. Neuerdings wird der alte Lehmbau, den man auch längs der Rhône über den unteren Dauphiné bis nach Burgund, in die untere Limagne und die Ebene des Forez verfolgen kann[1], durch Steine aus dem benachbarten Bocage oder, zugleich mit der Ziegelbedachung, durch Ziegelmauern ersetzt. Ziegel werden auch sonst gern für die Innenwände oder zur Fenster- und Türeinfassung benutzt.

Der nordländische Fachwerkbau greift nur in einer schmalen Randzone von Osten her in die poitevinischen Brandes hinein[2]. Im städtischen Hausbau ist er jedoch auch an der Loire (Nantes - Anjou - Touraine) und, vielleicht durch alte Handelsbeziehungen mit den Ländern des Nordens angeregt, in der Seestadt La Rochelle in herrlichen Formen zu finden.

Im ganzen übrigen Gebiet ist, in Zusammenhang mit dem südlichen Frankreich, der Steinbau verbreitet: in der südlichen Zone und in den Ebenen des Nordens vor allem der helle Kalkstein, in dem Bocage, in der Guérande (in Verbindung mit der Bretagne) und im Confolentais Schiefer und Granit von düsterem Aussehen; in die nördliche Randzone des Poitou strahlt der in der Touraine beheimatete Tuffsteinbau (*tuffeau*) aus. In größeren räumlichen Zusammenhängen gesehen erscheint der Westen geradezu als die Brücke zwischen dem im Süden und dem von altersher auch im Nordwesten verwurzelten Steinbau. Vom Innern des Landes dringt dieser allmählich immer mehr in die Sumpflandschaften des Westens hinein vor: in den poitevinischen Sümpfen sind die alten Flechtwände schon seit langem verschwunden, in der Brière finden sie nur noch für Nebengebäude Verwendung, und selbst im Marais breton gibt man jetzt gleichfalls dem Steinbau den Vorzug.

An den Steinbau sind zahlreiche Einzelmerkmale gebunden, die in Übereinstimmung mit dem Süden in weiter Verbreitung auch in dem westlichen Frankreich auftauchen. Wir nennen vor allem:

1. Die steinerne Freitreppe, auf die wir schon oben hingewiesen haben.

---

[1] In den Ländern des Nordens ist der reine Lehmbau, der z. B. in Deutschland im Mittelalter öfter bezeugt ist, frühzeitig durch den Fachwerkbau ersetzt worden.

[2] Heutigentags verschwunden.

2. Die aus unbehauenen Feldsteinen errichteten Mäuerchen, mit denen man die Felder umgrenzt. Während in den Sumpf- und Marschlandschaften Umhegungen jeder Art unbekannt sind, und man in den Bocagegebieten für diesen Zweck lebende Hecken verwendet, überziehen in den Ebenen des Poitou und der Vendée wie auch auf den vorgelagerten Inseln (Ré, Yeu) steinerne Mauern die Fluren. Von der Guérande aus kann man diese Art der Umhegung über das bretonische Küstenland bis in die Basse-Normandie hinauf weiter verfolgen.

3. Die Hofmauern, mit denen man in Getreide- und Weinlandschaften größere Höfe umschließt und zu denen gewöhnlich auch ein von einem mächtigen Rundbogen gekröntes Hoftor gehört[1].

4. Den Rundbogen, mit dem in verschiedenen Teilen der Bretagne, vor allem im Morbihan und in Finistère, der Eingang zum Wohnhaus und zum Dachspeicher abschließt[2]. Dieses an dem einfachen Bauernhaus besonders auffällige Merkmal, für das wir aus den Nachbargebieten des Westens keinerlei Parallelen beibringen können[3], ist ein Zeichen für die Wertschätzung, der sich die Bearbeitung des Steins auf bretonischem Boden besonders seit dem 16. Jahrhundert erfreute. Man darf annehmen, daß es sich um die Nachahmung einer zunächst an Gutshöfen verwendeten Stilform handelt.

5. Die aus Stein gebauten laubenartigen Bogenhallen, die dem Straßenbild der alten Handelsstadt La Rochelle[4] ein besonderes Gepräge verleihen und die in größeren Zusammenhängen gesehen wie ein Absprengsel der im oberen Languedoc und an der mittleren Garonne so stark verbreiteten Laubengänge erscheinen[5]. Alte Laubengänge sind auch noch weiter nördlich in der Bretagne[6] und in der Normandie[7] zu finden. Doch scheint es sich bei diesen

---

[1] *Enquête* I 98.

[2] Vgl. Abb. bei Gauthier, Vieilles maisons, S. 40, 41; Gauthier, APFr IV 30, 33, 40, 41: „La forme d'ouverture en encolade si chère aux XVe et XVIe siècles a persisté en Bretagne jusqu'au XIXe siècle"; Giese, VKR IV 348.

[3] Die Ausstrahlung der Rundbogenform am bäuerlichen Haus, die eine genauere Darstellung verdiente, habe ich in *Mittelmeerländisch-römisches Kulturerbe* S. 353—54 kurz umrissen.

[4] Abb. in *Le pays de France*, rég. XVI, S. 48, 54; Papy, Aunis et Saintonge, S. 84, 85.

[5] Ein anderes zusammenhängendes Verbreitungsgebiet der aus Stein errichteten Laubengänge bilden in unmittelbarem Anschluß an Italien (wie in Tirol) Savoyen - Schweiz (Tessin, Bern usw.) - Freigrafschaft - Lothringen. Soweit ich sehen kann, hat man sich bisher noch nicht die Mühe genommen, die Verbreitung und Entstehungsgeschichte dieser für die Gestaltung der Stadtlandschaft so bedeutsamen Erscheinung zusammenfassend darzustellen.

[6] In Gouarec, Morlaix, Dol, Dinan und Vitré (hier in ziemlich moderner Ausführung).

[7] *Le pays de France*, rég. Normandie, S. 21 (1562).

überwiegend um Erdgeschoßlauben, die auf Holzstützen ruhen, zu handeln.

6. Die Windmühle, die sich dank den besonders günstigen Windverhältnissen längs der westfranzösischen Küste — ganz ähnlich wie an der atlantischen Küste der Iberischen Halbinsel[1] länger als in irgendeiner binnenländischen Landschaft gehalten hat. Um 1800 gab es allein im Bezirk Crozon an der Westspitze der bretonischen Halbinsel 72 Windmühlen[2], und auch landeinwärts waren sie, wie alte Ortsnamen des Departement Vienne ausweisen[3], ehemals weithin verbreitet. Dort ist das Auftreten von Windmühlen zuerst im Jahre 1276 bezeugt (molendinum de vento)[4]. Heute sind sie ganz auf die küstennahen Gebiete, marais breton, Brière und Guérande, beschränkt. Ihre Form entspricht dem Typus, der uns aus den Mittelmeerländern bekannt ist. Sie bestehen aus einem turmartigen runden Steinbau, dem eine drehbare Kappe von kegelartiger Form aufgesetzt ist; sie unterscheiden sich also aufs schärfste von den aus Holz gebauten Bockmühlen, die das ganze nördliche Frankreich von Flandern bis zur Loire beherrschen[5]. Wir begegnen steinernen Windmühlen in unmittelbarem Anschluß an das Garonnegebiet in den Charentes und auf den vorgelagerten Inseln; von hier setzt sich die mittelmeerländische Form mit geringen Abwandlungen über das Innere Poitous und die Küstenlandschaften der Vendée bis in die Bretagne und vereinzelt bis in den Westen der Normandie hinauf fort[6]. Erst hier, an den nordöstlichen Ausläufern des armorikanischen Massivs, findet die steinerne Windmühle des Mittelmeers ihre natürliche Grenze. Andererseits hat die von Flandern ausstrahlende hölzerne Bockmühle längs der Loire einen tiefen Einbruch in den Westen erzielt: sie hat sich vom Val d'Orléans her über den Anjou bis in den Raum der unteren Loire verbreitet[7]. Bockwindmühlen mit einem kegelstumpfartigen Unterbau, die stark an die in Flandern, Holland und Niederdeutschland verbreiteten Sockelformen erinnern, geben der Einbruchslandschaft ein beson-

[1] Vgl. Verfasser, *Notas etnográfico-lingüísticas da Póvoa de Varzim.* Boletim de Filologia IV, 1936, S. 156—74.

[2] Nach dem Zeugnis Cambrys.

[3] Dict. top. Vienne, s. v. *Moulin-au-Vent.*

[4] Vgl. ib., ebenso 1325, 1473.

[5] Abbildungen der verschiedenen Typen in *Géographie des Traditions Populaires en France.*

[6] Man vergleiche u. a. die folgenden Abbildungen: Papy, Aunis et Saintonge, S. 101: Rochefort; *Visages du Poitou*, S. 46; *Le pays de France* III, rég. XVI 10: Arvert-Poitou; *L'Illustration*, Paris, 28. 10. 1933: Vendée; Yole, Vendée, S. 28, 87; APFr II 9: marais breton; Levron, Haute Bretagne, S. 44: Pays nantais; S. 73, 75, 83: Guérande; Gabory, Pays nantais, S. 85, 170; Châteaubriant, Au pays de Brière, S. 5, 37, 41, 119; Maurette 135: Anjou; Dervenn, Morbihan, S. 65, 167; Dupouy, Cornouaille, S. 75; Le Roy, Bretagne, S. 59; APFr IV 41 Guilvinec; Seguin, Vieux mangers, S. 44: Cotentin.

[7] Vgl. R. Vieli, *Die Terminologie der Mühle in Romanisch-Bünden.* Chur 1927, Abb. 5 Aunay-sous-Auneau, sowie die folgende Anm.

deres Gepräge[1]. Miniaturformen dieses Typus sind auch noch an der Westspitze der Bretagne (Ouessant) zu finden[2].

In diesem Zusammenhang sei auch kurz der Meermühlen gedacht, die unmittelbar am Strand gelegen unter Ausnutzung der zurückgehenden Flut in Gang gesetzt werden. Meermühlen sind, soweit wir sehen können, auf französischem Boden zum erstenmal 1235 in der Normandie bezeugt[3], im 18. Jahrhundert kamen sie in Flandern aufs neue in Gebrauch[4]. Aus neuerer Zeit sind sie uns aus der Bretagne[5], aus der Gegend von Bordeaux, aus dem Baskenlande[6], vor allem auch aus Algarve[7] bekannt, wo sie noch heutigentags benutzt werden.

An den Formen der Bedachung tritt der Einfluß des Südens, den wir beim Steinbau, jedenfalls soweit die ältere Zeit in Frage kommt, nur vermuten konnten, mit aller Klarheit hervor. Die ältere Art der Dachdeckung mit Schilfrohr oder Stroh, die streckenweise urkundlich nachweisbar ist, hat sich nur noch in einem kleinen Küstenstreifen, in den Sumpfgebieten der Vendée, und in der Brière erhalten. Im ganzen übrigen Westen hat das im Süden beheimatete flache Hohlziegeldach seinen Einzug gehalten. Es beherrscht in unmittelbarem Anschluß an die südlichen Nachbarlandschaften die Charentes (samt den vorgelagerten Inseln) und setzt sich von hier aus, den großen Einbruchsstraßen des Südens folgend in die Vendéer und poitevinischen Ebenen hinein fort; es hat in den östlichen Randlandschaften, vor allem im Talgebiet von Limoges, beträchtlich Boden gewonnen und im Westen die alten Sumpfgebiete an der Sèvre und die Küste der Vendée nahezu restlos erobert; es hat sich sogar in den Heckenlandschaften, im Bocage, in der Gâtine und den Mauges, durchsetzen können und beginnt jetzt auch das letzte Widerstandsgebiet, den marais breton, zu durchdringen. In der Touraine, im Anjou und in den südlich vorgelagerten Gebieten des Poitou werden die Häuser mit dem im Anjou in Massen anstehenden Schiefer gedeckt; weiter westlich aber hat das Hohlziegeldach die Loire erreicht. Seine Stoßkraft ist, wie man sieht, ungeheuer. Es hat auch auf der andern Seite des Zentralmassivs, wie im Westen in nördlicher Richtung vordringend und vom Rhônetal

---

[1] Abbildungen: *Enquête* I 94 (Maine-et-Loire); Rougé, Ceux de la Touraine, S. 128; Rougé, Les beaux pays de la Loire, S. 18, 114; Le Braz, Bretagne, S. 122 (Bourg-de-Batz); Bruley, Loire, S. 142, 163 (Anjou).

[2] Brunhes II 529; Le Roy, Bretagne, S. 96.

[3] Hérubel, L'homme et la côte, S. 184.

[4] Grand d'Aussy I 57.

[5] Wir verdanken die Erinnerung einer Zeichnung Meheuts, die Brunhes II 592 wiedergegeben hat.

[6] Ph. Veyrin, *Les moulins à marée du Pays Basque.* Bulletin du Musée Basque 1936, S. 414—23.

[7] Revista Lusitana XXVIII 59.

seitlich ausstrahlend, weite Gebiete erobert[1]. In Teilgebieten der Vendée werden die Hohlziegel wegen ihrer mittelmeerländischen Form *tuiles italiennes* genannt; die bodenständigen Bezeichnungen *thieuble* 1584 La Rochelle, *téble*, *tuble* Poitou lassen den Zusammenhang mit den Nachbarmundarten des Südens (Périgord *teule*, altgasc. *tieble*, land. *tuble*) erkennen. Flachziegel, die man hier und da verwendet, sind offenbar neueren Ursprungs.

Die südländische Färbung, die den Bauernhäusern Westfrankreichs eigentümlich ist, wird durch den weißen Kalkanstrich, den man ihnen in manchen Gegenden gibt, noch beträchtlich verstärkt. Im Angoumois, in der Saintonge und im Aunis, auf den vorgelagerten Inseln und längs der ganzen Küste strahlen die Häuser — wie in weiten Gebieten Languedocs und der Gascogne — in blendendem Weiß. Die niedrige, ebenerdige Bauart, das feste Mauerwerk, das rote Ziegeldach, die kleinen Fensteröffnungen, freundliche Blumengärten und der Weinstock, der sich an der schmalen Türe emporrankt, lassen den Zusammenklang mit dem Süden vollkommen erscheinen. Auf den Inseln denkt man an Madeira und Tenerife, auf dem Festland wird die Erinnerung an Alentejo, Algarve und südspanische Landschaften wach[2]. Eine auffallende Sauberkeit und ein wohltuender Farbsinn, die sich in den Küstenstrichen hinzugesellen, heben die Häuser am Meeressaum vollends von denen des Binnenlands ab. Von der Küste aus greift der weiße Kalkanstrich, der sich bis in die Bretagne hinauf fortsetzt, landeinwärts bis in die Ebene der Vendée, nördlich der Loire bis in die Brière hinein aus. In den Bocagegebieten und in der Ebene von Poitou aber haben die Häuser, von wenigen Ausnahmen abgesehen, ihr natürliches graues, wenig einladendes Aussehen bewahrt. Insofern gleichen sie ganz dem binnenländisch-französischen Typ. Allein in der malerischen Touraine kommt die helle Patina des Südens, mit anderen ausgesprochen südländischen Baumerkmalen verbunden, noch einmal zu prächtiger Wirkung.

So vielgestaltig die Bauernhäuser Westfrankreichs auf Grund verschiedenartiger Einflüsse hinsichtlich ihrer äußeren Anlage sind, so stark sind sie in ihrer überwiegenden Mehrheit in der Gestaltung des Innern an feste, von altersher fortdauernde Überlieferungen gebunden. Dieser Zug prägt sich vor allem in der Anspruchslosigkeit aus, die man — wie fast überall im bäuerlichen Frankreich — der eigenen Unterkunft, dem Wohnteil entgegen-

[1] Vgl. Verfasser, *Géographie des Traditions Populaires en France*, mit Karte.

[2] Man lese, was P. Loti über die Häuser von Oleron sagt: „Des villages de pêcheurs, aux maisonnettes toutes basses, comme blotties contre le sol par crainte des rafales qui soufflent de l'Océan; pauvres villages, tout blancs de chaux comme des villages arabes, et nets, et propres à ravir, avec des giroflées, des roses, des fleurettes poussant partout, parmi les pavés, blancs aussi, de leurs petites rues paisibles“ (nach Papy, Aunis et Saintonge, S. 142).

bringt. Der Wohnteil ist, wie es kleinbäuerlicher Wirtschaft entspricht, äußerst beschränkt. Er besteht — auch noch heute — gewöhnlich nur aus einem einzigen Raum (*cuisine*), den man unmittelbar von außen betritt und der gleichzeitig als Wohn-, Eß- und Schlafraum bestimmt ist[1]. An ihn schließt, ursprünglich nur durch Möbelstücke abgetrennt, ein kleiner Raum (*chambre*) an, der zum Aufstellen von Schränken und Betten benutzt wird; eine eigentliche Wohnstube scheint es nirgends zu geben, wenn man die (vereinzelt auftretende) *belle-chambre* des marais poitevin ausnimmt, der sich, wie wir sahen, überhaupt durch seine Schmuckfreudigkeit wesentlich von dem Binnenland unterscheidet. Knechte werden noch vielfach im Dachspeicher untergebracht[2]. Als Feuerstelle dient allgemein der offene, ebenerdige Herd, an den sich in der Vendée unmittelbar der Backofen anschließt. Der Fußboden besteht noch vielfach aus der nackten, mit einem festgestampften Lehmstrich überzogenen Erde; erst in neuerer Zeit ist man auf den Inseln dazu übergegangen, den Lehmstampfboden durch eine Zementauflage zu ersetzen; in der Saintonge und im Aunis sind Fliesen gelegt. Die Herdbänke waren früher im Vendéer Heckenland aus Stein; in den Sumpfgebieten sind noch heute Lehmbänke verbreitet. In der Moorlandschaft Brière wird Torf, in den andern Sumpfgebieten getrockneter Kuhmist verfeuert.

* * *

Werfen wir am Schluß unserer Betrachtungen einen Blick zurück, so tritt bei aller Vielgestaltigkeit im einzelnen, trotz zahlreicher innerer Verflechtungen und Überkreuzungen doch wieder die besondere Eigenart und Geschlossenheit einzelner Teilgebiete in dem Gesamtbild deutlich hervor: die weite Ebene von Poitou, die sich dem Einfluß des Nordens am stärksten erschließt; Angoumois, Saintonge und Aunis, in denen sich die Verbindung mit den offenen Landschaften des Südens mannigfach auswirkt; die vorgelagerten Inseln, deren ländliche Kultur geradezu wie ein Abbild mittelmeerländischer Lebens- und Kulturformen erscheint; das Marschland an der Festlandküste, dessen Erschließung Frankreich Kulturpionieren des Nordens verdankt, und der Bocage, der neben den alten Sumpflandschaften altbodenständige Überlieferungen am reinsten bewahrt hat. Auf den weiten Ebenen haben sich nordländische und mittelmeerländische Kulturmerkmale in eigenartiger Weise durchdrungen; in ihrem Bereich ist auch der Zug der neueren Zeit, nicht zum wenigsten in der geistigen Haltung, in starkem Maße wirksam geworden. Die Randgebiete aber haben die eigenständige Überliefe-

[1] Vgl. u. a. *La Tradition en Poitou et Charentes* 38; Baudrillart II 205; APFr II 7: marais breton; *Enquête* I 99, II 391 a: plaine Vendée, bourrine; II 385: Gâtine; II 390: Bocage; II 38 a: Charentes (cuisine = chambre à coucher 40 v. H.); für die ältere Zeit A. Hugo III 223.

[2] *Enquête* II 386: Deux-Sèvres.

rung besser gewahrt. Jahrhunderte hindurch bildete das Heckenland einen Widerstandspol gegenüber den Bewegungen des Fortschritts; die Brière, die Guérande und der Marais breton sind noch bis in unsere Tage hinein Rückzugsgebiete von geradezu klassischer Artung geblieben. In ihnen haben sich, weit ab von der historischen Straße, die den Norden und den Süden im westlichen Korridor miteinander verbindet, neben archaischen Mundarten Lebens- und Kulturformen von ganz ursprünglichem Charakter erhalten; in ihnen ist das Gesetz des Beharrens, das den Westen trotz aller zeitlichen Wandlungen auszeichnet, besonders stark lebendig geblieben. Tradition und Fortschritt haben in den Landschaften des Westens Jahrhunderte hindurch in erbittertem Kampfe gelegen. Erst die allerjüngste Vergangenheit hat auch in den Rückzugsgebieten eine Wandlung im Sinne der Neuzeit gebracht.

APFr = *L'Art Populaire en France*. Paris-Strasbourg.
P. Arqué, *Géographie du Midi aquitain*. Paris, Presses Universitaires de France.
H. Baudrillart, *Les populations agricoles de la France*. Paris 1885.
A. Le Braz, *La Bretagne*. Paris 1928.
E. Bruley, *Géographie des pays de la Loire*. Paris 1937.
J. Brunhes, *Géographie humaine de la France*. Paris, o. J.
L. Chaigne, *La Vendée*. Paris 1943.
Les côtes charentaises. Sammlung von Photogr., Text von L. Canet. La Rochelle, o. J.
A. Durand, *Nantes dans la France de l'Ouest*. Paris 1941.
Enquête sur l'habitation rurale en France. 2 Bde. Paris 1939.
M. Fombeure, *Ceux des pays de l'Ouest*. Paris 1943.
E. Gabory, *Le pays nantais*. Paris, Gigord, o. J.
A. Van Gennep, *Manuel de folklore français contemporain*. Paris 1937 ff.
A. Hallays, *De Bretagne en Saintonge*. Paris 1930.
M. Hérubel, *L'homme et la côte*. Paris, Libr. Gallimard, 1936.
A. Hugo, *France pittoresque*. Paris 1835.
J. Jacoupy, *Le Poitou*. Grenoble, Arthaud.
J. Levron, *La Haute Bretagne*. Grenoble 1938.
G. Musset, *Glossaire des patois et des parlers de l'Aunis et du Saintonge*. La Rochelle 1927 ff.
R. Musset, *Le Bas-Maine*. Paris 1917.
R. Musset, *La Bretagne*. Paris 1937.
L. Papy, *La côte atlantique de la Loire à la Gironde*. 2 Bde. Bordeaux, o. J. (1941).
L. Papy, *Aunis et Saintonge*. Grenoble 1937.
P. Raveau, *L'agriculture et les classes paysannes dans le Haut Poitou au XVI*[e] *siècle*. Paris 1926.
RGPyrSOu = *Revue géographique des Pyrénées et du Sud-Ouest*. Toulouse.
La Tradition en Poitou et Charentes. Paris 1897.
Visages du Poitou. Paris, Horizons de France, 1942.
J. Yole, *La Vendée*. Paris, Gigord, o. J.

Universidad Nacional de Cuyo, Mendoza F. KRÜGER

Zur Charakteristik des Libro del Arcipreste de Hita

I

Wenn der anonyme kastilische Spielmann des 15. Jahrhunderts, dessen bruchstückhaftes Repertoire Ramón Menéndez Pidal entdeckt hat, mit den Worten *Agora començemos del ljbro del Açipreste*[1] zu einem neuen Programmpunkt überleitet, so befindet er sich bei dieser Benennung des dichterischen Meisterwerkes im spanischen Hochmittelalter in auffälliger Übereinstimmung mit zwei anderen Texten des 15. Jahrhunderts. Der Marqués de Santillana spricht in seiner Literaturschau vom *Libro del Archipreste de Hita*[2] und Alfonso Martínez de Toledo, der seine eigene Prosasatire lediglich *Arcipreste de Talavera* genannt wissen möchte, gebraucht für das Werk des Arcipreste de Hita die Bezeichnung *tractado*[3]. Ohne an der Berechtigung des von Ramón Menéndez Pidal 1898 vorgeschlagenen[4] und seitdem von niemand bestrittenen Titels *Libro de buen amor* rütteln zu wollen, sei er, im Hinblick auf die Problematik des Liebesbegriffes beim Arcipreste de Hita, für die Dauer einer erneuten Meditation über den Text zurückgestellt zugunsten jener alten Benennungen, die für die Fülle des Buches keinen anderen Namen wußten als eben die Zuordnung zu seinem Verfasser. Die Gegenstände dieser Meditation sind vier Hauptprobleme des Libro: der Aufbau, die Rolle der Exempel, die Ich-Darstellung, die Frage der Deutung.

Menéndez y Pelayo hatte im *Libro* unterschieden: einen Schelmenroman in der Ichform mit dem Dichter als Helden und in diesen Roman eingeschaltete Stoffe. Die Einschaltungen zerlegte er in eine

---

[1] Ramón Menéndez Pidal, Poesía juglaresca y juglares, Madrid 1924, S. 463.

[2] Proemio e carta quel Marques de Santillana envio al condestable de Portugal con las obras suyas (Textausschnitt bei Werner Mulertt, Lesebuch der älteren spanischen Literatur, Halle 1927, S. 49).

[3] Siehe die Stelle bei R. Menéndez Pidal, Antología de prosistas españoles, sexta ed., Madrid 1932, S. 49.

[4] R. Menéndez Pidal, Título que el Arcipreste de Hita dió al libro de sus poesías (1898), jetzt in: Poesía árabe y poesía europea (Colección Austral), Madrid 1941, S. 139—45.

Anzahl von Exempeln, eine Paraphrase der *Ars amatoria* Ovids, eine Bearbeitung der *Vetula*-Komödie, das Spottgedicht vom Kampf zwischen Fleischessen und Fasten mit seinen Anhängseln, verschiedene Satiren, eine Anzahl von geistlichen und weltlichen Liedern, verschiedene moralische und asketische Einschübe [1]. Diese Einschaltungstheorie gibt aber nur eine negative Charakteristik. Das Problem der stofflichen Ungleichartigkeit, des Mißverhältnisses von Rahmen und Füllung, kann von ihr nicht gelöst werden. Es führt auch nicht weiter, wenn Lecoy den *Libro* am Maßstab von innen motivierter dichterischer Architektur mißt [2]. Aber es ist doch wichtig, daß der französische Forscher das ganze Werk nicht mehr um das angebliche Dichter-Ich zentriert, sondern um zwei Hauptepisoden: die *Vetula*-Komödie und den Streit zwischen Don Carnal und Doña Quaresma [3]. In Wirklichkeit jedoch sind es vier Hauptteile, die nebeneinander geordnet sind, ohne daß einer den Gipfel oder den Schwerpunkt bilde: 1. Streit des Erzpriesters mit Amor (395 Str. = Str. 181—575, Redewechsel in Str. 423); 2. Umwerbung und Gewinnung der Doña Endrina (316 Str. = Str. 576—891); 3. Streit zwischen Don Carnal und Doña Quaresma (248 Str. = Str. 1067—1314); 4. Exempelgespräch der Kupplerin Trotaconventos mit der vom Erzpriester umworbenen Nonne Doña Garoça (177 Str. = Str. 1331—1507). Der Aufbau ist also eine klare Alternation zweier Streit- und zweier Werbungsepisoden. Einleitungs- (Str. 1—180) und Schlußteil (Str. 1508—1728) sind ungefähr gleich lang. Beide sind nicht einschichtig angelegt, sondern schreiten in mehreren Stößen vorwärts, wobei Religiöses, Lyrisches, Witziges, Theoretisches, Amuröses, Moralisches abwechseln und beliebig verlängert werden könnten. Die noch verbleibenden 191 Strophen fallen auf den Übergang zwischen Teil 2 und Teil 3 (175 Str. = Str. 892—1066), der im ersten Drittel die Vielfalt der beiden Rahmenteile aufweist, in den letzten 24 Strophen religiös gestimmt ist und dazwischen die Doppelfassungen (in Lang- und Kurzversen) von vier Serranilla-Situationen enthält. 16 Strophen (Str. 1315—1330) zwischen Teil 3 und Teil 4 schließlich berichten von zwei vergeblichen Liebeswerbungen des Erzpriesters und bilden eine Art Zwischenprolog zu der Werbung um die kluge und fromme Nonne.

Der Ich-Faden ist beinahe zu schwach, um alle diese verschiedenen Materien zu halten. Es gibt aber andere Faktoren, die stärker vereinheitlichen. Die weitere Untersuchung wird sie im einzelnen aufzuweisen haben. Schon bei der Darstellung des großen Aufbaues ist die Wichtigkeit des Werbungs- und des Streitthemas klar geworden. Ein Zufall will es, daß eines der ältesten lyrischen Denk-

---

[1] Menéndez y Pelayo, Antología de poetas líricos castellanos, tomo 3, Madrid 1923 (Biblioteca clásica, CLX), S. LXXI f.

[2] Félix Lecoy, Recherches sur le Libro de buen amor, Paris 1938, S. 359.

[3] Lecoy, ebda., S. 352.

mäler des Spanischen, die *Razón de amor* mit den angehängten *Denuestos del agua y el vino* (wohl Anfang des 13. Jahrhunderts), die Verbindung eines Liebesgesprächs mit einem Streitgedicht ist. Ausschließliche Streitgedichte sind die *Disputa del alma y del cuerpo* (um 1200) und *Elena y María* oder *Disputa del clérigo y del caballero* (letztes Drittel des 13. Jahrhunderts). Der *Libro del Arcipreste* führt somit eine frühmittelalterliche spanische Tradition fort, die sich in den Gesamtzusammenhang des mittelalterlichen Streitgedichtes eingliedert[1].

Nicht weniger als 12 Streitsituationen hat der Dichter dargestellt. Außer dem Streit zwischen Arcipreste und Amor, dem Streit zwischen Fleischessen und Fasten und dem Exempelstreit zwischen Trotaconventos und Doña Garoça sind es: der Gesten-Disput zwischen Griechen und Römern um den Besitz der Wissenschaften (Str. 47—63), der Streit des Königs Alcaraz mit den Sterndeutern um die Wahrheit der Astrologie (Str. 129—39), der Prozeß des Wolfes und des Fuchses vor dem Affen als Richter (Str. 321—71), der Kontrovers-Charakter der vier Serranillas (Str. 950—1042), der Streit des Arcipreste mit der wegen des Habsuchtsvorwurfes gekränkten Trotaconventos (Str. 920—36), der Streit zwischen Weltgeistlichen, Mönchen und Nonnen um die Beherbergung Amors (Str. 1247—59), die Abweisung des Arcipreste durch das Maurenmädchen (Str. 1508—12), die Schmähstrophen des Arcipreste auf den Tod nach dem Sterben der Kupplerin (Str. 1520—68), der Protest der Kleriker von Talavera gegen das Verbot der Kebsweiber durch den Erzbischof Don Gil de Albornoz (Str. 1690—1709).

Sicherlich steht die Vorliebe des Dichters für die Streitthematik im Zusammenhang mit den spielmännischen Zügen des *Libro*, der aus ihr eine stets von neuem spannende Dialektik der Handlung gewinnt. Sie wird noch dadurch gesteigert, daß die weitaus größte Zahl der das Werk durchsetzenden Exempel (nämlich 28 von insgesamt 33) keinen positiven Beweischarakter trägt, sondern als Warnung oder Witzigung gemeint ist. Aus all dem ergibt sich nun doch schon eine recht eindeutig gestimmte Handlungsführung.

Die Fülle der Exempel, die 326 Strophen in dem erhaltenen Text einnehmen (das längste umfaßt 52, das kürzeste 2 Strophen), prägt nun aber ohne Zweifel das Werk künstlerisch am stärksten. Dazu kommt noch, daß die Liste der *Refranes y sentencias proverbiales*, die Cejador y Frauca am Schluß seiner Ausgabe zusammengestellt hat, 281 Nummern umfaßt[2].

---

[1] Am besten kann man sich über seine Probleme orientieren in dem Buch von Hans Walther, Das Streitgedicht in der lateinischen Literatur des Mittelalters, München 1920. Eine Reihe der im *Libro* dargestellten Streitthemen findet man hier mittellateinisch belegt vor.

[2] Juan Ruiz, Arcipreste de Hita, Libro de buen amor, edición y notas de Julio Cejador y Frauca, Madrid 1913.

II

Die Sprichwörter fallen des öfteren auch deswegen so stark auf, weil sie in Reihen auftreten. Weniger anschaulich illustrierend als vielmehr gedanklich unterstreichend, haben sie dann den Charakter abgekürzter Exempel und gewinnen Eigengewicht. Nachdem im ersten Teil Amor vom Arcipreste hatte hören müssen, daß er alle Hauptsünden im Gefolge habe, beginnt er seine lange Antwortrede mit einer Mahnung zur *mesura* (Str. 423), die von einer fünfgliedrigen Spruchkette unterstrichen wird (Str. 423—24). Ähnliches zeigt der Beginn der Ausführungen des Liebesgottes über die Wirkungen des Geldes (Str. 490—91). In solchen Fällen hat das Sprichwort einen selbständigen Darstellungszweck. Eine dienende Rolle behält es dagegen, wenn es die Nutzanwendung eines Exempels komprimiert. Auch hier gibt es ganze Ketten.

Das Sprichwort bildet nur die eine Weise, Aussagen des Dichters zu stützen. Eine andere ist das Anführen einer Autorität oder eine sonstige Quellenangabe. Logisch handelt es sich dabei um den gleichen Vorgang der Analogie. Genannt seien die *Disticha Catonis* (Str. 44), *Aristoteles* (St. 71—72), *Ovid* und der *Pamphilus*-Autor (Str. 891), *Ptolemäus* und *Plato* (Str. 124). In der Prosapredigt nach dem ersten Prolog wimmelt es von Verweisungen: auf die *Psalmen*, das *Buch der Weisheit*, den *Evangelisten Johannes*, *Job*, *Gratian*, *Gregor den Großen*, die *Constitutiones Clementinae*. Der Lust des Belegens entspricht beim Dichter eine ebenso große Geschicklichkeit, die Belege einzufügen. Da, wo der Dichter mit einem Beleg und der Angabe einer Quelle unterstreicht, liegt offenbar ein Interessenkomplex oder ein Gefühlsschwerpunkt vor. In den gleichen Zusammenhang gehören schließlich auch die antiken und biblischen Tatsachenbeispiele, z. B. Troia (Str. 223), der Untergang der Ägypter im Roten Meer (Str. 224), Luzifers Höllensturz (Str. 233), der Arme Lazarus (Str. 247), David und Urias (Str. 258—59), Sodoma und Gomorrha (Str. 260), Kain und Abel (Str. 281—82), der Sündenfall im Paradies (Str. 294), Lot (Str. 296), Nabuchodonosor (Str. 305), Samson und Dalila (Str. 308), Saul (Str. 309), um nur einige ausgewählte Beispiele aus der Rügerede des Arcipreste gegen Amor zu nennen. Die Methode ist ähnlich wie die Dantes im *Purgatorio*, nur gibt es hier neben den negativen auch positive Veranschaulichungen, während beim Dichter des *Libro* der negative Sinn fast alles beherrscht. Außerdem aber ordnet Dante, einer, wie E. R. Curtius nachgewiesen hat, alten „Stiltradition" folgend[1], bewußt antike und christliche Beispiele zu einem systematischen Korrespondenzsystem. Mag auch schließlich Dante seine Fälle in einen epischen Zusammenhang eingebaut haben, der Verfasser des *Libro* in einen didaktischen, so ist doch bei beiden keine

[1] Ernst Robert Curtius, Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter, Bern 1948, S. 366.

Spur eines neuzeitlichen Symbolgebrauchs vorhanden, der bereits bei Petrarca z. B. das Beispielmaterial der Antike zur Kundgabe einer persönlichen Erlebniswelt verwendet.

Das Paradigmengebet des ersten Versprologs hat in der Fülle der Berufungen auf Wundertaten Gottes etwas der übrigen Belegtechnik Verwandtes, wenn natürlich auch genetisch und seelisch etwas Eigenes vorliegt. Da dieses Gebet mit dem Problem der Ichdarstellung im *Libro* zusammenhängt, so kann seine Besprechung zurückgestellt werden. Die Parallelen zwischen den Paradigmen des Arcipreste mit Gebeten im *Cantar de Mio Cid* und dem *Poema de Fernán González* sind schon von Puyol y Alonso aufgezeigt worden[1].

Über die Quellen der epischen Exempel schließlich sind von Otto Tacke und Félix Lecoy eingehende und ertragreiche Forschungen angestellt worden. Tacke hatte sich auf die Tierfabeln (ihre „Spezialisierung" durch den Dichter unterstreichend[2]) beschränkt. Lecoy hat die gesamten Quellen mit großem Scharfsinn untersucht. Sein Buch ist auch deswegen besonders verdienstvoll, weil auf Grund seiner Ergebnisse sich die Annahme einseitig französischer Quellen erübrigt. Die Um- und Ausgestaltung übernommener Stoffe (es handelt sich um 25 Tierfabeln, 3 gelehrte und 2 religiöse Geschichten, 3 Schwänke), ihr Einpassen in neue Zusammenhänge, die Schaffung des Lokalkolorits und die verdeutlichende Ausgestaltung der Moral erweisen zwei Eigenschaften im Dichter des *Libro*: Klugheit und Selbständigkeit. Die Aufgabe z. B., die Hauptsünden (im *Libro* sind es acht) durch Tierfabeln zu illustrieren, war sicherlich schwierig[3]. Darf man das Verdienst an der Lösung ganz auf das Konto des altspanischen Dichters setzen? Innerhalb eines Rahmens, der von einem Schwank und zwei Tierfabeln gebildet wird, folgt jeweils auf die Rüge, Amor ziehe eine Hauptsünde nach sich, eine Tierfabel (zur *luxuria* gehört außerdem die Vergilfabel, Str. 261—68). Das ganze System entspricht wohl mittelalterlicher Predigtart. Der Dichter selbst hat hier, wie überhaupt im *Libro*, keine einheitliche Bezeichnung für seine epischen Exempel. *Fabla*, *ejemplo*, *hazaña* und

[1] Julio Puyol y Alonso, El Arcipreste de Hita, Madrid 1906, S. 159 f.

[2] Otto Tacke, Die Fabeln des Erzpriesters von Hita im Rahmen der mittelalterlichen Fabelliteratur, RF 31 (1912), S. 702.

[3] Die Aufgabe ist nicht immer gelöst. Die Fabel vom Undank des Löwen gegen den Kranich (Str. 252—54) soll den Geiz veranschaulichen. — Die Fabel vom Königsadler, den ein mit seinen eigenen Federn beflügeltes Geschoß trifft (Str. 270—72), hat keinen Bezug zum Thema der Luxuria. — Die Fabel von dem alten Löwen, der von den rachsüchtigen Tieren mißhandelt wird, schließt der, stofflich hier vielleicht selbständige, Erzpriester mit dem Selbstmord des Löwen ab (Str. 311—15). Sie soll auf diese Weise zur Veranschaulichung des Zornes dienen. — Schon vor dem Prozeß des Wolfes und des Fuchses vor dem Affen lenkt der Dichter von der Acedia, deren Exempel er eigentlich sein sollte (vgl. Str. 319), zur hipocresía ab (Str. 319). Vgl. auch die entsprechenden Bemerkungen Tackes, S. 634 f., 635, 646 f., 651.

lección haben für ihn offenbar den gleichen Bedeutungswert, während *fablilla* sowohl für Sprichwort wie für Fabel gebraucht wird (Str. 179, 1400).

Die gleiche dichterische Bewußtheit wie in jenem ersten Hauptteil des *Libro* weist der Dialog zwischen der Trotaconventos und Doña Garoça auf. Während jenem im ganzen zwölf Exempel zugehören, sind es hier deren zehn. Fünf werden von der Nonne, fünf von der Kupplerin ausgesprochen. Hier also ist die Symmetrie vollständig. Es ist gewiß richtig, daß angesichts der Länge dieses Exempeldialogs (128 Str.) und seiner Umkleidung (41 Str.) die eigentliche Geschichte der sich daraus entwickelnden platonischen Liebe, durch die der Sinn des Erzpriesters auf Gott gerichtet wird, ganz kurz, fast formelhaft wirkt (8 Str.), aber die Erzählweise des *Libro* ist eben nicht auf Wirklichkeitswirkung, sondern auf exemplarische Verbildlichung abgestellt. Nicht das Epische, sondern das Praktische dominiert.

Das Exempelverfahren ordnet sich nun aber in dieses praktische Denken des Verfassers ein. „Die ganze ‚Lehre' des Libro de buen Amor ist", wie Werner Krauss formuliert hat, „in der Bereitschaft zur Erfahrung eingeschlossen"[1]. Es wird sich später zeigen, wie sowohl im Verhältnis von Schicksal und christlichem Leben, als auch in dem von menschlicher Natur und Überwindung der Sünde sich der Dichter als praktischer, nicht als spekulierender Denker erweist.

Vom Exempeldenken her erklärt sich wohl auch eine häufig besprochene Stelle des Prosaprologs. In dieser Predigt über den 8. Vers des 31. Psalms: *Intellectum tibi dabo et instruam te in via hac qua gradieris, firmabo super te oculos meos*, fährt der Dichter, nachdem er den moralischen und den dichterischen Sinn des *Libro* dargelegt hat, so fort: *enpero porque es umanal cosa el pecar, si algunos, lo que non los conssejo, quisieren usar del loco amor, aqui fallaran algunas maneras para ello. E ansi este mi libro a todo ome o muger, al cuerdo e al non cuerdo, al que entendiere el bien e escogiere salvaçion e obrare bien amando a Dios, otrosi al que quisiere el amor loco, en la carrera que andudiere, puede cada uno bien dezir: intellectum tibi dabo e cetera.* Félix Lecoy versteigt sich zu der Behauptung: „Le véritable sens de l'ouvrage est contenu dans la petite phrase de cette même préface"[2]. Spitzer im Gegenteil sagt, daß die Stelle „nicht bloß der skeptischen Schelmerei des Erzpriesters entstammt, wie die Literarhistoriker meist sagen, sondern eben jener Rechtfertigung des weltlichen Lebens an sich durch den mittelalterlichen Dualismus"[3]. Das geht wohl zu weit. Ich möchte die Stelle anders, näm-

---

[1] Werner Krauss, ZrP 62 (1942), S. 537 (Besprechung des Buches von Lecoy).

[2] Lecoy, ebda., S. 361.

[3] Leo Spitzer, Zur Auffassung der Kunst des Arcipreste de Hita, ZrPh 54 (1934), S. 243 Anm.

lich paradigmatisch, auffassen. Für alles, sagt der Dichter, liefert mein Buch Beispiele, selbst für die eitle Liebe. Gewiß kann man sagen, daß hier eine Hypertrophie der exemplarischen Methode vorliegt. Aber sie wird gerechtfertigt durch den Zusatz: *porque es umanal cosa el pecar*. Der Mensch kann eben auch sündigen, wenn er will. Wenn er diese Absicht hat, dann wird er das Buch anders deuten, als es eigentlich gemeint ist.

Übrigens kommt die gleiche Formel noch einmal vor, und zwar in bezeichnender Weise beim Übergang von den Einleitungen zur Ich-Erzählung:

E yo como ssoy ome como otro pecador,
ove de las mugeres a las vezes grand amor;
provar ome las cosas non es por ende peor,
e saber bien e mal, e usar lo mejor.

Assy fue que un tienpo una dueña me prisso (Str. 76—77)[1].

Also auch da, wo der Erzpriester von sich selbst erzählt, bezieht er sich auf die allgemein menschliche Anlage zur Sünde. Die Projektion des Einzelnen auf das Allgemeine bestimmt also auch das Verhältnis der Ich-Begebnisse zum Gesamtsinn des Buches. Die Wirklichkeit des *Libro del Arcipreste de Hita* ist eine Wirklichkeit des Allgemeinen, Menschlich-Typischen und exemplarisch Veranschaulichten. Ihr Hauptexempel aber ist der Erzpriester selbst.

III

Für diesen Exemplifizierungsvorgang ist es theoretisch gleichgültig, ob er sich an erfundenem oder wahrem Stoff vollzieht. Da es bis heute aber nicht gelungen ist, auch nur mit einem einzigen urkundlichen Zeugnis die reale historische Existenz des Arcipreste zu belegen, sind alle Aussagen über die Persönlichkeit des Dichters auf sein Werk angewiesen. Unter diesen Umständen kommt natürlich den Selbstaussagen des Dichters über seine *presion* (Str. 1, 2, 3, 1674) eine entscheidende Bedeutung zu. Die fünf Gebete, in denen der Dichter um Erlösung aus dieser Gefangenschaft fleht (Str. 1—10, 1668—72, 1673—77, 1678—83, 1684—89), stehen sämtlich nur in Handschrift S und gehören neben anderen klar ablösbaren Zufügungen zu der zweiten Textfassung, die (nach Str. 1634) in das Jahr 1343 zu setzen ist, also 13 Jahre später als die in den Handschriften T und G vorliegende Erstfassung des Textes liegt[2].

[1] Die Zitate sind entnommen der Ausgabe von Jean Ducamin, Juan Ruiz Arcipreste de Hita, Libro de buen Amor, texte du XIVe siècle, publié pour la première fois avec les leçons des trois manuscrits connus, Toulouse 1901. Nur in der Großschreibung, dem Gebrauch von z und v und bei offenkundigen Versehen des Schreibers wird der Text Ducamins (Hs. S) geändert.

[2] Zu den beiden Fassungen des Textes siehe schon Gottfried Baist

In dem Anfangsgebet beruft sich der Dichter paradigmatisch auf die befreiende Tat Gottes, die den Juden in Ägypten, Daniel, Esther, den Gebeinen des hl. Jakobus des Älteren, der hl. Marina, Susanna, Jonas, den drei Jünglingen im Feuerofen und dem hl. Petrus auf dem Meere zuteil geworden sei. Der von Leo Spitzer[1] im Anschluß an Carl Appel entwickelte Gedanke, die Gefangenschaft des Erzpriesters nur metaphorisch für das Gefängnis des Menschen im Erdendasein zu nehmen, ist angesichts der Häufigkeit des Topos[2], der wohl nicht auf biblisches, sondern auf gnostisches Denken[3] zurückgeht, an sich sehr einleuchtend. Aber die Aussage des Dichters über *aqueste dolor, que siento en presion syn meresçer* (Str. 1674) läßt sich nicht so verstehen, als ob der Erzpriester hier „nur von seinem mit der ganzen Menschheit gemeinsamen Los in diesem Jammertal nach der vom Einzelnen unverschuldeten Erb-

---

in Gröbers Grundriß II 2, Straßburg 1897, S. 406. — Am ausführlichsten handelt darüber R. Menéndez Pidal, Un copista ilustre del 'Libro de buen amor' y dos redacciones de esta obra (1901), jetzt gleichfalls in Poesía árabe y poesía europea, ebda. S. 145—50. Ein klarer Beweis für das wirkliche Vorhandensein der erweiterten Fassung ist es, wenn in der zweiten der eingeschobenen Liebeswerbungen (um die vom Erzpriester zuerst im Gebet erblickte Frau) der Dichter die erst später erzählte (schon in der ersten Fassung vorhandene) Abfuhr durch das Maurenmädchen erwähnt (vgl. Str. 1323 und 1508—12). Lecoy seinerseits hat mit großem Scharfsinn die chronologische Unmöglichkeit der Zeitangabe am Beginn des Einschubs aufgedeckt (ebda. S. 353—56). Cejador, der die Abfassung des ganzen *Libro* in das Jahr 1343 verlegt (s. Anm. zu Str. 1634), zieht aus dem obigen Tatbestand keinerlei Konsequenzen. José Amador de los Ríos hingegen möchte die Schwierigkeit dadurch lösen, daß er den Platz der beiden fraglichen Szenen vertauscht, um so (in Analogie zur Gliederung des Petrarca'schen Canzoniere) eine innere Steigerung der Handlung bis hin zu der platonischen Liebe zwischen dem Arcipreste und Doña Garoça zu erreichen (vgl. Historia crítica de la literatura española, tomo IV, Madrid 1863, S. 191 f.).

[1] Spitzer, ebda., S. 255—58 mit Anm.

[2] Mein Schüler Walther Lehr teilt mir folgende zwei Belege aus altfranzösischen Kreuzzugsliedern mit:

Dieus est assis en son saint iretaige;
Ore i parra con cil le secorront
Cui il jeta de la prison ombraje,

(Les chansons de Conon de Béthune ed. p. Axel Wallensköld, Paris 1921, *Ahi! Amors, com dure departie,* Str. III).

Deus livrat sun cors a Judeus
Pur metre nus fors de prisun;

(Joseph Bédier, Les chansons de croisade, Paris 1909, *Chevalier, mult estes guariz,* anonym, Str. IV).

[3] Siehe Heinrich Schlier, Religionsgeschichtliche Untersuchungen zu den Ignatiusbriefen, Gießen 1929, S. 154 f. Herrn Professor Joachim Jeremias, Göttingen, bin ich für diesen Hinweis zu Dank verpflichtet.

sünde"[1] spräche. Eine solche theologische Meinung steht in völligem Widerspruch zum übrigen religiösen Gedankengut des *Libro*. Die jüngste zusammenfassende Darstellung der Probleme des *Libro* durch Gonzalo Menéndez-Pidal[2] verzichtet denn auch aus ähnlichen Gründen auf jene Deutung Spitzers, so daß die Bemerkung des Kopisten am Schluß der Handschrift S: *este es el libro del Arçipreste de Hita el qual conpuso seyendo preso per mandado del cardenal Don Gil Arçobispo de Toledo* als richtig anzusehen ist. Auch der Rang des von R. Menéndez Pidal als des späteren Bischofs von Ciudad Rodrigo identifizierten Schreibers Alfonso de Paradinas hatte ja bereits die Glaubwürdigkeit der Stelle verstärkt[3]. Es kommt hinzu, daß das Jahr 1343 tatsächlich in die Regierungszeit des Toledaner Erzbischofs Don Gil de Albornoz (1338—50) fällt.

Don Gils Name selbst erscheint in der *Cantica de los clerigos de Talavera*, der letzten Zufügung der Handschrift S (Str. 1690—1709). Sie ist das einzige erzählende Stück des dem *Libro* beigegebenen Cancionero des Dichters und fällt gegenüber der epischen Gesamthandlung durch die Abwesenheit der Ichform auf. Als Überbringer der Exkommunikationsdrohung an die mit Kebsweibern lebenden Laien und Kleriker erscheint *aqueste açipreste* (Str. 1691), der jedoch genau so schmerzerfüllt auf den Befehl reagiert wie das angesprochene Kapitel. In seinem Wort: *el papa nos enbia esta constituçion* (Str. 1693) schließt er sich ja doch ausdrücklich als Adressaten mit ein[4]. Auf der anderen Seite ist die von R. Menéndez Pidal entdeckte Abhängigkeit dieser *Cantica* von der goliardesken *Consultatio sacerdotum* kein Beweis gegen die Aktualität des Spottliedes[5]. Man kann sogar im Gegenteil sagen, daß die zeitgeschichtliche Aktualisierung dieses literarisch vorgeformten Themas, dieses Hineindenken also in einen vorgegebenen literarischen Text durch den Dichter, eine Parallele zu der persönlichen Aktualisierung der *Vetula*-Komödie ist.

Diese Stellen über die Gefangenschaft sind neben jenen, wo der Dichter in der Weise eines Spielmanns oder als subjektiver Erzähler aus der Handlung heraustritt, die einzigen, wo wir ihn als

[1] Spitzer, ebda., S. 258. Siehe auch *syn meresçer a tuerto* (Str. 1683). Die Str. 1683 und 1689 zeigen die Angst vor dem Tod, nicht die Bitte um Befreiung von der Lebenslast.

[2] Gonzalo Menéndez-Pidal, El Arcipreste de Hita, in: Historia general de las literaturas hispánicas, publicada bajo la dirección de Guillermo Díaz-Plaja I, Barcelona 1949, S. 477.

[3] R. Menéndez Pidal, Poesía árabe y poesía europea, S. 147 f.

[4] Cejador (Anm. zu Str. 1693) erscheint es unmöglich, daß Don Gil den Arcipreste de Hita als Boten beauftragt hätte, wenn dieser selbst von dem Verbot betroffen worden wäre. Er baut auf dieser These seine ganze Deutung des *Libro* auf: „es la clave de todo el libro y de la persona moral de su autor" (ebda.). Offenbar aber ist *aqueste açipreste* gar nicht der Arcipreste de Hita.

[5] R. Menéndez Pidal, Poesía juglaresca, S. 268. Vgl. auch Lecoy, ebda., S. 229—36.

historischen Menschen im Wort fassen können[1]. In einem solchen Zusammenhang sagt er auch seinen Stand (Str. 6) und seinen vollen Namen, der in Handschrift S so aussieht: Joan rroyz açipreste de fita (Str. 19), während wir Dantes Namen z. B. in der *Divina Commedia* nur einmal, und zwar in einer reinen Erzählungssituation erfahren[2]. Im übrigen aber ist das Ich im *Libro* Handlungs-Ich, dem ebensogut fiktive wie mögliche oder wirkliche Geschehnisse zugeordnet sein können. So enthält das Porträt des Erzpriesters, wie es die Trotaconventos der Doña Garoça malt, sicherlich einige untypische Züge, wenn es auch die enkomiastische Absicht der Kupplerin im ganzen doch konventionell erscheinen läßt[3].

Wie ist jenes Handlungs-Ich beschaffen, und welchen Geschehnissen, Menschen, Fiktionen ist es zugewandt? Tendiert es auf sich selbst? Das ist ja die Grundvoraussetzung einer Autobiographie. Nur ein Beispiel dieser Art läßt sich anführen, die Reflexionen, die der erste Anblick der umworbenen und nachher platonisch geliebten Nonne im Arcipreste hervorruft (Str. 1499—1502). Diese Stelle, eine der deutlichsten Kundgaben des Sündenbewußtseins beim Arcipreste, wird später in den großen Deutungszusammenhang einzuordnen sein. Hier muß auch auf den, neuerdings von María Rosa Lida stark unterstrichenen negativen Ausgang fast sämtlicher Liebeswerbungen des Erzpriesters hingewiesen werden[4]. Ohne hier die moralische Deutung des *Libro* durch die Verfasserin diskutieren zu wollen, muß doch diese Tatsache mit der oben festgestellten witzigenden und abschreckenden Verwendung der Exempel zusammengebracht werden. Da es sich um nicht weniger als acht solcher vergeblicher Liebesversuche handelt (zwei davon, Str. 910—44, 1318 bis 1331, hat der Dichter erst in Handschrift S eingefügt), muß es sich um eine tiefer begründete Tendenz des Dichters handeln.

Aus all diesen Liebeswerbungen wächst nun aber keine 'Geschichte', sondern die Situationen wiederholen sich. Auch Leo Spitzer hat sich mit dieser Eigenart des Werkes beschäftigt und betont, „daß die einzelnen Liebesgeschichten nicht an einem psychologischen Faden aufgereiht, sondern radial um eine zentrale und autoritäre Wahrheit gelagert sind“[5]. So sieht das Problem von der Seite des Weltbildes her betrachtet aus. Faßt man es, wie es hier

[1] Siehe die Stellen bei F. Weisser, Sprachliche Kunstmittel des Erzpriesters von Hita, VKR 7 (1934), S. 168—74.

[2] Vgl. zu diesem ganzen Zusammenhang E. R. Curtius, ebda., „Nennung des Autornamens im Mittelalter“ (S. 505—07).

[3] „marcado tinte realista bien lejano a cualquier modelo retórico“ (G. Menéndez-Pidal, ebda., S. 474). Anders dagegen Spitzer, ebda., S. 262 Anm.

[4] „Y por ser de escarmiento la intención que preside a estas obras, el héroe-narrador es siempre derrotado“ (Notas para la interpretación, influencia, fuentes y texto del 'Libro de buen amor', Revista de Filología Hispánica 2, 1940, S. 112).

[5] Spitzer, ebda., S. 266.

geschieht, von der Seite des Handlungs-Ichs aus ins Auge, so könnte man formulieren, daß das Ich im *Libro* keine Gestalt ist, die eine Geschichte hat, sondern nur ein Träger von Funktionen. Das schließt allerdings nicht aus, daß die künstlerischen Mittel, mit denen das Ich in seine Funktionen eingesetzt wird, in jedem Falle verschieden sind. Der möglichen Lebenswahrheit der Liebeswerbung um die Nonne steht der Traum in dem Streitgespräch mit Amor und die Allegorie in dem Kampf zwischen Fasten und Fleischessen gegenüber. Wie aber verhält es sich mit den beiden anderen noch zu besprechenden Szenenreihen, der Doña Endrina-Episode und den Serranillas?

Am Schluß des Endrina-Teiles treten Erzähler-Ich und Handlungs-Ich so deutlich auseinander, wie sonst nirgends im *Libro*. Die Verse sind oft zitiert worden:

Entyende byen mi estoria de la fija del Endrino
dixela por te dar ensienpro, non por que a mi vino (Str. 909).

Die Quelle dieses Exemplums ist das anonyme mittellateinische Dialoggedicht *Pamphilus* aus dem 12. Jahrhundert. Der Arcipreste hat, wie Lecoy am Ende seines sehr genauen Textvergleichs feststellt, in schulmäßiger Amplifikation übersetzt und bei aller Texttreue den Stoff belebt und seelisch dramatisiert: „Mais il faudrait aussi montrer par quel miracle de style et d'esprit le texte de l'Archiprêtre, tout en restant presque constamment fidèle à la lettre du latin, en est aussi constamment différent“ [1].

Die *Galathea* des lateinischen Textes wird die *Doña Endrina*, die *Vetula* eine *Trotaconventos*. Aber merkwürdig ist die Änderung des Namens für den in der Ich-Form sprechenden Helden der Verführungsgeschichte. Wollte der Dichter damit nur das Rollenspiel betonen, folgte er mechanisch seiner im ganzen *Libro* feststellbaren Hispanisierungstendenz? Von der resümierenden Schlußstrophe 891 abgesehen erscheint der Rollenname *Don Melon* stets nur im Munde der Kupplerin (Str. 727, 738, 873, 875, 881), während Doña Endrina einmal den Namen *Fyta* gebraucht:

que yo mucho faria por mi amor de Fyta (Str. 845) [2].

In der Schlußstrophe der Episode verschwindet die Fiktion so völlig, als ob es sich um den Abschluß eines Exempels nach Art der sonstigen handeln würde. Und die durch die Namenseinführung vorbereitete Objektivierung der langen (ein Sechstel des *Libro* ausmachenden) Erzählung wird vollständig dadurch, daß der Verfasser ihre Moral durch die ausgezeichnet passende Fabel vom leicht-

---

[1] Lecoy, ebda., S. 327.

[2] Der ganze Heiratsschluß der Endrina-Episode zeigt deutlich die Verselbständigung der Rolle Don Melon's. Hier folgt Juan Ruiz einfach seiner Quelle.

gläubigen Esel illustriert (Str. 893—903), deren eigene Moral dann mit der der Endrina-Episode verschmilzt:

Assy, Señoras dueñas, entended el rromançe, . . . (Str. 904—06).

Die Exemplifizierungsfunktion des Handlungs-Ichs kommt auch schon in der Art der erfundenen Namen zur Geltung[1].

In der kürzeren Fassung des *Libro* folgten auf den Endrina-Teil sofort die Begebnisse in der Sierra (Str. 950—1042). Sie werden abgeschlossen durch eine Wallfahrt nach Santa María del Vado, begründet mit dem Dank für die Errettung aus der Gefahr in der Sierra de Guadarrama. Ein Apostelwort leitet die drei Langzeilenstrophen, das Marienlied und die beiden Passionslieder ein[2], so wie ein Apostelwort die Serrana-Episoden überhaupt einleitet. Diese zweite Stelle: *Omnia autem probate: quod bonum est tenete*[3], hatte der Dichter am Beginn der Liebesversuche des Erzpriesters (Str. 76) bereits verwendet. Wenn also dieses zentrale Wort *provar* nunmehr zur Motivierung der Schicksale des Arcipreste in der unwirtlichen Sierra wiederkehrt:

provar todas las cosas el apostol lo manda;
fuy a provar la syerra e fiz loca demanda (Str. 950),

so ist die Verknüpfungsabsicht offenkundig.

Keinesfalls neu auch ist die doppelte Wiedergabe einer Erzählungsszene in Langversen und lyrischen Strophen. Das erste Beispiel stellt die Handlungsweise des Boten Ferrand Garcia dar, der dem Herrn die Frau abjagt (Str. 113—22). Wie hier, so liegt auch in den Serranillas der Akzent der Darstellung im Lied, nicht in den Langversstrophen. Die Inhalte decken sich auch nicht immer. Wahrscheinlich sind die Lieder das Primäre. Die eine Grundsituation, die Begegnung des Erzpriesters in der Sierra mit einer Hirtin, ist vierfach im Verhalten der beiden Personen variiert. Die vierte Serrana, die mit apokalyptischer Scheußlichkeit gemalt ist, wird von Wilhelm Giese und Leo Spitzer mit dem Spukmotiv der ,,wilden Frau"

---

[1] Nach Cejador (Anm. zu Str. 727) sind die in wilder Ehe lebenden Kleriker wie ,,calabacines de tan respetable tomo, que parecen melones, y unos melones tan insustanciados, que parecen calabacines". Spitzer deutet treffend: ,,Don Melón der feiste Priester, der auf Liebeswegen wandelt" (ebda., S. 265, Anm. 1). Siehe ebda. die Deutung der anderen Namen, die Spitzer folgendermaßen abschließt: ,,Bei J. Ruiz ist die Namengebung eine künstlerische Verlebendigung, ohne daß die Figur den Anspruch auf Eigenlebigkeit und daher Namenskonstanz machen kann. Abgesehen davon, daß der mittelalterliche Name überhaupt noch nicht stabilisiert oder grammatikalisiert ist" (ebda.).

[2] Omne datum optimum, et omne donum perfectum desursum est, descendens a Patre luminum (Jakobusbrief 1, 17). Siehe den Hinweis bei Cejador (Anm. zu Str. 1043).

[3] 1. Thessalonicherbrief 5, 21. Siehe die Anm. Cejadors zu Str. 76.

in Verbindung gebracht[1]. Auch wenn es so ist, bleiben doch noch die drei anderen Serranillas für eine realistische Ausdeutung jener Grundsituation.

So wenig die Form des Marienliedes im *Libro* von Juan Ruiz erfunden ist, so wenig wird es die der Serranillas sein[2]. Das wird aber heißen, daß auch hier die in der Ich-Form erzählte Handlung in etwas Vorgegebenes hineingedichtet ist. Ganz ähnlich wie in der Endrina-Episode gibt sich der Erzähler hier eine Rolle. Dort war das das Rollenspiel ermöglichende Darstellungselement ein fertiges lateinisches Werk, der *Pamphilus*, hier ist es eine literarische Gattung[3]. Sie erlaubt es dem Dichter, in die Reihe der Ich-Episoden einen weiteren Beleg für die menschliche Erfahrung einzufügen.

Anders ist die Funktion des Ich in dem ersten Hauptteil der Handlung, dem Streitgespräch zwischen Erzpriester und Amor. Hier geht es nicht um eine Erfahrungsprobe, sondern um allgemeine Stellungnahmen. Der Rahmen der Fiktion ist sehr schwach. Der Dichter hat das Traummotiv in keiner Weise dichterisch ausgenutzt. Seine Angabe beschränkt sich auf die Einleitungsstrophe und den Übergang zur Endrina-Episode (Str. 181, 576). Ebenso kärglich ist in der Anklagerede des Erzpriesters die Bezugnahme auf die eigenen Mißerfolge in der Liebe (Str. 213—16). Die Sündenlehre und ihre paradigmatische Veranschaulichung verobjektivieren den Abschnitt nahezu völlig. Die Antwortrede Amors ihrerseits ist eine allgemeine Erfolgslehre in Liebessachen. Die amuröse Didaxis steht somit gegen die theologische. Das Ich, das angeredet ist oder redet, ist nichts weiter als der Anlaß zu der Darstellung beider.

Die große Episode des Kampfes zwischen Fasten und Fleischessen zeigt bei aller Verschiedenheit der dichterischen Voraussetzungen Ähnliches. Durch die Versetzung in den allegorischen Rahmen verliert das Ich seinen Kundgabecharakter und wird Darstellung. Nirgendwo bewahrheitet sich so, was Werner Krauss von dem Ich des *Libro* sagt, das „zuweilen an den Rand des epischen Geschehens

---

[1] Wilhelm Giese, Zum 'wilden Mann' in Frankreich, ZfSL 56 (1932), S. 492 und Spitzer, ZrPh 54 (1934), S. 262, Anm. 1. — Die Gegenauffassung R. Menéndez Pidals, auf die Spitzer ebda. hinweist, lautet wörtlich u. a.: „es la serrana, y no la de cualquier tiempo, sino la medieval, cuyo oficio era conducir a los caminantes entre la espesura de bosques milenarios, buscando la difícil abra del puerto, cerrada por la borrasca" (La primitiva poesía lírica española, in: Estudios literarios, Madrid 1920, S. 295). Zu dem ganzen Problem des Wunderbaren in der spanischen Literatur vgl. jetzt vom gleichen Verfasser den Abschnitt „Parquedad en lo maravilloso y fantástico" in seiner Einleitung zu dem oben angeführten von Díaz-Plaja herausgegebenen Sammelwerk. Das karikierende Element überwiegt offenbar stark das dämonische in den Serranillas des Dichters.

[2] Siehe R. Menéndez Pidal, Estudios literarios, ebda., S. 295—96.

[3] Spitzer bringt „das Annehmen von Rollen gleichsam vor dem Publikum" in Zusammenhang mit dem spielmännischen Charakter des *Libro* (ebda., S. 269, Anm. 3).

als eine bloße Zuschauerfigur gedrückt wird"[1]. Dieser Zuschauer wird nur für ganz kurze Zeit zum Spieler, als auch er Amor huldigt und ihn vorübergehend beherbergen darf (Str. 1258—63). Trotzdem verliert der Dichter in der ganzen Episode nie das Bewußtsein der Ich-Erzählung, und wir können ihn sogar einmal ganz konkret als Sprecher vor seinem Publikum fassen:

la obra de la tyenda vos querria contar,
aver se vos ha un poco a tardar la yantar (Str. 1266).

Natürlich könnte der Streit zwischen Fasten und Fleischessen etwas dem Dichter persönlich Wesentliches nach außen projizieren, so wie die Allegorie überhaupt etwas Unsichtbares verbildlichen kann. Aber die Durchführung der allegorischen Szenen zeigt ein völliges Überwiegen der dieses Mal erzählenden Darstellung über die Ich-Kundgabe. Die Schlacht zwischen Doña Quaresma und Don Carnal, die in krasser Allegorie den Zusammenprall der mundanen und der religiösen Sphäre des *Libro* veranschaulicht, hat ihren satirischen und belustigenden Hauptzweck in sich selbst (Str. 1081—26). Die ganze Episode beruht auf dem jahreszeitlichen Rhythmus und der Abfolge von Fastenzeit und Fleischessen im Kirchenjahr. Ein zweites Beispiel solcher Periodik ist die allegorische Darstellung der Monate und Jahreszeiten im Zelt Amors (Str. 1270—99). In beiden Fällen handelt es sich um ein Denken im Zyklus, nach dem das Leben ein geschlossener Verlauf ist.

Der Eingang der großen Prozessionsszene (Str. 1225—27) entspricht einem häufigen Typus in der mittelalterlichen Lyrik. Der Verfasser des *Libro* hat nicht nur solche Formeln und Auffassungstypen als feste Versatzstücke einer literarischen Tradition zusammengeordnet, er hat eine ganze Reihe von literarischen Gattungen des Mittelalters in dem Gesamtablauf seiner Handlung verwendet (Streitgedicht, Fabel, Exemplum, Sprichwort, Marienlied, Serranilla, Schwank, Satire). Er ist in einem anderen Sinne als Dante eine Zusammenfassung des Mittelalters. Dante hat die von ihm in der *Divina Commedia* verwendeten Stoffe gedanklich und formal vereinheitlicht. Bei unserem altspanischen Dichter dagegen liegen die Traditionsbestände nebeneinander. Es ist die große Leistung des Dichters, so viele Stoffe und Gattungen durch das Mittel der Ich-Darstellung verbunden zu haben. Das Bewußtsein der Einheit ist in ihm lebendig. Von der Prosapredigt und dem zweiten Versprolog bis zur letzten Schlußdeutung ist vom *libro* oder von ähnlichen Begriffen die Rede (. . . *con tanto fare / punto a mi librete* . . ., Str. 1626). In dem gleichen Abschnitt steht auch eine der klarsten spielmännischen Äußerungen des Verfassers (Str. 1633). Der *Libro* ist ja auch darstellend im Sinne des Vortrags, wenn es auch nicht angeht, ihn ausschließlich der Spielmannskunst zuzuweisen.

[1] W. Krauss, ebda., S. 537.

Daß dieses Ich des Vortragenden nicht identisch sein kann mit dem Ich als Gegenstand der Handlung, ergibt sich aus all dem Gesagten. Die so verschiedenen Deutungen von Félix Lecoy und María Rosa Lida stimmen darin vollkommen überein. Puyol y Alonso hatte es schon klar im Anschluß an Menéndez y Pelayo ausgesprochen: „Por todo esto, nos inclinamos a la idea de que Juan Ruiz, aunque hablaba en personal, no siempre, ni aun las más veces, se propuso retratarse a si mismo, sino al personaje o personajes imaginarios de sus relatos"[1]. Nun aber erheben sich die schwierigsten Fragen, die der *Libro* aufgibt. Warum bezieht der Verfasser rein Fiktives auf dieses Ich? Warum literarisiert er, wenn er Gelebtes mitverwendet, diese Erfahrungen? Was will er eigentlich an diesem Ich darstellen?

IV

Diese Fragen, die gleichbedeutend sind mit der Frage nach dem Sinn des *Libro*, müssen in dem Bewußtsein behandelt werden, daß eine doppelte Thematik, eine religiös-ethische und eine mundanamuröse, vorliegt. Die Betrachtung muß wohl diese beiden Seiten isolieren, darf aber nie aus dem Auge verlieren, daß es sich um einen dichterischen Gesamtkomplex handelt. Schon bei der Streitthematik, deren Bedeutung für das Buch oben dargelegt worden ist, kommt es auf diesen Gesamtsinn an. Wenn Lecoy erklärt, der *Libro* sei eine Ars amandi, dann hat er eine seiner beiden Seiten zum Schaden des Ganzen verselbständigt.

Man muß die Sündenlehre im ersten Teil des *Libro* schon ernst nehmen, zumal sich ihr Grundgedanke in anderem Zusammenhang wiederholt. Es gibt beim Arcipreste so etwas wie eine Ethik der Gemäßheit, des Zustehenden. Der Mensch soll sich mit dem Seinigen zufrieden geben. Die kluge, in Fabeln erfahrene Nonne zieht aus dem Beispiel vom Esel und dem Schoßhündchen die Lehre:

Non deve ser el ome a mal fazer denodado,
nin dezir nin cometer lo que non le es dado;
lo que Dios e natura han vedado e negado
de lo fazer el cuerdo non deve ser osado (Str. 1407).

Auch in der ersten großen Fabelreihe, im Rahmen der Schmähung Amors durch den Erzpriester, wird das gleiche Thema abgehandelt in dem Beispiel vom Hund, dem sein Stück Fleisch aus dem Maul fällt, weil er nach dem Spiegelbild im Wasser schnappt. Er versinnbildlicht die *codicia*, die gerade jenes Verlangen nach dem nicht Zustehenden ist, wenn der Mensch *coyda aver mas mucho de quanto le conviene* (Str. 225). Juan Ruiz hat sie im Gegensatz zum gewöhnlichen Kanon der sieben Hauptsünden[2] noch zusätzlich als Ursünde

---

[1] Lecoy, ebda., S. 539 f.; María Rosa Lida, ebda., S. 107—12; Puyol y Alonso, ebda., S. 106.
[2] Siehe Lecoy, ebda., S. 172—79.

eingeführt, *rrayz e çepa* (Str. 219) aller andern. Für die Bewußtheit, mit der Juan Ruiz diese Feststellung trifft, zeugt nun die Tatsache, daß die ganze Sündenlehre und ihre Veranschaulichung von diesem Grundgedanken durchzogen ist. Auch der Stolz verleitet zu Raub und Diebstahl (Str. 230), der Geizig-Undankbare nimmt die ihm erwiesenen Wohltaten als sein Recht in Anspruch (Str. 256), die Wollust ist eine ständige und unterschiedslose Gier nach denen, die ihr in den Blick kommen (Str. 257), der Neid erstrebt das ihm nicht Gehörende (Str. 290), die Gefräßigkeit will alles zuerst genießen (Str. 291). Die Beispiele für die Sünden passen z. T. gar nicht zu diesen, sondern sie gliedern sich besser in den übergeordneten Gesichtspunkt ein, so wenn die Fabel, die Zorn und Ruhmsucht exemplifizieren soll, in Wirklichkeit die Ungerechtigkeit vorführt (Str. 316) und die sofort mit der Heuchelei verbundene *acedia* nach kurzer theoretischer Einführung (besonders Str. 319—20) von der langen, Diebstahl, Täuschung und Ungerechtigkeit vorführenden Prozeßfabel gefolgt wird.

Es gibt aber auch positive Beispiele für das rechte Handeln, das auferlegte Norm oder gültiges Gesetz nicht verletzt: die Nonne Doña Garoça, die den liebesuchenden Erzpriester auf Gott hinlenkt, und das Maurenmädchen, das seinem religiösen und staatlichen Gebot folgend die werbende Trotaconventos abweist. Cejador hat das sehr instruktiv dargestellt und schließt seine Bemerkung zu Strophe 1508 folgendermaßen: „Monja y mora cumplen con su deber, mientras el clérigo se despeña de lujuria en lujuria."

Der Abschnitt über die Waffen des Christen gegen die drei Erzfeinde des Menschen (Str. 1579—1605): Fleisch, Teufel und Welt (Str. 1584), ist durch einen Hinweis mit der Sündenlehre verbunden (Str. 1583). In jeweils wechselnder Waffen-Allegorie werden als Kampfmittel den einzelnen Hauptsünden jeweils ein Sakrament, eine Gabe des Heiligen Geistes, eine Tugend und ein Werk der leiblichen Barmherzigkeit zugeordnet, wobei allerdings die Parallelreihen erschöpft sind, als der Dichter zur *acedia* kommt. Er hat wohl an seiner Achtzahl der Hauptsünden festgehalten, aber die *codicia*, statt ihre übergeordnete Rolle durch eine Zusammenfassung zu illustrieren, an die Spitze der Parallelreihen gestellt und somit für die die ganze Darlegung abschließende Bekämpfung der *acedia* keine Glieder der Siebenerreihen mehr zur Verfügung. Wenn auch Lecoy mit Recht diesen Fehler beanstandet, so zeigt die Darstellung doch auf der einen Seite die gleiche, schon oben nachgewiesene Vorliebe für symmetrische Darstellung[1], auf der anderen aber die innere Konsequenz, mit der die als Ursünde angesehene *codicia* in den

---

[1] Lecoy, ebda., S. 180. — Man ermißt diesen Willen zur Symmetrie besonders stark, wenn man die Darstellung bei Juan Ruiz mit einer älteren vergleicht, z. B. mit der bei Ramón Lull im Libre del orde de cavalleria. Vgl. die spanische Übersetzung in der Colección Austral (1949), sexta parte.

beiden so weit auseinanderliegenden Ausführungen hervorgehoben ist.

Die Darstellung des Todes (Str. 1521—67) ist mit der gleichen noch zu besprechenden umschließenden Methode an die Erzählung vom Tod der Trotaconventos angefügt, wie die Sündenlehre an das Streitgespräch des Erzpriesters mit Amor. Und auch die hier geübte innere, fast zur Identifikation gewordene Annäherung zweier Begriffe (Begehrlichkeit — Todsünden: *Contigo syenpre trahes los mortales pecados*, Str. 217) findet dort statt (Tod — Übel: *enemiga del bien, en el mal amador, / natura as de gota, del mal e de dolor*, Str. 1551). Solche Vereinfachungen vereinheitlichen die religiösen Partien des *Libro* und organisieren den Stoff in ähnlich wirkungsvoller Weise wie die schon genannten, wenn auch nicht immer voll gelungenen systematischen Durchgliederungen mancher Abschnitte. Die Todesstrophen gewinnen noch eine besondere Eindringlichkeit dadurch, daß der Erzpriester Übel, Sünde und Hölle in eine Parallele bringt und den Tod als Schöpfer der Hölle bezeichnet:

Muerte, por ti es fecho el lugar infernal,
ca beviendo ome sienpre en mundo terrenal,
non avrien de ti miedo nin de tu mal hostal,
non temerie tu venida la carne umanal (Str. 1553).

Weder Cejador noch Lecoy weisen darauf hin, daß auch hier ein Apostelwort zugrunde liegt, nämlich die paulinische Aussage vom Tod als Folge der Erbsünde (im 5. Kapitel des Römerbriefes). Es ist bezeichnend für die Übermächtigkeit des Sündendenkens in Juan Ruiz, daß der Tod hier weder in stoischer Weise als Überwindung des Erdenleides noch auch als mögliches Tor zum ewigen Heil dargestellt wird. Diese positive christliche Todesauffassung bricht nur in einem ganz kurzen Gebetsansatz durch (Str. 1566), während die Überwindung des Todes selbst nur am Urbeispiel des die Vorhölle (nur *infierno*, Str. 1563) räumenden Erlösers (*por su muerte fue yermada*, Str. 1560) gezeigt wird[1].

---

[1] Italo Siciliano sagt vom Mittelalter schlechthin: „dans sa considération désespérée, obsédante, passionnée de la vanité de nos corps et de nos biens, dans son immense regret, il y a tout l'immense amour qu'il portait aux biens de la terre“ (François Villon et les thèmes poétiques du moyen âge, Paris 1934, S. 253). — Der Satz Hugo Friedrichs: „Mächtiger als irgendwo sonst geschah, hat das Christentum die Doppelheit des Todes betont, ein Schrecknis und ein Heil zu sein“ (Montaigne, Bern 1949, S. 358), stimmt also für Juan Ruiz nur zur Hälfte. Aufschlußreich ist auch die Stellung des Renaissancemenschen Montaigne zur Todesangst im Vergleich mit dem Arcipreste. Friedrich zitiert von Montaigne: „Je voyois nonchalamment la mort, quand je la voyois universellement, comme fin de la vie; je la gourmande en bloc; par le menu, elle me pille“ (ebda., S. 353). Im *Libro del Arcipreste de Hita* aber heißt es:

por tu miedo los santos fizieron los salterios,
sy non Dios todos temen tus penas e tus lazerios (Str. 1554).

Der *Libro* kann nicht mit einer Einheitsformel gedeutet werden, weil das in ihm dargestellte Ich nicht einheitlich, sondern gespalten ist. Durch die Seele und das Handeln des Erzpriesters geht die Spaltung zwischen Welt und Überwelt. Er ist weder ein heuchlerischer Zyniker, noch auch ein ausschließlich lehrhafter, von der Sünde abschreckender Prediger, wie noch zuletzt María Rosa Lida gemeint hat. Der Dualismus des *Libro* ist aber auch nicht der einer einfachen Selbstdarstellung, sondern er ist exemplarisch ausgeweitet. Das läßt sich an den allgemeinen Einleitungen zu den individuellen Lebens- und Liebesetappen des Erzählers nachweisen. Wenn man von den drei Liebesepisoden absieht, die erst in die zweite Version eingefügt worden sind, und die, wie schon Spitzer klar gesehen hat, mehr das „Privaterlebnis des Menschen Juan Ruiz" erzählen[1], und die einer anderen Stoffschicht entstammende Episode mit dem Maurenmädchen für sich nimmt, so enthalten alle diese Liebesepisoden drei Grundelemente: 1. eine naturalistische Aussage über Mensch, Welt, Natur, 2. eine religiöse über Gott oder die Sünde und 3. ein Verbindungs- oder Anknüpfungselement, durch das das Geschick des Erzählers an die mundane und an die supranaturale Wirklichkeit angeschlossen wird. In dieser Weise stehen sich die Worte des Erzählers über *mundo*, *natura*, *ome* und *Dios*, *pecado*, *yo* gegenüber. Der Schnittpunkt dieser ganzen Aussagen ist *pecado*, der Zentralbegriff des *Libro*.

Wie alle Lebewesen, so ist auch der Mensch nach Juan Ruiz durch seine Triebbestimmtheit charakterisiert. Aber der Mensch überschreitet das Maß, das die Tiere einhalten (Str. 74), in unvernünftiger Weise und handelt gegen seine moralische Einsicht, weil er sich von der Natur aufhetzen läßt (*Ca natura lo enriza*, Str. 75). So entsteht eine seelische Gebrochenheit, für die der Erzpriester sich selbst als Beispiel setzt (Str. 76). Wie die Herrschaft des Nahrungs- und Geschlechtstriebes, aus Aristoteles begründet (Str. 71—72), den Bericht des ersten Liebesversuches einleitet, so wird am Beginn des zweiten das eigene Liebesverlangen mit der allgemeinen Begierde nach Überwindung der Einsamkeit (Str. 110) motiviert und auf den Rang der Frau als der Spenderin aller Weltfreuden (Str. 108) und als eines Geschöpfes aus Gottes Hand (Str. 109) hingewiesen. Nach der noch zu besprechenden Astrologiestelle, die übrigens in ganz analoger Weise gebaut ist, werden gleich drei vom Menschen nur schwer zu überwindende Determinationen aufgeführt: *costunbre*, *fado*, *suerte* (Str. 166) und die erste zur Veranlassung neuer Werbung genommen (Str. 167). Alle diese allgemeinen Äußerungen dürfen nun nicht absolut für sich betrachtet werden, sondern sind als Begründungen für die Einzelszenen zu

[1] Spitzer, ebda., S. 255, Anm. 1. — Diese Einschübe stehen in den Strophen 910—49, 1318—20, 1321—31. Im ersten fehlt nicht die moralische Gegenstimme. Sie ist konkretisiert in der mahnenden Alten (Str. 945 f.).

verstehen. Die Endrina-Episode ihrerseits wächst aus der Liebesbelehrung Amors und Venus' heraus (*ella es nuestra vida e ella es nuestra muerte*, Str. 584), und selbst die Serranillas haben ein allgemeines, wiederum autoritativ gestütztes Fundament: *provar todas las cosas el apostol lo manda* (Str. 950).

Noch einmal kehrt dann (nach der ersten Fassung) zu Beginn der Werbung um die Nonne das Thema von der Überwindung des Alleinseins durch die Frau wieder (*ca ome que es solo sienpre pienso quydados*, Str. 1316, *conpaña* u. ä. z. B. in Str. 73, 109, 110, 112). Da die ganze Vorgangskette durch den Erzpriester hindurch auf das Allgemeine zielt, könnte sie beliebig verlängert werden und das Objekt dieser Zielung brauchte auch gar nicht individualisiert zu sein. So bleibt denn auch die Frau der letzten Episode anonym: *dixol doña fulana* . . . (Str. 1625).

Die religiöse Gegenstimme gegen die naturalistische Sicht des Menschen und gegen die Liebesanwandlungen des Erzpriesters läßt sich zwar nicht immer so ausführlich vernehmen, aber sie ist doch in jeder der amurösen Episoden zu hören. Diese Stimme bedient sich jener Begriffe, die nun wirklich die didaktische Problematik des *Libro* in aller Kürze zusammenfassen: Gottesliebe (*amor de Dios*, Str. 105, *amor de Dios lynpio*, Str. 904, *con Dios en lynpio amor*, Str. 1503), Gottes Lohn (*Dios . . . parayso*, Str. 173, *todo bien . . . escogido*, Str. 1043), Teufel (Str. 1618, 1625) und Sünde. Wenn der Erzpriester in der Doña Garoça-Episode die Schwere der Versuchung erkennt und seinen Willen trotzdem nicht von ihr ablenkt (Str. 1501), so ist das nichts anderes als die Illustration des Verses, der in völliger Klarheit das Thema des *Libro* umschreibt:

> *el ome quando peca bien vee que desliza* (Str. 75).

Man mag die Worte *pecar*, *pecado*, *pecador* im *Libro* nachschlagen, wo man will, nirgends schillern sie vieldeutig wie viele andere, nirgends werden sie durch Zufügungen entwertet. Vom Sündengefühl aus ist die ganze Religiosität des Erzpriesters zu verstehen. Juan Ruiz will als Thema seines Buches nicht die Aktsünde, sondern die Gedankensünde darstellen. Er zeigt den Hang, die Neigung, den Trieb des Menschen zu sündigen. Aus dieser Grundthematik, nicht aus didaktischer Absicht, wie María Rosa Lida meint[1], ist es auch zu erklären, daß sein Liebeswerben in fast allen Fällen fehlschlägt. *Pecador* wird fast zu einem Synonym für Mensch schlechthin. So gewinnen die Aussagen in der Prosapredigt: *es umanal cosa el pecar* und im zweiten Versprolog: *E yo como ssoy ome como otro pecador* (Str. 76), ihren unmißverständlichen Sinn. Auch die Astrologiestelle (Str. 123—65) ist nach dem gleichen Schema wie die besprochenen Erzählungsszenen gebaut. Sie ist zudem eines der wichtigsten Gelenke des Buches, die das religiöse und das

---

[1] Siehe oben S. 234, Anm. 4.

amuröse Denken des Erzpriesters miteinander verbinden. Diese bewußte Verbindungsabsicht ruft eine bezeichnende innere Inkonsequenz des Dichters hervor. Auf der einen Seite will er sein Verfallensein an die Sünde begründen (Str. 151—54), indem er nach volkstümlicher[1], nicht theologischer Ansicht die ausschließliche natürliche Bestimmtheit des menschlichen Schicksals durch die Sterne behauptet (Str. 123—39). Aber die Sterne lenken nur durch Gottes Zustimmung und Gebot (Str. 136, 140—50). Als Schöpfer der Welt hat Gott den Gestirnen gewisse Kräfte eingeräumt (Str. 148), er kann aber auch, wie ein weltlicher Fürst von seinen Gesetzen oder wie der Papst von seinen Dekretalen, Ausnahmen zulassen (Str. 145—46), ohne daß deswegen das geschriebene Gesetz zerstört wird (Str. 147): *quien puede fazer leyes puede contra ellas yr* (Str. 145). Die Entmachtung der Sternenmacht wird nun aber religiös von der Mitwirkung des Menschen ausgelöst. Er kann durch Fasten, Almosen, Gebet und tiefe Reue von dieser Determination frei werden (Str. 149):

que buen esfuerço vençe a la mala ventura (Str. 160).

So hat also der Erzpriester die Überwindung des Schicksals in die Hand der praktischen Frömmigkeit gelegt. Es wäre sinnvoll, an dieser Stelle die Gebete des *Libro* (zwei Prologgebete, zwei Passionslieder, zehn Marienlieder) näher zu zergliedern. Das würde jedoch eine eigene historisch zu unterbauende Untersuchung erfordern, die um so wichtiger wäre, als die Gebete bisher wohl nur in ihrer sehr großen metrischen Bedeutung eingehend gewürdigt worden sind. Die Themen mögen traditionell sein, aber das Flehen um die Fürbitte Mariens und die Betonung des Sündenbewußtseins (Str. 34, 42, 43, 1046, 1636, 1668, 1675) verbinden sie doch mit der großen Thematik des *Libro*.

Auf die Frage also, was der Mensch dem Hang zur Sünde entgegenzustellen habe, antwortet der *Libro*: die Beobachtung des Gesetzes und die Übung der betenden und praktischen Religiosität. Ihre Notwendigkeit wird auch im Prosaprolog begründet: *Ca Dios, por las buenas obras que faze ome en la carrera de salvaçion en que anda, firma sus ojos sobre el*, und das Thema taucht in den Bettelliedern der Scholaren (Str. 1650—1660) und der Blinden (Str. 1710 bis 1719, 1720—28) wieder auf, die zwar außerhalb der Ich-Erzählung bleiben, die sich aber inhaltlich innerhalb der religiösen Thematik des *Libro* halten. Was das Gesetz schließlich betrifft, so muß natürlich auf den Prosaprolog hingewiesen werden, wo dargelegt wird, wie die zum Bösen neigende menschliche Natur im Gesetz, im Recht, in den Wissenschaften, in der Schrift und in der Kunst Handlungsstützen hat. Die gleiche praktische Konzeption beherrscht auch die große Unterweisung über die Beichte (Str. 1130

[1] Amador de los Ríos, ebda., S. 175.

bis 1160). Das eine Hauptthema ist die Belehrung Don Carnals über die Bestandteile der Beichte (Str. 1136—43), wobei auf das *Decretum Gratiani* hingewiesen wird. Bei der Besprechung des zweiten, der Lossprechungsreservate (Str. 1144—60), fällt wiederum die Erklärung von Geistlichem durch den Hinweis auf eine weltliche (juristische) Analogie auf:

¿ Que poder ha en Roma el juez de Cartajena,
o que juzgara en Françia el alcalde de Rrequena? (Str. 1146).

Später wird u. a. auf die Werke der Autoritäten, des Franzosen *Gulielmus Duranti*, des Italieners *Henricus Hostiensis* und *Innocenz' IV.* hingewiesen, die übrigens auch *Dante*, allerdings scheltend, in dem Brief an die Kardinäle erwähnt. Mitten in der episch-satirischen Episode des Kampfes zwischen Fasten und Fleischessen wird also der *Libro* zum Lehrgedicht (*repetir vos querria una buena lyçion*, Str. 1131). Tacke nennt diese Unterweisung „einen in kulturhistorischer Hinsicht wichtigen Exkurs, der eine deutliche Kritik an dem damaligen Institut der Beichte enthält“[1]. Lecoy seinerseits bedauert, daß Juan Ruiz „développements parodiques et burlesques“ ersetzt hätte durch eine „dissertation d'allure théologique“[2]. Man muß jedoch diese so stark kanonistische Stelle zusammenordnen mit dem, was oben über die Erfahrungshaltung des Erzpriesters gesagt worden ist, über das Vorwiegen des Praktischen vor dem Epischen, über die Bedeutung des *provar*. Man ist sogar versucht, jenen eigenartigen Warnungs- oder Abschreckungscharakter fast aller Exempla und den negativen Beweischarakter mancher anderer Belege mit der Verbotsseite des juristisch-kanonistischen oder praktisch-moralischen Denkens bei Juan Ruiz in Zusammenhang zu bringen[3].

In diesen Dualismus der Ich-Handlung verschlungen sind mannigfache satirische und witzige Tatbestände. An den drei Stellen, an denen der Autor über den Zweck des *Libro* und die Erschließung seines Sinnes spricht (dem zweiten Versprolog Str. 11—19, den Betrachtungen um das Griechen-Römer-Exempel Str. 44—70 und dem Abschied vom Publikum Str. 1626—34), betont er nachdrücklich die komische Seite des Buches. Er nennt sie *solaz* (Str. 12, 14, 1632, 1633), *burla* (Str. 45, 65, 114, 1632), *juego* (Str. 1632), *rrazon plazentera*, *ffablar apostado* (Str. 15), bezeichnet die Methode ihrer Darstellung als *jugleria* (Str. 1633) und begründet sie nach der Paraphrase eines Satzes aus den *Disticha Catonis* mit der Gefährlichkeit

---

[1] Tacke, ebda., S. 587.
[2] Lecoy, ebda., S. 250 f.
[3] Amador de los Ríos (ebda., S. 197 f.) weist auf die Bedeutung der Beichtigertätigkeit des Arcipreste für die Psychologie der Gestalten hin und nennt als spanische Parallelen den *Arcipreste de Talavera* und *Tirso de Molina*. — Auf der anderen Seite wollte Menéndez y Pelayo (ebda. S. LXXV) im Dichter des *Libro* nur einen Kanonisten, nicht einen Theologen sehen.

trauriger Gemütsstimmung (Str. 44) und der Unmöglichkeit, das dem Menschen so heilsame Lachen ohne Spaß zu erzeugen (Str. 45). Der Arcipreste stellt diese ganze Komik, die als physische Erquickung des Menschen bezeichnet wird (*que los cuerpos alegre*, Str. 13), dem seelischen Nutzen (*e las almas preste*, ebda), ja sogar dem heiligen Charakter seines Buches gegenüber:

De la santidat mucha es byen grand lyçionario,
mas de juego e de burla es chico breviario (Str. 1632).

Es ist also klar, daß er Ernstes und Heiliges, Witziges und Scherzhaftes geben will.

Das Gegenüber dieser beiden Sphären ist nicht identisch mit der polaren Spannung des Buches zwischen Mundanem und Religiösem. Es bezieht sich vielmehr auf die durchgängige Gestaltung, gewissermaßen auf die Methode des Buches, in dem, wie bereits oben gezeigt wurde, viele Stoffe und Gattungen ihr Eigengewicht, ihre Eigentendenz behalten und doch zum Ganzen gehören. Auch die Grundgedanken der Deutungstheorie des Dichters beziehen sich nicht auf den inneren Dualismus des *Libro*. Die Anleitung zu seinem Verständnis (*la manera del libro entiendela sotil*, Str. 65) gipfelt in der Aufforderung zum rechten *puntar* (Str. 70), einem Begriff, den Leo Spitzer zu Beginn seiner ausführlichen Untersuchung der ganzen Deutungstheorie mit „Kontrapunkt singen > auslegen" übersetzt[1]. Der zweite wichtige Deutungshinweis ist der auf das Verhältnis von *texto* und *glosa* (Str. 1631). Der dritte, die Beziehung von Außen und Innen, ist mit einer Kette von sieben Bildern veranschaulicht:

Ca segund buen dinero yaze en vil correo
ansi en feo libro esta saber non feo.

El axenuz de fuera mas negro es que caldera,
es de dentro muy blanco mas que la peñavera;
blanca farina esta so negra cobertera
açucar negro e blanco esta en vil cañavera.

Sobre la espina esta la noble rosa flor,
en fea letra esta saber de grand dotor;
como so mala capa yaze buen bevedor
ansi so el mal tabardo esta buen amor (Str. 16—18).

Diese Verse brauchen nicht ausschließlich deutungstheoretisch verstanden zu werden, wie es bisher wohl immer geschehen ist. Man kann sie auch wörtlich nehmen, im Sinne der Umfassung des Lehrhaften und Religiösen (als einer Füllung) durch das Anekdotische, Epische (als einen Rahmen). Schon das Exempel füllt ja

---

[1] Spitzer, ebda., S. 237, Anm. 1.

seinem Wesen nach einen Erzählungsrahmen. So wird dann jenes Verhältnis von Außen und Innen, Schale und Kern, wie es die zitierten Vergleiche verbildlichen, auch praktisch zu einer Methode, durch die die Schichten des *Libro* miteinander verklammert werden. Ein solcher Rahmen ist z. B. die Belehrung Amors über die Liebe (Str. 423—575). Die Satire auf die Macht des Geldes ist Amor in den Mund gelegt (Str. 490—513), dessen ovidisches Dozieren auch eine sehr vernünftige Theorie des Maßhaltens und des Benehmens enthält.

En todos los tus fechos en fablar e en al,
escoge la mesura e lo que es cumunal;
cumo en todas cosas poner mesura val,
asi syn la mesura todo paresçe mal (Str. 553).

sey como la paloma, linpio e mesurado,
sey como el pavon, loçano, sosegado,
sey cuerdo e non sanudo nin triste nin yrado,
en esto se esmera el que es enamorado (Str. 563).

In welch komplizierter Weise Erdichtetes und Wahres, Unmoral und Moral, Witz und Satire ineinanderspielen, zeige ein Beispiel aus dem dritten Hauptteil des *Libro*. Amor hat sich in seinem prächtigen Zelt, das vorher sehr ausgiebig, z. T. nach dem Vorbild des *Libro de Alexandre*, beschrieben worden war[1], ausgeruht, und nun fragt ihn der Arcipreste, wo er die Zeit vor seinem Triumph zugebracht habe. Nach einem fröhlichen Winter in Andalusien, antwortet er, sei es ihm während der Fastenzeit in Toledo sehr schlecht ergangen und auch in den Klöstern habe man ihm keine Ehre widerfahren lassen:

. . . . . . fuy me para un monasterio;
falle por la claustra e por el çiminterio
muchas rreligiosas rrezando el salterio;
vy que non podia sofrir aquel lazerio (Str. 1307).

En caridat fablavan, mas non me la fazien
yo veya las caras, mas non lo que dezien (Str. 1309).

Der Anlaß zur Satire der mangelnden Caritas ist jedoch eigenartig, denn die Abweisung Amors ist ja hier ein Lob der Klosterdisziplin und der Klosterreligiosität und steht im Gegensatz zu der Huldigung der Weltgeistlichen und der Ordensangehörigen nach dem Triumphzug Amors (Str. 1235—41, 1247—59). Es könnten noch einige weitere Beispiele für diese Rahmendarstellung angeführt werden.

Diese Beispiele können alle unter einem Begriff zusammengefaßt werden, dem der Ironie, dem sich die Parodie unterordnet. Auch

[1] Siehe Lecoy, ebda., S. 272—76.

hier gliedert sich der *Libro* in einen breiten Zusammenhang ein[1]. Das Buch enthält viele nicht sofort sichtbare Ironien, wie z. B. auf die Kürbisflasche der Pilger (Str. 1207), auf die Tacke aufmerksam macht[2]. Ganz offenkundig ist die Ironie bei der Schilderung des letzten Boten des Arcipreste:

Huron avia por nonbre, apostado donçel,
sy non por quatorze cosas nunca vy mejor que el (Str. 1619).

Leicht zu erkennen ist auch die Ironisierung des Gerichtswesens in der Prozeß-Fabel (Str. 321—71). Die Ironie verbindet die Aussageweise der Lüge mit der Intention der Wahrheit. Wenn man, woran nicht gezweifelt werden kann, dem Verfasser des *Libro* die Absicht bewußter Ironie zuschreiben darf, so kann man in einer der Abschlußstrophen des Griechen-Römer-Exempels eine Definition dieser ironischen Absicht sehen, da nämlich, wo der Dichter zum Leser oder Hörer von seinem Buche sagt:

Do coydares que miente dize mayor verdat (Str. 69).

An einer Stelle freilich wird nun die Entscheidung über den vom Dichter gemeinten Sinn schwer. Die Apostrophe des Todes geschieht im Rahmen der Klage des Erzpriesters über den Tod der Kupplerin (Str. 1520—55), und es schließen sich daran die dichterisch herrlichen Strophen über Christus, der allein über den Tod obgesiegt hat (Str. 1556—67). Mehr noch als anderswo im *Libro* hat man den Eindruck, daß bei den Strophen auf den Tod die didaktisch-religiöse Füllung den Erzählrahmen sprengt, daß die Predigt über den Tod dem Dichter wichtiger ist als der Bericht über das Ende der Kupplerin, von dem eingangs nur in drei Strophen (1518—20) die Rede ist. Das andere Stück des Rahmens allerdings ist merkwürdig. Es heißt da u. a.:

Muerte desmesurada, ¡matases a ty sola!
¿que oviste conmigo? ¿mi leal vieja, dola?
que me la mataste, muerte, Ihesu Xristo conplola
por su santa sangre e por ella perdonola (Str. 1568).

Cyerto, en parayso estas tu assentada,
con dos martyres deves estar aconpañada (Str. 1570).

Diese Stelle mit Spitzer[3] gradualistisch aufzufassen, kann ich mich nicht entschließen. Der Dichter scheint mir hier doch eher auch als Ironiker und als Parodist zu sprechen.

Auch das anschließende Epitaph auf die Trotaconventos ist ja als

[1] Das ergibt sich sofort aus einem Einblick in Paul Lehmanns ausgezeichnetes Buch: Die Parodie im Mittelalter, München 1922.
[2] Tacke, ebda., S. 588.
[3] Spitzer, ebda., S. 251 Anm.

eine burleske Parodie zu werten[1]. Hier liegt ein Beispiel für jene *burla* vor, die dem Arcipreste so wichtig ist. Auch die Satire kann man z. T. zu dieser selbständigen Schicht des *Libro* rechnen, die den Dualismus von religiöser Didaxis und mundanem Naturalismus umhüllt, allerlei Übergänge zwischen dem liebessüchtigen und dem frommen Arcipreste schafft und dem *Libro* seine schillernde Vielfalt und verwirrende Polyphonie gibt. Je scherzhafter die Satire gemeint ist (wie z. B. in der Don Carnal-Doña Quaresma-Episode) oder je mehr sie Selbstsatire ist oder je parodistischer sie auftritt, desto mehr entgleitet sie dem sicheren Zugriff des Beurteilers. Auch die exemplarische Methode oder das Sprichwort haben ja keine eindeutige Sinnrichtung und können zur Veranschaulichung verschiedener geistiger oder seelischer Einstellungen verwandt werden. Sie sind Methode, nicht Inhalt eines Denkens[2]. Auch vom Begriff des *buen amor* aus läßt sich nichts absolut Eindeutiges über den Charakter des *Libro* ermitteln. *Buen amor* soll wohl ganz allgemein die rechte Liebe bezeichnen, denn selbst an den beiden scheinbar ganz eindeutigen Stellen in der Prosapredigt geschieht die religiöse Bestimmung des Begriffes erst mit Hilfe von näheren Festlegungen: *el buen amor de Dios, el buen amor, que es el de Dios.* Andererseits wird in Str. 1452 das Adjektiv ganz unmißverständlich der allgemeinen amurösen Sphäre zugeordnet (*amad al buen amigo, quered su buen amor*), während die übrigen Stellen (Str. 13, 18, 66, 68, 932, 933, 1507, 1630) eine moralische Spezialisierung zwar zulassen, aber nicht fordern. Lecoy dürfte Recht haben, wenn er *buen amor* im „sens profane" versteht. Menéndez y Pelayo hatte bereits *buen amor* unter die von Juan Ruiz zur Benennung seines Buches gewählten „terminos genéricos" gerechnet, während beispielsweise Puyol y Alonso, Ramón und Gonzalo Menéndez Pidal *buen amor* absolut im Gegenüber zu *loco amor* sehen. Übereinstimmend mit Lecoy wurde jedoch oben schon als Gegenbegriff gegen den *amor loco* der *amor limpio* aus dem Text herausgelöst[3].

Woher hat der Erzpriester überhaupt seine Phänomenologie der sinnlichen Liebe bezogen? Wie kam er dazu, am Ende der Astrologiestelle nach dem Lob des Frauendienstes die lügnerische Trübung des Blicks durch die Liebe hervorzuheben (*que el amor sienpre fabla mentiroso*, Str. 161 und ff.)? Hat er dies alles aus Ovid? Lecoy

---

[1] Lecoy, ebda., S. 211.

[2] „Wenn es eine Philosophie des Sprichworts gibt, so erschöpft sie sich in einem bloßen Erfahrungswissen: ihre Regeln strafen den Anspruch jeder Gesetzlichkeit Lügen" (Werner Krauss, Die Welt im spanischen Sprichwort, Wiesbaden 1946, S. 86).

[3] Lecoy, ebda., S. 361 und Anm. 5; Menéndez y Pelayo, ebda., S. LXX; Puyol y Alonso, ebda., S. 138—40; R. Menéndez Pidal, ebda., S. 140—45 (*buen amor* ironisch „todo lo contrario de lo que debiera ser", S. 143); G. Menéndez-Pidal, ebda., S. 477. Anders als Lecoy entscheidet sich W. Krauss, der allerdings *buen amor* in Str. 1630 anders als im Liebessinne deutet (s. ebda., S. 537 f.).

betont zwar, daß Juan Ruiz den Text des lateinischen Dichters gekannt hat[1], aber er hat gleichzeitig aus den mannigfachen Unterschieden der Liebestheorie bei dem lateinischen und dem spanischen Dichter die Selbständigkeit des zweiten nachgewiesen. Oder sollte Juan Ruiz hier noch einer anderen Tradition gefolgt sein?

Diese Tradition ist spanisch-arabisch, wie Américo Castro mit überzeugenden Parallelen zwischen dem *Libro del Arcipreste de Hita* und dem *Ṭauq al-ḥamāma* (deutsch: *Halsband der Taube*) des großen Cordobaner Polygraphen Ibn Ḥazm aus dem 11. Jahrhundert nachgewiesen hat[2]. Es kann danach kein Zweifel bestehen, daß das Bild der erotischen Liebe im *Libro* des Juan Ruiz von Ibn Ḥazm beeinflußt ist.

Dessen Buch enthält ja wirklich eine Lehre von der Liebe in der strengen Form eines Traktats und mit einer Fülle seelischer Beobachtungen. Die eingefügten Beispiele und Belege enthalten a u c h solche aus dem Leben des Verfassers (aber das *Halsband der Taube* ist trotzdem keine „confesión o autobiografía erótica" im Sinne eines „género literario"[3]).

Emilio García Gómez hat in seinem Aufsatz über „Convencionalismo e insinceridad en la poesía árabe" gerade auch auf das Werk des Ibn Ḥazm hingewiesen und aus dessen Schlußwort u. a. die von Max Weisweiler so übersetzten Sätze zitiert: „Ich habe nicht etwa Abstand davon genommen, dir in dieser Abhandlung gewisse Dinge zu erwähnen, von denen die Dichter sprechen und die sie häufig erörtern, Dinge, deren sämtliche Erscheinungen ich dargestellt, die ich in den betreffenden Kapiteln einzeln behandelt und die ich mit Erläuterungen versehen habe, wie z. B. die Übertreibung in der Schilderung der Abmagerung, den Vergleich der Tränen mit Regengüssen, die Feststellung, daß sie den Durst der Wimpern stillen, die vollkommene Schlaflosigkeit und die völlige Einstellung der Nahrungsaufnahme. Es handelt sich dabei jedoch um Dinge, die nicht den Tatsachen entsprechen, und Lügen, die gar keine Wahrscheinlichkeit für sich haben. Jede Sache hat eine Grenze, und Gott hat für alles ein Maß bestimmt." Der spanische

[1] Lecoy, ebda., S. 290—306, besonders S. 294, 302.

[2] Américo Castro, España en su historia. Cristianos moros y judíos, Buenos Aires 1948. Das 9. Kapitel ist dem *Libro* gewidmet. Sein Kernstück ist der Abschnitt: „Un caso de peculiaridad cristiano-islámica" (S. 386—417). Es kann sich hier um keine Stellungnahme zur Gesamtthese Castros über die spanische Geschichte handeln, auch nicht um eine Besprechung des ganzen Arcipreste-Kapitels, sondern lediglich um eine Diskussion der Gesamtdeutung des *Libro* durch Castro. Das Buch ist dem Verfasser erst während seiner Arbeit bekannt und durch Prof. Edmund Schramm länger zugänglich geworden. Auffassungen, zu denen er parallel mit Castro gekommen war, wurden deshalb im Text des Artikels belassen. Die deutsche Übersetzung des arabischen Buches unter obigem Titel ist von Max Weisweiler (Leiden 1942).

[3] Castro, ebda., S. 387.

Arabist leitet diese Sätze mit der allgemeinen Feststellung ein: „En suma, en la literatura árabe es patente el desnivel entre la ‚norma eterna de la poesía' y el sentimiento auténtico del poeta“[1]. Auf diese konventionelle Welt stieß Juan Ruiz bei Ibn Ḥazm. Die Detailparallelen stimmen, aber die beiden Werke sind verschieden. Der Arcipreste bekam durch Ibn Ḥazm Kenntnis von der arabischen Liebeslehre und der moslemischen Lebensauffassung, aber die Grundform seines gespaltenen Denkens hatte er aus sich selbst. Lernen jedoch konnte er von dem arabischen Schriftsteller literarische Formen, z. B. wie man in ein fremdes Ich hineinschlüpft, fremde Inhalte in der Ichform erzählt und sich selbst als Beispiel nimmt. So setzt Ibn Ḥazm ja auch in der dritten Person berichtete Beispielfälle in den angehängten Versen in die Ichform um. Im Sinne solcher Übernahme von inhaltlichen Details und literarischen Formen trifft der von Castro gebildete Begriff eines literarischen Mudéjar-Stiles ohne Zweifel den richtigen Tatbestand[2].

Bedeutungsvoll ist, daß Castro überhaupt die beiden Seiten des *Libro*, die moralisch-religiöse und die mundan-amuröse, in ihrem vollen Gewicht nimmt, damit die Aussagen Leo Spitzers und Salvatore Battaglias verstärkend[3]. Die Deutung des *Libro* als Werk eines Zynikers[4] dürfte damit für immer erledigt sein, und von den drei möglichen Deutungen: Zynismus, Didaxis, dualistische Spannung bleibt, da Cejadors Theorie, der Arcipreste habe den Dualismus im *Libro* als didaktisch-satirische Diatribe verfaßt, zu der Erfindung eines in zwei Stimmen sprechenden rein fiktiven Ichs gezwungen ist und das Band zwischen Dichter und Handlungs-Ich völlig zerreißt[5], endgültig nur die dritte. Castro selbst sieht hinter den beiden Schichten der Handlung die christlich-westlich-mittelalterliche und die moslemisch-arabisch-spanische Komponente der spanischen Geschichte, wobei er allerdings gar keine Analyse der ersten in seinem Arcipreste-Kapitel anstrebt, sondern vielmehr den Nachweis, daß das mundane Erlebnis des Erzpriesters islamisch bedingt ist. Man

---

[1] Die Ausführungen von García Gómez befinden sich in Al-Andalus 5 (1940), S. 39, die übersetzten Stellen aus Ibn Ḥazm bei Weisweiler, ebda., S. 227.

[2] Castro, ebda., S. 402, 409. „. . . una creación que ya no es islámica, pero que no existiría sin la dimensión vital del Islam“ (ebda., S. 412).

[3] Spitzer, ebda., S. 258. Die These Battaglias, dargestellt in zwei Artikeln der Zeitschrift La Cultura (Il 'Libro de Buen Amor', 9, 1930, und Motivi d'arte nel 'Libro de Buen Amor', 10, 1931) kenne ich leider nur aus dem Hinweis Spitzers, ebda., S. 270, Anm. 4, und der Zusammenfassung Lecoys, ebda., S. 349.

[4] Siehe z. B. noch Manuel de Montolíu, Literatura castellana, segunda edición corregida, Barcelona 1930, S. 93—95.

[5] Dieser Theorie muß man den Satz Chateaubriands entgegenhalten: „On ne peint bien que son propre cœur, en l'attribuant à un autre“ (Génie du Christianisme, seconde partie, livre premier, chapitre III: „Paradis perdu“).

kann diese Teilthese seines Werkes, für deren Erhärtung zahlreiche oft frappante Belege angegeben werden, nicht ohne weiteres ablehnen, wenn es auch unnötig erscheint, die von Juan Ruiz angeführten Quellenhinweise beiseite zu schieben und statt ihrer islamische anzusetzen [1].

Der Einwand aber, der gegen Castro erhoben werden muß, betrifft nun die Tatsache, daß er den Grundzug des islamischen Gesamtverhältnisses von Religion und Weltleben auf das Verhältnis der beiden seelischen Schichten im *Libro* übertragen möchte. Jener Grundzug aber ist die Grenzverwischung von Religiösem und Profanem, die „pacífica convivencia del erotismo y la religión . . . como simultaneidad", der „optimismo-indiferentismo fatal y cósmico". An zahlreichen Stellen seines Arcipreste-Kapitels wird nun von Castro diese gleiche von ihm so genannte „ambigüedad", „ambivalencia", „reversibilidad" der beiden Sphären auch für Juan Ruiz behauptet: „Su ambivalencia epicúreo-moral (humano-divina, islámico-cristiana) es idéntica al tema central de su obra." Das *Halsband der Taube* wird so für Castro Muster für den *Libro* überhaupt: „Hay en ambos libros la misma ambigüedad, y los mismos esfumados límites entre ambas clases de amor, no porque uno sea bueno y otro radicalmente malo, sino porque, como antes vimos, el amor de los sentidos es también obra de Dios." Es gebe im *Libro* „el entrelace del rezo abstracto con la experiencia del vivir terreno, ambos permutables y reversibles" [2].

Diese „ambigüedad" ist aber nun selbst auch das Merkmal der ganzen Interpretation Castros, denn er verleugnet jene angeblich willkürlich umdrehbare Doppelsinnigkeit des *Libro* zugunsten einer „alternancia", einer „dualidad", ja sogar eines „dualismo básico del cancionero". Bevor noch die Parallele zwischen dem *Libro del Arcipreste* und dem *Halsband der Taube* gezogen wird, heißt es sogar: „En su arte no sólo debaten el más acá terreno y el más allá espiritual, sino también la tendencia espiritual cristiana y la morisca" [3]. Auch die Rolle, die Castro dem Humor, der Ironie und dem Spott des Erzpriesters zuweist, unterstreicht im Grunde nur die Kontrastierung der beiden Sphären. Die Ambiguität des Ibn Ḥazm, der ja wirklich eine humorlose, mit Poesie geschmückte Abhandlung über die Liebe geschrieben hat, sei nur mit dem Mittel der Ironie ins Christliche zu transponieren; die Komik sei für Juan Ruiz die Methode, die arabische Daseinsfreude mit der christlichen Moral zu

---

[1] Die Notwendigkeit, Scherz in das ernste Leben zu mischen, ist von Juan Ruiz augenscheinlich aus den *Disticha Catonis* übersetzt (siehe die lateinische Stelle in der Anm. Cejadors zu Str. 44). Mohammed sagt inhaltlich das gleiche (s. Weisweiler, ebda., S. 15, und Castro, ebda., S. 376). Dieses Beispiel ist zentral, weil es sich um einen für Castro wesentlichen Gedanken handelt. Aber es gibt Parallelfälle.

[2] Die Stellen bei Castro, ebda., S. 389, 390, 386, 416, 425.

[3] Bei Castro, ebda., S. 426, 425, 387.

verbinden. Damit bestätigt sich aber das, was oben auf Grund kompositioneller Beobachtungen über das richtungslose Schillern der Komik im *Libro* gesagt worden ist, denn auch Castro spricht von der ,,incertidumbre cómica y humorística" des *Libro* und noch deutlicher von einem ,,puente humorístico entre sensualidad y moralidad"[1].

Aber es ist nicht richtig, wenn Castro den Geltungsbereich der Ironie so ausweitet, daß sie zum Prinzip einer universalen Ambiguität des *Libro* wird, wenn er ihren satirischen Charakter übergeht und schreibt: ,,Todo juicio, toda opinión se convierte en tema ambivalente, o en ironía, que viene a ser lo mismo"[2]. Nein, die einzige ,,Brücke", die den liebessüchtigen Arcipreste noch mit der Welt der religiösen Forderungen verbindet, ist sein Gefühl des Unrechts im Augenblick der Sünde. Es ist jene Spannung, die sich, dem Dichter vielleicht unbewußt, in der Übermacht des Streitthemas im *Libro* abbildet, und die den Begriff der Sünde nie in die ironische Begriffsverwischung hineinzieht. Wohl legt der den Lebensgenuß suchende und preisende Arcipreste oft das ihm von Ibn Ḥazm oder vielleicht auch von anderen spanisch-arabischen Dichtern dargereichte islamische Gewand an, aber erst die christliche Komponente in ihm schafft den Kontrast und die Spannung, die das Grundthema des *Libro* bilden und die Juan Ruiz in sich selber trägt. Der in diesem Kontrast n o c h christlich empfindende Arcipreste bleibt trotz allem, wie auch seine Versgebete zeigen, mit seinem Unrechtgefühl Gott g e g e n ü b e r und ist nicht in die islamische Ambivalenz eingeschlossen[3].

---

[1] Bei Castro, ebda., S. 446, 375. Vgl. auch S. 419, 445.

[2] Castro, ebda., S. 422.

[3] Spitzer meint seinen Begriff der Symbiose nicht im Sinne einer solchen Ambivalenz. Juan Ruiz sei ,,gleichsam die Symbiose von Weltlichem und Geistlichem innerhalb des mittelalterlichen Menschen überhaupt" (ebda. S. 270). — Gerade an den Stellen, wo Mundanes und Religiöses im *Libro* zusammenstoßen, zeigt sich die Unvergleichbarkeit seiner Gesamtatmosphäre mit der des ,,Halsbandes der Taube". Eine Episode, wie z. B. die Werbung der Trotaconventos um die Nonne und die anschließende platonische Liebe hat bei Ibn Ḥazm keinerlei Parallele. Es fehlen dafür im Islam wohl überhaupt alle Voraussetzungen. Der von Ibn Ḥazm beschriebene Liebesverzicht (s. Weisweiler, ebda., S. 214—17: ,,Über die Vortrefflichkeit der Keuschheit") ist etwas fundamental anderes. — Die Parallele Castros (ebda., S. 415) zwischen einer Stelle in der Einleitung zu diesem Kapitel und dem Übergang von den Serranillas zur Wallfahrt des Arcipreste (Str. 1043, Hinweis auf *Santiago apostol*) vergleicht Inkongruentes. — Die von Ibn Ḥazm vorgenommene Unterscheidung zweier Naturen im Menschen (,,Vernunft" und ,,Rechtschaffenheit" auf der einen, ,,Seele" und ,,Leidenschaften" auf der anderen Seite, in dem Kapitel ,,Über die Abscheulichkeit der Sünde", s. Weisweiler, ebda., S. 188) bleibt ganz im profanen Bereich und hat nichts mit der bei Juan Ruiz noch wirksamen paulinischen Unterscheidung von Fleisch und Geist zu tun. — Herr Professor H. H. Schaeder, Göttingen, dem ich für seine freundliche

Die Spannung im Arcipreste zwischen Mundanem und Religiösem ist als Spannung echt. Die beiden Stimmen hören sich noch, wenn auch oft nur aus der Ferne, und die amuröse klingt oft viel lauter als die moralische. Dieses Werk, in dem der Dialog so viel bedeutet, ist selbst noch ein Dialog zwischen Trieb, Versuchung, Sünde und Gesetz, Sittlichkeit, Frömmigkeit. Nur eine einzigartig mächtige Dichterpersönlichkeit hat in einer einmaligen Leistung diese Spannung darstellen können, die man nicht dadurch abschwächen darf, daß man den inneren Gegensatz des *Libro* geistesgeschichtlich auf die Epoche abwälzt. Auch Parallelen können das Deutungsproblem des *Libro* nicht klären[1]. Der Arcipreste, der so viele Quellen verarbeitet hat, ist als Dichter unnachahmbar geblieben, und ein von Chateaubriand im *Génie du Christianisme* geprägter Satz läßt sich auf ihn anwenden: ,,L'écrivain original n'est pas celui qui n'imite personne, mais celui que personne ne peut imiter''[2].

Beratung sehr zu danken habe, macht mich darauf aufmerksam, daß für Ibn Ḥazm der Koran keiner spiritualisierenden Auslegung offensteht. Damit aber entfällt dieser arabische Autor als Zeuge für die grundsätzliche ,,Duplicidad de sentidos en el Libro de buen amor'' (ebda., S. 418; s. auch S. 420).

[1] Der Besserungsvorsatz in der bekannten Vagantenbeichte des Archipoeta ist mehr oder minder scherzhaft gemeint. — Dem ,,Vrowen dienst'' Ulrichs von Lichtenstein fehlen die zwiespältige Hintergründigkeit und die poetische Bewältigung der Welt.

[2] Chateaubriand, ebda.

Göttingen WILHELM KELLERMANN

Preuves anthroponymiques de l'existence du pronom atone *ci* »nous« en italien au XII[e] siècle

Les exemples de *ci* »nous« ne sont pas rares dans les monuments de la langue italienne publiés par Monaci[1]: on en trouve dans des textes toscans, ombriens, septentrionaux, mais tous ne datent guère que de la seconde moitié du XIII[e] siècle. Le *contrasto* de Raimbaud de Vaqueiras, qui est au plus tard de 1194[2], a des formes telles que »*ve* scanèrò«, »*ve* dirò«, où la présence de *ve* laisse entrevoir l'existence, alors déjà, du pronom correspondant de la première personne, qui en tout cas est usité plusieurs dizaines de fois dans les fragments d'un livre de comptes de banquiers florentins en 1211, où les »ci diè« foisonnent[3]. L'onomastique nous permet de découvrir notre pronom antérieurement: une charte datée de Gubbio en 1174 porte en effet la signature d'une femme, »*Perquezeuenisti* uxoris Tornampartis«[4].

Ce nom de personne bizarre, qui correspondrait à *Perché ci venisti* en italien d'aujourd'hui, était moins extraordinaire dans l'onomastique du temps: il appartient à cette série de noms — nous dirions maintenant de prénoms — qui étaient le plus souvent comme un écho de la joie éprouvée par les parents lors de la naissance de l'enfant auquel on l'appliquait, ou parfois aussi de leur déconvenue, et des sentiments mélangés qu'ils ressentaient à propos de cette augmentation des charges de famille. Pour Pistoie, par exemple, L. Chiappelli a recueilli des noms de femme tels que *Augurata*, *Bentivegne*, *Bentivollia*, *Benvegnate*, *Deolamidiede*, *Moltotamo*[5], et à Sienne et aux environs, en 1201 et 1202, nous rencontrons plusieurs *Bencivenne*, *Bencivenne Rope*, *Bencivenne Orlandi*[6] — nous reviendrons plus bas sur ce nom. Mais d'autre part, selon le même auteur, une femme de la même ville — était-ce d'ailleurs une femme, et n'était-ce pas là, comme le suivant, plutôt un nom masculin? — s'est appelée *Notivollio*, et une autre *Ortibasta* — sans doute une erreur de lecture pour **Orcibasta* —; et à Sienne au début du XIII[e] siècle nous rencontrons les prénoms

---

[1] E. Monaci, *Crestomazia italiana dei primi secoli*, Città di Castello 1912, p. 600, où sont mentionnés les renvois.

[2] Cf. Fr. U. Ugolini, *Testi antichi italiani*, Torino 1944, p. 4.

[3] Fr. U. Ugolini, *op. cit.*, p. 105 sqq.

[4] P. Cenci, *Carte e diplomi di Gubbio dall'anno 900 al 1200*, Perugia 1915, p. 255.

[5] L. Chiappelli, *La donna pistoiese del tempo antico*, Pistoia 1914, pp. 84, 85, 87 et 90.

[6] G. Cecchini, *Il Caleffo vecchio del Comune di Siena*, vol. I, Firenze 1932, pp. 74 et 122.

masculins *Orbasta*, *Nontivollius*, *Sopravieni* de Cagio[1], témoignages trop clairs du peu d'enthousiasme avec lequel ces individus avaient été reçus lorsqu'ils vinrent au monde.

De l'existence de cette forme pronominale, nous trouvons ailleurs, vraisemblablement, une autre preuve encore. Le nom *Bencivenne* lui-même le contient, en effet: or on le rencontre non seulement à Sienne en 1201 et 1202, mais à Soci en 1213, à Bucena et à Arezzo en 1214[2], à Freggina en 1237[3], et bien souvent par la suite dans le *Regesto di Camaldoli.* Il est même attesté à Lucques dès 1152, sous les formes *Bencivengne et Bencivengna*[4]. On peut cependant se demander si, dans le cas de cette formation, nous sommes vraiment en présence du pronom *ci*, et non point d'un *ti* »te« mal lu; en d'autres termes, ce nom, si vraiment il contenait *ti*, exprimerait, non pas la faveur avec laquelle le bébé était accueilli par ses parents, mais un souhait de bonheur fait pour le nouveau-né lui-même. Et cela serait d'autant plus possible qu'à côté de notre *Bencivengne* les éditeurs du *Regesto del capitolo di Lucca* ont transcrit le nom d'un *Bentivennia* à Debbia en 1151, d'un *Bentivengne* en 1156 à Lucques[5]. Sont-ce ces dernières graphies qui sont erronnées, ou plutôt les premières? Qu'en tout cas le nom avec *ti* ait existé, c'est ce que suffit à prouver la présence, dans la région de Farfa en 1106 ou 1107, d'un *Benetibiveniat*[6], forme latinisée qui exclut absolument l'hypothèse d'un nom où *ci* serait l'un des composants.

Si l'on peut ergoter, bref, sur les *Bencivengne*, *Bentivengne* lucquois, le *Perquezeuenisti* de Gubbio est clair: il nous montre notre pronom atone bien vivant déjà dans ce centre de l'Italie, dans la seconde moitié du XIIe siècle.

---

[1] G. Cecchini, *op. cit.*, vol. cit., pp. 74, 89 et 122.

[2] E. Lasinio, *Regesto di Camaldoli*, vol. III, Roma 1914, pp. 75, 82, 92.

[3] E. Lasinio, *op. cit.*, vol. IV, Roma 1922, p. 8.

[4] P. Guidi e O. Parenti, *Regesto del capitolo di Lucca*, vol. II, Roma 1912, pp. 50 et 51.

[5] P. Guidi e O. Parenti, *op. cit.*, vol. cit., pp. 40 et 87.

[6] I. Giorgi e U. Balzani, *Il Regesto di Farfa di Gregorio di Catino*, vol. V, Roma 1892, p. 169.

Lausanne PAUL AEBISCHER

Gustav Gröber und die romanische Philologie

Das Jahr 1944 brachte zwei Gedenktage für die Geschichte der romanischen Philologie. Seit der Geburt von Friedrich Diez waren hundertfünfzig, seit der Gustav Gröbers hundert Jahre verflossen. Dem Gedenken an Diez durfte ich einen öffentlichen Vortrag in Bonn widmen (gedruckt 1947 in Band 60, 389–410 der *Romanischen Forschungen*). Der Plan einer Huldigung für Gröber wurde auch damals gefaßt, ließ sich aber erst jetzt ausführen.

Seit Gröbers Tode sind in diesem Jahr 1951 vierzig Jahre vergangen. Unter seiner Leitung hatte ich noch meine Studien abschließen können. Keiner der Nekrologe, die ihm damals gewidmet wurden, befriedigte mich. Sie sprachen das nicht aus, worin ich seine wissenschaftliche und menschliche Größe sah. Wenn ich versuche, es heute darzulegen, löse ich eine Dankesschuld ein, die fast ein halbes Jahrhundert umfaßt. Aber heute wissen nur noch wenige von Gröber. Seine Werke werden — sehr zu Unrecht — nicht mehr gelesen. Nach mir wird sobald nicht mehr jemand kommen, der über ihn schreibt. Aus diesen Gründen schien es mir geboten, einen möglichst eingehenden Bericht von Gröbers Leben und Wirken zu geben. Die wissenschaftlichen und pädagogischen Tendenzen der Zeit mußten kurz angedeutet werden. Ich habe auch keine Bedenken getragen, die Darstellung durch zahlreiche Zitate zu stützen. Auch sie dienen dem Erkenntnisziel, das Hugo Schuchardt in einer seiner letzten Arbeiten aufstellte: der „Erforschung des Forschers“[1].

Gustav Gröber wurde am 4. Mai 1844 in Leipzig geboren. Sein Vater besaß eine Druckerei und beabsichtigte sie zu einem Verlag auszubauen. Gustav wurde daher nach Absolvierung der Volksschule bei einem Buchhändler in die Lehre gegeben. Am Ende der Lehrzeit schenkte sein Prinzipal ihm einen Siegelring, den Gröber stets trug und gern benutzte. Während der Lehrzeit, die ihn nicht auszufüllen

---

[1] *Hugo Schuchardt-Brevier*, ed. L. Spitzer[2] 1928, 421. — Durch biographische Angaben unterstützte mich Gröbers Tochter, Frau Johanna Heinze in Leipzig; durch Überlassung von Briefen Gröbers Philipp August Becker; durch Mitteilungen über Baist aus den Freiburger Dekanatsakten Hugo Friedrich. Die Briefe, die Gröber von gelehrten Freunden und Mitarbeitern erhielt, hat er ein Jahr vor seinem Tode im Garten seines Hauses in Ruprechtsau bei Straßburg verbrannt.

vermochte, lernte Gröber eifrig, um im Gymnasium die Abschlußprüfung bestehen zu können. Er träumte davon, Dichter oder Schauspieler zu werden. Mit großem Widerstreben ließen ihn die Eltern dann das Nicolai-Gymnasium besuchen (1863–65). Aus jener Zeit berichtete er von herzlichen Freundschaften, an denen er Jahrzehnte treu festhielt. Es waren dichtungbegeisterte Jünglinge. Sie trugen das Haar lang. Der eine, mit blitzenden schwarzen Augen, später Fabrikant im Rheinland, blieb ihm besonders im Gedächtnis.

Großen Kampf kostete es, die Eltern zu bewegen, den Sohn studieren zu lassen. Er wurde im April 1865 in Leipzig immatrikuliert. Seine große Liebe galt nun der Philosophie. Daneben studierte er alte und neuere Sprachen. Als Philosoph erfreute sich damals Moritz Drobisch (1802–1896), ein Herbart nahestehender Denker, großer Beliebtheit[1]. Auf seine Schulung weist manches in Gröbers Denk- und Darstellungsweise zurück.

Als Romanist war Gröber Schüler von Adolf Ebert (1820–1890), der seit November 1862 den neu begründeten Lehrstuhl für romanische Sprachen und Literaturen einnahm. In seiner *Geschichte der romanischen Philologie* (*Grundriß* I² 119) hat Gröber die Begründung des *Jahrbuchs für romanische und englische Sprache und Literatur* (1859) durch Ebert als den Beginn einer neuen, der internationalen Phase der Forschung, charakterisiert: „ein planmäßiger Ausbau der jüngsten Philologie beginnt; auch von den zu Einfluß gelangenden Vertretern der nächstbeteiligten Völker wird er in fortdauernder Einhelligkeit gefördert". Ebert hatte schon 1854 ein *Handbuch der italienischen Nationalliteratur* vorgelegt, dem eine „Darlegung ihrer ästhetischen Entwicklung und deren geschichtlicher Vorbedingungen" (Gröber a. a. O. 110) beigegeben war. Seine *Entwicklungsgeschichte der französischen Tragödie* (1856) konnte Gröber noch ein Menschenalter später als maßgebend bezeichnen (a. a. O. 115). Ebert schloß sein Lebenswerk durch eine monumentale Leistung ab, die *Allgemeine Geschichte der Literatur des Mittelalters im Abendlande* (1874—1887 in drei Bänden), die bis zum Beginn des 11. Jahrhunderts geführt ward und die zum größten Teil eine Geschichte der spät- und mittellateinischen Literatur ist (über die Bedeutung dieses Werkes vgl. diese Zeitschrift 1944, 237). Drei Momente sind es demnach, die Eberts wissenschaftliche Leistung kennzeichnen: Organisation der Forschung; synthetischer Zug in der literargeschichtlichen Arbeit;

---

[1] Er muß an der Lehrtätigkeit großen Gefallen gefunden haben, denn er ließ sich erst in seinem 84. Jahre von der Pflicht, Vorlesungen zu halten, entbinden (*Allgemeine Deutsche Biographie* 48, 80). Für die „Erforschung des Forschers" sind solche Angaben nicht gleichgültig. Hugo Schuchardt ließ sich mit 62 Jahren emeritieren, *résolution qu'on prend rarement à l'âge qu'il a* (*Romania* 1900, 627). Über Georg Waitz (1813–1886) meldet sein Biograph: „Daß er in rüstigster Kraft, noch nicht 65 Jahre alt, das Lehramt aufgab, erklärte er den verwundert Fragenden damit, daß er nichts so sehr scheue als ein alter Professor zu werden" (*ADB* 49, 619).

Einbeziehung der mittellateinischen Literatur. Wir werden diese Momente in Gröbers Werk wiederfinden.

Gröber empfand für seinen Lehrer hohe Verehrung. Seine Augen leuchteten, wenn er in Straßburg von seinen Leipziger Studienjahren erzählte. Ebert war zwar ein zurückgezogener Gelehrter, vollständig von seinen Studien absorbiert, „jeder Hervorziehung seiner Person ängstlich ausweichend" (*ADB* 48, 236). Auf seinen Wunsch wurde denn auch von einer Feier seines 70. Geburtstages abgesehen, ebenso wie von einer Festschrift. Aber Gröber hat doch 1889 einen Anlaß gefunden, um seines Lehrers zu gedenken (diese Zeitschrift 13, 571 f.). Er sagt über Eberts *Allgemeine Geschichte der Literatur:* „Ein Werk wie das vorliegende, das durch eine französische Ausgabe in seinen drei Bänden nun auch im Ausland weitere Verbreitung finden wird, und dessen 1. Band eben in neuer Auflage erschien, berührt die romanische Literaturforschung zu nahe, um nicht auch hier, bei seinem Neuerscheinen, begrüßt zu werden. Wie es den Eifer, mit dem seit einigen Jahren das lateinische Schrifttum des MA. nach der literaturgeschichtlichen Seite erforscht wird, gemehrt und belebt hat, so ist es noch immer das einzige Buch, aus dem ein klarer und vollständiger Einblick in das geistige und literarische Leben und die Richtungen des litterarischen Schaffens der romanischen Völker vor dem Erstehen ihrer nationalen Litteratur zu gewinnen ist, das die Fäden bloßlegt, mit denen diese und jene verknüpft sind, und die stofflichen und formalen Zusammenhänge zwischen beiden hervortreten läßt. Es spricht für die Sorgsamkeit der Forschungen des verehrten Verfassers, daß Anlage und Anordnung aufrecht erhalten bleiben und der Text der ersten Auflage im Wesentlichen beibehalten werden konnte, daß Schlüsse und Vermutungen durch Einzeluntersuchungen Anderer meist Bestätigung erfahren haben . . . Das Werk hat längst seine Stellung in der wissenschaftlichen Litteratur und wird sie, wie jeder große Wurf in der gelehrten Forschung, noch lange zu behaupten wissen. Möge sich die Zeit, der es geboten wurde, die Früchte der hingebenden Arbeit, die darin aufgespeichert sind, nicht entgehen lassen und sie zu nutzen nicht versäumen."

Gröbers Dissertation *Die handschriftlichen Gestaltungen der chanson de geste Fierabras und ihre Vorstufen* (Leipzig 1869) ist „Herrn Prof. A. Ebert" gewidmet. Mit der wissenschaftlichen Fragestellung hatte Gröber aber schon einen selbständigen Griff getan, über den er sich später in seiner *Geschichte der romanischen Philologie* (*Grundriß* I² 154) so äußern durfte: „Vor der Durcharbeitung sämtlicher oder einer zulänglichen Anzahl Hss. eines Textes scheute man noch längere Zeit zurück, weil die noch zunächst ins Auge gefaßte litterarische Betrachtung der Werke eines Schriftstellers auch auf eine sogenannte gute Hs. gestützt werden zu können schien; sie unterblieb auch z. B. bei den von Guessard u. a. herausgegebenen altfranzösischen Heldengedichten, in den Ausgaben Dantes, Petrarcas usw. Das vom Verfasser durchgebildete und in die Philologie eingeführte Verfahren (*Hand-*

17*

schriftliche Gestaltungen des Fierabras, 1869), nach dem die Grundform eines in mehreren Handschriften überlieferten Schriftwerkes herzustellen allein gelingen kann, führte sich zunächst in die französische Philologie, später in die italienische und in die übrigen Philologien ein. P. Meyer versuchte danach die Gruppierung der Handschriften des *Girard de Roussillon* (1870), E. Martin wandte es bei der altfranzösischen Fuchsdichtung (1872), F. Bonnardot (1874) und W. Viëtor (1874) auf die Epen von den Lothringern an, andere gebrauchten es beim Rolandslied und ebenso bei *editiones principes*, wo immer mehrere Handschriften in Frage kamen. Das erste Beispiel eines nach dem Verfahren hergestellten romanischen Textes gab G. Paris in der *Vie de Saint Alexis* (1872), dem Vorbild der in geschlossener Reihe nun folgenden ,,kritischen" Ausgaben altfranzösischer und altprovenzalischer Sprachdenkmäler".

Gröber hatte mit dieser scharfsinnigen philologischen Untersuchung eine charakteristische Probe seines Könnens gegeben. Sie wurde von Adolf Tobler im *Literarischen Centralblatt* 1870 (Spalte 19 bis 21) als eine ,,durch strenges Festhalten der Methode gleich sehr wie durch Bedeutsamkeit der Ergebnisse sich empfehlende Erstlingsarbeit" eingehend gewürdigt. Auch Gaston Paris widmete der Arbeit eine ausführliche Rezension (*Revue critique* vom 21. August 1869) und urteilte: *C'est la première fois qu'on essaie de soumettre les manuscrits d'une chanson de geste à un véritable travail critique, et, si les conclusions auxquelles est arrivé M. Gröber ne sont pas toutes également solides, il n'en est pas moins évident que la voie dans laquelle il a l'honneur de s'engager le premier est la seule par laquelle on puisse arriver à des résultats scientifiques sur le sujet.* Nach seiner Promotion nahm Gröber eine Hauslehrerstelle in Böhmen an, um den Eltern weitere Aufwendungen zu ersparen. Er verweilte ein Jahr in Dux. Im benachbarten Teplitz lernte er ein siebzehnjähriges Mädchen kennen, das seine Braut wurde. Vom September 1870 ab gab er französischen Unterricht an der Handelslehranstalt zu Leipzig. Bald erhielt er die Aufforderung, sich in Zürich zu habilitieren. Sie geschah auf Empfehlung von Ebert und von Tobler. Die Direktion des Erziehungswesens in Zürich beschloß am 16. Dezember 1870 die Anstellung Gröbers zu Beginn des Sommersemesters 1871 mit 1500 Fr. Gehalt. Am 29. April 1871 hielt er seine Antrittsvorlesung über *Die altfranzösischen Romanzen und Pastourellen* (erschienen 1872 bei der Schabelitzschen Buchhandlung in Zürich). 1872 wurde Gröber außerordentlicher Professor, Mitglied der ,,Gesellschaft für vaterländische Altertümer" und der Diplomprüfungskommission. Der Züricher Zeit gehört auch das Verzeichnis der romanischen Handschriften in Bern (in Hagens *Catalogus codicum bibliothecae Bernensis*, 1874) an. Gröber ist sehr gerne in Zürich gewesen. Bei seinen Junggesellenmahlzeiten begegnete es ihm, daß er den verehrten Gottfried Keller etwas knurrig in einer Weinstube sitzen sah. Er wurde später auch mit ihm bekannt. Auch Gröber fand Vergnügen an einem guten Schweizer Tropfen. Zugleich wurde er be-

geisterter Bergsteiger. Aber seines Bleibens in Zürich war nicht lange. Er wurde 1874 nach Breslau berufen und begründete dort 1875 den eigenen Hausstand. Freundschaftliche Beziehungen entwickelten sich zu Karl Weinhold (1823–1901), dem berühmten Germanisten und Erforscher der Volkskunde. Sie wurden noch nach langen Jahren besiegelt durch Gröbers Schrift *Zur Volkskunde aus Concilbeschlüssen und Capitularien*, die als Privatdruck zur Feier von Weinholds siebzigstem Geburtstag (26. Oktober 1893) erschien und, wie mir scheint, zu wenig Beachtung gefunden hat. Zweiundsiebzig Zeugnisse des 6.–10. Jahrhunderts gewähren hier Einblicke in das Fortleben heidnischer Religionsbräuche; Wahrsagung und Zauber; Volksmedizin; Volksunterhaltung; Liebeszauber und Unzucht. Die kleine Sammlung bezeugt den Umfang von Gröbers wissenschaftlichen Interessen wie den seiner Quellenkenntnis.

Zum Wintersemester 1880 siedelte Gröber nach Straßburg über, wo er dann drei Jahrzehnte hindurch gewirkt hat.

Schon 1877 hatte Gröber mit der Gründung der *Zeitschrift für romanische Philologie* einen ersten Schritt zur Organisation der Forschung getan. Der zweite, sehr viel weiter ausgreifende, war der *Grundriß der romanischen Philologie*. Der Gedanke an ein solches Unternehmen hatte Gröber seit Jahren vorgeschwebt. Aber zur Verwirklichung bedurfte es eines jener ideal gesonnenen Verleger, denen die deutsche Wissenschaft des 19. Jahrhunderts so viel zu verdanken hatte. Er fand sich in der Person von Karl Trübner (1846–1907). Sein langjähriger Mitarbeiter Gerhard Lüdtke (1875–1944) hat ihm schöne Gedenkworte gewidmet[1], aus denen ich folgendes mitteile: „Im nahen Heidelberg in Baden war er als Sproß einer lange eingesessenen, angesehenen Goldschmiedfamilie geboren. Von seinen beiden Brüdern übernahm der eine das väterliche Geschäft, der zweite, Nikolaus, wurde Maler und brachte im Laufe der Jahre den Namen Trübner zu den höchsten Ehren; Karl erwählte den Buchhändlerberuf, weil ihn innere Neigung dazu trieb, aber auch weil der Bruder seines Vaters, der Buchhändler Nikolaus Trübner in London, ihm gezeigt hatte, zu welchen Erfolgen Tatkraft und Umsicht auf diesem Wege führen konnten. In London, im Welthause seines Onkels, erhielt Karl Trübner seine hauptsächliche Ausbildung, er wurde dort zum Bewunderer des englischen Lebensstils und der englischen Lebenssicherheit; Wunsch und Wille seines Onkels war es, den Neffen zum Erben seiner Firma zu machen. Da brach der Krieg aus; Karl Trübner eilte nach Deutschland, erlebte die Begeisterung der Zeit des Sieges, der Gründung des deutschen Kaiserreiches: sein Entschluß stand fest, daß er in Deutschland bleiben, hier sich eine Zukunft gründen, hier teilhaben wollte an den Mühen und Erfolgen des Aufstiegs. Nikolaus Trübner hatte einen Aufruf erlassen, um aus aller Welt der neugegründeten Universitätsbibliothek in Straßburg auf

[1] Im *Literarischen Echo* 23, 1920–21,1 ff.

dem Wege der Schenkung Bücher zuzuführen. Sein Neffe hatte daran tätigen Anteil genommen, so konnte sein Plan, im neuen deutschen Elsaß, in der alten Reichsstadt Straßburg in Anlehnung an die Universität ein eigenes Geschäft zu gründen, wohlwollender Aufnahme und Förderung bei Behörden und Gelehrten gewiß sein. Am 22. Mai 1872, im Monat der Gründung der Universität, errichtete Karl Trübner sein Geschäft in Straßburg: als Sortiment, Antiquariat und Verlagsbuchhandlung. Auf allen drei Gebieten war er zu Hause, hatte er in London Spezialkenntnisse erworben. Schon acht Tage nach der Gründung erschien das erste Verlagswerk der jungen Firma, die Antrittsvorlesung des von der Universität Oxford an die Straßburger Universität berufenen Professors Max Müller: *Über die Resultate der Sprachwissenschaft*, das in wenigen Monaten drei Auflagen erlebte".

Die junge Straßburger Universität zählte in ihrem Beginn glänzende Namen: Scherer, Erich Schmidt, ten Brink, Breßlau, Scheffer-Boichorst, Anton Springer, Lujo Brentano, Schmoller, Knapp, Windelband u. a. Das bei der Gründung erstrebte und erreichte Niveau sank später ab, weil die reichsländische Verwaltung für die Pflege einer solchen Hochschule keine qualifizierten Kräfte besaß. Aber um 1880 war es noch anders. Die wissenschaftliche Atmosphäre war Trübners Bestrebungen günstig. „Der Sprach- und Literaturwissenschaft hatte von Anfang an Trübners Liebe gegolten, die Beziehungen zu den Universitätslehrern dieser Richtung hatte er aufs sorgsamste gepflegt, deren Darlegungen über die Entwicklung der Forschung gelauscht, und daraus ergab sich der Plan, möglichst für das gesamte Gebiet der Sprachwissenschaft große, einheitliche Enzyklopädien zu schaffen, die das Wissen zum erstenmal zusammenfaßten und ihm eine feste, gesicherte Grundlage gaben". Daß ursprünglich eine „Encyclopädie" geplant war, darf man aus Gröbers Vorwort zur ersten Auflage des ersten Bandes (1888) entnehmen, wo man liest: „Die Anfänge des Buches, dessen erster Band nunmehr abgeschlossen vorliegt, reichen bis zum Jahre 1883 zurück, wo der Verleger sich zur Herausgabe eines Werkes entschloß, das einem zweifellos vorhandenen Bedürfnis — der gegenwärtige Absatz von über 1000 Exemplaren bestätigt dasselbe — entsprechen sollte nach einem umfassenden Überblick über das Ganze der romanischen Philologie, nach einer Zusammenfassung der in den verschiedenen Gebieten gewonnenen, an weit auseinander liegenden Orten niedergelegten Erkenntnis. Der Herausgeber durfte sich dem Auftrage, eine solche romanistische Realencyclopädie im Grundriß ausführen zu helfen, zu unterziehen wagen, nachden er wiederholt, ein Jahrzehnt hindurch, über Encyclopädie der romanischen Philologie gelesen hatte, und seine Verbindungen ihn zu der Hoffnung berechtigten, die Unterstützung maßgebender Mitarbeiter für das Werk zu erlangen". Die erste Lieferung des ersten Bandes erschien 1886, der ganze Band 1888[4].

[1] Dem Grundriß von Gröber folgten 1891 Hermann Pauls germanischer und 1896 Georg Bühlers indoarischer *Grundriß*.

In der — von Gröber verfaßten — „Ankündigung“ des Werkes durch den Verlag (auf der zweiten Umschlagseite der ersten Lieferung) war mit Studierenden und Lehrern als Lesern und Käufern gerechnet worden. Das kann uns jetzt befremden, war aber damals wohl berechtigt. Es gab ja so gut wie keine romanistischen Lehrbücher, nicht einmal eine altfranzösische Grammatik. Der Grundriß bot, wie die Ankündigung sagte, Belehrung, „die in Vorlesungen oder Büchern noch vergeblich gesucht wird“. Erst im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts traten hervor die *Sammlung romanischer Elementar- und Handbücher* (Carl Winters Universitätsbuchhandlung in Heidelberg), geleitet von Meyer-Lübke, und die von Voretzsch herausgegebene *Sammlung kurzer Lehrbücher der romanischen Sprachen und Literaturen* (Max Niemeyer, Halle). Sie waren — wenigstens in der Absicht — auf Studenten berechnet und durften die systematische Einheit der Wissenschaft um so eher außer Acht lassen, als diese damals auch in der Praxis auseinander zu fallen begann. Sie konnte auch personell nicht aufrechterhalten werden. Meyer-Lübke war ein großer Grammatiker, aber weder Philolog noch Literaturforscher. Das Gebiet, das Voretzsch durch eigene Arbeit kannte, war wenig mehr als die altfranzösische Heldenepik. Die handlichen Bände dieser beiden neuen Reihen mochten von ungleichem Wert sein, aber sie haben begreiflicherweise den Grundriß verdrängt, freilich nicht ersetzt.

Als der erste Band des Grundrisses erschien, war der akademische Betrieb der romanischen Philologie an den deutschen Universitäten zu einer äußeren Blüte gediehen, welcher der innere Wert freilich nicht immer entsprechen konnte. „Diez hat keine Schule gebildet, stellte Hugo Schuchardt 1877 fest, . . . er hat überhaupt nie in dringender und zwingender Weise auf die Entwickelung der Jüngeren eingewirkt, nie für die Kanalisirung der Wissenschaft gesorgt“ (*Schuchardt-Brevier*[2], ed. Spitzer, 1928, 407). Und in einer Äußerung aus dem gleichen Jahre meinte Schuchardt, die Romanen hätten seit 1870 „in den romanischen Studien bei weitem Bedeutenderes geleistet als wir Deutschen“[1]. In einer Polemik gegen den „junggrammatischen“ Standpunkt hat Schuchardt dann gesagt: “Nur bei wenigen ruht er [der junggrammatische Lehrsatz] auf spontaner Entwicklung oder gründlicher Nachprüfung; die meisten haben sich ihn wegen der schon damals bemerkten methodischen Bequemlichkeit angeeignet. Er paßt sehr gut in die Richtung, welche heutzutage die Wissenschaft auf das Handwerk hat. Das von W. Scherer treffend so genannte „Mechanisieren der Methoden“ reduziert die Anforderungen an selbständiges Denken auf ein Minimum und ermöglicht so die Teilnahme einer außerordentlichen Menge tatsächlich Unbefähigter an der „wissenschaftlichen“ Arbeit (*Schuchardt-Brevier* 83).” Das Urteil stammt aus

---

[1] Dabei nahm Schuchardt, ohne ihn zu nennen, den einen Mussafia aus. Schuchardt, *Romanisches und Keltisches. Gesammelte Aufsätze*, 1886 (Straßburg, Trübner), 293.

dem Jahr 1885. Es war nicht nur auf die romanische Linguistik, auch nicht nur auf die romanische Philologie gemünzt. Aber es galt von ihr doch in besonderem Maße. Sie entbehrte der großen Tradition und der strengen Zucht, welche die klassische Philologie und die Germanistik aufzuweisen hatten. Das junge Fach der Romanistik verfügte noch 1870 nicht über ausreichenden und ausreichend qualifizierten Nachwuchs.

Ein Grund dafür — und nicht der unbeträchtlichste — ist in der falschen Schulpolitik zu suchen, die seit 1870 die Zulassungsbedingungen zum Universitätsstudium immer mehr ermäßigt hat. Dies ist hier nicht im Einzelnen zu verfolgen. Aber das „Aufblühen" der Neuphilologie hängt doch damit zusammen, daß 1870 den Abiturienten der Realgymnasien die Berechtigung zum Studium der Mathematik und der neueren Sprachen gewährt wurde (Fr. Paulsen *Geschichte des gelehrten Unterrichts*, 1885, 753). Damit war der erste, aber entscheidende, Schritt getan, um die neuphilologischen Studien vom Bildungsideal des humanistischen Gymnasiums zu lösen. Der Zugang zu diesen Studien war also seitdem leichter als der zur klassischen Philologie. So wenigstens wurde die Neuerung verstanden. Und so erklären sich die überraschenden Neuauflagen von Diezens *Romanischer Grammatik* (erste Auflage 1836; zweite 1856; dritte 1870; vierte 1875; fünfte 1882).

Unter solchen Bedingungen mußte das wissenschaftliche Niveau der Romanistik sinken. Das hat sich in der Besetzung der Lehrstühle fühlbar gemacht. Im selben Sinne wirkte die Agitation für Schulreform.

Im Jahre 1882 erschien, zunächst anonym, die Streitschrift des Anglisten Wilhelm Viëtor (1850–1918): *Der Sprachunterricht muß umkehren!* Damit war die Fackel der Reform entfacht. Die Forderung wurde in Viëtors *Zeitschrift für Orthografie, Orthoepie usw.* (1880—85) und deren Fortsetzungen, den *Phonetischen Studien* und den *Neueren Sprachen* (seit 1894) verkündet. Die Lehrer der neueren Sprachen, so sagte man, sollten die Schüler instand setzen, lautrichtiges und idiomatisches Französisch und Englisch zu reden. Noch mehr wurde verlangt: „Aneignung einer auf umfassender Lektüre beruhenden Kenntnis des fremden Volkes, seines Landes, seiner Kultur" (*Die Neueren Sprachen* 1, 1894, 304). Das bedeutete, genau genommen: der Hochschulunterricht muß umkehren! Die Kultusministerien wurden mit Denkschriften und Anträgen bestürmt. Aus Berlin glaubte man melden zu können, die Professoren Tobler und Zupitza seien aus der Prüfungskommission ausgeschieden und würden durch zwei Schulmänner ersetzt (*D. n. Spr.* 1894, 128; berichtigt ib. 431). Unter dem Titel *Universität und Schule* brachte der streitbare Reformer F. Doerr die Notiz: „Im *literaturblatt für german. u. roman. philologie* für mai findet sich die bemerkung: „Auch wir hoffen in bezug auf unsere wissenschaft mit Tobler, daß bei den unterrichtsbehörden ‚die bestrebungen derer ohne erfolg bleiben werden, welche die deutscher

universitäten allein würdige pflege eines bedeutsamen wissenszweiges mit der Züchtung von inhabern und späteren spendern einer kümmerlichen dressur für erwerb und verkehr vertauscht zu sehen wünschen'." — Das soll wohl ein schuß ins lager der reform sein. Was würden diese herren, welche die „würdige pflege eines bedeutsamen wissenszweiges" bisher besorgt haben, dazu sagen, wenn ihnen ein heißsporn der reform erklärte: Ihr haltet das studium eines alten, von einem mönch zwischen wachen und schlaf niedergeschriebenen erzeugnisses voll göttlicher langeweile für wichtiger als das eines litteraturwerkes erster größe der gegenwart, und ihr züchtet schüler, die glauben, der wort- und buchstabengetreue abdruck einer schlechten handschrift aus dem 13. jahrhundert mit varianten und sonstigem „apparat" sei wichtiger und „wissenschaftlicher" als der unterricht in einer prima, welche danach verlangt, in den geist Goethes, Molières, Shakespeares eingeführt zu werden, der aber der von euch vorbereitete herr doktor nur lederne buchstaben- und wortweisheit vorzutragen vermag?!" (ib. 193 f.) Beißend antwortete Tobler den Reformern im Vorwort zur *Zweiten Reihe* seiner *Vermischten Beiträge:* „. . . Von Altfranzösisch ist in dieser „zweiten Reihe" für die, die gar nichts davon wissen möchten, ohne Zweifel immer noch viel zu oft die Rede, doch wohl weniger als in der ersten vom Jahre 1886. Das hat sich aber nur zufällig so gemacht und ist keinesfalls die Folge eines Strebens irgendwie einer sich zur Zeit breit machenden Roheit und Oberflächlichkeit huldigend entgegenzugehen. Die laß ich ruhig gewähren. Es wird ohne mein Zutun die Zeit kommen, da man wieder einmal einsieht, daß es eine wissenschaftliche Kenntnis der Sprache, die nicht eine historische wäre, nicht gibt, daß Teilnahmlosigkeit für geschichtliches Erkennen das untrüglichste Merkmal der Unbildung ist, daß die Erziehung durch Feldwebel unter Umständen zwar schätzenswerte Früchte zeitigt, aber überall denn doch nicht ausreicht". In der Vorrede zur *Dritten Reihe* (1899) hat Tobler noch einmal das Wort zur Sache ergriffen: „. . . Wenn schon früher einmal eine Zeitlang das verhältnismäßig bescheiden lautende „die Wissenschaft bedarf der Umkehr" in der kräftiger tönenden Fassung „die Wissenschaft muß umkehren" das Losungswort weiter Kreise gewesen ist, so scheint heute dies letzte Feldgeschrei — ob auch im alten weiteren Sinne, darüber schweige ich lieber — jedenfalls in dem Sinne viele zu vereinigen, daß die Wissenschaft vor den Türen der Lehrer neuerer fremder Sprachen umkehren solle. Noch verbringen allerdings die diesem Beruf sich Widmenden ihre drei oder vier Jahre an Universitäten, wo man bei ihnen wissenschaftliche Bedürfnisse zu wecken und zu befriedigen strebt; sie strömen ihnen auch in größerer Zahl sofort zu, wenn verlautet, die Aussichten auf frühe Anstellung hätten sich günstiger gestaltet; es ist ja ein „akademisches Triennium" immer noch vor der Prüfung nachzuweisen, und es ist auch der noch nicht völlig entwertete Doktortitel auf anderem Wege nicht zu erreichen. Aber man wird nicht bestreiten wollen, daß das, was die

Universitäten für die fachmäßige Ausbildung dieser jungen Leute tun können, auf vielen Seiten immer weniger hoch angeschlagen wird: einmal von denen, welche bestimmt haben, daß Mangel an wissenschaftlicher Durchdringung des Lehrgegenstandes durch Fertigkeit im Sprechen und Kenntnis neuester Literatur ausgeglichen werden kann, und welche vielleicht bald auch Examinatoren in die Prüfungskommissionen berufen werden, die einen Kandidaten höchstens in letzterer Hinsicht zu beurteilen vermögen; dann innerhalb eines herangewachsenen Geschlechtes von jüngeren Lehrern, die, ohne Achtung vor der Wissenschaft und ohne ausreichende Vorbereitung zur Universität gekommen, in vier langen Jahren nicht Zeit gefunden haben zu merken, worauf es bei wissenschaftlicher Arbeit ankommt, von denen, die sich durch den höhnischen Gebrauch des anmutigen Ausdrucks „Wissenschaftler" kenntlich machen; endlich vielleicht bei dem nämlichen Teil des Publikums, der auch nicht versteht, warum die Mediziner Physiologie und Anatomie treiben, statt ausschließlich erprobte Rezepte auswendig zu lernen und sich im Hühneraugenschneiden zu üben. All diese Andersgläubigen machen mich gewiß nicht irre an der Richtigkeit meiner Ansicht von der Aufgabe des philologischen Universitätsunterrichts, nicht unsicher in der Ausübung meines Berufes; aber ihr Bestehen und ihr ablehnendes Verhalten hat zu meinem Leidwesen die Folge, daß mancher wackeren Genossen Wirken und mein eigenes nicht so vielen und nicht in dem Maße zur Förderung gereicht, wie es unter anderen Umständen der Fall sein könnte".

Der Gegensatz zwischen Universität und Schule war aber schon lange vor der Reformbewegung entstanden. Auf der Leipziger Philologenversammlung von 1872 waren nur zwei Ordinarien der Romanistik, Ebert und Bartsch, anwesend, wie die *Romania* (1, 1872, 400) mitteilt. Der Bericht fuhr fort: *La section germanico-romane n'en a pas moins entendu deux mémoires relatifs à nos études, l'un de M. Hugo Schuchardt sur les modifications syntactiques que subissent les consonnes initiales dans l'italien du centre et du sud, — l'autre de M. Groeber (privatdozent à Zurich) sur une branche inconnue de la chanson de geste Fierabras. Le titre de cette lecture pique vivement la curiosité, d'autant plus que M. Groeber a prouvé sa compétence par son excellente dissertation sur les manuscrits de ce poème. — Une section nouvelle s'est détachée de celle-ci sous l'impulsion de quelques savants berlinois, et a pris le titre de Section des langues modernes; elle affecte un caractère surtout pratique et pédagogique. M. Mahn y a lu un travail sur l'élément ibéro-basque dans les langues romanes.* In einer späteren Nummer konnte die *Romania* (1872, 507) melden: *L'espèce de schisme qui s'est produit à Leipzig (voy. Romania I, 400) dans le sein des romanistes allemands, et qui paraît avoir surtout séparé les professeurs d'université de ceux qui appartiennent à l'enseignement secondaire, semble intimement lié à la fondation, à Berlin, d'une Académie pour la philologie moderne en face de l'Université; cette Académie se rattache elle-même à la Société pour*

l'étude des langues modernes, dont M. Herrig[1] *est le président, et l'Archiv dont nous avons parlé plus haut l'organe.*

Das an den deutschen Universitäten hergebrachte Verbindungswesen führte in derselben Zeit zu Vereinen romanistischer und anglistischer Studenten, die das Wort Neuphilologie oder neuere Philologie[2] in Kurs brachten. Auch die Lehrer der neueren Sprachen schlossen sich vereinsmäßig zusammen. Im Oktober 1886 tagte in Hannover der Erste allgemeine deutsche Neuphilologentag, aus welchem Anlaß der dortige Verein für neuere Sprachen *Neuphilologische Beiträge* herausgab, eröffnet durch einen Bericht über seine Tätigkeit seit der Gründung (1880). Man erfährt daraus, daß sich manche Gelegenheit fand, „die Freunde zu fröhlichem Tun an die Methbank zu fesseln" und daß „von Vereinswegen in bestimmten Zwischenräumen Bowlenabende entriert wurden".

Vereinsmeierei, Fronde gegen die Universitätswissenschaft, Reformforderung — das waren Zeiterscheinungen, die der an sich schon wenig gefestigten Stellung der romanischen Philologie in den 1880er und 1890er Jahren nicht günstig waren. Man muß sich diese Konstellation vergegenwärtigen, um zu ermessen, wie bedeutsam das Hervortreten von Gröbers *Grundriß* (1886) war. Freier als er es im Grundriß durfte, hat sich Gröber 1886 über die Lage unseres Faches geäußert in der schönen Recension von Schuchardts gesammelten Aufsätzen (*Romanisches und Keltisches*, 1886). Sie ist es wert, der Vergessenheit noch einmal entrissen zu werden (diese Zeitschrift 10, 597 ff.): „Es ist ein eigenes Zusammentreffen, daß obiges Buch, das ungefähr alles enthält, was seit dem kräftigen Aufschwung der romanischen Philologie in den letzten anderthalb Jahrzehnten geschrieben worden, um Fühlung zwischen ihr und der gebildeten Welt in Deutschland herzustellen, gerade in dem Augenblick erscheint, wo einzelner romanistischer und neuphilologischer Kreise sich ein agitatorischer Geist zu bemächtigen scheint, der in Versammlungen und in der Presse, in Reden und Ansuchen an die Behörden, Ansprüche auf Begünstigungen der neueren Philologie und auf Einräumung einer für die Bildungszustände der nächsten Geschlechter maßgebenden Stellung erhebt, die unleugbar in keinem geraden Verhältnis stehen zu dem Maß der Aufklärung der Öffentlichkeit über das, was wir geleistet haben, und für unsere nationale Bildung, Gesittung und Erziehung mit dem von der neueren Philologie bearbeiteten Stoff vielleicht je zu leisten vermögen. Fast möchte man meinen, es verengerte sich mit den Errungenschaften der neuphilologischen Forschung der Gesichtskreis derer, die an ihr Anteil haben, und man gäbe sich dem Glauben hin, daß eine Wissenschaft, auch ohne eine allgemeine Teilnahme durch den Nachweis ihres Bildungswertes und ihrer vielseitigen Ver-

---

[1] Fr. Chr. Ludwig Herrig (1816—1889). Die von ihm gegründete Akademie wurde „noch vor ihm zu Grabe getragen" (*ADB* 50, 245).

[2] Gröber erkannte diesem Ausdruck „nur didaktischen Zweck" zu (*Grundriß* I ^{2} 197).

wendbarkeit auch im täglichen Leben geweckt zu haben, durch Körperschaftsbeschlüsse eine Stellung erlangen könne, die von tiefergreifenden Wirkungen und sichtbarsten Erfolgen getragen sein will. Die Leistungen fehlen aber noch für die Schule auf dem Gebiet der Sprachlehre, — denn Versuche sind keine Erfolge. Wie viel von englischem und französischem Geist durch Unterricht zum Gemeingut unseres Volkes gemacht werden kann, ohne unsere geistige Freiheit zu beschränken, ist eine Frage, die bei der Neigung zur Fremdtümelei unter uns auch in der größeren Öffentlichkeit einmal ernst erwogen sein will. Oder wohin gehen die Ziele der Neusprachlerbewegung? Und hat die nervös betriebene wissenschaftliche Kleinarbeit schon Vielen Zeit zu Erwägungen gelassen über den Zusammenhang des Gesuchten und Gefundenen mit den allgemeinen Fragen, die den denkenden Menschen bewegen, oder eine nennenswerte Menge wertvoller Einsichten in Umlauf gebracht, so daß Widerspruch nicht auch noch zu überwinden und Gleichgültigkeit nicht mehr zu bekämpfen wäre? Es ist schwer hieran nicht zu denken gegenüber jenem Drängen und Trachten und einem Buche, dessen Verfasser die romanistische Forschung auch außerhalb gelehrter Kreise glänzend zu vertreten gewußt, der zur Erhöhung ihres Ansehens in der gebildeten Welt unter den lebenden Fachvertretern das Wesentlichste beigetragen hat, und der mit einer Bescheidenheit von seinen unter der obigen Aufschrift vereinigten Aufsätzen spricht, die sich nur noch an deren Entstehung, aber nicht ihrer Wirkung erinnert. Und doch hat der Verfasser fast allein es nicht versäumt, bei gegebener wichtigerer Gelegenheit öffentlich das Wort zu ergreifen, um gelehrte Aufschlüsse aus seiner Wissenschaft zu geben, die die Zeit entgegenzunehmen angetan war, oder um die Aufmerksamkeit auf hervorragende gelehrte Arbeiten zu lenken, oder um das Verständnis der Gebildeten für romanische Poesie alter und neuer Zeit zu befördern, oder zur Klärung gegensätzlicher Meinungen, die unter den Fachgenossen auftauchten, beizutragen. Schuchardts Aufsätze besaßen zudem die Eigenschaft nicht übersehen werden zu können; eine außerordentliche Vielseitigkeit des Denkens und Wissens verbindet sich darin mit einer Feinheit des Geistes, einer Tiefe der Betrachtung und einem Gestaltungsvermögen, die den Leser zu fesseln und für die Sachen einzunehmen nicht verfehlen konnten. Der Ton kalter Sachlichkeit und die belehrende Absicht ist überall glücklich vermieden; die Munterkeit der Darstellung, die dem Gegenstande nichts vergibt, und die warme Teilnahme für die behandelten Personen und Dinge, die sie nicht entstellt, bringen den fremden Stoff dem Leser nur näher . . . Hier ist der rechte Weg gezeigt, auf dem in ruhiger Weiterentwicklung die romanische und neuere Philologie außerhalb der Gelehrtenzunft an Boden gewinnen, und ihre Zukunft gesichert werden kann. Nicht ja gerade in d e r Form braucht es zu geschehen, die Schuchardt gewählt hat, die mit seiner persönlichen Art, wie er selbst betont, verwachsen ist, und die nicht jeden kleiden möchte

auch nicht in der, Manchen vielleicht zu weltbürgerlichen Gesinnung, in der einzelne Aufsätze Schuchardts geschrieben sind, die nationale Art und nationale Gegensätze berühren, aber wohl ist zu wünschen, daß es geschehe in dem an die Sache sich hingebenden und in dem versöhnenden Geiste, dem allein sich die fremden Dinge auftun, mit derselben Sachkunde und Besonnenheit, mit dem weiten Blicke, mit ein wenig von dem eleganten Wissen und der Beredtsamkeit, die Schuchardts Aufsätze den gewinnenden Eindruck noch heute, wie beim ersten Erscheinen, ausüben lassen. Möge ihre Wiederveröffentlichung ein Zuruf sein an alle diejenigen, denen es gegeben ist, die jüngste unter den Philologien nach außen zu vertreten, nicht weniger an die, die nach Früchten langen, für die sie den Boden nicht bestellen halfen". Diese Rezension und die schon angeführte der Ebertschen Literaturgeschichte stehen ganz vereinzelt in Gröbers Schrifttum da. Er hat sonst nur selten rezensiert, und dann nur rein Fachliches[1]. Die beiden Besprechungen bedeuten Huldigungen. Die für Schuchardt ist um so bemerkenswerter, als die Wege der beiden Forscher sehr verschieden waren, im Wissenschaftlichen sowohl wie im Weltanschaulichen (die „vielleicht zu weltbürgerliche" Gesinnung).

Wenn Gröber von einer „Verengerung des Gesichtskreises" spricht, so steht hinter dieser euphemistischen Ausdrucksweise dieselbe Kritik am Niveau der romanistischen Forschung und Lehre wie hinter den früher angeführten Äußerungen von Schuchardt und Tobler. Noch 1906 (diese Zeitschrift 30, 753) hat er anläßlich eines Einzelfalles gerügt, daß „neuerlich die Vergleichung von Elementen von Erzählungsstoffen und die Genealogisierung entlegenster, oft nur konstruierter Ähnlichkeiten alle Schranken, die der Wissensmöglichkeit gezogen sind, scheint überschreiten zu sollen". Als Herausgeber der *Zeitschrift* versuchte er, soweit es eben möglich war, Unzulängliches auszuscheiden oder den Verfassern Besserungen anzuraten. Aber dem waren psychologische Grenzen gezogen. So ist die Äußerung von Tobler 1886 (Vorwort zur *Ersten Reihe*) zu verstehen, worin die Zeitschrift als das „anständige, wohnliche Haus" bezeichnet wird, „das an Gröber seit bald zehn Jahren einen so tätigen, umsichtigen, ordnungsliebenden und, nicht mehr als leider unumgänglich, nachsichtigen Wirt hat".

Das Erscheinen der ersten Auflage des *Grundrisses*, zu dem wir nunmehr zurückkehren, erstreckte sich über die Jahre 1886 bis 1902. Von den drei Abteilungen des zweiten Bandes erschien die erste und gewichtigste (über zwölfhundert Seiten umfassend) an letzter Stelle. Das Vorwort dazu, vom Februar 1902, gibt der Befriedigung Ausdruck, daß „der erstmalige Versuch einer Darstellung des Ganzen der romanischen Philologie, die der Grundriß sein will", nunmehr voll-

---

[1] Interessant ist Gröbers Äußerung zur Begründung der *Romanischen Forschungen* und die daran anknüpfende Rezension einer Arbeit von O. Dietrich (diese Zeitschrift 6, 491).

ständig vorliege. Die Möglichkeit einer zweiten Auflage wird offen gelassen. Sie wurde bald nötig für den ersten Band (1904–1906). Das Vorwort, vom November 1905, enthält den Satz: „Wie die erste, dürfte die zweite Auflage berufen sein, der ferneren romanistischen Forschung die Wege zu weisen." Diese Erwartung hat sich in dem Gröber vorschwebenden Sinne nicht erfüllen können. Denn eben damals begann mit den ersten sprachgeographischen Forschungen eine neue, noch in voller Entwicklung befindliche Epoche der romanischen Linguistik, auf die hier nicht einzugehen ist. Aber unersetzt und wahrscheinlich für immer unersetzbar bleibt die *Geschichte der romanischen Philologie* (I² 1–185) und die Abhandlung über *Aufgabe und Gliederung der romanischen Philologie* (ib. 186–202), beide von Gröbers Hand. Die *Geschichte der romanischen Philologie* sieht sich auf den ersten Blick wie eine in Paragraphen gegliederte Bibliographie an. Aber der gereifte, ja der gelehrte Leser wird in ihr auch heute noch reiche Belehrung schöpfen. Es war eine Neuerung, die Geschichte der Disziplin mit dem 13. Jahrhundert statt mit Raynouard oder Diez beginnen zu lassen. Die *Romania* (1886, 479) rühmte der Darstellung *clarté, impartialité et précision* nach und lobte die Periodisierung als *frappante et juste*. Manchmal begegnen weite historische Perspektiven. „Das politisch so hochentwickelte Italien bedurfte zur literarischen Erweckung des politisch vernichteten Südfrankreich" (S. 4). „Solche Hingabe an fremde Dichtung, ihre buchmäßige Forterhaltung und Erlernung und die Gewöhnung an eine grammatische Erfassung fremder Sprache macht verständlich, daß die italienische Dichtung von vornherein als Produkt sprachlicher Bildung auftritt und philologische Betrachtung die Leistung des Schriftstellers begleitet" (S. 5). Literarhistorisch sehr fein ist, um etwas ganz anderes hervorzuheben, die Synkrisis der drei Kritiker (Saint-Marc Girardin, Philarète Chasles, Sainte-Beuve), welche die Preisaufgabe der Akademie von 1826 (Fortschritte der französischen Sprache und Literatur von 1500 bis 1610) auf den Plan rief (S. 77). Beherzigenswert ist die Würdigung A. W. v. Schlegels und seiner Forderung: *pour faire avancer la philologie du moyen âge, il faut y appliquer les principes de la philologie classique* (S. 103). — Aus der Abhandlung über *Aufgabe und Gliederung der romanischen Philologie* mögen einige Sätze angeführt werden: „Kein Raum ist in einer Übersicht über das Gebiet der romanischen Philologie für sogenannte Hilfswissenschaften, als welche beinahe alle Lehrgebiete zu bezeichnen sind, denen die höhere allgemeine Bildung entstammt und diejenigen, in denen jeder sich heimisch machen muß, der Wissenschaft betreiben will, Sprachkunde, Literaturkunde, lateinische und griechische Grammatik, Psychologie, Logik usw. . . . Was der Einzuführende an Lebenserfahrung, an Verstandesreife und -schärfe, an analytischem und synthetischem Denkvermögen mitzubringen habe, müßte ebenfalls bestimmt werden, und so würde teils Selbstverständliches, teils Unangebbares zur Sprache gebracht. Hier haben die Schule mit ihrem propädeutischen Unterricht

für den Wissenschaftsbetrieb und das Nachdenken einzutreten"[1] (S. 201). Auch der bedeutsame Schluß soll hier seine Stelle finden, um einigen heutigen Lesern wieder bekannt zu werden: „Die hier beschriebene romanische Philologie ist theoretischer Natur. Als solche leistet sie, was jede andere Wissenschaft zunächst leistet: sie beseitigt das Gefühl der Nichtbefriedigung, das durch Nichtwissen oder Nichtrechtwissen im Erkenntnisbedürftigen erzeugt wird, und gestaltet das Wissen in ihrem Bereich zu einem begründeten Wissen. Sie leistet jedoch noch mehr. Sie setzt auch die geschichtlichen Grenzwissenschaften in den Stand, ihre Aufgaben erschöpfender zu lösen. Sie wird der sprachgeschichtlichen Forschung auf anderen Gebieten zur Leuchte bei Aufhellung der dunklen Pfade, die durch die dürftige schriftliche Überlieferung einer alten Sprache zu ihren Anfängen führen. Sie verhindert den Verfall der Urkunden für das geistige Leben der Romanen in der Vergangenheit, den Gleichgültigkeit und Geringschätzung herbeigeführt haben und weiter haben würden. Sie führt die Lebenden zum rechten Verständnis der romanischen Dichter und Denker früherer Zeiten. Sie trägt in ihrem Teile dazu bei, den Zusammenhang der Bildung der Völker durch die Zeiten zu erhalten. Sie redet laut und deutlicher als andere geschichtliche Wissenschaften zur Gegenwart von der geistigen Mächtigkeit der Romanen, von ihren Schranken, Schwächen, Verirrungen und ruft ihnen zu und lehrt ihnen das γνῶθι σεαυτόν, dessen die Völker, wie der Einzelne bedürfen, wenn sie selbst ihr Schicksal bestimmen wollen. Sie trägt, genötigt über die eigene Nation hinaus in fremde einzudringen, bei zur Versöhnung der Völker, zur Beseitigung törichter Vorurteile, zur Fernhaltung nationalen Eigendünkels. Sie wird zum Schutz, wo Unwissenheit und Charlatanerie mit falschem oder fremdem Glanze über die ererbten und eigenen Schätze zu verblenden suchen. Diese Wirkungen der romanischen Philologie sind idealer Art. Unleugbar ist sie nicht berufen zu vielseitigem praktischem Wirken und unfähig das zu leisten, was durch die Erfassung des idealen Geistes des Altertums die klassische Philologie für die Menschenbildung und Menschenerziehung geleistet hat; denn jener Geist ist in ihren Urkunden minder wirksam. Die Verbesserung der Lehrmittel und des Unterrichts in den lebenden romanischen Kultursprachen, die die romanische Philologie in Aussicht nehmen darf, ist ein verhältnismäßig geringer praktischer Ertrag aus dem von der romanischen Philologie immer breiter bestellten Boden. Geist und Art alter romanischer Schriftsteller sind auch nicht umsetzbar in moderne Bildung und Literatur. Vertraut mit ihnen werden immer nur engere Kreise sein können, aber von ihnen aus wird auch die rechte Einsicht in das Wesen eines romanischen Volkes, das rechte Verständnis für seine Vergangenheit und Selbsteinsicht in weiteren

---

[1] In der ersten Auflage folgte hier noch der Satz: „Wer den Ernst hat, sich zu belehren, wächst mit der Aufgabe und bedarf nicht des Wegweisers auf Schritt und Tritt."

Kreisen verbreitet werden. Hierin liegt die schönste und eigenste Aufgabe der romanischen Philologie, deren Bearbeitung ihr verheißt, so lange zu bestehen, als romanische Völker sein werden" (S. 201/2).

Der zweite Band des *Grundrisses* mit seinen drei „Abteilungen" besteht in Wirklichkeit aus drei Bänden. Sieht man ab von dem einleitenden Abschnitt, der *Romanischen Verslehre* von Edmund Stengel (II 1, 1–96) und dem den Grenzwissenschaften gewidmeten Schlußabschnitt (II 3, 429–578), so ist die Gesamtheit der drei Bände der Darstellung der romanischen Literaturen gewidmet. Die weitaus umfangreichsten (1150 Seiten) und wertvollsten Beiträge sind Gröbers *Übersicht* über die mittellateinische Literatur und seine altfranzösische Literaturgeschichte, worüber später. Von den übrigen Darstellungen verdient noch heute Gottfried Baists *Spanische Literatur* eine Aufmerksamkeit, die ihr zu Unrecht versagt blieb.

Einige Worte über Baist (1853–1920) mögen hier am Platze sein. Er war einer der gelehrtesten und der scharfsinnigsten Romanisten seiner Zeit. Ihm fehlte nur eines: der Drang und die Gabe, sein Wissen im Druck mitzuteilen. *Sapientia absconsa, et thesaurus invisus, quae utilitas in utrisque?* [1] Im Vorwort zu Band II 2 des *Grundrisses* (Oktober 1897) bemerkt Gröber: „Der Entschuldigung bedarf, daß entgegen dem Plane die spanische Literaturgeschichte an fünfter statt an vierter Stelle erscheint; das Manuskript war zur Zeit nicht zur Stelle und wurde erst in den letzten fünf Jahren nach und nach eingeliefert". Man spürt aus diesen Sätzen, daß der Herausgeber mit diesem Mitarbeiter seine liebe Not hatte. Baist hat sein akademisches Leben fast ganz in Freiburg verbracht. Das Karlsruher Ministerium erkannte die Notwendigkeit, dort für die Vertretung der romanischen Sprachen Sorge zu tragen und versetzte 1882 den Heidelberger Privatdozenten Fritz Neumann als Extraordinarius dorthin [2]. Die Vorschlagsliste der Fakultät zur Neubesetzung nannte an erster Stelle Baist, an zweiter Dietrich Behrens, an dritter Carl Appel. In dem Gutachten über Baist wurde gesagt: „. . . Studierte in Gießen [er war oberhessischer Pfarrerssohn] und München, vornehmlich unter Konrad Hofmann . . . War auf größeren wissenschaftlichen Reisen, z. T.

---

[1] Vgl. *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter* 95.

[2] Fritz Neumann, geboren am 23. April 1854 in Warnemünde, habilitierte sich 1878 in Heidelberg, wurde 1890 als Ordinarius dahin zurückberufen und wirkte dort bis zu seiner Emeritierung 1923. Mir sind nur zwei wissenschaftliche Publikationen von ihm bekannt. *Zur Laut- und Flexionslehre des Altfranzösischen* (1878) und *Satzdoppelformen der französischen Sprache* (1884). Von 1880 bis 1929 leitete er den romanistischen Teil des *Literaturblatts für germanische und romanische Philologie*. Viele Generationen badischer Lehrer haben in ihm einen väterlich sorgenden, mit Lust und Liebe dozierenden Professor verehrt. Er starb am 3. Februar 1934. Dem Nekrolog der *Volksgemeinschaft* (6. 2. 1934) entnehme ich den Satz): „Neumann hat die Wahl zum Rektor abgelehnt mit der Begründung, ihm seien die Stunden enger Zusammenarbeit mit seinen Studenten geschmälert".

mit Aufträgen für die *Monumenta Germaniae historica* [1], vgl. seinen Aufsatz *Zur Kritik der Normannengeschichte des Amatus von Montecassino* in den *Forschungen zur deutschen Geschichte* 24, 1884, 273 bis 340. . . . Seit der Mitte der achtziger Jahre ist er an der Erlanger Universitätsbibliothek angestellt, im Winter 1889 habilitierte er sich daselbst. . . . Seine ersten Arbeiten überraschten etwas durch manche das richtige Ziel verfehlende Kühnheiten". Baist wird sodann als erster und bester Kenner Spaniens in Deutschland bezeichnet. Aufgeführt werden die Ausgabe des *Altspanischen Dreikönigspiels* (Erlangen 1887), die von Don Juan Manuels *Libro de la caza* (Halle 1880), der Abriß der spanischen Grammatik in Gröbers *Grundriß* (1888), ferner – nicht näher bezeichnet – eine große Zahl textkritischer Arbeiten und Untersuchungen über mittelalterliche Realien und Fragen der Rechtsgeschichte. Baist wurde 1890 berufen und nahm an. Nach dem Abschluß seiner spanischen Literaturgeschichte ist er kaum mehr publizistisch hervorgetreten [2]. Dabei hatte er die vielseitigsten Interessen und eine weitverzweigte Gelehrsamkeit, von der er mündlich gerne Proben mitzuteilen liebte [3]. Aber er ließ sich an-

---

[1] Über Baists Tätigkeit für die *Monumenta* berichtete Bresslau im *Neuen Archiv* 1922, 44, 376 f. Baist hatte die Ausgabe des Amatus von Monte Cassino übernommen, Text und Apparat einige Monate vor seinem Tode fertiggestellt, aber die „nachzuliefernden Teile der Einleitung anscheinend nicht mehr geschrieben". Das Ms. von Baist ist mit anderen in einem Bergwerk bei Staßfurt einer Brandstiftung zum Opfer gefallen. Inzwischen gab V. de Bartholomaeis den Text heraus: *Storia de' Normanni di Amato da Monte Cassino* (Roma 1935). Vgl. W. Smidt in *Studi Gregoriani* ed. G. B. Borino, Band III, 1948, 173 ff.

[2] Baist hatte für Foersters Chrétien-Ausgabe den *Perceval* übernommen: „seit mehr den zwanzig Jahren", schreibt Foerster 1899 im Vorwort zum *Karrenritter*. In seinem Chrétien-Wörterbuch (1914) S. 235* teilte Foerster dann mit: „G. Baist, der in mehr als dreißig Jahren das gesamte Handschriftenmaterial für eine kritische Ausgabe gesammelt hat, hat es jetzt mir überlassen, und ich will versuchen, ob meine Kräfte für das große und schwere Werk doch noch ausreichen". Aber Hilka, der die Ausgabe dann schließlich fertigstellte (1932), gibt in der Vorrede an, er habe das Material von Baists Erben erhalten. Wahrscheinlich hat Foerster (1844–1915) die Ausgabe nicht erst unternommen, sondern gleich an Hilka abgegeben. – Von Baist erschien 1910 die Rektoratsrede *Parzival und der Gral*.

[3] Die Sitzungsverzeichnisse des Philologischen Kränzchens in Freiburg i. B. verzeichnen von 1892 bis 1920 zahlreiche Vorträge von Baist, von denen nur wenige Themen genannt seien: *Die Form sommes; der Eintritt in den Himmel bei Hans Sachs; zur Geschichte des spanischen Epos; Andreas Capellanus; aus einer Augsburger Stadtchronik; der älteste Gebrauch der Gabel; zur Entstehung des Reims; die Sage vom Venusberg; Hottentottenchronologie; Ursprung des Tristangedichts; die Tageseinteilung eines spanischen Großen um 1600; die Kriegsbriefe des Generals von Kretschman; Shakespeare und der Amadis; das Schachspiel; der Handkuß; das Capitulare de villis; Herkunft von „boche"; Gedichte von Alfred Meisner; Vogelnamen im Altfranzösischen* usw. usw. – Friedrich Panzer, der von 1902 bis 1905 Mitglied des Kränzchens war, teilt mir aus seiner Erinnerung 1951 brieflich

scheinend nicht bewegen, diese Vorträge im Druck zugänglich zu machen. Das hat den Fortschritt unserer Wissenschaft, besonders in der Epenforschung, gehemmt. Auf der 43. Philologenversammlung in Köln 1895 gab Baist *Mitteilungen über Roland-Turpin*. Dieser Vortrag ist nur bekannt durch die *Verhandlungen* der Versammlung (Leipzig, Teubner, 1896, 96 f.), wo er in wenigen Zeilen resümiert ist. Am Schluß heißt es: ,,Der Redner bezeichnet als Tendenz seines Vortrages: es ist besser, die Denkmäler aus sich selbst heraus zu erklären und zu verstehen als gewagte Hypothesen über ihre Entstehung aufzustellen.'' Diese These war damals sehr kühn. Baist hätte damit

---

mit: ,,Ich habe Baist recht gut kennengelernt. Der Umfang seines Wissens von unzähligen Dingen war in der Tat erstaunlich; vielleicht bezeichnet man es am besten nach Wesen und Ursprung, wenn man sagt, er hatte in Tausenden von Büchern gelesen, wobei alles Seltsame eine besondere Anziehungskraft auf ihn übte. Er war täglich auf der Bibliothek, sah alle Bücher durch, die von den Buchhandlungen zur Ansicht gesandt wurden. Zu gesammelter Leistung kam er darüber freilich nicht . . . Er hatte manches Wunderliche an sich . . . Er war ein großer gourmet. Unter seiner Führung unternahm ungefähr derselbe Kreis, der im Kränzchen zusammenkam, sonnabends oft mehrstündige Wanderungen, die gegen 2 Uhr endeten; dann saß man 1–2 Stunden weintrinkend in einem der prächtigen Schwarzwaldwirtshäuser und wartete auf das fulminante Diner, das Baist bestellt hatte . . . Bei allen Eigenheiten und kleinen Menschlichkeiten war er eine *anima candida* von innerlicher Vornehmheit und großer Güte''. Ludwig Curtius schreibt mir:

,,Baist war Mitglied unseres Freiburger Kränzchens, dessen Sitzungen er ungern schwänzte. Er war ein mittelgroßer Mann, kurzsichtig, mit einer goldenen Brille, über die hinweg er gelegentlich in die Ferne schielte, geröteten Gesichts mit rötlichem Vollbart und dickem kurzem Hals, der Typus eines etwas vernachlässigten Junggesellen, wenn er zerstreut, trippelnden Schritts, daher kam und gehemmt, scheinbar stotternd, einen ansprach. Er war unter uns sehr angesehen. Aus zwei Gründen. Er war hinter dem unscheinbaren Äußeren ein Lebenskünstler. Tagte das Kränzchen bei ihm, so konnte man damit rechnen, in den knappen Zeiten nach 1918 vortrefflich bewirtet zu werden und ihn mit Bedacht auserlesene Flaschen entkorken zu sehen. Das alles geschah in seinem großen schlecht aufgeräumten Studierzimmer mit einer leicht komischen wichtigen Umständlichkeit. Zum anderen aber war er ein sehr fein gebildeter Mann. Aus Hemmungen erschloß er sich nicht leicht, war aber, einmal gewonnen, ein treuer und verlässiger Kamerad, mit einer sehr empfindlichen und strengen moralischen Kasuistik nicht des Pietisten, sondern des Humanisten. Er liebte die seltene abgelegene Gelehrsamkeit und gehörte als Geist überhaupt zur auslaufenden Romantik, könnte als Figur auch beinahe bei Jean Paul oder Gottfried Keller vorkommen. Leicht stachlig nach außen, hatte er eine natürliche Beziehung zur Poesie, weniger zur dramatischen als zur lyrischen. Ich erinnere mich zweier reizender Vorträge von ihm. Der eine ging von einer Bibelstelle aus und frug nach der Erfindung des Zisternenbrunnens mit nicht einem an einem Seil hängenden Wasserkübel sondern mit deren zwei, die an den Enden eines über eine Rolle laufenden Seils hängen. Ihn interessierten ,,Wörter und Sachen''. Der andere galt dem Dichter Alfred Meisner aus Teplitz, den keiner von uns kannte und den er vor uns der Vergessenheit entriß''.

wirkungsvoll in die wissenschaftliche Bewegung eingreifen können. Er hat aber nur mittelbar gewirkt durch Philipp August Becker, der in seinen Epenforschungen das gleiche Prinzip verfocht. Beckers *Altfranzösische Wilhelmsage* (1896) trägt die Widmung: *Gottfried Baist*[1]. Becker hatte bei Gröber promoviert und sich 1890 bei Baist habilitiert. Er folgte 1893 einem Ruf nach Budapest. Er war neun Jahre jünger als Baist, dieser neun Jahre jünger als Gröber. Mit Heinrich Schneegans (1863 bis 1914) darf man die vier Genannten zu einer südwestdeutschen Romanistengruppe vereinen, als deren Mittelpunkt Gröber erscheint. Becker und Schneegans waren seine Schüler, Baist sein Mitarbeiter. Ohne den Zwang des *Grundrisses* hätten wir Baists spanische Literaturgeschichte schwerlich erhalten.

Und nun betrachten wir den Doppelgipfel von Gröbers Lebenswerk. Über die mittellateinische Literaturgeschichte urteilte der geniale Ludwig Traube (1861–1907) in einem knapp gefaßten Literaturbericht (in Karl Vollmöllers *Kritischem Jahresbericht über die Fortschritte der Romanischen Philologie*, III. Band, zweite Hälfte [1897], S. 45): „G. Gröber hat mit weitem Blick und großer Herrschaft über die unendlichen Stoffmassen . . . unsern Studien ein Hilfsmittel von dauerndem Wert geschaffen.“ Dieses Urteil ist maßgebender und gerechter als das Karl Streckers in den drei Auflagen (1928, 1929, 1939) seiner *Einführung in das Mittellatein:* „Einen Überblick über die gesamte mittellateinische Literatur bis 1350 gibt nur . . . G. Gröber. Unlesbar, aber unentbehrlich“. Joseph de Ghellinck sagte dann zitierend: *très précieuse, mais „illisible“*[2]. Ich habe schon an anderer Stelle (*Romanische Forschungen* 60, 1947, 617–630) eine Synkrisis der mittellateinischen Literaturgeschichten von Gröber, Manitius, de Ghellinck gegeben und darf darauf verweisen. Hier möchte ich nur einen wissenschaftsgeschichtlichen Gesichtspunkt hervorheben, dem ich entscheidende Bedeutung beimesse: der Einbeziehung der mittellateinischen Literatur in die Domäne der romanischen Philologie. Gröber hat sie so begründet (II 1, 97): „Für das Verständnis des Schrifttums der romanischen Völker und seiner Entwicklung bildet die lateinische Literatur der neueren Völker eine der wichtigsten Grundlagen. Ausdruck der Einsicht und des Wissens der Lehrer des Volkes in der Zeit vor und nach dem Hervortreten romanischer Literaturdenkmäler, begleitet sie das romanische Schrifttum von seiner Entfaltung an bis zu seiner Blüte, wirkt vorbildlich oder anregend darauf ein, leiht den Volkssprachen Darstellungsmittel, Formen und Stoffe und weicht nur langsam mit der Verallgemeinerung der Bildung und der reifenden Darstellungskunst in den romanischen Sprachen auf dem Gebiete der Kunstdichtung, der wissenschaftlichen Forschung und Belehrung zurück. Darum versäumten auch ältere

---

[1] In diesem Buch teilt Becker S. 53 f. eine Notiz von Baist mit, die ihm dieser zum Abdruck überlassen hatte.

[2] *L'Essor de la littérature latine au 12e siècle* I, 1946, 26.

Bearbeiter der romanischen Literaturen nicht, von der lateinischen Schriftstellerei ihrer Länder Nachricht zu geben, und so ist auch hier von Richtungen und Einzelerscheinungen der lateinischen Literatur nachrömischer Zeit in Kürze vorzuführen, was durch den Druck zugänglich geworden ist". Diese Auffassung vom Verhältnis der mittellateinischen zur volkssprachlichen Literatur war schon von Ebert vorgetragen und gegen die Kritik, besonders der klassischen Philologen, verteidigt worden (vgl. diese Zeitschrift 1944, 237 f.). Sie stand in direktem Widerspruch zur Lehre des jungen Gaston Paris, der unter dem Einfluß der Romantik 1867 in seiner Antrittsvorlesung *La poésie du moyen âge* erklärte: *Je ne dis rien ici des clercs, de ceux qui savaient le latin, l'écrivaient et le parlaient entre eux; ceux-là restèrent sans influence sur la poésie vulgaire qu'ils dédaignaient* (zitiert bei A. Viscardi, *Le Origini*, 1939, 450). Die Geschichte unserer Wissenschaft hat den Anschauungen von Ebert und Gröber Recht gegeben. Für einen beschränkt „neuphilologischen" Standpunkt mußte die Einbeziehung des lateinischen Mittelalters befremdend sein. Aber Gröber durfte sich auf die *Histoire littéraire de la France*, auf Tiraboschis italienische und Amador de los Rios' spanische Literaturgeschichte berufen. Gröbers großer Schüler Ph. A. Becker hat zeitlebens mittellateinisch (auch neulateinisch) getrieben. In dieser Zeitschrift erschien 1897 (Band 21, 73) sein Aufsatz über den 843 verfaßten *liber manualis* der Dhuoda[1] und noch 1940 analysierte er etwa vierzig lateinische Zeitgedichte des 6.–10. Jahrhunderts in seiner Schrift *Vom Kurzlied zum Epos*. Als ich in dieser Zeitschrift (58, 1938, 1) auf Gröbers Verdienste um die mittellateinische Philologie hinwies, schrieb mir Becker: „Es hat mich gefreut, daß Sie die Artikelserie mit einer kleinen Huldigung für Gröber eröffnet haben. Unserm alten Lehrer bin ich gerade dafür zu großem und bleibendem Dank verpflichtet, daß er mir den Sinn für den Zusammenhang des Mittelalters mit der antiken Kultur eröffnet hat, für die Vermittlung des Christentums und für die Notwendigkeit, die Gesamtkultur der Zeit im Auge zu behalten". Gröbers kulturgeschichtliche Interessen wurden schon oben anläßlich seiner Festgabe für Weinhold berührt. Kulturgeschichtliche Paragraphen eröffnen die drei Abschnitte der mittellateinischen Literaturgeschichte (S. 101–102; 118–124; 181–184). Natürlich hat die mittellateinische Philologie seit Gröber große Fortschritte gemacht. Dennoch ist Gröbers Darstellung nicht ersetzt und man wird gut tun, sie immer zu Rate zu ziehen[2].

---

[1] Vgl. neuerdings A. Burger, *Les vers de la duchesse Dhuoda* (*Mélanges Marouzeau*, 1948, 85).

[2] In einer Besprechung meines Mittelalterbuches (*Rom. Forschungen* 62, 1950, 242) erwähnt Erich Auerbach Dantes Anwendung des vierfachen Schriftsinns auf die *D. C.* und fährt fort: „dieser wird, soviel ich weiß, in der ganzen Tradition als nur für die Heilige Schrift geltend hingestellt . . . Hat irgendein Dichter vor Dante je solch einen Anspruch erhoben?" Die Frage ist zu bejahen, wie Auerbach aus

Gröbers altfranzösische Literatur hat dieselben Vorzüge wie seine mittellateinische Literatur — und wird ebensowenig gelesen; zum Schaden der Forschung (*Romanische Forschungen* 60, 1947, 599). Zur Charakteristik des methodischen Standpunktes seien die einleitenden Sätze angeführt (S. 433): „Welche Art der Darstellung an dieser Stelle für die Geschichte der französischen Literatur, des Schrifttums von künstlerischer Form in französischer Sprache, zu wählen sei, kann nicht zweifelhaft sein. Es ist hier nicht statthaft, die französische Dichtung und Prosa nach Gegenwartswerten, vom künstlerischen, sittlichen oder religiösen Standpunkt aus abzuschätzen, oder nach persönlicher Überzeugung und Weltanschauung über Entwicklung und Art der französischen Literatur zu urteilen, oder die psychologische Analysierung der literarischen Erzeugnisse in französischer Sprache in Angriff zu nehmen, oder aus den Richtungen und Wandlungen des literarischen Geistes in Frankreich und aus seinen Wirkungen Folgerungen auf geistige Zustände in der französischen Nation und bei den Nachbarvölkern zu ziehen, oder die sogenannte vergleichende Methode anzuwenden, oder zu versuchen, den unmündigen Leser durch die abrundende oder geistreiche Manier für den

---

Grundriß II 1, 385 hätte ersehen können. — Meine Behauptung, daß Augustins exegetische Methode die antiquarisch spielende und allegorisch deutelnde ist, die Macrobius auf Cicero und Virgil anwendet, ist nach A. „im wesentlich unrichtig“ (S. 241). Sie stützt sich aber auf das von mir angeführte Buch von Marrou, das einen Markstein in der Augustinus-Forschung bedeutet. Auerbach scheint es unbekannt geblieben zu sein. Ich bitte meinen Rezensenten, dort das 5. Kapitel zur Kenntnis zu nehmen. — Die Arbeit von Pflaum über Dantes *modi tractandi* (S. 242) war mir wohlbekannt. Ich halte sie aber für verfehlt und hatte sie deshalb nicht zu nennen. — Die „unklare Verwendung der Allegorie“, die mir A. vorwirft, müßte er auch der spätantiken und mittellateinischen Literatur vorwerfen. E. De Bruyne, *Études d'esthétique médiévale*, Band 2 (1946), 303 prüft die verwirrende Terminologie der patristischen und mittellateinischen Allegorese. Wenn mich A. auf seinen *figura*-Aufsatz hinweist (S. 242), so muß ich ihm erwidern, daß er mir wohlbekannt ist, mich aber nicht überzeugt. Deshalb habe ich A.s „Figuralsystem“ in meinem Buch auch nicht erwähnt. Ich hätte mich sonst auf eine Diskussion einlassen müssen, die nicht angebracht und nicht erforderlich war. Was Auerbach figurales Denken nennt und über Gebühr verallgemeinert, kann nur aus der typologischen Allegorese verstanden werden, über die sich zu informieren er unterlassen hat. Außer dem Buch von De Bruyne nenne ich an neueren Arbeiten: Joosen und Waszink, *Allegorese* (in Klausers *Reallexikon für Antike und Christentum*, 1941); P. C. Spicq, *Esquisse d'une histoire de l'exégèse latine* (Paris 1944); Jean Daniélou. *Sacramentum futuri. Études sur les origines de la typologie biblique* (Paris 1950) mit ausführlicher Bibliographie; Bultmann, *Ursprung und Sinn der Typologie* (*Theol. Literaturzeitung* 1950, 205 bis 212). Wenn Auerbach diese Forschungen in seine Theorie einarbeitet, wird sie diskutabel werden. Das *onus probandi* liegt bei ihm. Bis auf weiteres halte ich sowohl seine Figuraltheorie für „im wesentlichen unrichtig“ wie die in *Mimesis* vorgetragene Behauptung, der Realismus sei aus den Berichten über die Passion Christi zu erklären.

Stoff zu gewinnen.“ Charakteristisch ist hier die vielgliedrige Disjunktion und die Abwehr der abrundend geistreichen Manier. Diese Manier war am Ende des vorigen Jahrhunderts das Anzeichen einer noch nicht gefestigten Wissenschaft. In den letzten dreißig Jahren ist sie mit neuen Schlagworten wieder hervorgetreten: diesmal als Zeichen einer verfallenden Wissenschaft? Zeitkritik spricht auch aus der Charakteristik der neuesten französischen Literatur (S. 346): „Im 10. Zeitabschnitt, von etwa 1850 bis zur Gegenwart, wo Drama und Roman die bevorzugten Gattungen der Poesie sind, die psychologische Analysierung ihrer Figuren und die Beschreibung der dem Verstand und der Selbsterfahrung sich darbietenden Wirklichkeit als die wichtigsten Aufgaben der Dichtung angesehen werden, verschwinden allmählich die bis dahin ständigen Idealfiguren aus der schönen Literatur und erhebt das Literaturwerk den Anspruch als Beweis für die künstlerische Veredelung und Eigenart seines Verfassers gewürdigt zu werden, sogenannte Probleme zu lösen und aufzuwerfen, und das unveredelt Menschliche, Persönliche und Gemeine als das in Wahrheit Menschliche in erster Linie zur Darstellung bringen zu dürfen. Nur für die altfranzösische Zeit steht der Raum hier zur Verfügung.“ Gröbers Werk ist die einzige vollständige Darstellung der altfranzösischen Literatur. Und sie beruht auf „Autopsie“, um ein Wort zu wählen, das Gröber gern gebrauchte. Die Texte, die er verzeichnet, hat er auch gelesen. Das erkennt man an den Inhaltsangaben, die auch unveröffentlichte Texte enthalten und bemerkenswerte Züge mit Angabe der Verszahl mitzuteilen wissen; vor allem aber an der präzisen und treffenden Charakteristik auch der Werke minderer Bedeutung. Man muß selbst einmal ein altfranzösisches Denkmal herausgegeben haben und dann vergleichen, was Gröber darüber sagt, um diese Kunst voll zu würdigen, welche Gröber erlaubte, auf wenigen Zeilen alle bemerkenswerten Züge eines Textes in knappster Form und doch erschöpfend aufzuführen. Ich habe diese Erfahrung mit den *Quatre livre des reis* gemacht (Gröber S. 715), und sie ist vielen Forschern zu Teil geworden.

In einer neuen amerikanischen Bibliographie[1] findet man folgende Würdigung von Gröbers Altfranzösischer Literatur: *careful and minute survey of what was known about the subject in 1900. Much information found here which later histories omit. No table of contents.* Wer sich gewöhnt hat, Gröbers Werk ständig zu Rate zu ziehen, wird ihm wärmeres Lob spenden. Aber das Fehlen eines Inhaltsverzeichnisses erschwert in der Tat die Benutzung. Man muß sich eben selbst eine handschriftliche Inhaltsübersicht herstellen und wird sich dann reich belohnt finden, Man hat dann den Schlüssel zum Schatzhaus.

Gröber dachte sich, wie wir sahen, Studenten und Lehrer als Leser

---

[1] D. C. Cabeen (General Editor), *A Critical Bibliography of French Literature. Vol. 1: The Mediaeval Period, ed. by* Urban T. Holmes, Jr. Syracuse University Press, 1947, S. 2.

des Grundrisses. Das war 1890 noch möglich [1], 1910 schon nicht mehr. Gröbers Beiträge zum *Grundriß* sind für Forscher geschrieben. So ordnet er sie auch in die Geschichte der Erforschung altfranzösischer Literatur ein, wo man liest (*Grundriß* I ² 174): „Den Stand der Kenntnis der französischen Literatur vom 11. bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts vergegenwärtigte G. Paris, nachdem er die französische Literatur des 14. Jahrhunderts (1875) und des 15. Jahrhunderts (1885) im allgemeinen gekennzeichnet hatte, in *La littérat. franç. au m. â.* (1888), worin die wichtigsten altfranzösischen Literaturwerke innerhalb der Gattung, der sie angehören, chronologisch aufgereiht sind, unter Angabe hervorstehender Merkmale, der Herkunft und der Grundlage der Werke, während er in *Mediaeval french literature* (1903) Haupterscheinungen der französischen Literatur des MA. nach deren Entwicklungsepochen von den ersten Spuren in merowingischer Zeit bis auf Karl VIII., die Zeit des beginnenden Einflusses der italienischen Literatur auf die französische, in scharfer Charakteristik hervorhebt. Dieselbe Form der Darstellung hatte Verfasser bereits im *Grundriß der romanischen Philologie* II 1 (1898 ff.), in dem Abschnitt *Französische Litteratur* gewählt, der die Weiterforschung über die Literatur Frankreichs auf breitester Grundlage ermöglichen will und unter Erwähnung aller bisher zur Kenntnis gelangten französischen Werke in Vers und Prosa, in Verbindung mit handschriftlichen und bibliographischen Nachweisen, den Stoff vorzuführen und die Entwicklung des gesamten altfranzösischen Schrifttums für Fachkreise darzulegen bezweckt, ohne daß die literarischen Erscheinungen schon immer im einzelnen Falle aus dem Bildungszustand und den schriftstellerischen Individualitäten ihre Erklärung hätten finden können". Man muß schon ein reifer und erfahrener Forscher sein, um Gröbers Beiträge zum *Grundriß* zu würdigen. Dann wird man freilich ihren Gehalt und ihre Solidität mit den Jahren und Jahrzehnten immer mehr bewundern. Man wird dann auch ihrer organischen Einheit inne werden. Immer neue Bezüge werden sich auftun. Man wird ehrfürchtig staunen vor der ungeheuren Energie des Erkenntnisstrebens, die dieses Wissensgebäude erforderte. Anläßlich der Syntax hat Gröber ge-

---

[1] Aber schon 1890 schrieb G. Körting in Vollmöllers *Krit. Jahresbericht über die Fortschritte der romanischen Philologie* I 148: „Für den Durchschnittsstudenten der romanischen Philologie liegt das Niveau des Buches entschieden zu hoch. Es ist dies selbstverständlich an sich nicht im mindesten ein Fehler, aber es ist ein die Wirkungsfähigkeit des herrlichen Werkes in den Kreisen der Lernenden beeinträchtigender Mangel. Möglich dürfte es sein, dem Buche, ohne im mindesten ihm seinen streng wissenschaftlichen Charakter zu rauben, ein klein wenig mehr Allgemeinverständlichkeit zu verleihen. Zu einem Teile würde dies schon erreicht werden, wenn einige der Mitarbeiter sich zu einer etwas klareren, weniger orakelhaft kurzen Ausdrucksweise herablassen wollten. Der Spruch des alten Inders Panini, daß der Weise sich mehr freut, wenn er eine Silbe erspart, als wenn ein Sohn ihm geboren wird, scheint für manche am Grundriß thätig gewesene Gelehrte nur allzusehr als Richtschnur gegolten zu haben."

legentlich der „empirischen Forschung" die „auf Erkenntnis gerichtete Forschung" als das Höhere gegenübergestellt (*Grundriß* I ² 272). Aber das gilt von allen seinen Arbeiten. Sie dienen einem Erkenntnisideal, welches die Ermittlung des empirischen und des historischen Tatbestandes nur als Vorstufe für eine genetische Ursachenforschung betrachtet. Zwar sind alle drei Betrachtungsweisen „induktiver Art" (I ² 270), aber die dritte schreitet doch „von der sprachlichen Äußerung zum geistigen Vorgang" fort und kann zu Erwägungen über kollektive seelische Erfahrungen und ihre hemmende oder steigernde Wirkung auf die Lautentwicklung führen (ib. 298). Diese prinzipiellen Leitlinien, die Gröber in seiner „Methodik der sprachwissenschaftlichen Forschung" zieht, sind philosophisch durchdacht und dienen einem philosophisch begründeten Erkenntnisideal. Es darf idealistisch heißen, indem es vom Lautlichen zum Geistigen, von der Empirie zur genetischen (und d. h. sowohl psychologischen wie kulturgeschichtlichen)[1]) Betrachtung aufsteigt. Aber es ist ein kritischer, d. h. der Grenzen des Erkennbaren bewußter, nicht ein spekulativer Idealismus. Er steht oberhalb der Debatten über Positivismus und Idealismus in der Sprachwissenschaft.

Das Erkenntnisideal dieses Standpunktes ist in folgenden Sätzen ausgesprochen, welche Gröbers *Geschichte der romanischen Philologie* in der ersten Auflage des *Grundrisses* eröffneten: „Auch die romanische Philologie stellt in ihrer Entwicklung den gewöhnlichen Gang menschlicher Erkenntnis dar. Absichtslose Wahrnehmung, unscheinbare Anfänge gehen dem zielbewußten Suchen, dem allseitigen Erfassen des Gegenstandes voraus. Im sprungweisen Durchmessen des Raumes hascht dann der Suchende nach dem Ziel. Mit einem Schema unfertiger Ansichten über ähnliche Gegenstände scheint er das Ganze erfassen zu können, ehe Natur und Teile gekannt sind. Der vorschnellen Meinung folgt die Einsicht des Irrtums, nur langsam der Entschluß, dem Gegenstand in kleinen und kleinsten vorsichtigen Schritten nahe zu kommen, Teil und Teilchen zu beschauen und nicht zu ruhen, bis die Überzeugung gewonnen ist, daß sie nur so und nicht anders aufgefaßt werden dürfen". Das ist *in nuce* ein *Discours de la méthode* und verrät einen Denkstil, den man in keinem anderen *standardwork* der neueren Philologien antreffen wird. In der zweiten Auflage ist der Absatz leider weggeblieben. Deswegen, wie ich glaube, weil ihn Gröber mit seinem steigenden Bedürfnis nach Ausschaltung alles Subjektiven aus der wissenschaftlichen Darlegung noch zu persönlich, zu pathetisch fand. Und in der Tat spricht in diesen Sätzen ein persönliches wissenschaftliches Ethos, auf das ich später zurückkomme. Wer das Glück gehabt hat, in der Lehre bei Gröber dieses Element menschlicher Größe zu ahnen, dem ist der Meister in diesen

---

[1] „Der Kulturgeschichte erschließt sie [die genetische Sprachbetrachtung] einen Teil des Begriffsschatzes eines Volkes, wie er vor seinen schriftlichen Denkmälern war" (*Grundriß* I ² 210).

Sätzen gegenwärtig. Auch Fernerstehende werden sie „lesbar“ und vielleicht sogar eindrucksvoll finden.

Um den philosophischen Hintergrund von Gröbers Erkenntnisideal zu verstehen, müssen wir noch etwas weiter ausholen.

Der Philosoph Richard Avenarius (1843-1896), der 1868 in Leipzig promovierte, als Schüler von Gröbers Lehrer Drobisch (man möchte annehmen, daß Gröber ihn aus seiner Studienzeit kannte) habilitierte sich ebendort 1875 mit der Schrift *Philosophie als Denken der Welt gemäß dem Prinzip des kleinsten Kraftmaßes* (erschienen 1876). Von ihm hat Gröber den Begriff der *vis minima* übernommen und in die „genetische Sprachforschung“ übertragen. „Alle unreflektierte Sprache, lesen wir im *Grundriß* (I ² 294 f.), gehorcht — wie die anderen geistigen Äußerungen, auf die nicht reflektiert wird, in Hinblick auf welche Sammlung, ruhige Bemessung der zu vollkommener Leistung erforderlichen Kraft und Würdigung ihres Objekts im vollen Umfang nicht stattfindet oder stattfinden kann — dem Gesetz der *vis minima* (R. Avenarius, *Philosophie als Denken der Welt*, 1876), in der nicht minder, wie in äußeren Anlässen, die Ungleichheit der geistigen Leistungen desselben Volkes in verschiedenen Zeiten und der Individuen, die Langsamkeit des Fortschritts im Erkennen wie der Rückgang der Kunst und der Bildung ihre Erklärung finden.“ Aus dem Gesetz der *vis minima* erklärte Gröber gewisse Erscheinungen des Lautwechsels, aber auch den Niedergang der modernen Kultur, den er glaubte feststellen zu müssen. Eine Geschichtsauffassung aus dieser Perspektive muß pessimistisch getönt sein. Philosophische Fragmente, in denen dieser Gesichtspunkt herrscht, hat Gröber ein Jahr vor seinem Tode in einem kleinen Heftchen gesammelt (*Wahrnehmungen und Gedanken (1875—1910). Aus der Zeit. Für die Zeit. Zur Klärung.* Straßburg, J. H. Ed. Heitz, 1910). Das Schriftchen war als Vermächtnis gedacht. Gröber war damals schon schwer krank. Er hatte 1907 einen Schlaganfall erlitten, von dem er aber bald genas, so daß er seine Vorlesungen wieder aufnehmen konnte. Allein 1909 verschlimmerte sich sein Zustand, und er ließ sich emeritieren. Ich lasse einige Aufzeichnungen aus dem November 1909 folgen. „Besuchte Gröber im Diakonissenhaus. Er saß am Fenster, seine Frau daneben, ihm vorlesend. Um den Kopf trug er eine Binde, die das kranke Auge bedeckte. Er schob sie weg, indem er mich fragte: „Wollen Sie es sehen? Sie haben gewiß noch nie so ein Auge gesehen“. Es ist die erste schmerzhafte Krankheit, die er hat. Er behauptet, ihn treffe keine Schuld an seiner Krankheit. Mit drei Jahren habe er Masern gehabt, mit sechs sich den Arm gebrochen. Von da ab sei er bis 1907 immer gesund gewesen. Auch habe er bis zum 26. Jahre fleißig geturnt. Ich: „Sie haben aber doch immer am Schreibtisch gesessen!“ Er, lächelnd: „Eben das hat mich gesund erhalten!“ Frau Gröber klagt, er sei nie spazieren gegangen. Ich: „Auch am Sonntag nicht?“ Sie: „Nein, den ganzen Sonntag hat er Korrespondenz erledigt“. Er: „Nein, nur morgens; nachmittags habe ich mich meiner

Familie gewidmet. (Zu Frau Gröber): Wie oft sind wir nach Kehl in die „Blume" oder nach Fuchs am Buckel gegangen". Sie, abwehrend: „Es war das größte Wunder, wenn wir einmal die Ruprechtsauer Allee hinuntergingen". Er, lachend, zu mir: „Sehen Sie, sie gibt es zu. Übrigens war auch Sonntags nicht immer gutes Wetter." Vor acht Tagen hat er sich noch über „die Normalität des Aussehens" seines Auges gefreut. Er fand die Übersiedlung nach dem Diakonissenhaus ganz unnötig. Es sei nur den Ärzten bequemer, nicht zu ihm hinaus zu müssen. Er traut ihnen überhaupt nicht viel zu. „Landolt (der Ophthalmologe) weiß nichts zu verordnen als kalte Umschläge." Die Diakonissin kommt mit dem Thermometer herein. Er zu ihr: „Es hat später noch Zeit." Als sie hinaus war: „Nur Neugier!" Wir sprachen von Politik. Er mißbilligt den „Simplizissimus". Die früheren Witzblätter wie der „Kladderadatsch" hätten doch „vertretbare Gesichtspunkte in den Witz übergeführt". Wenn seine Frau einen Einwurf machen will und mit „Wahrscheinlich" anfängt, sagt er: „Nicht wahrscheinlich, vielmehr . . .". Als ich mich verabschiede, dankt er mir für meinen freundlichen Besuch und hofft, „daß die ihm dadurch bereitete Erquickung zu seiner Genesung beitragen werde". Gröbers Zustand verschlimmerte sich bald. Er starb am 6. November 1911 an Verkalkung der Gehirnarterien.

Das Programm, das Gröber der Forschung setzte, war umfassend und hochgesteckt. Es hat keine Schule gebildet, aber doch einige denkende Forscher befruchtet. Interessant ist das Zeugnis Karl Voßlers (in *Beiträge zur romanischen Philologie. Festgabe für Gustav Gröber*, 1899, 414): „Die vorliegende Arbeit ist ein Versuch psychologischer Stilbetrachtung, meines Wissens der erste, und bedürfte vielleicht einer eingehenden Rechtfertigung, wenn nicht die Anregung dazu von Gröber selbst ausgegangen wäre. Im ersten Band seines *Grundrisses* S. 213 ff. hat Gröber in Kürze die Prinzipien aufgestellt, nach denen eine wissenschaftliche Syntax und Stilistik zu verfahren hätte, und im Wintersemester 94/95, da ich Gröbers Übungen über neufranzösische Syntax im romanischen Seminar der Universität Straßburg besuchte, hatte ich Gelegenheit, von ihm selbst mit den neuen Grundsätzen, mit ihrer Begründung und praktischen Anwendung näher vertraut gemacht zu werden. Die Selbstbiographie des Cellini, die ich drei Jahre später zur Lektüre vornahm, regte mich besonders zu einer auf Grund der Gröberschen Theorie durchzuführenden Sprachanalyse an. Ich trat betreffs meines Vorhabens mit Gröber in Korrespondenz und einigte mich mit ihm über die Grundzüge der Disposition. Leider mußte ich aus Mangel an Zeit und Raum darauf verzichten, die Arbeit überall im Detail auszuführen; vieles blieb unerklärt und unerwähnt, und von wichtigen Kapiteln, wie von der Wortbildung, der Wortwahl, den Metaphern und der Phraseologie Cellinis mußte ganz abgesehen werden, so daß nur die syntaktischen Ausdrucksmittel dieser Betrachtung zugrunde liegen. Wenn ich es trotzdem wage, diesen meinen ersten Versuch auf dem Gebiet der romanischen Philologie

dem hochverehrten Jubilar als Festgabe darzubieten, so möge mich entschuldigen der aufrichtige Wunsch, meinem Lehrer ein Zeichen der Dankbarkeit zu geben – so geringfügig es immer sei.“ Aus späterer Zeit erwähne ich L. Sainéans Urteil (*Les Sources indigènes de l'étymologie française*, Band II, 1925, 239): *En reprenant dans son ensemble l'étude des éléments latins vulgaires qui se trouvent à la base des langues romanes, Gustave Gröber a accompli cette tâche délicate avec beaucoup de discernement et de savoir. Sous le titre de „Substrata latins vulgaires du vocabulaire roman“* [1]*, il nous a donné la liste des mots latins vulgaires attestés par l'accord de tous les idiomes néo-latins ou de plusieurs d'entre eux. Quelques réserves touchant les mots d'origine imitative mises à part, ce tableau nous présente les seuls résultats positifs qu'on ait obtenus jusqu'ici en fait de latin vulgaire.* Neuerdings hat endlich Luigi Sorrento (*Sintassi romanza. Ricerche e prospettive. II. edizione.* Milano 1950, 11 f.) in einem Rückblick auf seine wissenschaftliche Entwicklung gesagt: . . . *Tutto quel complesso di idee e di opere, di circostanze e di uomini che confluivano alla formazione di un programma di studio, a cui debbonsi le prime mie Note di sintassi e si collegano ulteriori sviluppi che parvero quelli di un neolinguista più che di un neogrammatico, era l'argomento principale dei colloqui linguistici coll'altro mio illustre maestro, Gustavo Gröber. Questi, nelle pagine sui principî di sintassi e di stilistica scientifica, fra i due indirizzi diversi (logico-sintetico e psicologico-analitico) parve bene orientarsi e spingere i suoi scolari e altre scuole filologiche tedesche verso l'ultimo, secondo il quale diede un saggio psicologico sullo stile di Benvenuto Cellini il Vossler, aprendo la strada ad analoghi esami particolari sulla lingua degli scrittori nostri e stranieri, mentre il Croce* [2] *avanzava, in nome della sua Estetica come scienza dell' espressione, se non a reagire, a criticare i principî di sintassi e stilistica psicologiche, pur riconoscendo che „il punto di partenza della nuova dottrina gröberiana è giustissimo“, in quanto il maestro di Filologia romanza di Strasburgo, „prendendo posizione contro i grammatici i quali stabilivano regole incondizionate senza tener conto della diversità di atteggiamenti psichici sottostanti alle varie forme sintattiche, voleva richiamare la sintassi dalle regole esteriori al fondamento interiore“. Più che sulla critica crociana il Gröber non si stancava, nei suoi colloqui da maestro a scolaro, di intrattenermi sulla sua nuova posizione ideale e metodologica rispetto al grande Diez e ad altri insigni sintattisti tedeschi suoi colleghi, il Tobler e il Meyer-Lübke, per cui egli evitava i pericoli cui si espose il Vossler. Il quale fu uno dei più pronti, un passo dietro l'altro, „a scalare l'ultima cima della concezione puramente idealistica*

---

[1] *Dans l'Archiv für lateinische Lexicographie, t. I à VII, 1884 à 1892.*

[2] *B. Croce, Di alcuni principi di Sintassi e stilistica psicologiche del Gröber, in „Atti dell'Accad. Pontan.“ di Napoli, vol. XXIX, 1899: questo e altri scritti crociani che riguardano il Gröber si possono leggere nel vol. di B. Croce: Problemi di estetica e contributi alla storia dell'estetica ital., Bari, 1910.*

del linguaggio" e parve giustamente al Parodi, per le esagerazioni stesse del soggettivismo filosofico dello idealismo, „oltre che eccessivo, mescolato e confuso".

Es ist bezeichnend, daß Sorrento wie Voßler Gröbers Anregung zur Stilforschung erwähnt. Im *Grundriß* ist darüber nur das Folgende gesagt (S. 211 der ersten, S. 269 der zweiten Auflage): „Die empirische Sprachbearbeitung, gleichviel ob sie lebende Mundart und Sprache, oder die Sprache eines begrenzten Zeitraums in der Vergangenheit, eines Schriftstellers oder einer Schriftstellergruppe früherer Zeit zum Gegenstand nimmt, führt zur Einsicht in das grammatische Gefüge einer Sprache und in die Redeweise einer Zeit und eines Autors, und verhilft zu richtiger und genauer Auffassung des Sinnes fremder Rede. Sie gelangt bei sorgfältiger Beobachtung der Sprachform, des Sprachgebrauchs, der Sprechweise eines Schriftstellers zur Erkennung richtiger und unrichtiger Überlieferung, zur Entscheidung über Echtheit und Unechtheit der ihm beigelegten Werke und vermittelt ein tieferes Verständnis seiner stilistischen Eigentümlichkeiten und seines Geistes".

Im Unterricht trat die Stilistik stärker hervor. Sie bildete einen Teil der Syntax und wurde definiert als die Feststellung der in einer Satzreihe angewandten Mittel. „Wenn man einen Schriftsteller charakterisieren will, hat man die Mittel zu untersuchen, mit denen er seine Rede affektisch färbt." Diese Mittel waren bedingt durch die Willensrichtung des Autors. Den Stil eines Autors charakterisieren hieß also den „Einheitspunkt seiner Willensrichtung" ermitteln. Würde man diese Betrachtungsweise auf Gröber selbst anwenden, so ergäbe sich als Einheitspunkt: Anwendung der *vis maxima* auf die Aufgabe der Erkenntnis und ihrer Mitteilung. Also energisches Denken, energisches Forschen, energische Darbietung des Erkannten. Aber auch Ausschaltung alles Zeit- und Ichbedingten, alles Volitiven, aller Selbstgefälligkeit, alles ungezügelten und unverbindlichen, weil ungeprüften Behauptens. Das Erschlaffen der geistigen Energie enthüllt sich solcher Denkweise als Ursache sprachlichen, wissenschaftlichen, kulturellen Verfalls. Und umgekehrt: alles Kulturwachstum geschieht durch Anspannung der Energie (*Wahrnehmungen und Gedanken* S. 7): „Wer den Besten seiner Zeit genug getan, der hat gelebt für alle Zeiten", will sagen, wer in seiner Zeit mit Energie geschaffen hat, lebt noch in der Zukunft, die die energische Leistung zu übertreffen suchen soll, von vorher Geleistetem aber auszugehen hat. Das wird in der Kunst nicht mehr beachtet, die, den subjektiven Werturteilen der Zeit entsprechend, nur neben der Kunst eines Andern sich meint sehen lassen, original sein zu müssen glaubt, nicht aber darzubieten sich bestrebt, was zu allen Zeiten als Kunst gewürdigt werden kann, die energievolle Leistung."

Wie die Zeugnisse von Voßler und Sorrento zeigen, hat Gröber sich für die Begabten unter seinen Schülern interessiert und sie im persönlichen Gespräch wissenschaftlich gefördert. Auch ich durfte in den

letzten Jahren seiner Lehrtätigkeit die gleiche Erfahrung machen. Gern ließ er sich nach der Vorlesung auf dem langen Heimweg nach Ruprechtsau begleiten. Und man war stets willkommen, wenn man ihn nachmittags in seinem überheizten Studierzimmer aufsuchte. Dann ließ er seiner Kritik wissenschaftlicher und literarischer Zeitströmungen freien Lauf. In solchen Gesprächen hat er mich nach meiner Promotion angeregt, das kritische Lebenswerk von Ferdinand Brunetière (1849–1906) zum Thema meiner Habilitationsschrift zu wählen. Schon in der *Geschichte der romanischen Philologie* (*Grundriß* I [2] 149) hatte Gröber Veranlassung genommen, das klassizistische und nationale Vorurteil des französischen Kritikers durch bloßes Referat zu rügen: „Der altfranzösischen Dichtungen und Prosawerke schienen bereits im Jahre 1879 dem literarischen Kritiker F. Brunetière (in *Rev. des deux mondes*) mehr als genug veröffentlicht und untersucht worden zu sein, als daß ihre Verehrer, die „Advokaten der literarischen Barbarei des Mittelalters", nicht verderblich für den französischen Kunstgeschmack gewirkt haben sollten, sofern sie, indem sie Eigenschaften deutschen Geistes erwürben, die nationalen französischen preisgaben" [1]. Im Vorwort meines *Brunetière* durfte ich sagen: „Beim Abschluß dieser Arbeit drängt es mich, des großen Lehrers zu gedenken, der sie anregte, Gustav Gröbers. Den Erscheinungen der zeitgenössischen französischen Literatur und Kritik war stets sein intensives Interesse zugewandt. Erwägungen über die Methode einer wissenschaftlichen Literaturgeschichte und über objektiv gültige Urteilsnormen haben ihn seit seinen philosophischen Studienjahren beschäftigt. So wurde er dazu geführt, sich mit Brunetière auseinanderzusetzen und eine kritische Darstellung von Brunetières Leistung als Aufgabe zu bezeichnen. Die vorliegende Arbeit ist in ihren Anfängen noch unter seinen Augen entstanden und von seiner Teilnahme begleitet worden. Sie ist in dem Gedanken an ihn zu Ende geführt worden; und in dem tiefen Dank, den die Jahre nur steigern".

Die persönliche Fühlung zwischen Gröber und seinen Schülern blieb auf das wissenschaftliche Gespräch mit Einzelnen beschränkt. In seiner Jugend muß es aber eine Zeit gegeben haben, in der ihm feuchtfröhliches Studentenleben etwas bedeutete. Das bezeugt sich in der wenig bekannten Veröffentlichung *Carmina clericorum. Studenten-Lieder des Mittelalters. Edidit Domus quaedam vetus. Supplement zu jedem Commersbuch.* Heilbronn. Verlag von Gebr. Henninger 1876 [2]. Das Büchlein ist einem jüngeren Bruder gewidmet, der soeben die Universität bezog und soll ihm als *dux et gubernaculum* dienen, damit ihm über der Wissenschaft *jocunde et hilariter, qui inter majores nostros mos erat, ratio vivendi* nicht verloren gehe. Denn das hieße *ad Philistiorum gregem accedere*, was unsere Ahnen im Mittelalter ebenso

[1] Näheres in meinem *Ferdinand Brunetière* (1914) 81.
[2] Otto Schumann verzeichnet 1930 (*Carmina Burana* I 1 p. XII) eine 7. Auflage, Leipzig 1890.

verachtet hätten wie heute die berühmtesten Professoren. Um so berechtigter sei die Warnung, als vor kurzem ein Schweizer Professor *biliosissimis verbis omnibus qui credere possunt demonstravit, paucis exceptis nos Germanos omnes ex studiositate nostra philistica barbaros esse* . . . Wer mag der ergrimmte *professor quidem Helveticus* gewesen sein? Liegt eine Reminiszenz an Gröbers Zürcher Zeit zugrunde? Er selbst hat, jedenfalls als Straßburger Professor, an den Exercitien des *ordo vagorum* kein Gefallen mehr gefunden, wie ein Brief seines Schülers, des damaligen Straßburger Privatdozenten Heinrich Schneegans bekundet (am 30. Dezember 1893 an Ph. A. Becker): „Wir haben vor Weihnachten eine hübsche Weihnachtskneipe im Münchner Kindl gehabt. Leider war Gröber verhindert zu kommen. Es war dies um so mehr zu bedauern, als Brandl durch sein leutseliges und burschikoses Wesen die Studenten immer mehr an sich zieht und sozusagen der Mittelpunkt der neueren Philologie wird. Gröber wirkt jetzt wie früher ten Brink[1]: die Studenten verehren ihn als den großen Gelehrten, der über den Wassern schwebt, während Brandl hauptsächlich als Lehrer wirkt. Gröber schreibt es dem Umstand zu, daß Brandl es den Studenten im Examen leicht mache; aber ich glaube, es liegt auch sehr viel daran, daß Brandl eine Persönlichkeit ist, die sich den Studenten mehr gibt als Gröber. Er kneipt mit ihnen, geht auf ihre Ideen ein, macht mit ihnen Ausflüge und dergleichen. Gröber kommt wohl ab und zu ins Münchner Kindl und unterhält sich mit dem einen oder andern, aber er ist nicht mehr der Mittelpunkt. Ich glaube, daß er es recht schwer empfindet.“ Schneegans selbst, seit 1909 Nachfolger Wendelin Foersters in Bonn, war für fröhliche Seminarkneipen sehr empfänglich[2]. Gröber hat aber stets freundliche Beziehungen zu seinen Schülern gehabt, was bei den gespannten Zuständen im Elsaß viel bedeutete. Er hatte nie Konflikte mit der elsässischen Studentenschaft, wie das seinen beiden unmittelbaren Nachfolgern begegnete. Ernst Hoepffner, der noch jetzt in Straßburg wirkt, ist von Gröber habilitiert worden und übernahm von ihm die Leitung dieser Zeitschrift. Auch Johann Baptist Beck, der Erforscher der Troubadour-Melodien (starb als Professor in Urbana, Illinois) war ein Schüler Gröbers; ferner F. Gennrich und H. Spanke.

Gröbers Vorlesungen waren Lehrvorträge von gewollter Unpersönlichkeit. Sie zeigte sich in einem Redestil, der mich zuerst befremdete, dann aber anzog, so daß ich die Gewohnheit annahm, bezeichnende Wendungen nachzuschreiben. Gröber suchte im Vortrag (wie in seinen

---

[1] Bernhard ten Brink (1841–1892) war Alois Brandls (1855–1940) Vorgänger in Straßburg.

[2] In demselben Brief an Becker teilt er den Anfang eines Kneipgedichtes mit: das Eulalialied nach der Melodie von *Crambambuli* umgedichtet: „*Eulalialied, das ist der Titel / Des ältesten französischen Lieds, / Zum Studium ein probates Mittel / Nannt einst es schon der alte Diez. / Eulalia war ein braves Kind* . . .“ — Eine feine Würdigung von Schneegans bot Ph. A. Becker in der *Germanisch-Romanischen Monatsschrift* 1914, 609–615.

Werken) jede persönliche Wertung zu vermeiden. Man hörte Sätze, die wie übersetztes Latein klangen: „es ist bekanntzumachen mit . . .“ „daß das Französische in England eine Art Dialekt geworden wäre, ist in Abrede zu stellen“. Jacques Du Bois (vgl. Grundriß I ², 24) „vermochte *cadaver* aus *ca[ro] da[ta] ver[mibus]* abzuleiten“. Die Verwendung der Wörter „vermögen“ und „können“ in diesem und ähnlichen Fällen verriet dem aufmerksamen Hörer eine ironische Färbung des Urteils, deren unverhüllter Ausdruck dem Sprechenden nicht schicklich erschienen wäre. Über einen noch heute tätigen französischen Forscher vernahm man: „er prätendiert sehr viel Neues bekanntzugeben, worin er sich aber im Irrtum befindet“.

Hinter dieser Ausdrucksweise stand die wissenschaftliche Überzeugung, die Gröber in einem methodologischen Abschnitt des *Grundrisses* (I ², 271) so ausdrückt: „Sie [die Rede] ist entweder subjektive (affektische) oder objektive (verstandesmäßige) Gedankendarstellung und zeigt das Empfinden des Redenden mit Bezug auf den besprochenen Gegenstand in seiner Äußerung, oder ist bloße Mitteilung des Gedankens. So ergibt sich eine Scheidung des affektischen von dem affektfreien Satze oder, nach den Alten, eine syntaxis figurata und eine syntaxis regularis“. Gröbers Vortragsweise suchte das Ideal der affektfreien Rede zu verwirklichen.

Aber im Seminar gab er sich freier; besonders wenn „Besprechung wissenschaftlicher Arbeiten der Mitglieder“ angekündigt war. Er forderte „die größte Präzision des Ausdrucks für alle Vorträge“. Als ein Teilnehmer eine polnische Arbeit über Chrétien von Troyes besprach, äußerte Gröber affektisch: „Man kann sich nicht genug darüber wundern, daß dergleichen Fragen aufgeworfen werden können . . . Um einen gewöhnlichen Ausdruck zu gebrauchen: es ist Blech“ . . . „Worauf gründen Sie diese Ansicht? Es ist eine Impression, die sich zusammensetzt aus zwei Faktoren: dem was Ihnen überliefert ist und Ihrer Stimmung . . . Warum greifen Sie nach dem Nächstliegenden als dem Wahrscheinlichsten? Weil Ihr Denken in dieser Richtung geht. Sie fügen ein subjektives Plus hinzu“. — „Sorel [der Verfasser von Francion, 1597–1674] schreibt für ein nicht urteilsfähiges Publicum und sucht bei ihm die Meinung zu erwecken, daß es urteilsfähig sei. Er verfolgte eine wohlfeile Tendenz“. — „Der Autor weiß genau, was civil, anständig vortragbar ist und was nicht; aber er kann es nicht unterlassen, das Letztere mitzuteilen. Das ist eine geistige Schwäche des Autors, eine ethische Schwäche“. — „Das Urteil, das Sie fällen, ist zurückzuweisen.“ — „Der Beweis beruht auf einer verhältnismäßig großen Unkenntnis des Gegenstandes.“ — „Sie haben Ihren Gegenstand durchdrungen und sind in die Lage gekommen, ein deutliches Bild von dem Verhältnis der beiden Komödien zu geben. Seit dem *Menteur* Corneilles scheinen alle Charakterfiguren der französischen Komödie eine Eigenschaft vollständig darlegen zu sollen. Infolgedessen sind die Figuren zwar psychologisch konsequent, aber nicht lebenswahr. Die betreffende Person hört auf, ein erfahrbarer

Mensch zu sein . . .“ — Ein Referent sagt, eine Frage sei angeschnitten worden. Darauf Gröber: “‘Angeschnitten’ in der Volkssprache, nicht in der Vortragssprache”.

In solchen Seminarstunden wurde dem Empfänglichen bewußt, was echte Wissenschaft ist und welche Forderungen sie stellt: strengste Selbstkritik und ebenso strenge Prüfung alles subjektiven „Meinens“, das Beweise durch Einfälle oder Geschmacksurteile ersetzt. Die „Andacht zum Kleinen“ war freilich vor fünzig Jahren noch selbstverständlich. Aber in Gröbers Persönlichkeit war sie mit einem Erkenntnishorizont von philosophischer Weite und Größe verbunden. Und in dieser Verbindung lag das eigentümlich Fesselnde. Für mich sind diese geistigen Erfahrungen bestimmend geworden. Es war für meine Entwicklung ein entscheidender Augenblick, als Gröber nach dem Vortrag eines Seminarmitgliedes über den Stil Chateaubriands sagte: „Das Lob und der Tadel kann sich am Schluß einer Charakteristik einfinden, aber geleistet ist damit für die Erkenntnis nichts. Und die Erforschung des Stils eines Autors ist eine Aufgabe der Erkenntnis“. Philologie als Erkenntnis — das war es, was ich in jenem Augenblick begriff. Und seitdem habe ich mir vor eigenen und fremden Arbeiten immer wieder die Frage gestellt: „Was ist damit für die Erkenntnis geleistet?”

E. R. Curtius

Nachtrag
zu „Der Schöne Feigling in der arthurischen Literatur"

Es ist lange Zeit verflossen, seitdem der erste Abschnitt dieser Arbeit erschienen ist. Seither konnte ich die Arbeit nicht mehr ändern. Eine lange zeitliche Unterbrechung, verursacht durch die politischen Ereignisse, trennte das Erscheinen des Abschnitts IIIa von dem des Abschnitts IIIb. Die nachteilige Wirkung dieser Umstände auf die Arbeit besteht aber nur darin, daß gewisse Neuerscheinungen nicht berücksichtigt werden konnten. So beziehen sich z. B. meine Zitate aus Waces Brut noch auf die Ausgabe Leroux de Lincy, die aus Malory nur auf die Ausgabe Sommer.

Zu Bd. 61 (Abschnitt I)

Zu S. 3 A. 2. Ich hätte auf Hertz (Parzival-Übersetzung, A. 36) hinweisen sollen betr. Umkehrung der Waffen als Zeichen der Trauer.

S. 7. „Perceval le Galois (1526) und Gornemant de Gohort (1695)" *ad.* „und l'Orgueillous de la Lande (2175)".

S. 8. Zu dem Fräulein, das *par contenement* ein Bein auf dem Hals ihres Zelters hielt, vgl. Wolframs Parzival 63/13 f. (Gahmurets Einzug in die Stadt Kanvoleis): *Do leite der degen wert Ein bein für sich ufez phert.*

S. 15 A. 2. Vgl. bei Guerrehets Ritterweihe in der romantischen Merlinfortsetzung (Sommer, Die Abenteuer Gawains etc., p. 92) die Worte: *Jhesu Crist vous face preudomme!*

S. 21 A. 1. Ich hätte hier auch auf die Arbeit Fritz Neuberts „Die volkstümlichen Anschauungen über Physiognomik in Frankreich bis zum Ausgang des Mittelalters" (R. F. 29, 1911) hinweisen können, wo es S. 561 heißt: „Wie ein roter Faden zieht sich durch die gesamte Literatur das Prinzip von der Schönheit und Häßlichkeit." Neubert konnte sogar noch aus Lavaters Physiognomik zitieren (S. 559): „Die Schönheit und Häßlichkeit des Angesichts hat ein richtiges und genaues Verhältnis zur Schönheit und Häßlichkeit der moralischen Beschaffenheit des Menschen. Je moralisch besser, desto schöner; je moralisch schlimmer, desto häßlicher." Die moderne Physiognomik dürfte immerhin Ausnahmen zulassen (vgl. Sokrates).

S. 25. Der Fergus war also keineswegs „ein sozialdemokratischer Roman", wie W. Förster (gr. Erec, S. XXXVI) behauptet hatte.

S. 37. Siehe Nachträge zu Bd. 63 S. 172 f.

Zu Bd. 63 (Abschnitte II und IIIa)

S. 128. Siehe Nachträge in Bd. 63 S. 173.

S. 134. Siehe Nachträge in Bd. 63 S. 173.

S. 137. Die Anmerkung erheischt eine Korrektur. Das *Desconëu*-Motiv ist im englischen Perceval nicht aufgegeben worden (vgl. V. 506 usw.). Nur der Hörer oder Leser erfährt von Anfang an den Namen des Helden, der Held selbst aber nicht. Die Mitteilung des Namens durch die Fee-Erzieherin resp. deren Abgesandte nach dem Hauptabenteuer ist allerdings aufgegeben worden, vermutlich weil die Cousine-(Sigune-)Episode, die uns Chrétien und Wolfram, wenn auch entstellt, bewahrt haben, ausgemerzt wurde. Es scheint aber, daß an ungefähr derselben Stelle, in der zweiten Hofszene, die der englische Spielmann in das Hauptabenteuer eingeschoben hat, der Held durch Arthur und seine Ritter seinen Namen erfährt (Str. 103) (unklare Darstellung).

S. 137 f. Die Prolongierung des Feigheitsmotivs in unserer Version Tristan und die Prolongierung des *niceté*-Motivs im englischen Perceval erfolgten aus demselben Grunde: Beide Motive mußten dem ungebildeten Publikum sehr gefallen.

S. 140 f. Ein Liebesverhältnis zwischen einem Jüngling und seiner Erzieherin kennt auch Kyot-Wolframs Gahmuretroman. Amphlise, Königin von Frankreich, ist diejenige, die den Helden *zoch* (94/25; vgl. auch 325/27 ff.). Wie begreiflich war auch hier die Liebe der Erzieherin heftiger als die des Zöglings. Daß die Erzieherin als solche auch noch ein Kind war, scheint, als widerspruchsvoll, eine unbedachte Aussage zu sein. Jedenfalls muß Amphlise älter gewesen sein als Gahmuret.

S. 143 A. Wie im englischen Guinglain, so wurde auch im englischen Perceval und im englischen Tristan Material der französischen Quelle ausgemerzt oder stark gékürzt. In allen drei Fällen mußte sich eben ein Roman in eine Romanze verwandeln.

S. 145 f. Eine Gloriande, die keine Fee ist, figuriert in der Vorgeschichte des Prosa-Tristan (vgl. Löseths Namenregister). Die Fee Gloriande, mit den Feen Marse, Morghe und Sebile und den Feenrittern Gloriant und Malabrun, begegnen uns in Auberons Palast in der *Chanson de Godin*, einer späten Fortsetzung des Huon de Bordeaux (vgl. Ferd. Fricke, Über die *Chanson de Godin*, Diss. Marburg 1891, S. 55, 57).

S. 153. Dafür, daß der Ypomedon auf einem Arthurroman basiert, spricht auch die Bezugnahme des Autors auf Walter Map (7184), der mit Recht oder Unrecht (eher mit Recht) als Autor eines Arthurromans (Quelle des Lanzelet) galt (vgl. J. L. Weston, *The Three Days' Tournament*, London 1902, p. 9 ff.).

S. 156 (149). Wie Malgis, so hat auch sein wichtigerer Vetter, Leonin, Sohn eines *almazor* von *Inde la Majur* (7694 ff.), Bedränger der Dame (*La Fiere*) im Hauptabenteuer, nicht einen griechischen

Namen. In Galfrids *Historia* (V 8) lesen wir: [*Constantinus*] *duxerat secum Helenae tres avunculos: Leolinum videlicet et Trahern necnon et Marium.* Die beiden letzten Namen sind kymrisch (*Trahearn* im Liber Landavensis, *Trahaearn* in Loth, Mab. I 59; *Mayric* in Griscom's Ausgabe der Historia, p. 326 f., 340). *Leolinus* muß daher auch kymrisch sein. Im folgenden Kapitel (V 9) heißt es: *Erat autem ei* (bezieht sich auf eine *filia Maximiani senatoris*) *pater Britannus: quia Leoninus* (sic) *Constantini avunculus, de quo superius mentionem feceram, ipsum genuerat.* So in der Ausgabe Giles-San Marte. Nach Griscom hat die Cambridger Hs., die ihm als Basis-Hs. diente, an beiden Stellen *Joelinus* (*-um*), die Berner Hs. an beiden Stellen *Loelinus* (*-um*), die Harlech-Hs. an beiden Stellen *Johelinus* (*-um*). Die Ausgabe Faral hat an beiden Stellen *Joelinum* (p. 153, 155). Die von Griscom unter dem lateinischen Text publizierte kymrische Übersetzung hat *Llywelyn* (p. 339, 343). In der Brut-Ausgabe Leroux de Lincy steht *Lohelins* (5834), *Loëlin* (5846, 5948) (*cosins Helaine et Constantin!*): in der Ausgabe Arnold *Joëlin* (5715, 5725, 5825) im Text; aber die Hss. CSFGR, welche eine Gruppe bilden (vgl. *Introduction*, p. XLIII) haben hier *Leonin* (nach Varia Lectio zu V. 5715). Ich will hier keinen historischen Exkurs bringen, auch nicht die Herstellung des kritischen Textes kritisieren. Aber so viel können wir konstatieren, daß die ursprüngliche lateinisch-französische Form *Loëlin*(*us*) gelautet haben muß. *Loelin* entspricht dem kymrischen *Llywelyn* wie *Hoel*(*us*) dem kymrischen *Hywel*. Walter Map erzählt eine Anekdote von einem *Luelinus rex Walensis* (*De nugis curialium* N. 22). Aus *Loelin* entstand durch vokalische Metathese *Leolin* (wie *Leonois* aus *Loenois* im Tristan), dann (durch konsonantische Dissimilation oder unter dem unbewußten Einfluß des häufigen Ausdrucks *rime leonine*) *Leonin;* aus *Loelin* entstand auch *Joelin* (durch graphische Entstellung?, vgl. IIIb, 149 A). Der Autor des Ypomedon, Hue de Rotelande, ein Anglonormanne, kannte natürlich Waces Brut und mag daher seinen Leonin direkt von da bezogen haben. Aber es ist auch möglich, daß der Name Leonin auf den französischen Arthurroman zurückgeht, der dem Ypomedon zugrunde lag. Der kymrische Name findet sich auch in Kyot-Wolframs Parceval in der Form *Lehelin* (*Lähelin*). Die Träger der Namen Leonin und Lehelin sind beide unsympathische Personen. Unsympathisch war ein Träger eines kymrischen Namens vom anglonormannischen Standpunkt aus ohne weiteres, zumal der Träger eines kymrischen Fürstennamens, wie es Llywelin war.

S. 170. Vgl. meinen Nachtrag in Bd. 63 S. 328. Außerdem kann noch auf ein zweites Abenteuer der Percevalfortsetzung hingewiesen werden, nämlich 31 605 ff.: *Desous l'arbre ot une fontaine*, neben welcher eine *pucele* saß. *Un pinne d'ivoire tenoit; Toute seule son cief pinoit.* Der Held *li vit son cief pinier Et ses cheviaus aplanoier.* Das Mädchen *de biauté resambloit fee* (32 055).

S. 280 A. 1. *Ironside*, der Name des Bedrängers der Dame des

Hauptabenteuers in Version Beaumayns, war auch der Beiname des englischen Königs Eadmund (gest. 1016).

S. 282 A. 3. Die Eigenschaft der Bescheidenheit, die der Autor der romanischen Merlinfortsetzung an Gahariet hervorhebt, war nach dem Stricker (Einleitung zum Daniel) ein *site* fast aller Arthurritter: *Swem ein laster was beschehen, Des muose er offenliche jehen, Und swaz im eren geschach, Daz er des niemer verjach. Sie muosen darumbe ir laster sagen Und ir frümekeit verdagen* (111 ff.).

S. 282 ff. Siehe Nachträge nach Abschnitt IV, Bd. 65, S. 192. Abs. 1.

S. 297 A. 3. *Lot*, Eponymus von *Lothian*, und bei Galfrid *consul Lodonesiae* (= *Loenois*) mag deshalb zum König von *Orcanie* gemacht worden sein, weil er verwechselt worden sein mochte mit *Hlödhver*, Jarl der Orkneyinseln, der in altirischen Texten figuriert als *Lotar* (Genitiv *Lot(h)air-Lodair*), Jarl der *Insi Orc* (= Orkneys). Vgl. über diesen Wikinger M. Deutschbein, Studien zur Sagengeschichte Englands: I. Die Wikingersagen, Cöthen 1906, S. 29 f.

S. 298. Es ist vielleicht in diesem Zusammenhang erwähnenswert, daß in der *Desconëu-* und Feiglings-Version Durmart der Held ein Vetter König Arthurs ist (9600: *Ses peres fu germains le mien*) und daß auch in Kyot-Wolframs Parceval der Held ein weitläufiger Verwandter König Arthurs ist. In Version Ypomedon, in welcher König Meleager die Rolle König Arthurs hat, ist Meleager ein Mutterbruder zwar nicht des Helden, aber der „Heldin", wie man etwa sagt, d. h. der Geliebten und nachher Gattin des Helden (*La Fiere*) (V. 85 ff.). Da diese sonst in keiner Version mit dem König verwandt ist, könnte eine Übertragung der Verwandtschaft vom Helden auf die „Heldin" stattgefunden haben.

S. 299 (*li Rois* = der Rote) siehe Bd. 65 S. 178–182.

S. 304. Wie der Dümmling Gareth, auf zwei Männer gestützt, in des Königs Halle tritt, so ließ sich König Arthur selbst, nach Waces Bericht, bei seiner Krönungsfeier von zwei Erzbischöfen stützen: *Dui arcevesque le menoent Ki a ses dous costés aloent: Chescuns l'un braz li susteneit Dessi qu'a sun siege veneit* (ed. Arnold 10 365 ff.; Leroux de Lincy 10 641 ff.) (schon in Galfrids Historia IX 13, ed. Faral, p. 245: *A dextro enim et a laevo duo archipraesules ipsum tenebant*). In der ersten Percevalfortsetzung wird geschildert, wie Guiromelant die Gesandten Gauvains empfängt: . . . *Fu en estant li chevaliers, Ses deus bras sour deus escuiers Qui l'amoient moult durement. Se* (corr. *Si*) *s'i akeute* (von *acoter*) *noblement* (11 191 ff.). Natürlich konnte ein Schloßherr sich nicht von so hohen Würdenträgern bedienen lassen wie ein König. Wolfram hat den Perceval-Passus des Fortsetzers (den er gekannt haben muß) auf seltsame Weise geändert: Gramoflanz (der hier ein König ist) stützte sich auf reitende junge Damen: *Niht ze krank zwei fröwelin . . . Unders künges starken armen riten:* 688/1 ff. (vgl. über den letzteren Passus J. Fourquet, *Wolfram d'Eschenbach et le Conte del Graal*, Paris 1938, p. 148 f.). Daß Gareth, der noch nicht einmal Knappe war, sich

schon wie ein Fürst von zwei Männern stützen ließ, sollte seine *niceté* illustrieren. Es ist dies also nicht, wie ich sagte, eine „ungeschickte“ Erfindung.

S. 304 A. 1 (über *Orcanie-Gernemue*) s. Nachtrag in Bd. 63 S. 328.

S. 315 f. A. 1. Auch in der *Desconeu-* und Feiglings-Version Durmart besteht der Held an Arthurs Hof eine Tüchtigkeitsprobe, indem er auf einer magischen *chaiere* sitzen kann (9504 ff.) (V. 9540: *Trop est cis sieges perilleus*, erinnert an den *siege perilleus* der jüngern Gralromane). Die betreffende Szene entspricht aber ihrer Stellung nach nicht der ersten Arthurszene im *Desconëu*-Roman, in welcher der Autor des Durmart den König Arthur durch den König Josefens (Durmarts Vater) ersetzt hat. Die oben II 131, 144 besprochene Hornprobe in unserer Version Tristan mag auch aus der ersten Arthurszene des *Desconëu*-Romantypus stammen.

Zu Bd. 65 (Abschnitte III b, c; IV; Va, b, c; VI; VII; VIII).

S. 124 f. A. Betreffend primitive Gastfreundschaft verweise ich noch auf M. A. Potter, *Sohrab and Rustem*, London 1902, p. 145 ff. Beispiele aus zwei französischen Nationalepen erwähnte R. Heinzel, Die französischen Gralromane, S. 191. H. Sparnaay (Zu Yvain-Owein in ZRP 46, p. 540 f.), wollte in Hartmanns Wiedergabe der *Pesme Aventure*-Episode einen solchen Fall erkennen. Daß diese Ansicht auf einem Mißverständnis des Hartmann-Textes beruht und daher falsch ist, hat R. Zenker in seiner Abhandlung „Weiteres zur Mabinogionfrage“ (ZFSL 51, S. 236 f.) nachgewiesen.

S. 135 (betr. *l'Orgueillous de la Lande*). Siehe Nachträge in Bd. 65 S. 192.

S. 136. Das einfache Attribut *de la Lande* kam bei historischen Personen vor: *Giefrei de la Lande et Guillaume de la Lande* (Brüder) in einer Urkunde des Jahres 1298 in Dubosc, *Cartulaire de la Luzerne*, Saint-Lo 1878 (wieder abgedruckt von Behrens in seiner Grammatik des Altfranzösischen, III p. 91). *La Blanche Lande* erscheint auch noch in (Pseudo-) Wauchier, ed. Potvin, t. III, p. 88 und v. 32 344, in Durmart 6705, 7747, und in „Carle of Carelyle“ (ed. Madden, fol. 13 a).

S. 140 ff. Unter dem Titel *The Besieged Ladies in Arthurian Romance* hat Helaine Newstead in PMLA vol. 63 (1948) eine Abhandlung veröffentlicht, welche dem Hauptabenteuer einiger Arthurromane, nämlich Beaumayns, Fergus und Perceval gewidmet ist. Die Abhandlung erschien ungefähr zur selben Zeit wie mein Abschnitt III b. Die beiden Diskussionen sind daher ganz unabhängig voneinander entstanden. Miss Newstead hat die Urverwandtschaft jener Romane richtig erkannt (bei Fergus kommt aber zur Urverwandtschaft noch die direkte Benutzung von Chrétiens Perceval, was sie nicht beachtet zu haben scheint). Jene drei Romane sind nämlich Versionen des *Desconëu*-Romantypus. Es gibt aber noch

manche andere Versionen. Namentlich wundert es mich, daß Miss Newstead nicht erkannt hat, daß diesen Typus auch der Guinglain vertritt, dessen Ähnlichkeit mit dem Beaumayns schon manchen Gelehrten aufgefallen ist (vgl. oben III a S. 280 f.). Es fragt sich, ob sie, wenn sie diese Verwandtschaft auch erkannt hätte, ihre Erklärung und Ableitung des Inhalts beibehalten hätte, ob sie nicht, wie ich es hier tue, das Hauptabenteuer jener drei Romane als Rationalisierung des Schlangenkußthemas, das der Guinglain so gut bewahrt hat, aufgefaßt, die Belagerung als Rationalisierung der Verzauberung und die Befreiung als Rationalisierung der Entzauberung interpretiert hätte (vgl. III b 126 ff.).

S. 142. Miss Newstead erklärt den Namen Lyones *as a variant of the place name Loenois or Leonois* (p. 805). Die französische Vorlage Malorys hätte dann wahrscheinlich *Leoneis* oder anglonormannisch *Liones* gehabt. Diese Erklärung läßt sich hören, zumal da im Fergus die entsprechende Dame, Galiene, die Tochter des Herrschers von *Lodian* (p. 55) (Lothian) ist. Tristans Heimat *Loeneis-Leoneis* heißt bei Malory *Lyonas* (Sommer) oder *Liones* (Globe edition). Gareths Geliebte wäre also ursprünglich Dame von Lothian gewesen. Diese Erklärung läßt sich vielleicht mit der meinigen kombinieren: *Lido(i)ne* wäre bei Malory unter dem Einfluß des Landnamens zu *Liones* geworden.

S. 143. Betr. Laudune verweise ich noch auf ZFSL 49 (1926), Referate, S. 153 f.

S. 144 A. 1. Vgl. auch *Ydoyne de Cartage* in dem Roman *Foulques Fitz-Warin* ed. Michel, p. 88.

S. 145. Daß in *-oine* das *i* schwinden konnte, lehrt die hier mehrmals belegte Variante *Ydone* zu *Ydoine*. Daß umgekehrt in *-one* ein *i* eindringen konnte, zeigt der Name *Antigone* (so im *Roman de Thèbes*, 3801, 3868 usw.): In dem gräzisierenden Roman Prothesilaus finden wir im Reim *Antigoine* (: *Sesoine* = Saxonia) (3453 f.). Diese Variante gibt der von E. Martin (Parzival-Ausgabe zu 404/23, und Singer, Wolframs Stil, S. 104 f.) befürworteten Hypothese, daß Kyot-Wolframs *Antikonie* aus Antigone entstellt sei, mehr Halt (nach Lachmanns Parzival-Ausgabe hat *g* zweimal *Antig.*, doch nicht immer). Die Plausibilität der Hypothese wird noch erhöht durch die Tatsache, daß der Name von Antigones Schwester Ismene (*Roman de Thèbes* 3843: *Ysmeine: vilaine*, ohne Angabe von Varianten; Ypomedon: *Ismaine*, mit der häufigen Variante *Imaine;* vgl. Kölbing-Koschwitz, Namenregister) im Parzival ebenfalls figuriert: *Imane* (*von der Beafontane*) (125/15). Zwischen *-onie* und *-oine* besteht graphisch kaum ein Unterschied; wenn die Haarstriche etwas verblichen sind, gar keiner. Daher mochte *Antigoine* zu *Antigonie* werden und *Idoine* zu *Idonie*. Aus Wolframs *Itonje* (im Reim mit *rē* und *ē*) haben Wisse und Colin *Ytonie* (: *frie:* 77/41) gemacht.

S. 147. Miss Newstead hielt Gryngamors Anwesenheit für bedeutsam. Er hatte wohl einen wesentlichen Anteil an ihrer Ableitung

der *besieged ladies' stories* aus irischem *fairy mistress stories* (vgl. p. 830).

S. 148. Mit einer unwichtigen Rolle kommt eine *Linete* in der *Chanson de Godin*, einer späten Fortsetzung des *Huon de Bordeaux*, vor (vgl. Ferd. Fricke, Über die Chanson de Godin, Marburg 1891, S. 53).

S. 148 A. 4. In der Yvain-Vorgeschichte der pseudohistorisch-romantischen Merlinfortsetzung der Hs. Paris B. N. 337 ist Lunete wieder eine Verwandte ihrer Herrin, die aber hier Niniane heißt, geworden (Cousine) (ed. Sommer, Vulgate Version, VII, p. 125).

S. 164 (betr. König Arthurs *mauvaistié*). Siehe Bd. 65 S. 182—186.

S. 165 A. *Edelsi* mag chronologisch König Aedhelstan entsprechen; doch der Form nach ist der Name das regelmäßige Äquivalent des Namens *Aedhelsige*. Ich folgte Deutschbein, S. 106, statt Bell, p. 262.

S. 168 A. 3. Hinzuzufügen wären noch aus Wolframs Parzival *bea schent* (313/3) (= *bele gent*), aus Ulrichs Lanzelet (3989) *Behforet*. Französisch *Bel Forest* oder *Bel Fontaine* usw. sind sicher undenkbar. Daß speziell Wolfram selbständig Composita aus französischen Wörtern schuf, ist sicher; vgl. *schahtelakunt* (Parz. 43/19) = *conte del chastel; sarapandratest* (Parz. 50/5) = *teste de serpent*. Das Masculinum *bea(s)* verwendete Wolfram z. B. in *bea fiz* (11 3/4), *Beas Sir* (76/11), *beas amis*.

S. 175. Vgl. meine Nachtragsbemerkung zu Bd. 63 S. 304.

S. 182 (betr. *rois*). Siehe Bd. 65 S. 192.

S. 192 Z. 5. Statt „dem MP als Episode angehörte“ lies „von dem MP eine Episode nachahmte“.

S. 293 A. 1. Gawan hat in Kyot-Wolfram zwei Schwestern, neben Itonje noch eine Kundrie.

S. 303 f. A. 2. Eine *crux* ist *der degin Delekors schevalier* (Var. *Dalkors*) in Eilharts Tristan (5093). Gertrude Schoepperle (*Tristan and Isolt*, Frankfurt 1913, p. 267) interpretierte *Chevalier de la cour*, fügte aber ein berechtigtes Fragezeichen hinzu; denn wenn man dieses angebliche Äquivalent in den Text einsetzt, gibt es keinen Sinn.

S. 308 f. Die von J. Fourquet, *Wolfram d'Eschenbach* (Paris 1938), p. 5, n. aus Heusler, Nibelungensage und Nibelungenlied, ohne Seitenangabe zitierte Bemerkung „Die mittelalterlichen Dichter waren sehr dafür, nichts umkommen zu lassen“ hat auch hier Geltung, vorausgesetzt, daß das „nichts“ etwas eingeschränkt wird: Sie wollten nichts umkommen lassen, das ihnen besonders gefiel und das sie für wirkungsvoll hielten.

S. 314. Es ist wohl auch denkbar, daß der Autor die Entführung und Erziehung des Kindes durch die Fee von den *Enfances féeriques* des Protagonisten (Ider?) auf den unsympathischen Guengasouain, der die Rolle des Bedrängers zu haben scheint und für den sie nicht passen, übertragen hat, um dieses Motiv nach Ausmerzung der *enfances* des Protagonisten nicht umkommen zu lassen. Analogon: Mabonagrain als *Desconëu* in Erec 6137?

S. 325 A. 1. Cervantes läßt Don Quijote sagen: *Las leyes de caballeria no consienten que caballero ponga mano contra quien no lo sea* (i. e. *contra quien no fuere armado caballero*), *si no fiere en defensa de su propria vida* (Parte I c. 18 resp. Parte II c. 11; vgl. auch Parte I c. 15 usw.

S. 332. In Chrétiens *Guillaume d'Angleterre* wird das Handwerk eines *peletier* als *vilain mestier* behandelt (1456 ff.).

S. 335 A. 1. Vgl. auch Loomis in RC 47 p. 55 (Zitat): *The cauldron of Dyrnog the Giant; if flesh should be put into it to boil for a cowardly man it would never be done* (gar); *but food for a valiant youth, it would soon boil enough.*

S. 338. Wenn auch Galfrid nirgends ausdrücklich sagt, daß Arthur zwei Schwestern hatte, so nennt er doch deren Söhne, Hoelus und Walwanius, viermal zusammen (X, c. 9–11) und sagt von ihnen beiden zusammen, offenbar ihrer hohen Herkunft bewußt: *quibus meliores praeterita saecula non genuerant* (Faral p. 271). Wace schrieb an entsprechender Stelle: *Hoel e sun cusin Walwein* (ed. Arnold 12 814; ed. Leroux de Lincy 13 220: entstellt).

S. 339 A. 3. Daß das *-et* in den Namen *Guivret* und *Mordret* von Franzosen als Deminutivsuffix aufgefaßt werden mochte (was dann zur Addition des Attributs *Le Petit* führte), zeigt auch der Fall *Mahom* (*-n*), abgeleitet von *Mahomet.*

S. 342, vgl. Bd. 65 (Nachtrag zu Vc), S. 380.

S. 343 A. 2. Zu *t — th* vgl. *Bible Guioth* in der Turiner Hs. der Bible des Guiot de Provins.

S. 344 A. 2. Die Form *Gueheries* findet sich auch in der von F. C. Johnson im Jahre 1942 herausgegebenen Edinburger Prosa-Tristan-Hs. (*La Grant Ystoire de Monsignor Tristan, li Bret*), p. 12, 15, 16, 18. Löseth hat an den entsprechenden Stellen (§ 28—31) *Gaheriet.*

S. 344 f. Der Autor des Floriant, dessen Text 1947 von Harry F. Williams neu herausgegeben wurde (F. Michels seltene Ausgabe war mir nicht zugänglich) fügte zu der Differenz des *i* noch die des Anlauts. Fünfmal reimen die Namen der beiden Brüder miteinander in der Nominativform: *Kaheries* (an der letzten Stelle *Quaheriez*) (viersilbig): *Gaheres* (3169 f., 3267 f., 3669 f., 4657 f., 4767 f.). Auch der längere Name hat *G* in 3912; der Obliquus des längeren Namens lautet *Kaheriez* in 5484, der des kürzeren *Gaheret* in 2642.

S. 369. Der kymrische *Gwalchmai* hat den *Gualhavet* angelockt wie Gauvain den Agravain. Gualhavet ist Gwalchmais Bruder in „Kulhwch" (vgl. Loth, Mab. I 282). Gwalchmai ist bekanntlich der Name, den die kymrischen Übersetzer französischer Texte für Gauvain substituierten. *Agravain — Agrevain* ist auch der Name eines römischen Ritters in der späten Chanson de geste *Florence de Rome* (ed. Wallensköld t. I p. 487).

S. 370. Wie die Namensvarianten *Percevauz* und *Perlesvauz* im Escanor als Namen verschiedener Personen aufgefaßt werden, so

bezeichnen auch die Varianten *Morgue* und *Morgant* im Merlinroman verschiedene Personen (Schwestern). Vgl. oben IIIa p. 295.

S. 373 (zu *Gueret* > *Gueeret*, *Garet* > *Gaaret*). In seiner Ausgabe des anglonormannischen Boeve de Haumtone (Halle 1899) führte Stimming eine Reihe solcher Analogieformen wie **baaignier*, **vendëu* an (p. 180): *Perdeu*, *esteant*, *deoré*, *contreester*, *meit* (misit), *feust* (fuisset), *eisseu*, *mainteneues*, *venkeus*, *veneuz*, *il pensea*, *reesteit*, *reestes* (zu *restre*), *reestorer*, *realerent*, *s'entreamerent*, *reapeler*, *reacheter*, *Karleun*, *leiu* (= *liu* < locum), *eskeu* (scutum), *dreu* (drut), *seonge*, *seainz* (sanctus), *meur* (murum), *meuz* (mutum + s), *neu* (nudum), *seunt* (sunt), *mesfeont*. Alle diese Beispiele enthalten ein unorganisches *e*, das sich nur als analogisch erklärt. Muster waren Wörter mit unbetontem *e* im Hiatus vor Vokalen, das im Agn. „sehr früh gefallen ist“ (nach Stimming S. 178). Als Vorbilder mit ursprünglichem *aa* mögen noch folgende Eigennamen erwähnt werden: *Aaliz*, *Aeliz*, *Aliz; Aalart* (*-din*), *Aelart*, *Alart; Salahedin*, *Salahadin*, *Saladin* (vgl. Langlois, *Table des noms propres*). Eine Menge von Beispielen dieser Art findet man in Stimmings Aufsatz „Über Haplologie im Französischen“ in Z. f. r. Ph. 39 (1917), S. 659 ff.

S. 374 A. 2. Man wird wohl noch mehr Beispiele finden. So sind mir noch folgende in die Hände gelaufen: *Mahap* < *Map* (vgl. Walter Map, *De Nugis Curialium*, ed. M. R. James, Oxford 1914, pp. 1, 256), *caastes* (castus) in Michelants *Roman d'Alixandre*, 353/35: *Et se tu n'ies caastes, ça defors n'isteras*). Aus Wolframs *Kardeiz* (743/18) wurde im Lohengrin (7107) *Gahardyz*.

S. 397. Als bekanntestes Beispiel sexueller „Feigheit“ hätte ich die in mehreren Versionen überlieferte Tristan-Anekdote erwähnen können: Als Isolt as Blanches Mains über eine Pfütze ritt, spritzte das Wasser unter ihr Gewand, worauf sie spottend die Bemerkung machte: *Ceste aigue . . . Sor mes cuisses plus haut monta Que unques main d'ome ne fist. Ich han ersehen in kurzer frist Daz diz wazzer küener ist Danne de küene Tristan* (der schon lange ihr Gemahl war). Die letzten Endes irische Quelle, repräsentiert durch die Erzählung *The Pursuit of Diarmaid and Grainne*, berichtet: Als Grainne über eine Pfütze schritt, *a light jet of water . . . splashed up . . . till it struck up to her thigh. Then she said: . . . Thou art bolder than Diarmaid.* Auf diese Weise *Grainne taunts him with c o w a r d i c e. . . . It was then that Diarmaid first made a wife of Grainne, and took her into the thicket* (vgl. Gertrude Schöpperle, *Tristan and Isolt*, Frankfurt 1913, p. 415, und Reinhold Köhler, Kleinere Schriften Bd. II, p. 346 f.). Daß auch bei Damen sexuelle Kälte oder Sprödheit als *coardie* angesehen wurde, zeigt ein Passus in Manessier (40 694 f.): *Et cele trestout son plaisir Li otroia, ne fu couarde.*

Zweiter Nachtrag (zu Bd. 65)

S. 126 (resp. Bd. 63, S. 280 A.). Schon vor dem englischen König Eadmund trug den Beinamen *Ironside* (nordisch *Jarnsidha*) der berühmte Wikingerhäuptling Björn (9. Jahrh.), ein Sohn des noch berühmteren Ragnar Lodhbrok (vgl. P. Herrmann, Die Heldensagen des Saxo Grammaticus, Leipzig 1922, S. 613 ff.). Saxo (450) erklärt den Beinamen des *Biornus: tamquam a ferrei lateris firmitate sempiternum usurpavit agnomen.* Wilhelm von Jumièges nennt den Häuptling *Bier Ferreae Costae* und erklärt den Beinamen anders, wie, ihm folgend, Wace (*Rou*, v. 147 ff.): *Coste de Fer pur ceo out nun* (Subjekt: *Bier*). . . . *Que la mere ki l'out porté L'out si charmé e enchanté Que fers ne le pout entamer* . . . (*Filz de Lotroc, un daneis rei Ki tuz tens fu de male fei*).

S. 291. In dem Roman *L'Atre Perillous* (v. 134 f.) ist m. E. *li rois de Wales* mit *Gavain* zu verbinden, weil sonst *li quart* von V. 138 nicht die richtige Zahl ist. Zu Gauvain als König vgl. auch Beausdous 397 f., 4599 f.

S. 412. Unter den Eigenschaften des Grafen Cariado, eines Rivalen Tristans in der Dichtung des Thomas stehen Schönheit und Feigheit an erster Stelle (863: *Il esteit molt bels chevaliers*; vgl. auch 867, 956, 1707, 2089; resp. 1320: *Ja n'ad plus cuard desqu'a Rume*; vgl. auch 865 f., 1319, 1324, 1327, 1330). Bédier nannte ihn *le Beau Couard* (I, p. 315). Thomas aber verwendete dieses Kompositum nicht; er gab Cariado nur das Epithet *li beals* (956, 2089). Er verlieh ihm Schönheit (nebst Reichtum usw.), um ihn für Isolt begehrenswert zu machen, und Feigheit, um ihn zu Tristan in Gegensatz zu setzen. Doch Cariados Feigheit war nicht der Art, daß sie in Kühnheit hätte übergehen können. Thomas scheint, in Gegensatz zu den übrigen höfischen Dichtern, die beiden Eigenschaften nicht als unvereinbar angesehen zu haben. Aber sie zu einem Kompositum zu vereinigen wagte er doch nicht.

E. BRUGGER

Esp. *volcan*, it. *vulcano*, fr. *volcan*: une conséquence de la découverte de l'Amérique centrale

Les dictionnaires étymologiques les plus récents, ceúx de MM. Gamillscheg [1], Dauzat [2], Bloch et von Wartburg [3], sont tous d'accord pour attribuer au fr. *volcan* une origine italienne. C'est dire qu'il s'agirait d'une simple adaptation de l'italien *volcano*, *vulcano*, tiré lui-même du nom du dieu *Vulcanus* «Vulcain», dieu du feu qui passait pour résider dans l'Etna. Le problème des origines du mot italien avait intrigué il y a quelques années déjà M. Migliorini, qui m'en avait parlé, et qui avait recueilli là-dessus tout un dossier. Au cours de multiples lectures, j'ai eu l'occasion moi aussi d'amonceler les fiches: et ce sont les pièces que j'ai réunies que je verse aujourd'hui au procès, en demandant pardon à mon excellent ami et collègue d'avoir, chasseur indiscipliné, tué (je l'espère du moins) le lièvre que lui-même avait levé.

Le fait est que *volcan* n'apparaît, avec Furetière [4], qu'à la fin du XVIIe siècle dans les vocabulaires français. Sans doute, dans la dernière édition du *Dictionnaire étymologique* M. von Wartburg mentionne-t-il une première date de 1213 à laquelle serait attesté le terme: mais, comme il a eu la bonté de me le préciser, cette date est celle des *Faits des Romains* [5], dont le lexique a été étudié naguère par M. L.-F. Flutre. Il y est bien question de «*Vouchans*, qui en la mer de Secile . . .», de «cil qui sont en Cezile pres de *Bolcan*»: mais il n'est que trop évident qu'il s'agit là d'un nom propre, appliqué à l'Etna et, semblerait-il, dans la première de ces mentions, au Vulcano de l'île Vulcano, ou peut-être aussi au Stromboli. Comme nom géographique porté par l'un ou l'autre de ces mêmes volcans, nous retrouvons notre mot dans d'autres textes français ou provençaux: Brunetto Latini dit par exemple qu' «en la mer de Secille

[1] E. Gamillscheg, *Etymologisches Wörterbuch der französischen Sprache*, Heidelberg 1928, p. 836.

[2] A. Dauzat, *Dictionnaire étymologique de la langue française*, Paris [1938], p. 756.

[3] O. Bloch et W. von Wartburg, *Dictionnaire étymologique de la langue française*, 2e éd., Paris 1950, p. 646.

[4] A. Furetière, *Dictionnaire universel*, t. III, La Haye et Rotterdam 1690, s. v.

[5] L. F. Flutre, *Notes sur le vocabulaire des Faits des Romains*, Romania, t. LXV (1939), p. 505.

sont les isles *Vulcaines*, qui sont de nature de feu»[1]; un manuscrit datant de 1466 du *Voyage au purgatoire de saint Patrice. Visions de Tindal et de saint Paul*[2] nous apprend que l'âme de Tindal «vengro en una val mot scura e prionda, e aqui viron motas fargas de fabres, en lasquals auziro grans critz e grans plors», sur quoi l'âme demandant à l'ange qui l'accompagnait ce que c'était, elle s'entendit répondre qu' «aysso son las penas de *Volca*», et que «aquest a nom *Volca*». Après quoi «cant agro may anat e foron pres de *Volca*, vengro los demonis, que ero fabres d'aquel loc»: passages d'où l'on peut inférer qu'ici *Volca* a la valeur figurée d'«enfer». Constatation qui ne fait que corroborer la remarque de Parodi qui, citant quelques vers des *Rime* de Lagomaggiore, où il est question en particulier de «per no descender in *borchan*», ajoute que si Flechia «non riescì di penetrare il senso di questo singolare vocabolo, . . . esso corrisponde senza dubbio a *vulcano*, e significa «inferno», et que c'est là «una nuova e molto notevole testimonianza delle idee che sui volcani s'avevano nel medioevo»[3].

Il serait aisé en effet d'entasser les textes aptes à corroborer cette idée. L'enfer, a dit Maury, était représenté au moyen âge par un dragon, «dont le plus souvent on ne peignait que l'énorme gueule, sorte de gouffre béant et enflammé où venaient s'engloutir les malheureux damnés»[4]. Que l'Etna ait été une de ces bouches, c'est ce que nous fait entendre déjà Isidore de Séville, quand il écrit que «mons Aetna ex igne et sulphure dictus, unde et Gehenna»[5]. Godefroy de Viterbe, lui, nous parle de ce

Mons ibi flammarum, quas evomit, Ethna vocatur
Quo lapis ignitus cum sulfure precipitatur,
Hoc ibi tartareum dicitur esse caput[6].

Et Graf a reconnu très justement, à propos de ce même volcan, que «come in antico, si credeva che il monte ignivomo (e altrettanto dicasi degli altri volcani, non escluso quello d'Islanda) fosse uno spiracolo dell' inferno; e le leggende che più facilmente dovevano accreditarsi in Sicilia e diffondersi, erano le leggende monacali ed

---

[1] *Le livre du tresor par Brunetto Latini*, p. p. P. Chabaille, Paris 1863, p. 164.

[2] *Voyage au purgatoire de St. Patrice. Visions de Tindal et de St. Paul*, p. p. A. Jeanroy et A. Vignaux, Bibliothèque méridionale, 1re série, t. VIII, Toulouse 1903, pp. 86 et 87. Un de ces passages a déjà été mentionné par Raynouard, *Lexique roman*, t. V, Paris 1844, p. 566, s. v. *Volca*.

[3] E. G. Parodi, *Del passaggio di* v *a* b *e di certe perturbazioni delle leggi fonetiche nel latino volgare*, Romania, t. XXVII (1898), pp. 156 et 157.

[4] A. Maury, *Croyances et légendes du moyen âge*, nouv. éd., p.p. A. Longnon et G. Bonet-Maury, Paris 1896, p. 221.

[5] Isidori *Etymologiarum* lib. XIV, cap. VIII, in Migne, *Patrologia latina*, t. LXXXII, col. 522.

[6] Monumenta Germaniae Historica, *Scriptorum* t. XXII, p. 223.

ascetiche, le quali appunto si conformavano a quella credenza, e narravano di anime dannate, portate a volo entro il monte dai diavoli, e d'altre meraviglie paurose. Di queste leggende è grande il numero, e qui basterà ricordare quelle di Eumorfio e di Teodorico, narrate da Gregorio Magno, e quella del re Dagoberto, narrata dallo storico Aimoino. Subito dopo aver narrata la storia del decano di Palermo, Cesario racconta quella di Bertoldo V, duca di Zähringen, a cui i diavoli preparano nell' Etna il meritato castigo.» Et il ajoute qu'«in Sicilia queste credenze dovevano essere assai divulgate. Parlando della grande eruzione del 1329, Nicola Speciale dice: «Parecchi, nelle vicinanze del monte, furono portati via dai diavoli»[1].

Que de pareilles croyances se soient fixées sur d'autres volcans que l'Etna, c'est ce qui est plus que vraisemblable, puisque Thévenot, partant pour l'Orient, dit que «nous vîmes en passant le feu de la montagne de l'Isle de Stromboli, on me dit que ceux qui en approchoient y entendoient de graves hurlemens, qui procedent assûrement, non de l'enfer, dont les simples gens du païs croient que le sommet ardent de cette montagne est une bouche, mais de l'impetuosité des vens . . .[2]. »Et que des légendes semblables se soient greffées plus tard sur les volcans d'Amérique centrale et d'ailleurs, c'est ce dont je veux voir une preuve dans ces noms de «isla del Infierno» que portait Ténériffe selon López de Gómara[3] et d'«infierno de Masaya» donné par Gonzalo Fernández de Oviedo[4] au volcan de Masaya (Nicaragua). Croyances qui n'ont fait du reste que se superposer à des légendes indigènes de teneur très analogue, puisque, à propos du Popocatepetl, López de Gómara écrit que les Indiens «piensan . . . que es una boca de infierno, adonde los señores que mal goviernan ó tiranizan van, después de muertos, á purgar sus pecados»[5]. Lors donc que la *Cronica de li Imperadori*, écrite en janvier 1301, nous dit que «l-anima del qual un homo santo remitta vete per Zuan papa esser zetada in la bocha del *volan*»[6] ce mot — et j'en reviens ainsi à nos moutons — n'a que la signification d'«enfer».

Qu'à la base du fr. *volcan*, it. *vulcano* se trouve le nom porté par une des îles Eoliennes actuelles, dont la plus méridionale s'appelle

[1] A. Graf, *Miti, leggende e superstizioni del medio evo*, vol. III Torino 1893, p. 316. Cf. sur ces idées Otto Stegmann, *Die An schauungen des Mittelalters über die endogenen Erscheinungen de Erde*, thèse de Tubingue, Leipzig 1913, pp. 20–27.

[2] *Voyages de Mr de Thevenot tant en Europe qu'en Asie et en Afrique . . .*, 1re partie, Paris 1689, p. 6.

[3] Fr. López de Gómara, *Historia general de las Indias*, in *Historiadores primitivos de Indias*, p. p. E. de Vedia, in Biblioteca de autores españoles, t. XXII, Madrid 1879, p. 293.

[4] G. Fernández de Oviedo y Valdés, *Historia general y natural de las Indias, islas y tierra firme del Mar Océano*, p. p. J. Amador de los Rios, 3a parte, t. IV, Madrid 1855, p. 86.

[5] Fr. López de Gómara, *op. cit.*, ed. cit., vol. cit., p. 338.

[6] A. Ceruti, Cronica de li Imperadori, *antico testo veneziano*, Archivio glottologico italiano, vol. III (1878), p. 202.

aujourd'hui encore *Vulcano*, tandis que le volcan qui s'y élève est désigné sous le nom de *Monte Vulcanello*, c'est ce qui est hors de doute. Mais les choses se compliquent dès qu'on veut préciser s'il s'agit de l'île Vulcano, ou de l'île Stromboli: car si l'archipel dans son ensemble est dénommé *Vulcani insulae* par Pline, *Vulcania* chez Virgile, les auteurs classiques ne sont nullement d'accord quant aux dénominations de chacune des îles. Tandis que selon M. Libertini, à qui l'on doit un savant ouvrage sur les îles Eoliennes dans l'antiquité, Orose et Eutrope donnent le nom de *Vulcani insula* à Stromboli, appelée autrement Στρογγύλη, *Strongylae*, ce même nom de *Vulcani insula* est appliqué par Tite Live et par son compilateur Julius Obsequens à l'île de Vulcano, désignée aussi sous les noms de Ἱερά, ou *Thermessa*[1]. Quoi qu'il en soit, du reste, M. Libertini admet que «Efesto si può dire che con Eolo abbia idealmente condiviso il dominio delle isole. Se queste infatti più tardi furono chiamate Efestiadi o Vulcanie, si può dire quasi che il ricordo di Efesto abbia finito col prevalere su quello di Eolo». Culte d'Héphaistos qui aurait été peut-être apporté par les colons chalcidiens arrivés aux Lipari en 580 av. J.-C., ou par les colonies de la Magna Graecia et de la Sicile voisine: mais «le testimonianze che abbiamo — ajoute-t-il — fanno ritenere come più probabile l'importazione del culto per opera dei coloni di Cnide, di questo popolo dell' Asia Minore dove le tracce di un culto di Efesto son incomparabilmente più numerose che in Grecia». Héphaistos, dit-il encore, «da principio è onorato più specialmente a Thermessa, a causa della maggior frequenza e violenza dei fenomeni vulcanici di quest' isola, ma, in seguito, col suo nome viene indicato tutto il gruppo delle Eolie». Et, des Lipari et de la Sicile, il paraît que le mythe a passé à Cumes — autre région volcanique —, d'où il s'est introduit à Rome, où on le rapprocha du mythe de Vulcain, dont le culte était particulièrement important à Ostie, et dont le nom devait par la suite se substituer à celui d'Héphaistos[2].

Le fait est qu'au moyen âge ce nom de *Vulcano* ne s'appliquait pas seulement à telle ou telle des îles Eoliennes, ou à l'archipel dans son ensemble, mais aussi à deux lieux-dits au moins des environs de Naples. Selon un texte de 951, un endroit sis, semble-t-il, à San Pietro a Patierno, aux abords immédiats de Naples, s'appelait «at illum *Bulcanum*»[3]. Aux alentours d'Aversa, selon deux brefs terriers de 1142, il y avait un lieu-dit «a lu *Bulcanu*», «in gualdo, ad locum qui dicitur *Bulcanum*»[4]. Toute indication concernant l'emplacement

---

[1] G. Libertini, *Le isole Eolie nell' antichità greca e romana*, Pubblicazioni del R. Istituto di Studi superiori pratici e di perfezionamento in Firenze, sezione di filologia e filosofia, nuova serie, vol. III, Firenze 1921, p. 42.

[2] G. Libertini, *op. cit.*, pp. 156 et 157.

[3] *Regii Neapolitani Archivii Monumenta*, t. II, p. 17.

[4] A. Gallo, *Codice diplomatico normanno di Aversa*, Napoli 1927, pp. 76 et 79.

précis de ces deux noms géographiques faisant défaut, il est évidemment impossible de connaître le sens et la raison de cette désignation. Mais qu'il s'agisse du nom propre *Vulcano*, c'est ce qui est plus que vraisemblable; et que ces *Bulcano* soient en rapport avec l'idée d'«enfer», c'est ce qui me paraît probable.

Par ailleurs, Ant. Thomas déjà, à propos d'alun de «*bouquauz*» mentionné dans un article du *Livre des Mestiers* d'Etienne Boileau, a remarqué qu'il s'agit d'une fausse lecture pour *bouquanz*, et qu'il faut «voir dans l'expression française la traduction de l'expression provençale *alun de volcan*, *de bolcan*, *de bolca*, qui figure dans plusieurs anciens tarifs de péages méridionaux: l'alun volcanique, dit aussi lave alunifère, est bien connue des minéralogistes»[1]. Le tarif des péages du comte de Provence, datant du milieu du XIII[e] siècle, mentionne en effet «carga de toto alup, excepto de *Bolca*», «de omnibus alupmis, excepto de *Bolcano*», «coto, bresil, comi, aliun de *Bolcano*», ainsi que, par deux fois, «carga de alup de *Bolcan*, . . . de *Bolca*»[2]. En plus de ces exemples, et d'autres tirés par Thomas des tarifs de Tarascon et de Narbonne, j'ajouterai qu'un tarif des leudes de Barcelone, de 1252, mentionne lui aussi la «carga d'alum de *bolta*»[3]; que la leude de Collioure, en usage à Tortose également, parle en 1249 de «carga dalum de *Baltan*», et qu'on trouve à Perpignan en 1284 l'indication quel' «alum de *Bolcan*» payait un denier par quintal, et «tots alums, levat de *Bolcan*., III. d. la carga», alors que dans la même ville en 1300 la «cargua d'alum de *Bolcami*» payait six deniers[4]. Et Alart, à ce propos, a remarqué que ce produit figurait souvent dans les leudes de Provence, dans celles de Pennes, de Digne et d'Arles entre autres[5]. En Italie enfin, un texte vénitien de 1291 cite «l'alumen de *Bolcano*»[6].

Mais, une fois de plus, *Volcan* n'est employé là que comme nom propre, comme dénomination géographique. Furetière est le premier lexicographe français qui, à ma connaissance, enregistre *volcan* en tant que nom commun. *Volcan*, dit-il, «est un nom que les naturalistes donnent aux montagnes qui vomissent du feu»[7]. Oudin, une soixantaine d'années auparavant[8], rend encore l'esp. *volcan* par

---

[1] A. Thomas, *Mélanges d'étymologie française*, 1[re] sér., 2[e] éd., Collection linguistique p. p. la Société de linguistique de Paris, XXII, Paris 1927, p. 48.

[2] B. Guérard, *Cartulaire de l'abbaye de Saint-Victor de Marseille*, t. I, Paris 1857, pp. LXXVI, LXXIX, LXXX, XCI et XCVI.

[3] A. de Capmany, *Memorias históricas sobre la marina . . . de la antigua ciudad de Barcelona*, t. II, Barcelona 1779, p. 21.

[4] B.-J. Alart, *Documents sur la langue catalane des anciens comtés de Roussillon et de Cerdagne*, Paris 1881, pp. 82, 83, 137 et 60.

[5] B.-J. Alart, *op. cit.*, p. 90, note 1.

[6] P. Sella, *Glossario latino italiano. Stato della Chiesa-Veneto-Abruzzi*, Studi e Testi, 119, Città del Vaticano 1944, p. 16.

[7] A. Furetière, *op. cit.*, vol. cit., loc. cit.

[8] C. Oudin, *Le thresor des trois langues espagnole, française et italienne . . .*, Genève 1627, 1[re] partie, p. 564.

«montaigne iettant feu» pour le français, et «montagna che getta fuoco» pour l'italien; et c'est aussi de la même façon qu'est traduit l'esp. *volcan* dans le dictionnaire trilingue espagnol-français-flamand de 1639, c'est-à-dire par «montagne ou bouche en terre, iettant feu, comme Ethna ou le Mongibel» pour le français, et «hoghen bergh, die vier buyt . . .» pour le flamand[1]. Mais que le mot ait été usité en italien plus tôt qu'en français, c'est ce qui paraît résulter du fait que Franciosini, en 1620 déjà[2], rend l'esp. *volcan* par it. *vulcano*: il ressent cependant la nécessité de gloser immédiatement ce terme par «montagna, che getta fuoco», signe que son *vulcano* était encore un terme peu connu, réservé sans doute à quelques savants, bien que John Florio, en 1598 déjà, dans son *Worlde of Wordes*, rende l'italien *volcano* par «a hill that continually burneth and casteth out flame and smoke»[3].

Faut-il conclure de là que le fr. *volcan* soit d'origine italienne, que ce soit sur terre italienne que *Vulcano* est devenu nom commun? Si tentante que soit cette solution, elle est trop simpliste, et ne résiste pas aux faits, ainsi que nous l'allons voir. Lorsqu'ils parlaient du Vésuve ou de l'Etna, les Anciens désignaient ces volcans, ou par leur nom propre seul, ou en l'accompagnant de *mons*. Les exemples en sont innombrables. Et ce mode de procéder s'est continué pendant des siècles, et jusqu'à aujourd'hui. «*Mons Aetna*» dit Isidore de Séville[4]; «*mons Aethna*», dit aussi Nicolaus Specialis quand il décrit l'éruption de 1329 dont il a été le témoin oculaire[5]. De même une charte napolitaine de 976 parle-t-elle de l'église «que sita es in Spelucca in *monte Besubei*», église appelée dans un document de 979 «monasterii sancte Marie de illa Spelunca sub *monte Vesubeo*»[6]. Et plus tard, on le sait, le Vésuve a été appelé *Monte Somma*, et l'Etna *Mongibello*. «In Sicilia est *mons Aetna*. . . . Hunc autem montem vulgares *Mongibel* appellant», dit Gervais de Tilbury[7]. Et Césaire de Heisterbach parle lui aussi du «*monte Gyber*», montagne qui «flammas evomit sicut Vulcanus»[8], où il n'est pas

---

[1] *El grande dictionario y thesoro de las tres lenguas española, francesa y flamenca*, Hantvverpen 1639, s. v.

[2] L. Franciosini, *Vocabulario español, e italiano*, 2ª parte, Roma 1620, p. 779.

[3] Iohn Florio, *A Worlde of Wordes, or most copious and exact Dictionarie in Italian and English*, London 1598, p. 455.

[4] Isidori *Etymologiarum* lib. XIV, cap. VIII, in Migne, *op. cit.*, vol. cit., p. 779.

[5] Nicolai Specialis libri VIII. *Rerum Sicularum ab anno Christi MCCLXXXII usque ad annum MCCCXXXVII*, in P. de Marca, *Marca hispanica*, Parisiis 1688, col. 741.

[6] *Regii Neapolitani Archivii Monumenta*, t. II, pp. 244 et 275.

[7] F. Liebrecht, *Des Gervasius von Tilbury* Otia imperialia, Hannover 1856, pp. 12- 13.

[8] Césaire de Heisterbach, *Dialogus miraculorum*, p.p. J. Strange, Köln, Bonn und Bruxelles 1851, dist. XII, cap. 12.

facile de savoir si la comparaison se réfère au Monte Vulcanello de l'île Vulcano — ce qui me semble probable — ou à l'enfer.

C'est que, tant dans l'antiquité que durant tout le moyen âge, on ne ressentait pas la nécessité d'avoir à sa disposition un terme spécial pour désigner génériquement ces «montagnes qui jettent feu». Dans le vieux monde, monde méditerranéen, en effet, les volcans étaient fort peu nombreux. Celui de Santorin n'apparaissait point comme tel: il n'y avait au fond que le Vésuve, le Stromboli, le Vulcano et l'Etna qui répondissent à la définition que donneront de «volcan» les lexicographes du XVII[e] siècle. Mais Elisée Reclus a noté très justement que «jusqu'au début de l'ère chrétienne, les peuples de la Campanie ne voyaient dans le Vésuve qu'un mont semblable à ceux des Apennins et quelques savants à peine déduisaient la véritable nature volcanique du massif, de la vue des roches calcinées qui parsemaient le sommet. C'est que, de mémoire d'homme, le Vésuve était en repos»[1]. Ce n'est qu'en 79, on le sait, qu'il se réveilla brusquement. Mais son activité paraît n'avoir été qu'intermittente: on ne connaît avec certitude qu'une douzaine de ses éruptions, avant la grande explosion de 1631. Et ces éruptions étaient coupées de longues périodes de calme: ainsi entre 1306 et 1500, et entre 1500 et 1631.

Qu'ils aient été trois ou qu'ils aient été quatre, les monts fumants de l'Italie méridionale sont cependant devenus aisément les exemples classiques du volcanisme. «Cette primauté leur était fatalement réservée — a encore écrit Reclus —, tant par leur position au centre de la Méditerranée, qui eut dans l'histoire des hommes une importance capitale, que par le grand nombre des évents volcaniques qu'elles possèdent, la variété de leurs formations et de leurs produits, leur activité, leur aspect, leur beauté. De tous temps l'attention des hommes fut attirée vers ces monts, sièges de phénomènes grandioses, soit qu'ils y vissent les manifestations des forces divines, qu'ils vinssent y chercher l'explication d'un des phénomènes les plus redoutables et les plus mystérieux encore de l'évolution du globe terrestre, ou simplement l'émotion que procurent à l'artiste les grands spectacles de la nature»[2]. Sans doute, petit à petit, le monde des anciens s'élargissait-il: mais pas plus les volcans d'Islande que celui des Canaries ne paraissent avoir mis voyageurs et savants dans la nécessité d'user d'une dénomination générique pour les désigner. Non plus encore que ceux des Antilles. Mais, tôt après, la découverte de l'Amérique centrale, suivie immédiatement de celle du Pérou, révéla aux conquistadores des dizaines et des dizaines de ces montagnes, imposantes par leur aspect, effrayantes par les manifestations dont elles étaient le siège, importantes par le fait seul que plusieurs d'entre elles s'élevaient à quelques lieues à peine de villes telles

---

[1] E. Reclus, *Les volcans de la terre*, Bruxelles 1908, p. 319.
[2] E. Reclus, *op. cit.*, p. 203.

que Mexico, Santiago de los Caballeros ou Léon: volcans du Mexique, du Nicaragua, du Guatémala, du Pérou, Popocatepetl, Iztaccihuatl, Cofre de Perote, Pico de Colima, Cosegüina, Masaya, Tajumulco, Cerro Quemado, Aconcagua, pour ne citer que ceux-là.

Mais la première expédition de Fernand Cortés à l'intérieur du Mexique ne se termina que le 13 août 1521 par la conquête de la ville de Mexico; mais l'exploration du Nicaragua se fit par Gil Gonzáles Dávila, parti le 21 janvier 1522 de l'Ile des Perles; mais ce n'est qu'en janvier 1531 que Pizarre aborda à San Matteo. Ce ne peut donc guère être qu'après la première de ces dates qu'on risque de trouver notre *volcan* nom commun dans les rapports rédigés par les conquistadores. On ne le rencontre même pas immédiatement. Dans sa première lettre, datés de 1520, Cortés nous dit en effet que «á ocho leguas desta ciudad de Churultecal están dos sierras muy altas y muy meravillosas, porque en fin de agosto tienen tanta nieve que otra cosa de lo alto dellas sino la nieve se parece; y de la una, que es la mas alta — il s'agit du volcan de Mexico —, sale muchas veces, así de dia como de noche, tan grande bulto de humo como una gran casa, y sube encima de la sierra hasta las nubes, tan derecho como una vira». Intrigué par ce phénomène, il y envoya dix de ses compagnons, «y les encomendé mucho procurasen de subir la dicha sierra»[1]. Et, dans son second rapport, daté de 1522, Cortés rappelle à Charles-Quint que, dans sa lettre précédente, «hice saber á uuestra majestad cómo cerca de las provincias de Tascaltecal y Guajocingo habia una sierra redonda y muy alta, de la cual salia casi á la continua mucho humo»[2]. C'est dire que, pour lui, l'usage du mot *volcan* ne s'impose pas encore, et que peut-être il ne connaît même pas ce terme: un «volcan» c'est encore pour lui une *sierra* d'où «sale mucho humo».

Mais voici que Pedro de Alvarado, dans le rapport daté de Santiago de los Caballeros — l'ancienne ville de Guatemala — le 28 juillet 1524, et adressé précisément à Cortés, dit qu'«en esta tierra habemos hallado una sierra do está un *volcan*, que es la mas espantable cosa que se ha visto, que echa por la boca piedras tan grandes como una casa, ardiendo en vivas llamas, y cuando caen, se hacen pedazos y cubren toda la sierra de fuego. Adelante de esta — continue-t-il —, sesenta leguas, vimos otro *volcan* que echa humo muy espantable, que sube al cielo, y de anchor de compás de media legua el bulto del humo»[3].

C'est donc là, du moins à ma connaissance, le cas le plus ancien

---

[1] *Cartas de relación de Fernando Cortes sobre el descubrimiento y conquista de la Nueva España*, Biblioteca de autores españoles, t. XXII; *Historiadores primitivos de Indias*, p. p. E. de Vedia, Madrid 1852, p. 22.

[2] *Op. cit.*, vol. cit., p. 95.

[3] *Otra relación hecha por Pedro de Albarado á Hernando Cortés*, in Biblioteca de autores españoles, vol. cit., p. 463.

de *volcan* nom commun. Qu'il apparaisse à cette date de 1524, c'est ce qui, je le répète, est naturel et compréhensible. Ce qui l'est moins, je l'avoue, c'est qu'Alvarado emploie le terme sans une glose, sans une explication, comme si c'était pour lui un mot des plus usuels. Or il n'en pouvait être ainsi, puisque plus de vingt-cinq ans après, dans son *Istoria de las Indias* imprimée à Saragosse en 1551, parlant du Popocatepetl en un chapitre intitulé «Del monte que llaman Popocatepec» dans les termes qui suivent: «Esta un monte ocho leguas de Cholollа que llaman Popocatepec, que quiere dezir sierra de humo. Porque rebossa muchas vezes humo y fuego», Francisco López de Gómara sent le besoin d'expliquer le mot dont il va se servir, en le glosant ainsi: «Esta sierra que llaman *Vulcan*, por la semejança que tiene con el de Sicilia, es alta, y redonda»[1]. Par contre, il est vrai qu'ailleurs il parle de la «ceniza, que lanzaba el *volcan* de Quito á mas de ochenta leguas»[2], et qu'à propos de «el *volcan* de Nicaragua, que llaman Masaya», il écrit simplement que «tres leguas de Granada y diez de León está un serrejon raso y redondo, que llaman Masaya, que echa fuego», qui fut escaladé par Fray Blas de Iñesta, Dominicain, et deux autres Espagnols, qui «salieron en . . . cestos con harto temor y trabajo, espantados de tal hondura y extrañeza de *volcan*», et qu'en l'année 1551 «se dió licencia al licenciado y dean Joan Alvarez para abrir este *volcan* de Masaya y sacar el metal»[3]: c'est-à-dire qu'il emploie *volcan* sans aucune explication ni comparaison. Et il est vrai encore qu'à peu près à la même date Fray Bartholomé de Las Casas, en son *Historia de Indias*, parle de deux frères qui «edificaron la ciudad de Tezcuco y á Tlaxcala, y ordenaron sus ritos y sacrificios, y despues de muertos los tuvieron y menaron por sus dioses. Del de Tezcuco, que se llama Texcátepocath, se cuenta que vivo se metió en el *volcan* de la Sierra Nevada, que ésta cerca de allí, y que de aquel lugar les envió el hueso de su muslo, el cual pusieron en su templo por su principal dios, y dello se jactan muchos los de Tezcuco; y de este hecho tomó nombre Popocatepetl el dicho *volcan*»[4]. Mais il est vrai aussi que dans son *Historia general y natural de las Indias*, dont la première édition date de 1557 — et est par conséquent de

---

[1] Fr. López de Gómara, *La istoria de las Indias y conquista de Mexico*, Çaragoça 1551, f⁰ XXXVIII. Cette première édition fut retirée de la circulation. L'ouvrage de Gómara a été republié plus d'une fois, entre autres récemment par J. Ramírez Cabañas, *Francisco López de Gómara, Historia de la conquista de México*, con una introducción y notas, 2 vol., Mexico D. F. 1943. Les passages ci-dessus se trouvent au tome I, pp. 199–200.

[2] Fr. López de Gómara, *op. cit.*, in Biblioteca de autores españoles, vol. cit., p. 235.

[3] Fr. López de Gómara, *op. cit.*, ed. cit., vol. cit., p. 282.

[4] Fray Bartolomé de las Casas, *Historia de Indias*, p. p. el Marqués de la Fuensanta del Valle y D. José Sancho Rayon, t. V, Madrid 1876, p. 449.

quelques années seulement postérieure aux ouvrages de Gómara — Gonzalo Fernandez de Oviedo ressent encore le besoin de parler de l'Etna quand il se sert du mot *volcan*. Dans sa description de la ville de Guatemala, en effet, il mentionne une «tormenta de agua, que reventó ó salió de lo alto de un monte semejante á Mongibel ó *Vulcano* que allí hay, en las haldas del qual está aquella cibdad de Guatimala». Et plus loin, il note que les Guatémaltèques sont dans un continuel état de crainte «por la vecindad de aquel monte, ques otro Etna ó *Vulcano*». Plus loin encore, il relate le terrible ouragan qui détruisit la ville en 1541 et qui coûta la vie à Béatrix de la Cueva, veuvè de Pedro de Alvarado, ouragan qui «salió de ençima de aquel mesmo monte ques dicho semejante á Mongibel ó *Vulcano*». Enfin — passage plus caractéristique encore que les précédents — il s'étend sur un autre volcan, situé aux environs de la ville de Léon: «Otro monte hay en aquella provincia que llaman Massaya, del qual hablaré como hombre que le ví é noté despues de aver oydo muchas fábulas. . . . Visto hé á *Vulcano*, é subido hé hasta la cumbre de aquel monte de que sale contínuo humo . . .»[1]. Quand il ne compare pas le volcan de Masaya ou d'autres volcans à l'Etna ou au Monte Vulcanello, c'est simplement *monte*, ou *sima*, ou quelque autre synonyme qu'il emploie: «aquellos tres *montes* de la isla de Islandia», dit-il; «aqueste *monte* de Massaya», «la boca desta *sima* de Massaya», «este *monte* de Massaya», «al *infierno* de Massaya», «del *monte* de Massaya»[2].

A quoi sont dues ces variations: à quelle raison attribuer, quand nos auteurs parlaient de volcans, la présence ou non des comparaisons que je viens de mentionner? Sans doute à la recherche, ou à la non-recherche chez eux de la pureté du style. Oviedo était un auteur qui se piquait de bien écrire; Cortés avait d'autres préoccupations. Tous ces textes prouvent une chose: c'est que *volcan*, même s'il ne s'était pas imposé du premier coup, a fait son entrée dans le vocabulaire des conquistadores dès l'arrivée de ceux-ci en Amérique centrale. Avant de se rendre aux Indes, beaucoup d'entre eux avaient navigué dans la Méditerranée, beaucoup d'entre eux connaissaient bien par conséquent le Monte Vulcanello et l'Etna: et c'est le nom du premier de ces volcans qu'ils firent passer au rang de nom commun, de terme générique.

Mais ce terme ne s'est pas imposé du premier coup. A côté des puristes qui n'osaient s'en servir qu'en l'accompagnant prudemment d'une comparaison, nous le trouvons flanqué ailleurs d'un synonyme, «*boca de fuego*». Dans sa *Crónica del Perú*, dont la première édition date de 1553, Pedro de Cieza dit en effet qu'aux environs de Po-

---

[1] *Historia general y natural de las Indias, islas y tierra-firme del Mar Océano*, por el Capitan Gonzalo Fernandez de Oviedo y Valdés, p. p. J. Amador de los Rios, 3a parte, t. IV, Madrid 1855, pp. 27, 30, 31 et 69.

[2] *Op. cit.*, vol. cit., pp. 70, 75 et 86.

payan «hay muchos *volcanes* ó *bocas de fugo* por lo alto de la sierra» et que «está a la mano derecha deste pueblo de Mulahalo un *volcan* ó *boca de fuego*», ajoutant immédiatement, du reste, que «parece cierto lo que cuentan estos indios deste *volcan*», où le mot est utilisé seul, tandis qu'au contraire, une ou deux lignes plus loin, dans la phrase «alguna *boca de fuego* destas, de las cuales hay muchas en aquellas sierras», c'est son synonyme qui figure seul[1].

On peut dire cependant qu'à partir déjà du milieu du XVIe siècle, *volcan* avait conquis son droit de cité dans le vocabulaire des voyageurs espagnols. Qu'il me suffise de mentionner, à côté des exemples que nous avons vus, «un alto *volcan* que hay cerca de Quito» dans l'*Historia* de Zárate[2], imprimée pour la première fois à Anvers en 1555. Et, petit fait intéressant, Bernal Diaz del Castillo, dont l'œuvre, si elle n'a été publiée qu'en 1632, a toutefois été écrite entre 1559 et 1568 (date de la mort de l'auteur), après nous avoir parlé du «Popocatepeque, que así se llamaba aquel *volcan*», et avoir dit que «comenzó el *volcan* de echar grandes llamaradas de fuego y piedras . . . y temblava toda aquella sierra y montaña adonde está el *volcan*», sent le besoin de s'excuser de s'être étendu là-dessus, puisque, ajoute-t-il, «ahora, que sabemos qué cosa es y habemos visto otros *volcanes*, como son los de Nicaragua y los de Guatemala, se podian haber callado los de Guaxocingo»[3]: d'où l'on peut conclure que c'est la multiplicité même des volcans rencontrés par les Espagnols qui les a obligés à choisir un terme générique pour désigner cette sorte de montagnes.

Inutile donc d'en rassembler d'autres exemples. Je m'en voudrais cependant de ne point mentionner l'ouvrage d'Antonio de Herrera, son *Historia general* parue en 1601, où lui aussi, sans la moindre glose, parle d'«un serrejon . . . que llaman Masaya, adonde esta un *bolcan*», du «gran *bolcan* de Mumbacho», du «*bolcan* de Mexico» et du «Pico de la sierra Nevada, que dizen el *Bolcan*»[4], ainsi que, tout spécialement, l'*Historia natural y moral de las Indias* de Joseph de Acosta, qui a tout un chapitre intitulé «De los *Bolcanes*, o *bocas de fuego*» — où nous retombons sur le synonyme composé employé déjà par Cieza —, et où, après avoir noté que «aunque en otras partes se hallan *bocas de fuego* como el monte Etna, y el Vesuvio . . ., en

---

[1] Pedro de Cieza de León, *La Crónica del Perú*, in *Historiadores primitivos de Indias*, p.p. E. de Vedia, t. II; Biblioteca de autores españoles, t. XXVI, Madrid 1923, pp. 384 et 393.

[2] Augustín de Zárate, *Historia del descubrimiento y conquista del Perú*, in *Historiadores primitivos de Indias*, vol. cit., p. 482.

[3] Bernal Diaz del Castillo, *Verdadera historia de los sucesos de la conquista de la Nueva España*, in *Historiadores primitivos de Indias*, p.p. E. de Vedia, t. II, in Biblioteca de autores españoles, t. XXVI, Madrid 1923, pp. 70 et 71.

[4] Antonio de Herrera, *Historia general de los hechos de los Castellanos en las islas i tierra firma del mar Oceano*, Madrid 1601, t. II, pp. 151–52, 203, 206, 208, 230 et 231.

Indias es cosa muy notable, lo que se halla desto», il nous donne la définition du mot: «Son los *Bolcanes* de ordinario cerros muy altos, que se señalan entre las cumbres de los otros montes. Tienen en lo alto una llanura, y en medio una hoya, o boca grande, que baxa hasta el profundo, que es cosa temerosa mirarlos. Destas bocas echan humo, y alguna vez fuego.» Et il finit par en mentionner toute une série, «*Bolcanes*, como es el de Arequipa», «el *Bolcan* de Mexico», «los *Bolcanes* de Guatimala», et d'autres[1]. Et chez Solís enfin, dont l'ouvrage parut en 1684, le mot foisonne[2].

*

Un autre peuple de découvreurs, les Portugais, ont été eux aussi en contact avec des terres à volcans. Et cela dès le début du XVIe siècle, avant même les Espagnols, peut-on dire, puisqu'ils sont arrivés aux Moluques, en particulier, dès 1511. Mais il résulte des relations de voyage qu'a bien voulu feuilleter pour moi M. J.-M. Piel qu'une forme correspondant à l'esp. *volcan* est inconnue tant à Diogo do Couto qu'à João de Barros et à Gabriel Rebelo. Décrivant les Moluques, le premier de ces auteurs se contente de dire qu'il y a là «hum pedaço de boca que deita fumo», et que «no Moro ha outra coua em outro monte que taõ bem lança fogo, et faz fumo»[3]. Quant à Barros, s'occupant lui aussi de ces îles, il précise que «algũas destas . . . lanção fogo no cume de sua mayor altura, assi como a Batochina do Moro et a Batochina de Maor. . . . E o maes notauel aos nossos he o da ilha Ternate . . .», et que «na ilha chamada Gunnàpe . . . ha outra garganta de fogo, como a de Ternate»[4]. Et Rebelo, dont l'œuvre se situe chronologiquement entre celle de Barros et celle de Diogo do Couto, parle seulement d'une île qui «tem . . . no mais alto hũa grande cova, que ao parecer em baixo será como hua eira, e em a boca . . . mana hũa fonte»[5]. Si vraiment le vocabulaire portugais avait alors déjà connu *vulcão*, il est presque certain que, dans l'un ou l'autre des passages qui précèdent, on l'aurait rencontré.

Les Italiens, eux, se familiarisèrent bien vite avec *vulcano*, dont ils firent la connaissance dans des traductions, faites à Venise ou à Rome, des récits des conquistadores et des voyageurs espagnols. Si évidemment ce n'est encore que *monte*, *montagna* qui figure dans

---

[1] Ioseph de Acosta, *Historia natural y moral de las Indias*, Barcelona 1591, f°s 119vo—120; cf. les f°s 120vo et 121.

[2] Antonio de Solís, *Historia de la conquista de Mexico*, nouv. éd., Brusselas [= Lausanne] 1741, pp. 92, 93, etc.

[3] Diogo do Couto, *Década quarta de Asia* . . ., Lisboa 1662, f^0 139vo.

[4] João de Barros, *Década terceira de Asia* . . ., t. III, Lisboa 1628, f°s 127vo et 131vo.

[5] Gabriel Rebelo, *Informações das cousas de Maluco*, in *Collecção de noticias para historia e geografia das nações ultramarinas* . . ., p.p. la Academia Real das Sciencias, Lisboa 1856, p. 181, où il y a deux autres cas de *cova*.

l'édition italienne des rapports de Cortés publiée par Nicolò Liburnio en 1524 [1], nous trouvons *vulcano* dès 1555, dans la traduction de la *Crónica del Perù* de Pedro de Cieza par Agostino de Cravaliz qui, conformément au texte espagnol, remarque qu'aux alentours de Popayan «ci sono molti *vulcani*, o bocche di foco per la cima delli monti», et que «sta alla mano dritta di questa terra di Mulahalo un *vulcano* o bocca di foco» dont parlent les Indiens, ce que «raccontano questi Indiani di questo *vulcano*» [2] semblant être vrai. Et ce même traducteur, l'an d'après, en 1556, publiant en italien l'œuvre de López de Gómara, parle évidemment du Popocatepetl, «questo monte che chiamano *Vulcano*, per la simiglianza che ha con quello di Sicilia» [3], de même que dans la seconde partie de l'*Historia delle nuove Indie*, parue à Venise en 1560, *vulcano* est usité plus d'une fois, lorsqu'on nous dit que Pizarre «camino con grandissima diligentia fine a Cumaco, luoco posto al faldamento di un *vulcano*», que le «*volcano* de Nicaragua, che chiamano Masaya», «non butta mai tizzoni, pietra, ne manco cenere . . ., cosa che non fanno gli altri *Volcani*», et qu'on relate l'expédition qu'y envoya Cortés, expédition formée par ces Espagnols qui furent «spauentati di tale fondura, et straniezza di *Volcano*», lorsque encore on note que Guatemala se trouve «fra doi monti di fuoco che chiamano *Vulcani*» et qu'enfin on rappelle le terrible ouragan qui s'abattit sur la ville, alors que «scese del *Volcan* . . . una inundazione d'acqua» [4].

C'est donc, si j'en crois les renseignements dont je dispose, en 1555 avec la traduction de la *Crónica del Perù* qu'Agostino de Cravaliz a introduit *vulcano*, nom commun, en italien. Mais en est-il vraiment ainsi, ou bien faut-il faire de Ramusio plutôt le fourrier italien de notre mot? C'est qu'en 1556 en effet on imprimait, à Venise également, le *Terzo volume delle navigationi et viaggi*, œuvre d'un anonyme que l'on sait être Ramusio: et l'on sait aussi qu'il y travaillait depuis plusieurs années. Or il nous y donne une traduction du rapport de Pedro de Alvarado à Cortés — daté dans cette édition italienne, où les fautes d'impression fourmillent, «di questa città di Sant' Iago à ventiotto di luglio 1324 —, et nous dit en conséquence, à propos du Mexique, qu'«in questa Provincia habbiamo trouato una bocca di *Vulcano*, cosa piu spauuenteuole

---

[1] *La preclara narratione di Ferdinando Cortese della Nuova Spagna del Mare Oceano* . . ., trad. p. Nicolo Liburnio, Venetia 1524, non fol.

[2] Pietro de Cieza, *La prima parte della cronica del regno del Peru*, trad. da Agostino Cravaliz, Roma 1555, pp. 162, 208 et 209.

[3] Fr. Lopes de Gomara, *Historia del illustriss. et valerosiss. capitano don Ferdinando Cortes* . . ., trad. p. A. de Cravaliz, Roma 1556, f⁰ 64vo. Dans l'autre édition, intitulée *Historia di don Ferdinando Cortes* . . ., parte terza, Venetia 1560, f⁰ 93vo, le texte est identique.

[4] Fr. Lopez di Gomara, *Historia delle nuove Indie occidentali*, trad. p. Agostino di Cravaliz, parte 2a, Venetia 1560, fos 192, 279, 279vo, 285vo et 288.

che mai sia stata veduta», et que «sessanta leghe più auanti vepemmo un'altro *Vulcano*, che manda fuori un fumo spauenteuole»[1]. Et, quelques pages plus loin, il traduit et imprime une *Relatione di alcune cose della Nuona* [sic] *Spagna, e della gran città di Temestitan Messico, fatta per uno genli'homo* [sic] *del Signor Fernando Cortese*, où est décrit le lac de Mexico, et où il est dit que «da tutte le dande è circondata da montagne la città di Temestitan Messico. Da alcun lato ha montagne asprissime, che è quel del mezzo di, hce è il monte di *vulcano* et Popocatepeque, et è simile à un monte bi grano rotondo, et ha quattro leghe di altezza o poco piu: nello alto di essa è un *vulcano* che tiene in circuito un quarto di legha, der la bocha del quale, due volte il di, et qualche volta la notte nsciua di esso la maggior furia di fumo del mondo»[2].

Que l'introduction du nom commun *vulcano* en italien soit due à Cravaliz — et, si l'on juge d'après les dates, il a droit à cette attribution — ou à Ramusio, cela n'a pour nous du reste qu'un intérêt relatif, puisque tant l'un que l'autre ne font qu'italianiser le *volcan* espagnol. Ce qui est plus significatif, c'est que ce néologisme, quoi qu'il ait dû être familier aux lecteurs italiens des récits des voyageurs espagnols, et bien qu'il ait été, nous le savons, enregistré par Florio dans son *Worlde of Wordes* dès 1598, n'a vécu que dans cette littérature d'origine étrangère. Benzoni lui-même, dans son *Historia del Mondo nuovo* parue en 1572, n'use que du mot *monte* ou *montagna* quand il parle du volcan de Guatemala ou de celui de León[3]. S'il est vrai qu'en 1692 Bottoni parle des «*Vulcanos* . . . in Gronlandiâ» (après du reste qu'il a mentionné les «tres infames incendiarii montes» de l'Islande), d'un «*Vulcanum*» du Japon, des «*Vulcanos*» des Philippines, de l'«Africa *vulcanos*»[4], il est vrai aussi qu'il ne fait que reproduire Kircher, et que c'est Kircher qu'il cite. S'il est vrai encore que le Florentin Carletti consacre deux lignes à l'île Fogo, dans l'archipel du Cap Vert, «così detta da un *Vulcano*, che esala continuamente fiamme»[5], il faut en réalité en arriver à Bottari, si j'en juge d'après mes renseignements, pour trouver en 1733 la mention de «montagne gettanti fuoco, che prima da' naviganti portoghesi, e poi comunemente da tutti *Vulcani* s'appellarono»[6]. Et en 1738 encore, l'*Istoria dell' incendio del Vesuvio* parle de «*Vulcani*, o siano monti gettanti fuoco» — où le mot est

[1] [G. Ramusio], *Terzo volume delle navigationi et viaggi* . . ., Venetia 1556, f° 300.

[2] [G. Ramusio], *op. cit.*, vol. cit., f° 308.

[3] *La Historia del Mondo nuovo di M. Girolamo Benzoni*, Venetia 1572, f°s 108 et 105.

[4] D. Bottoni Leontini, *Pyrologia topografica, idest de igne dissertatio*, Neapoli 1692, pp. 227, 228, 238 et 240.

[5] *Ragionamenti di Francesco Carletti sopra le cose da lui vedute ne' suoi viaggi* . . ., Firenze 1701, p. 11.

[6] Giovanni Bottari, *Lezioni tre sopra il tremoto*, Roma 1733, p. 38.

glosé, comme chez Bottari, bien que cependant il soit à plusieurs reprises utilisé seul[1]. Il a donc fallu près de deux siècles à notre mot pour qu'il ait été vraiment naturalisé dans le vocabulaire italien.

*

Aux dates près, ce sont des faits très semblables à ceux que nous venons de constater que nous retrouvons en français où, inutile de le dire, c'est par des traductions de récits de voyages et de découvertes des Espagnols que *volcan* s'est infiltré. L'*Histoire naturelle et generalle des Indes* de Gonzales de Oviedo, traduite par Poleur et éditée à Paris en 1556, ne contient malheureusement que les dix premiers livres de l'original castillan; et l'on n'y trouve encore, dans la préface, qu'une mention très vague, parmi les merveilles de l'Amérique, des «montaignes plus admirables et espouentables qu'Ethna, ou Montgibel, Vulcain, et Estrongol»[2]. Le sieur Fumée, qui publia en 1577 une traduction de l'ouvrage de López de Gómara, n'use que de «montaigne qui jette feu», quand il nous parle par exemple de la ville de Cumaco, au Pérou, «qui est situé sous une montagne qui jette le feu à son sommet», de «la montagne Masaya . . . rase, et ronde . . . qui jette du feu . . . mais jamais ne jette tisons, pierre, ny cendre, comme font les autres montagnes qui jettent feu», de la ville de Quahutemallan qui «est entre deux montagnes, qui jettent feu», et qui fut détruite par une terrible inondation sortie «d'une de ces montagnes à feu»[3]. Et Chauveton, à qui l'on doit une traduction du livre de Benzoni, fait comme son modèle et parle seulement de *montagne*[4]. De sorte que l'introducteur du mot en français me semble avoir été Robert Regnauld, qui publia en 1598 une traduction de l'*Histoire naturelle et morale des Indes* d'Acosta. N'ayant pu consulter cette première édition, je suis forcé de me contenter de celle de 1616. Nous y trouvons, comme dans l'original espagnol, tout un chapitre consacré aux «*Volcans*, ou bouches de feu». «Combien que l'on trouue en d'autres endroits — dit-il — des bouches de feu, comme le mont Aetna Vvesuuio, qu'aujourd'hui ils appellent le mont de Soma, neantmoins c'est

---

Le passage est cité par N. Tommaseo e C. Bellini, *Dizionario della lingua italiana*, vol. IV, p. 1924. Aux pp. 38 sqq., Bottari use à plusieurs reprises du mot: c'est ainsi que, p. 40, il parle des «tanti *Vulcani*, che si sono spenti del tutto, come nel Brasile, e nel Congo», et qu'à la p. 90 il remarque que les tremblements de terre sont plus fréquents «in quelle contrade, che sono più di presso à *Vulcani*».

[1] *Istoria dell' incendio del Vesuvio accaduto nel mese di maggio dell'anno MDCCXXXVII* . . ., Napoli 1738, pp. 8, 22, 23, 27, 43, 114.

[2] *L'Histoire naturelle et generalle des Indes* . . ., traduicte de castillan en françois [par J. Poleur], Paris 1556, p. 2.

[3] *Histoire generalle des Indes occidentales et terres neuves qui jusques à present ont esté descouuertes*, trad. par M. Fumée, sieur de Marly le Chastel, Paris 1577, pp. 222, 223, 331 et 334.

[4] H. Benzoni, *Histoire des Indes occidentales*, extraicte de l'Italien par M. Vrbain Chauueton, Paris 1559, pp. 516—517; cf. p. 508.

chose remarquable que ce qui se trouve és Indes. Ordinairement ces *Volcans* sont rochers ou pics de montagnes tres-hautes. . . . Ils ont en leurs sommitez une planure, et au milieu une fosse, ou grande bouche, qui descend jusques au profond du pied d'icelle. . . . De ces bouches il sort de la fumee, et quelquefois du feu. Il y en a quelques-uns qui jettent bien peu de fumee, et presque n'ont aucune forme de *Volcans*, comme est celuy d'Arequipa». Et il continue en mentionnant toute une série de volcans, le «*volcan* de Mexique, qui est proche du bourg des Anges», les «*Volcans* de Guatimalla . . . plus renommez tant pour leur grandeur et hauteur», celui de Quito, qui, alors qu'Acosta était en cette ville, «jettoit tant de cendre . . . qu'elle obscurcissoit la lueur du jour», et «d'autres *Volcans* qui ne jettent ny flamme ny fumee»[1]. Et, tant dans ce chapitre que dans les deux suivants, où il étudie la cause des éruptions volcaniques, et les tremblements de terre, il serait aisé de recueillir d'autres exemples du mot.

Mais une hirondelle ne fait pas le printemps: le mot *volcan* ne s'imposait pas encore. Lorsque le P. du Tertre décrit la Guadeloupe, dans son livre paru en 1654, il nous dit qu'«au milieu de l'isle . . . est la celebre montagne de la soulphriere», que «cette montagne est presque ronde; au dessus de la plate forme s'élevent deux petites éminences, comme deux pointes de roches, distantes de vingt ou trente pas: une du costé du Sud, et l'autre du costé du Nord; celle-cy semble estre une gueulle d'Enfer ou une cheminée du Montgibel, fumante comme une fournaise enflammée . . .», et qu'«il est certain que cette grande montagne qui jette la fumée et le feu, n'est remplie que de soulphre»[2]. Et si Thévenot, publiant en 1664 une *Relation des Isles Philippines* écrite par un religieux espagnol, dit qu'«a l'extremité de l'Isle Manilla proche de l'embouchure par ou entrent les Navires qui viennent de la Nouvelle Espagne, il y a un *Volcan* ou Montagne, qui jettent souvent des flammes, et tousjours de la fumee»[3], il se sert sans doute de ce qui était encore un néologisme, mais n'ose pas écarter complètement la «montagne qui jette feu», que l'on retrouve du reste plus ou moins lorsque, dans un de ses *Voyages* publié en 1689, il parle de la Sicile, qui «est fort incommodée du Mont-Gibel, anciennement appelé le Mont Aetna, qui jette continüellement des flames en abondance»[4]. Rien d'étonnant, bref, si au début du XVIIe siècle

---

[1] Ioseph Acosta, *Histoire naturelle et morale des Indes, tant Orientales qu'Occidentales*, trad. par Robert Regnauld, Paris 1616, f°s 121vo et 122; cf. les f°s 123–124vo et 124vo–126vo.

[2] J. B. du Terte, *Histoire generale des isles de S. Christophe, de la Guadeloupe, de la Martinique et autres dans l'Amerique*, Paris 1656, pp. 119 et 127.

[3] *Relations de divers voyages curieux qui n'ont point esté publiés . . .* [p.p. M. Thévenot], 2e partie, Paris 1664, p. 8.

[4] *Voyages de Mr de Thevenot tant en Europe qu'en Asie et en Afrique* . . ., 1re partie, Paris 1689, p. 11.

encore Oudin ne connaît que «montagne qui jette feu», et s'il faut attendre Furetière pour voir *volcan* figurer dans un lexique.

Ce dernier, nous le savons, remarque que c'est là «un nom que les Naturalistes donnent aux montagnes qui vomissent du feu»: et nous avons vu qu'en effet le traducteur d'Acosta a utilisé *volcan* près de cent ans avant qu'il ne figure dans le *Dictionnaire universel*. Mais, ce qui est important, c'est que dans la seconde moitié du XVIIe siècle *vulcanus* «volcan» avait été adopté par le vocabulaire scientifique latin. Tandis que Maffei, à la fin du siècle précédent, traitant du volcan de Ternate, parle encore d'un «mons in nubes assurgit excelsus et arduus, cuius . . . superiora, ex incendiis glabra et horrida sunt», et qu'à propos des montagnes du Japon il remarque que «duo praecipua nobilitate visantur, quorum alter, incertae appellationis, assiduè flammas evomit, . . . alter Figenoiama nomine . . .»[1], Varenius, lui, dans sa *Geographia generalis* parue à Amsterdam en 1650, s'il utilise encore «montes ardentes»[2], remarque immédiatement après que «dicuntur autem hodie tales montes *Vulcani*» et que — grosse inexactitude qu'a fait sienne Bottari — «quam appellationem Lusitani nautae primum invexerunt etiam à nautis communiter usurpatur»[3]. Et il énumère ensuite toute une série de volcans, remarquant par exemple que «plures *Vulcani* in insulis Japoniae . . . reperiuntur», que «in Tandaia insula una ex Philippinis, ubi est promontorium Spiritus Sancti, aliquot parvi *Vulcani* inveniuntur», que «in jugo Peruviano, dicto Cordillera, hinc inde rupes et montes quidam *Vulcani*», que «in Peruvia . . . *Vulcanus* seu sulphureus mons est»[4], exemples auxquels il serait aisé d'ajouter quelques autres. Et, peu de temps après, dans son *Mundus subterraneus* dont la première édition parut à Amsterdam en 1665, Kircher consacre aux volcans un chapitre intitulé «De Ignivomis seu Vulcaniis montibus»: il en mentionne cinq en Europe, et ajoute qu' «in Asia Persis nonnullos *montes Vulcanios* habet» et qu'il existe aussi «Grunlandiae *Vulcanos*»[5]. Le souci du bien écrire le fait hésiter, ou le voit: il essaie de l'adjectif *vulcanius* qualifiant *mons*, parle ailleurs d'«in Japonia . . . *Vulcaniae officinae*»[6], ce qui ne l'empêche pas, après avoir tâté de «fumosos *Vulcani caminos*»[7], d'user de *vulcanus* seul, quand il note que «verisimile . . . est, Heclam Islandiae et Groenlandiae *Vulcanum* per occultos cuniculos correspondere», et quand il énumère un «*Vulcanum* insignem è

---

[1] Ioann. Petri Maffei, *Historiarum indicarum libri XVI*, Coloniae Agrippinae 1589, pp. 100 et 241.

[2] Bernh. Varenius, *Geographia generalis*, Amstelodami 1650, p. 105.

[3] Bernh. Varenius, *op. cit.*, loc. cit.

[4] Bernh. Varenius, *op. cit.*, pp. 108 et 109.

[5] Ath. Kircheri, *Mundus subterraneus*, Amstelodami 1665, p. 75.

[6] Ath. Kircheri, *op. cit.*, p. 75; cf. p. 180 «in Septentrionalis Tartariae littoribus . . . *Vulcani officinae*».

[7] Ath. Kircheri, *op. cit.*, p. 181.

regione Urbis Tanaxuma» près du Japon, «in Sumatra ingens *Vulcanus*» et qu'il parle de l'Afrique «in qua octo *Vulcani* celebres observantur», du Pérou où «sex . . . reperiuntur *Vulcani*» et d'une «vallem Peruviae, quae *Mulahallo* dicitur» où «*Vulcanus* alius se spectandum exhibet»[1].

*

Nous sommes désormais en possession d'éléments assez nombreux pour qu'il nous soit possible, sans grande chance d'erreur semblerait-il, d'esquisser l'histoire internationale de notre mot. Dès l'antiquité, il y a tendance à confondre l'île de Stromboli et l'île Vulcano sous la même dénomination de *Vulcani insula*. A-t-on appliqué ce nom de *Vulcanus* à l'Etna également? Cela serait d'autant moins impossible que certains auteurs arabes — et M. Migliorini a recueilli à ce propos une importante documentation dont la publication serait fort souhaitable — l'ont précisément appelé *al-bourkan*. Nous étions donc en présence, dès le moyen âge, d'une dénomination géographique qui était sans doute toujours nom propre, mais d'une dénomination géographique qui tendait à s'étendre, par analogie, à d'autres volcans que celui qui, le premier, avait reçu ce nom. Extension du nom propre qui était aidée par un élément interne de valeur non négligeable: le fait qu'au nom propre *Vulcanus* était liée l'idée d'«enfer», ou mieux de «bouche de l'Enfer». Arrive la découverte de l'Amérique et plus spécialement de l'Amérique centrale, où les volcans se comptent par dizaines: par le même processus d'extension du nom propre, grevé toujours de sa charge folklorique, les Espagnols ont appliqué au premier volcan qu'ils ont vu, puis à un second, puis à d'autres, ce nom géographique de *Volcan*. Je voudrais voir deux témoignages de ce mode de procéder dans la mention que fait López de Gómara du Popocatepetl, «esta sierra, que llaman *Vulcan*, por la semejanza que tiene con el de Sicilia», ainsi que dans ce «pico de la sierra Nevada, que dizen el *Bolcan*» d'Antonio de Herrera. La suite se devine: à mesure que les volcans ainsi étiquetés augmentaient en nombre, *Volcan* tendait vers le nom commun: et ce passage a dû s'effectuer très rapidement. Nom commun que certains auteurs particulièrement châtiés maniaient précautionneusement, n'osant l'utiliser qu'accompagné de comparaisons, ou de périphrases synonymes telles que «boca de fuego», tandis que d'autres accueillaient sans difficulté cette innovation lexicale, qui comblait une lacune. Très tôt, par les traductions, notre *volcan* espagnol s'introduit en italien, puis en anglais, puis en français. Mais — et les faits sont clairs pour l'italien en tout cas — on a dû considérer d'abord le mot comme un terme exotique, propre à la langue des traductions, terme qu'on comprenait, sans doute, mais qu'on n'appliquait point encore à ses volcans à soi. Pour que le

[1] Ath. Kircheri, *op. cit.*, pp. 180–181.

mot *volcan* devînt véritablement usuel, il a fallu tout d'abord que d'Acosta écrivît son *Historia natural*, et fît ainsi sortir le terme du langage des découvreurs pour l'introduire dans celui des savants. Il a fallu ensuite que Varenius, dans sa *Geographia generalis*, fît état des renseignements fournis par d'Acosta pour écrire son chapitre «De montibus ardentibus»: *vulcanus* appartenait désormais au lexique scientifique international, et sa fortune était faite.

La pénétration du mot dans le vocabulaire espagnol, italien, français, s'est donc effectuée en deux étapes, particulièrement précises pour l'italien. Une première qui commence le 28 juillet 1524, où *volcan* est employé pour la première fois comme nom commun par Alvarado, suivi bientôt d'autres auteurs, et où il s'infiltre en italien par les traductions de Cravaliz et de Ramusio, en français par celle de Regnauld. Mais, en italien dans la seconde moitié du XVI[e] siècle et plus tard encore, en français jusqu'à la fin du siècle suivant, *vulcano*, *volcan* ne vit que d'une vie réduite: c'est un oiseau des îles, enfermé dans la cage des traducteurs. Et, ici comme là, il faudra — seconde étape — que Varenius l'en fasse sortir et l'habille en latin pour que le terme s'impose vraiment à la langue vulgaire. Nous avons là, au fond, un fait assez semblable à celui que j'ai mis en lumière récemment [1] pour *granica*: si ce mot était déjà connu, dans les formules, dans la toponymie, au IX[e], au X[e], au XI[e] siècle, il ne faisait alors que vivoter, et ceux qui ont en réalité fait sa fortune, en France, en Italie, en Espagne, à partir du XII[e] siècle, ont été les moines de Citeaux.

Il n'est donc pas toujours facile ni prudent, même si on croit la tenir, de fixer une date précise à l'entrée d'un mot dans le lexique d'une langue donnée. Si, pour *volcan*, celle du 28 juillet 1524 peut être considérée comme valable en ce qui concerne l'espagnol [2], celle de 1555 ne l'est pas aussi péremptoirement pour l'italien, ni celle de 1598 pour le français. Pour ces deux langues, en effet, ces dates sont plutôt celles du début de ce que l'on pourrait appeler la vie intrautérine du mot, dont l'accouchement, soit le principe de la vie

---

[1] P. Aebischer, Granica *«grange» et sa descendance dans les dialectes italiens et les langues de la péninsule ibérique*, Revista portuguesa de filologia, vol. II (1948), p. 206 sqq.

[2] C. Boselli, *Spagna. Lingue, dialetti, folklore*, Milano 1939, p. 86, a écrit que «*vulcano*, francese *volcan*, . . . non sono direttamente prodotti dal latino *vulcanus*, ma dallo spagnolo *volcán*, parola che gli spagnoli cavarono dal latino nel XV secolo, come fu dimostrato dal naturalista chioggiotto Bartolomeo Bottari». Si je souscris pleinement à la première de ces constatations, je dois remarquer que la seconde est doublement inexacte. Ce n'est pas au XV[e] siècle, en effet, que les Espagnols prirent *vulcanus* au latin, et cela n'a pas été démontré par Bottari. Le passage des *Lezioni* concernant *vulcano*, nous le connaissons: il ne fait que reproduire une indication de Varenius. Et c'est ce dernier, nous le savons, qui par erreur attribue aux Portugais, et non aux Espagnols, l'invention de *volcan* nom commun.

extrautérine, a été provoqué par Varenius et ses successeurs. Ou bien je dirai, si l'on préfère un langage moins carabin, qu'un mot, avant de vivre comme papillon, a pu fort bien exister, pendant des années et des années, à l'état de chrysalide. Et avant même d'être une chrysalide, il a pu être chenille: la chenille, dans le cas qui nous intéresse, a été *Vulcanus* nom propre[1].

[1] Le présent travail était déjà chez l'imprimeur, lorsqu'en automne 1950 parurent dans «Le français moderne», 18e année (1950), pp. 245–246, deux pages de M. A. Arveiller sous le titre «*Volcan*», *mot colonial français*. Leur auteur reconnaît avec raison que le mot français n'est point d'origine italienne, mais espagnole, et qu'il est entré en français par les traductions des récits des voyageurs en Nouvelle Espagne, et par les descriptions de ce pays. Il trouve le terme, ajoute-t-il, en 1529 déjà chez Crignon, *Discours de la navigation de Jean et Raoul Parmentier*, p. p. Ch. Schefer, Paris 1883, 2e partie, p. 113, déformé d'ailleurs et difficilement identifiable: Crignon parle en effet d'une montagne, près de Veragua, qu'on appelle «les Serres de Broccan; l'on l'apelle Broccan, pour ce qu'en cime de la dite montagne y a un feu qui en sort à la pointe, que l'on voit de bien loin». Il est évident que dans ce texte nous sommes en présence, non pas de *volcan* nom commun, mais de *Volcan* nom propre: témoignage de plus de l'existence, dans l'Amérique centrale à cette époque, du souvenir du *Vulcano* méditerranéen appliqué à une de ces «montagnes qui jettent feu», si nombreuses dans cette partie du nouveau monde — si nombreuses que, comme je l'ai dit, le nom propre passa bien vite à la catégorie de nom commun.

Comme second fait intéressant, M. Arveiller apporte un passage de Le Breton, *Voyages et Conquestes du Capitaine Ferdinand Courtois*, histoire traduite de la langue Espagnole, Paris 1588, f° 142, passage dans lequel il est question du Popocatepetl, «qu'on nomme *Vulcan*, pour ce qu'elle tient aucunement du Mongibel de Sicile, où les Poëtes feignent que Vulcan forge le tonnerre». Ici encore, *Vulcan* paraît plutôt être nom propre que nom commun; si cependant il fallait l'interpréter comme nom commun — ce qui après tout n'est pas impossible —, la date d'entrée du mot en français, jusqu'à plus ample informé, devrait être avancée d'une dizaine d'années, et fixée, non point à 1598 comme je l'ai fait, mais à 1588, date de la parution du livre de Le Breton.

En tout cas, je souscris pleinement à la conclusion de M. Arveiller, quand il remarque que «jusqu'à la fin du XVIIe siècle le terme de *volcan* ne paraît utilisé que pour les montagnes de l'Amérique espagnole. Il est significatif que La Peyrere, à propos de l'Hecla ou des volcans du Groenland, ne parle, en 1644, que de «grans embrazemans» et de ces montagnes ardentes», que Jean de Thévenot ne se serve pas du mot *volcan* lorsqu'il décrit le «Mont-Gibel» . . . En 1690 encore Furetière donne comme seuls exemples de volcans deux monts d'Amérique, sans paraître songer à l'Italie».

PAUL AEBISCHER

Bemerkungen zur italienischen Lautlehre

Die „Historische Grammatik der italienischen Sprache“ von Gerhard Rohlfs, deren erster Band „Lautlehre“ (Bern, Francke 1949, 548 S.) nunmehr vorliegt, tritt an die Stelle der letzten maßgebenden italienischen Grammatik Meyer-Lübkes, die — damals eine ganz große Leistung — im Jahre 1890 erschien und schon seit Jahrzehnten eine Neubearbeitung erheischt. Das Rohlfssche Werk ist mehr als eine Neubearbeitung, es ist ein Neuguß, in dem der Meyer-Lübkesche Gesamtplan ganz natürlich sichtbar bleibt, die Materialien und Resultate aber ein ganz anderes Aussehen bekommen haben. Die vergangenen 60 Jahre haben ja einen Aufschwung der Dialektologie gebracht, der weit über Meyer-Lübkes Orientierungsmöglichkeiten hinausführte. Ein Glück, daß die neue Gesamtdarstellung aus der Hand eines in Italien kreuz und quer bewanderten Geländeforschers wie Rohlfs kommt, der selbst an dem Aufschwung der Dialektologie maßgebend beteiligt ist. — Die Rohlfssche Darstellungsweise zeichnet sich aus durch disziplinvolle Disposition, klare und eindringliche Formulierung, beherrscht dargebotene und treffend orientierende Auswahl aus den ungeheueren Massen des Rohmaterials, geschickte Konzentrierung auf für die Gliederung Italiens und die Geschichte seiner Sprache wichtige Gesichtspunkte. Schriftsprache und Mundarten (jeweils in der Reihenfolge: Toskana, Mittelitalien, Oberitalien, Süditalien) sind voll berücksichtigt, dazu die mittelalterlichen und neuzeitlichen literarischen Zeugnisse des Italienischen und seiner Mundarten. Die Rohlfssche Synthese ist ein übersichtlich orientierender Ratgeber im Großen und im Detail: eine verläßliche und breite Grundlage für die Forschung der Zukunft. — Im folgenden seien einige Lesefrüchte aus der Lektüre des jeden Romanisten anregenden ersten Bandes zusammengestellt, den ich ohne Titelnennung mit der bloßen Angabe des Paragraphen oder der Seite zitiere.

I. Auslautvokale und Harmonisierung

1. Höchst aufschlußreich ist das Verhalten des auslautenden lat. *-ŭ* und *-ō*. An und für sich hätte auslautendes lat. *-ŭ* im gesamten Bereich des vierstufigen „neapolitanischen“ Vokalismus, d. h. also im Gros der Romania, zu *-ọ* werden müssen, da ja in diesem Bereich auch jedes betonte lat. *ŭ* zu *ọ* wird (*b ŭ c c a* > *bọcca*). Dies ist in weiten Gebieten der Romania auch der Fall, so z. B. augenschein-

lich im Toskanischen, außerdem in dem anschließenden Gebietsstreifen des südlichen Mittelitalien (südliche Marken, nördlichstes Apulien, südliches Umbrien, Abruzzen, Latium), wo zwar auslaut. lat. -ī umlautend wirkt, nicht aber auslaut. lat. -ŭ, das eben zu -ọ wird (§ 6, wo die genaueren Bedingungen angegeben sind). Ich nenne das Gebiet des bloßen -ī-Umlauts im folgenden „mittelitalienisches *i*- Umlautgebiet" (südlich der Toskana).

2. Nun gibt es aber auch Zonen, wo auslaut. lat. -ŭ ebenso Umlaut bewirkt wie auslaut. lat. -ī. Hierher gehören zunächst Sardinien und der Bereich des sardischen Vokalismus in Süditalien, was nicht weiter auffällig ist, da dort ja auch das betonte lat. ŭ mit lat. ū in ụ zusammenfällt (*bụcca*, *vụcca*). Das auslaut. lat. -ŭ hatte also dort die geschlossene Qualität -*ụ*, die ganz natürlich genau so umlautend wirkte wie auslaut. lat. -ī (= -*ị*): sard. *bọnu*, aber *bǫnos* usw. Auch im Rumänischen und im Gebiet des balkanromanischen Vokalismus in Süditalien ist die Umlautwirkung des auslaut. lat. -ŭ nicht auffällig, da dort auch lat. ŭ und lat. ū in der Qualität ụ zusammenfallen (rum. *gura* < *g ŭ l a*)[1].

3. Auffällig — wenn auch längst bekannt — ist es aber, daß auslaut. lat. -ŭ auch in weiten Bereichen des „neapolitanischen" Vierstufenvokalismus Umlaut bewirkt: im größten Teil Süditaliens, im Tessin und im nördlichen Piemont (§ 6), im Rätoromanischen (surselv. *gries* < **g r u o s s u* < *g r ŏ s s ŭ*, aber *grǫss* < *g r ŏ s s ō s*), im Portugiesischen (*grọsso* < *g r ŏ s s ŭ*, aber *grǫssos* < *g r ŏ s s ō s*). Wie ist das zu erklären? Gehen wir vom sardischen und rumänischen Vokalismus — der ja in Süditalien in unmittelbarem geographischem Kontakt mit dem genannten Gebiet steht — aus, so muß man antworten: w e i l i n d i e s e n G e b i e t e n a u s l a u t. l a t. -ŭ z u -*ụ* (statt zu -*ọ*) g e w o r d e n i s t. Man hat also im Raum des „neapolitanischen" Typs für die Behandlung des auslaut. lat. -ŭ aus der südlichen Nachbarschaft einen „Sardismus" bzw. „Balkanismus" entlehnt. Die heutige Lautung des auslaut. lat. -ŭ ist im Gros Süditaliens (und im Portugiesischen) in der Tat -*u* (§ 145), doch will das für die ältere Zeit (die für den Umlaut maßgebend ist) noch nicht viel besagen, da man auch an eine spätere Abschwächung der Artikulation denken könnte, die keine ausgesprochen phonologischen Hintergründe hätte[2].

---

[1] Im Rumänischen hält sich die Umlautwirkung von auslaut. lat. -ŭ durchaus an die aus Sardinien und Süditalien bekannten Gewohnheiten, wenn auch die rumänischen Verhältnisse durch spätere Verschiebungen etwas schwerer deutbar geworden sind. Das bet. lat. ŏ und ō wird z. B. durch auslaut. lat. -ŭ oder -ī zu ọ geschlossen (*sọcru*, *sọcri*), während es sonst seine zu erwartende offene Qualität beibehält, die später durch den Diphthong *oa* harmonisch übercharakterisiert wird (*soacră*); s. unten Ziff. 10.

[2] Eine sekundäre Abschwächung des auslaut. -*o* (< lat. -*ō*) zu -*u* liegt z. B. vor im Campidanesischen, im Portugiesischen, im Rumänischen (wo sie älter ist, s. Ziff. 12).

4. Wenn wir die Hintergründe aufklären wollen, dürfen wir nicht die verwaschenen Bedingungen der Diphthongierung im Gros Süditaliens zugrunde legen, sondern die Verhältnisse eines Gebiets, das ich mit dem Kennwort „Kerngebiet" belegen möchte und das offensichtlich die alten Verhältnisse bewahrt hat, die ehedem für die Entwicklung des auslaut. lat. *-u* und den Umlaut weithin in der Romania maßgebend waren. Es ist ein schmaler Streifen, der in unmittelbarer Nähe des mittelital. *i*-Umlautgebiets (Ziff. 1) liegt: er erstreckt sich von den südlichen Marken (denen sich ehedem vielleicht auch das nördlichste Apulien anschloß) über Südumbrien und die Abruzzen bis nach Latium und Kampanien (§ 7 p. 60 s.). Die hier herrschenden Verhältnisse treffen wir wieder in den archaischen Gebieten des Bünderromanischen und des Portugiesischen: ein Beweis für ihre Altertümlichkeit, ihre Ursprünglichkeit, ihre ehedem gemeinromanische Gültigkeit.

5. Und welches sind nun die aufschlußreichen lautlichen Verhältnisse im Kerngebiet, im Bünderromanischen, im Portugiesischen? Das Charakteristikum liegt darin, daß man in der Behandlung des auslaut. lat. *-ŭ* grundsätzlich zwei Klassen von Wörtern unterscheidet:

Erste Klasse: Masculina der 2. Deklination (z. B. *ventus*, *-ellus*, *certus*, *focus*, *porcus*, *grossus*). Hier wird auslaut. lat. *-ŭ* zu *-ụ* erhöht und bewirkt demgemäß Umlaut („Sardismus").

Zweite Klasse: alle anderen Fälle eines auslaut. lat. *-ŭ*. Das Ergebnis ist das zu erwartende *-ọ*, es tritt demgemäß kein Umlaut ein. — In diese Klasse gehören:

a) die Neutra der 2. Deklination (z. B. *ferrum*, *collum*). Es heißt also im Kerngebiet *fęrro* (§ 7 p. 61), im Portugiesischen *fęrro*, *cǫlo* (< *cŏllum*) ohne Umlaut. — Im Bünderromanischen ist diese Gruppe allerdings zur Ersten Klasse (Masculinum der 2. Deklination) übergegangen: *fier* (§ 7 p. 62 Anm.). Zu dieser Lockerung der Klasseneinteilung s. unten Ziff. 6;

b) die Neutra der 3. Deklination (z. B. *tempus*, *pectus*): bündnerrom. *tęms*, *pęts* (§ 7 p. 62 Anm.). — In Süditalien (auch im Kerngebiet) ist diese Gruppe allerdings zur Ersten Klasse (Masculina der 2. Deklination) übergegangen (*tiempu*, *piettu*; vgl. p. 61 Anm. 1) wie im Sardischen, wo ja für die ehemaligen Neutra der 3. Deklination das Deklinationsschema der Masculina der 2. Deklination herrscht: nom. sg. *tęmpus*, acc. pl. *tęmpos*. Zur Beurteilung der Lockerungen der Klasseneinteilung s. Ziff. 6. — Das rätorom. Gebiet der Erhaltung der Neutra der 3. Deklination steht im Zusammenhang mit dem Galloromanischen (*tens*).

c) die Wörter der 4. Deklination: Kerngebiet *pęco* < *pĕcus* (§ 7 p. 62)[1].

[1] Das Neutrum *cŏrnu* scheint überall in die Erste Klasse übernommen worden zu sein (portug. *cǫrno*, plur. *cǫrnos*), wenn auch der Plural *cǫrna* noch weitgehend erhalten ist.

d) Komparativendung -*ŭs* (*mĕliŭs, pĕiŭs*), Verbalendung -*mŭs*, sonstige Formen: *mecŭm, deorsŭm* usw. (§ 7 p. 61, § 145 p. 241 s.).

6. Wie die Bemerkungen zu Buchst. a, b, c der Zweiten Klasse (Ziff. 5) ergeben, sind auch in den archaischen Gebieten gewisse Lockerungen in der ursprünglich strengen Scheidung der Ersten Klasse von der Zweiten Klasse festzustellen. Ein Umsichgreifen solcher Lockerungen hat im Gros Süditaliens und in anderen Umlautgebieten zum völligen Zusammenfall der beiden Klassen geführt, und zwar in Süditalien mit dem Sieg der Bedingungen der Ersten Klasse (d. h. also Verallgemeinerung des Umlauts vor jedem auslaut. lat. -*ŭ*), im mittelital. *i*-Umlautgebiet (Ziff. 1) und in der Toskana mit dem Sieg der Bedingungen der Zweiten Klasse (d. h. also: Wandel eines jeden auslaut. lat. -*ŭ* zu -*ọ* und demgemäß Unterbleiben eines *u*-Umlauts). In den archaischen Gebieten (Kerngebiet, Rätorom., Portug.) ist dagegen die grundsätzlich strenge Scheidung der beiden Klassen noch deutlich zu erkennen: die Erhöhung des auslaut. lat. -*ŭ* zu -*ụ* (mit Umlautwirkung) ist ursprünglich auf die Erste Klasse (Masculina der 2. Deklination) beschränkt.

7. Es fragt sich nun: Wie erklärt sich die isolierte Stellung der Masculina der 2. Deklination? Weshalb wird hier und nur hier auslaut. lat. -*ŭ* zu -*ụ*, statt den an und für sich normalen Weg zu -*ọ* zu gehen? — Da das Unterscheidungsmerkmal der beiden Klassen ein morphologisches ist, kann der Grund nur ein morphonologischer sein. Was unterscheidet die Maskulina der 2. Deklination morphonologisch von allen anderen Fällen (Zweite Klasse a—d)? Die Antwort kann nur sein: das Nebeneinander eines nom. sgl. auf -*ŭs* und eines acc. plur. auf -*ōs*. Diese beiden Endungen wären durch den an und für sich zu erwartenden Wandel von -*ŭs* zu -*ọs* in der Form -*ọs* zusammengefallen. Um diesen Zusammenfall zu verhindern, sprach man die Endung des nom. sgl. -*ŭs* mit geschlossenem *ụ* als -*ụs* aus, schloß sich also der (südlich vorgelagerten) archaisch-sardischen Sprechweise an. Man erreichte so die Unterscheidung des nom. sgl. -*ụs* vom acc. plur. -*ọs* — ganz entsprechend den sardischen Verhältnissen (die in südlicher Nachbarschaft ja noch herrschten). Der morphonologische Sardismus im Vierstufengebiet ist also ein *détresse*-Phänomen. — Die geschlossene Aussprache des auslaut. -*ŭ* als -*ụ* hat ihre morphonologische Berechtigung nur im nom. sgl. -*ụs*. Von hier aus übertrug sie sich auf den acc. sgl.[1], wurde also ein Zeichen des ganzen Singular, erst recht nach dem späteren Schwunde des

[1] So hob sich der acc. sgl. -*ụ* vom dat.-abl. sgl. -*ọ* ab, falls dieser noch existierte. Daß die Ursache der Erhöhung aber nicht in der Spannung zwischen dem acc. sgl. und dem dat.-abl. sgl. zu suchen ist, zeigt das Verhalten der Neutra auf -*um* in Süditalien und im Portugiesischen: hier werden die Neutra nicht erhöht, man ließ den Zusammenfall des acc. sgl. mit dem dat.-abl. sgl. also ruhig geschehen.

nom. sgl. in Süditalien und anderen Umlautgebieten. In Süditalien ist dann auch noch der acc. plur. *-ọs* (gegenüber der siegreichen Konkurrenz des nom plur. *-ị*) geschwunden. Damit sind in Italien beide Formen untergegangen, die ehedem die Ausweichung des auslautenden *-u* überhaupt notwendig gemacht hatten. Diese drei Vorgänge (Übertragung des Vokalismus *-ụ* vom nom. sgl. auf den acc. sgl., Schwund des nom. sgl., Schwund des acc. plur.) sind Schritte auf dem Wege zum heutigen Zustand im Gros Süditaliens, wo die alten Verhältnisse verwischt sind und sich eben dadurch auch ganz natürlich verwischen mußten. Sie haben sich geradezu als Anachronismen nur noch im sog. „Kerngebiet" erkennbar erhalten. Günstiger waren die Verhältnisse im Rätoromanischen und im Portugiesischen: hier blieb wenigstens der acc. plur. *-ọs* erhalten und damit die letzte Stütze organischer Umlautunterscheidung in der Nominalreflexion: *-ụ* mit Umlaut im sgl., *-ọs* ohne Umlaut im Plural (surselv. *gries* < *g r ŏ s s ụ*, *grǫss* < *g r ŏ s s ō s*[1]; portug. *grǫsso*, *grǫssos*).

8. Eine wichtige Konsequenz ergibt sich aus dem Gesagten: d i e R e g e l u n g d e r A u s l a u t q u a l i t ä t e n (und somit wahrscheinlich auch der auf ihr beruhende Umlaut) g e h t n o c h a u f d i e Z e i t d e r Z w e i k a s u s f l e x i o n i n S ü d i t a l i e n, i n d e r R ä t o r o m a n i a (sowie Oberitalien) u n d P o r t u g a l z u r ü c k. Für das Rätoromanische ist diese Feststellung nur eine Bestätigung längst bekannter Tatsachen, wichtig dagegen ist die Existenz der Zweikasusflexion (und die damit vorausgesetzte Erhaltung des auslaut. *-s*) in Süditalien. I n S ü d i t a l i e n g e h ö r t d i e Z w e i k a s u s f l e x i o n z u d e n a l t e n G e m e i n s a m k e i t e n m i t S a r d i n i e n. Das Vakuum zwischen dem rätoromanisch-oberitalienischen und dem süditalienisch-sardischen *u*-

---

[1] Im Surselv. sind die Verhältnisse noch in einer anderen Weise gestört worden. Bei den Adj. ist ja hier in prädik. Funktion noch die Form des eigentlich von Hause aus umlautenden nom. sgl. masc. erhalten (*il frar ei gronds* = *i l l i f r a t e r e s t g r a n d i s*) An und für sich wäre deshalb hier die umgelautete Form zu erwarten (**gries*, **biens*). Da aber die Auslautvokale selbst geschwunden sind, hat sich die prädik. Form der Adjektive auf *-us* nach dem Muster der großen Mehrzahl der anderen Adjektive ausgeglichen, die nur eine auf *-s* auslautende des Adj. für den nom. sgl. praed. wie für den acc. plur. kannten (*gronds* < *grandis* und *grandes*, *aults* < *altus* und *altos*). Man gebrauchte also für den nom. sgl. praed. nunmehr die Form des acc. plur.: *grǫss*, *buns* ohne Umlaut: *il frar ei grǫss*, *ei buns* statt **gries*, **biens*. So ging in späterer Zeit der Umlaut gerade in der Form verloren, die in lat. Zeit den Anlaß zur Erhöhung des auslaut. *-ŭ* und damit zum Umlaut gegeben hatte. In Bergün hat die Analogie noch weiter um sich gegriffen und die umgelautete Form auch aus der attributiven Funktion (in der sie im Surselv. noch durchaus lebendig ist) verdrängt. Erhalten hat sich die umgelautete Form in Bergün noch in einigen Redensarten (C. M. Lutta, Der Dialekt von Bergün, Halle 1923, S. 101): ein Hinweis auf den sekundären Charakter der surselv. Ausgleichsform *grǫss* als nom. sgl. praed.

Umlaut- (d. h. also: Zweikasus-) Gebiet liegt heute im Gros Oberitaliens, in der Toskana, im *i*-Umlautgebiet (Ziff. 1). In diesem Vakuum (bzw. dessen ursprünglichem Kern) ist ursprünglicher *ụ*-Vokalismus für den nom. sgl. der Maskulina der 2. Deklination mit Sicherheit anzunehmen, da eine Brücke zwischen den archaischen Gebieten in lateinischer Zeit bestanden haben muß. Vielleicht kam es aber im heutigen Vakuum nie zur Übertragung des *ụ*-Vokalismus auf den acc. sgl., so daß nach dem Schwunde des nom. sgl. dem *ụ*-Umlaut jeder Boden entzogen gewesen wäre. Der Schwund des nom. sgl. wäre also hier frühzeitiger als sonstwo erfolgt. Damit dürfte man also das Zentrum des Schwundes des auslautenden *-s* und damit das Zentrum der Zersetzung der Nominalflexion etwa in der Toskana suchen. Im Plural blieb nur der nom. erhalten, womit die Beschränkung auf den *i*-Umlaut in diesen Gebieten erklärt wäre (zur Toskana s. Ziff. 13). Weiter läßt sich noch schließen: es ist nicht Zufall, daß gerade der nom. sgl. und der acc. plur. aus der Flexion ausschieden; es waren ja die durch die *détresse* sich gegenseitig gefährdenden Formen. Weiterhin steht fest, daß der Plural der masc. der 2. Deklination auf *-i* den lat. nom. plur. *-ī* als Grundlage hat, daß also keinesfalls heutiges ital. *-i* aus lat. *-ōs* entstanden ist. Der Beweis ist die Umlautwirkung des *-i*.

9. Der Schluß auf die Existenz der Zweikasusflexion in Süditalien scheint kühn: Reichenkron hat mit diesem — von ihm anders, und zwar abenteuerlich begründeten — Gedanken nicht viel Glück gehabt (vgl. Rohlfs *VKR* 14, 1940, 136 ff.). Trotzdem ist er richtig, wie sich an einem Kontrollbeispiel eindeutig zeigen läßt. Das Kontrollbeispiel muß natürlich wieder aus der Formenlehre genommen werden. Es fragt sich: wo gibt es noch einen nachweisbaren Konflikt zwischen *-ŭ* und *-ō*? Die Entwicklung des Verbalsystems hat im gleichen „Kerngebiet“ zu einem solchen Konflikt geführt.

Bekanntlich fällt im Italienischen das *-t* der Endung *-nt* der 3. plur.: *c a n t a n t* > *cantan*. Diese Form bleibt im allgemeinen nur in bestimmten satzphonetischen Verhältnissen unverändert erhalten. Normalerweise wird sie durch einen paragogischen Vokal erweitert: *cantano*. Es gibt aber noch eine zweite Entwicklungsmöglichkeit der Endung *- n t* der 3. plur.: es ist der Fall sowohl des *-t* wie des dann in den Auslaut getretenen *-n*. Im Toskanischen (und anderen Mundarten) liegt diese Entwicklung regelmäßig bei der Endung der 3. Plur. der starken Perfekta vor: *d i x e r u n t* > *dissero*. In anderen Gebieten tritt diese völlige Reduzierung der Endung aber auch in den Präsensformen auf, so etwa im Rumänischen (*s c i u n t* > *știu*, *c r e d u n t* > *cred*) und in einem archaischen Gebietsstreifen, der von den Marken über die Abruzzen bis nach Latium und Kampanien reicht[1]. In diesem Streifen wurde also aus

[1] Auch in Kalabrien, wo sie aber für unseren Gedankengang nicht mehr von Interesse ist, da dort ja sizil. Vokalismus herrscht.

m ĭ t t ŭ n t ursprünglich die Form *m ĭ t t ŭ*, die sich zur 1. sgl. *m ĭ t t ō* ebenso verhielt wie *a n n ŭ s* zu *a n n ō s*. Man nahm zum gleichen *ripiego* Zuflucht wie in der Nominalflexion: um den Zusammenfall in der Lautung *mẹttọ* zu vermeiden, wurde das -*ŭ* der 3. plur. zu -*ụ* erhöht, was Umlaut im Gefolge hatte (*mịttu*), während das -*ō* der 1. sgl. natürlich als -*ọ* erhalten blieb und keinen Umlaut verursachte (*mẹttọ*). Die Unterscheidung wird in dem archaischen Gebietsstreifen noch heute streng durchgeführt (§ 7 p. 60, § 145 p. 241 s.)[1].

10. Was (hinsichtlich lat. *ĕ ŏ*) die Realisierung der Harmonisierung durch geschlossene Monophthonge *ẹ ọ* oder durch Diphthonge *ie uo* angeht, so halte ich aus Gründen der geographischen Verbreitung die monophthongische Stufe für die ältere: sie findet sich als gemeinsame Erscheinung in den altertümlichsten romanischen Gebieten, also im Sardischen, im Rumänischen (im velaren Zweig, s. oben Anm. 1), im Portugiesischen, in einem süditalienischen Gebietsstreifen (südliche Marken, Südumbrien, Abruzzen, Latium, dazu Kampanien, Nordkalabrien; vgl. § 101 p. 180), der auch sonst gemeinsame altertümliche Relikte beherbergt (vgl. Ziff. 1, 3, 9, 13 Anm. 12). Die diphthongische Wiedergabe der Harmonisierung scheint eine Neuerung der vierstufigen Romania zu sein (s. RF 60, 1947, 304): sie hat sich meistenteils als die gewöhnlichere Abart der Erscheinung durchgesetzt[2]). Das Bestehen der monophthongischen Harmonisierung in den genannten archaischen Gebieten läßt mich heute auch das Unterbleiben der Diphthongierung und das scheinbare Unterbleiben einer jeden Harmonisierung in Südlukanien anders beurteilen als es in „Die Mundarten Südlukaniens“ §§ 1—2 (besonders § 2 Anm. 1) geschehen ist. Die Nachbarschaft des cosentinischen Gebietes, das mit seiner monophthongischen Harmoni-

---

[1] Der Schwund des auslaut. -*n* der 3. plur. war ursprünglich satzphonetisch bedingt, neben der Kurzform existierte auch die volle Form mit paragogischem Vokal (entsprechend tosk. *mettono*). Die Vollform nahm in dem archaischen Gebiet an der Vokalerhöhung teil, die eigentlich ja nur bei der Kurzform berechtigt war (vgl. die Übertragung der Vokalerhöhung vom nom. sgl. auf den acc. sgl. beim Nomen). Vorherrschaft der Kurz- oder Langform ist heute von Ort zu Ort verschieden, Umlaut findet sich im archaischen Gebiet in beiden; also: 1. sgl. *mẹttọ*, *bẹvọ*; 3. plur. *mittu*, *bivu* und *mittunu*, *bivunu* (§ 7 p. 60).

[2] Mit einem Diphthong *uo* ist auch im Rumänischen zu rechnen, vgl. die treffenden Gedankengänge von F. S c h ü r r (Archiv f. d. Stud. d. N. Spr. 186, 1949, 146 f.), dem ja überhaupt das Verdienst zukommt, die Frage der roman. Diphthongierung mit Erfolg aufgerollt zu haben. — Auch das rum. -*ie* < lat. *ĕ* ist ursprünglich offensichtlich Harmonisierungsdiphthong und im vierstufigen palatalen Zweig des Rumänischen ja auch voll berechtigt (*fier* < *ferru*). Die Verallgemeinerung des *ie* für jedes lat. *ĕ* (*fiere* < *fĕle*, *piatră* < *petra* usw.) hängt wohl damit zusammen, daß nach der Beseitigung des Harmonisierungsdiphthongs *uo* (für lat. *ŏ*) das Gefühl für den Harmonisierungscharakter von *ie* verloren ging.

sierung bis nach Morano reicht (Südlukanien § 15; Rohlfs § 101 p. 180), spricht dafür, daß die monophthongische Harmonisierung einst auch in den Orten stattfand, die heute keine Art der Harmonisierung zeigen. Die diphthongische Harmonisierung *ie uo* ist — da sie ursprünglich die Vierstufigkeit zur Voraussetzung hat — aus dem Norden gekommen und in Lukanien-Kalabrien nicht einheimisch. Das Vordringen dieser nördlichen Neuerung hat wohl das Gefühl für die monophthongische Harmonisierung erschüttert: man ging teils zu den Diphthongen über (*piedi, fuocu*), teils ließ man die Harmonisierung überhaupt fallen (*pędi, fǫcu*), teils hielt man an der einheimischen monophthongischen Harmonisierung fest (*pẹdi, fọcu*) Im Sinnibecken (nicht in Maratea) ist außerdem damit zu rechnen, daß die letzten Reste monophthongischer Harmonisierung durch die abruzzesisch-apulische Tendenz der Schließung freier und der Öffnung gedeckter Vokale (Mundarten Südlukaniens § 102) beseitigt wurden. Altes *grọssu* — *grǫssa* wurde also einheitlich zu *grǫssu* — *grǫssa*, altes *pęde* — *pẹdi* einheitlich zu *pęde* — *pędi*. Vgl. auch unten Ziff. 13 Anm. 10.

11. Es ist damit zu rechnen, daß das Kerngebiet (Ziff. 3) den Südrand des neapolitanischen Vierstufenvokalismus bildete und daß südlich an das Kerngebiet ursprünglich gleich der sardische (im Westen) bzw. der rumänische Vokalismus (im Osten) begann.

12. Das auslaut. -*ọ* < lat. -*ō* (*ŏ c t ō* , *h ŏ m ō* , 1. pers. -*ō*) bewirkt im neapolit. und im sard. Vokalismus grundsätzlich keinen Umlaut (auch wenn es durch bloße Artikulationsschwächung heute vielfach zu -*u* geworden ist). Dies Verhalten ist ganz natürlich und bedarf keiner Erklärung. Ebenso selbstverständlich ist es, daß auslaut. lat. -*ō* (> -*ụ*) im Gebiet des sizilianischen Vokalismus Umlaut bewirkt (*ŏ c t ō* > *uottu*), da es frühzeitig wie jedes *ō* (*c o r ō n a* > *curuna*) zu -*ụ* geworden ist.

Im Balkanromanischen hat, obwohl hier betontes lat. *ō* von *ŭ* getrennt blieb, eine frühzeitige Artikulationsschwächung des auslaut. lat. -*ō* mit dem Ergebnis -*ụ* stattgefunden. Dieses aus -*ō* entstandene -*ụ* hat hier die gleiche Umlautwirkung wie altes -*ụ* (< lat. -*ŭ*): *ṣtiu* < *s c i ō* , *cunọsc* < cognōscō[1]), *ọpt* < octō, *ọm* < homō[2]). Ob im Zusammenhang damit die auffällige Umlautwirkung des auslaut. lat. -*ō* (> -*ụ*) von *o c t ō* im Gebiet Matera-Bari (§ 7 p. 58 s., AIS K. 287 „otto") als Relikt „balkanromanischer" Verhältnisse zu deuten ist, bleibe dahingestellt. Es kann auch Import aus dem Süden sein (vgl. ähnlich p. 265 Anm. 2, p. 353 Anm. 1).

[1] Das Ergebnis unterscheidet sich nicht von *ṣtiu* < *sciunt*, *cunosc* < *cognoscunt*. Man nahm also hier den Zusammenfall der Formen hin, vor dem man im Kerngebiet auswich (s. Ziff. 9).

[2] Der Tonvokal *ọ* (< lat. *ō* und *ŏ*) zeigt in seiner geschlossenen Qualität die Wirkung des durch das auslaut. -*ụ̆* (< lat. *ō*) hervorgerufenen Umlauts, während das „normale" Ergebnis von lat. *ō* und *ŏ* ja *ǫ* > *oa* ist: *cunoaște* < *cognoscit*, *noapte* < *n o c t e* (s. Ziff. 2 Anm. 1).

13. In Oberitalien hat eine Verlagerung der Bedingungen für die Diphthongierung *ĕ ŏ* > *ie uo* (und sonstige Umlauterscheinungen) stattgefunden (Rohlfs pp. 67, 172, 195 s., 202). Der chronologische Verlagerungsprozeß läßt sich an der geographischen Verbreitung noch ablesen. Die Reihenfolge der Diphthongierungsbedingungen ist — von der Archaität zur Modernität absteigend — folgende:

a) vor auslaut. lat. *-ŭ* und *-ī* (in freier und gedeckter Stellung): alpine Randzone (Tessin, nördl. Piemont), Bünderromanisch, Süditalienisch, Portugiesisch, Sardisch, Rumänisch (vgl. Ziff. 3);

b) wie Bedingung a), aber nur vor auslaut. *-ī*: weite Gebiete in Norditalien, mittelital. *i*-Umlautgebiet (Ziff. 1);

c) vor palatalem (und velarem) Kontakt (in freier und gedeckter Stellung): gesamtwestromanisch (vgl. RF 60, 1947, 306);

d) wie Bedingung a) oder b), aber nur in freier Stellung: weite Gebiete in Oberitalien, Dolomitenladinisch (z. T. bereits Bed. e);

e) in freier Stellung ohne Umlautbedingung: sporadisch in Oberitalien; Toskana, Französisch;

f) in freier und gedeckter Stellung ohne Umlautbedingung: Ligurisch, Teil des Venezianischen, Kastilisch, Palermitanisch, anscheinend z. T. auch Wallonisch (*tieste*).

Die Bedingung a) war einstmals gemeinromanisch. Die Bedingung b) ist aus a) durch Verwischung der Auslautqualität *-u̥* entstanden. Die Bedingung c) ist die gemeinwestromanische Nachfolgerin der absterbenden Bedingung a) und b). Die Bedingungen d) und e) sind junge Entwicklungen: es handelt sich um eine Umdeutung nach Maßgabe neuer phonetischer Verhältnisse („alter Wein in neuen Schläuchen"), und zwar längte man die freien, kürzte die gedeckten Vokale, wobei die alten Diphthonge *ie uo* als Längen „mißbraucht" wurden [1]). Dabei blieb die alte Auslautbedingung ursprünglich noch erhalten (Bedingung d), ging aber schließlich verloren (Bedingung e). Die Bedingung f) ist eine Vergröberung der Bedingungen a) — b), ohne daß eine Unterscheidung zwischen freier und gedeckter Stellung stattgefunden hätte [2]).

Der Zusammenhang zwischen Nord- und Süditalien wird durch die Toskana hergestellt. Die Tatsache, daß die toskan. Diphthongierung (*piede*, *piedi*) in geographischem Kontakt mit der südital. Diphthongierung (*pẹde*, *piedi*) steht (§ 86 Anm. 1), kann nur als geographischer Hinweis auf den genetischen Zusammenhang der

[1] Ein vergleichbarer Vorgang hat sich vielleicht im Sinnital eingestellt. Dort wurden die alten Harmonisierungsmonophthonge *ẹ ọ* durch die abruzzesisch-apulische Tendenz der Schließung freier und der Öffnung gedeckter Vokale wertlos gemacht, s. Ziff. 10.

[2] Es wäre vielleicht besser, die Bedingung f) hinter b) oder c) einzuschalten, da das Fehlen einer Unterscheidung zwischen freier und gedeckter Stellung an und für sich ein archaisches Zeichen ist. Die Bedingung f) tritt demgemäß auch nur in Randlandschaften auf. Sie ist vielleicht auch katalanisch und korsisch, s. Ziff. 14.

beiden Erscheinungen (vgl. Rohlfs p. 156 Anm. 2) gedeutet werden: im Toskanischen sind sodann die alten (südital.) Bedingungen durch Septentrionalisierung (Bedingung d) verloren gegangen. Die geographische Lagerung der Bedingungsskala ist ganz folgerichtig:

Süditalien: Bedingung a), und zwar in dreifacher Gliederung:

α. Südzone, wo auch *-ō* (> *-u*) umlautend wirkt;

β. neapolitanisches Gros, wo *-ụ* (nicht *-ō*) umlautend wirkt, aber feinere Unterschiede verwischt sind;

γ. Kerngebiet (Ziff. 3), wo hinsichtlich des auslaut. *-ŭ* feinere Unterschiede gemacht werden[1]).

Mittelitalien: Bedingung b) im mittelital. Umlautgebiet;

Bedingung e) in der Toskana[2]) als nördl. Import.

Oberitalien: Bedingungen b) c) d) e) f), s. oben.

Alpine Randzone Oberitaliens und Bünderromaniens: Bedingung a).

Die Lagerung der Bedingungen a)—e) über ein zusammenhängendes Gebiet, das von Norditalien über das Rätoromanische und Frankoprovenzalische bis zum Französischen reicht, macht eine vergleichende frankoprov.-rätorom.-oberital. Lautlehre zu einem Desideratum der jetzigen Forschungslage: die alten Gemeinsamkeiten dieses westromanischen Zentralraumes müßten ins rechte Licht gerückt werden, nur so ließe sich eine Basis für die Beurteilung des Französischen finden, das als ein sekundär umgestaltetes Frankoprovenzalisch aufzufassen sein wird.

II. Der korsische Vokalismus

14. Die Erklärung des eigentümlichen *rovesciamento* im korsischen Vokalismus (lat. *ę ǫ* > *ẹ ọ*, lat. *ẹ ọ* > *ę ǫ*) sucht Rohlfs in einer toskanischen Überlagerung. Zu beachten ist, daß das *rovesciamento* eine nicht seltene Erscheinung ist, ein Sonderfall des phonologischen Kämmerchenwechsels[3]). Ein *rovesciamento* finden wir z. B. in Bari § 105 p. 185 Anm. 1), in Matera (*i* > *ü*, *u* > *i*), im Katalanischen

---

[1] Das mittelitalienische Kerngebiet ist offensichtlich ein durch nördlichen (von der Toskana her) und südlichen (von Neapel her) Druck entstandener Wulst, dessen Archaität sich so ganz natürlich erklärt. Vielleicht hat der geographische Verlauf des Wulstes etwas mit dem Ost-West-Riegel des Kirchenstaates zu tun.

[2] Die übersprungene Bedingung c) entfällt für ostromanischen Boden. Die Bedingung d) dagegen ist als Übergang zum heutigen e) anzusetzen und im Toskanischen noch nachweisbar (*męle* statt *miele* usw., vgl. Rohlfs §§ 85 ff.). Das Doppelgesicht der Toskana (und auch der Marken) bedürfte einer eingehenden Zeichnung.

[3] Ein bloßer Kämmerchenwechsel liegt auch in den von Rohlfs (p. 51) irrtümlich als zweistufig bezeichneten abruzzesisch-marchigianischen Systemen vor: hier wird lat. *ę* > *a*, lat. *a* > *ę* bzw. *ǫ*. Es liegt also kein Zusammenfall mehrerer Laute in *a* vor. Außerdem sei darauf hingewiesen, daß ein System, das nur in freier Stellung gilt, kein phonologisches System, sondern nur ein phonetisches Realisierungssystem ist.

(lat. ę > ẹ, lat. ẹ > ę; s. Meyer-Lübke, Das Katalanische, p. 14 ss.). Ein Kämmerchenwechsel überkreuz, wie ihn das *rovesciamento* darstellt, kann — soviel ich sehe — nur über die Zwischenstufe der Diphthongierung (und der anschließenden Monophthongierung mit neuer Qualität) mindestens eines der Partner gehen: sonst müßten sich die Partner ja treffen, und es käme zu einer Verschmelzung der Resultate. Das apulisch-lukanisch-abruzzesische *rovesciamento*-Gebiet liegt ja in der Tat in unmittelbarer Nachbarschaft der zerdehnenden abruzzesisch-apulischen Diphthongierung (s. Mundarten Südlukaniens, p. 57). Ähnlich müssen die Dinge im Korsischen und Katalanischen liegen. Es ist hier mit einer Monophthongierung der (wie im Kastilischen usw., s. Ziff. 13 Bed. f) verallgemeinerten Diphthonge *ie uo* (< lat. *ĕ ŏ*) zu geschlossenem ẹ ọ und einem dadurch verursachten Ausweichen von lat. ẹ ọ zu offenem ę ǫ zu rechnen[1]). Vgl. dazu die scharfsinnige Arbeit von Walter Hermann „Versuch einer Deutung des Vokalsystems der korsischen Mundarten" (Diss. Bonn 1950, noch nicht im Druck).

III. Der Wandel *u* > *ü*

15. Im nordital. Wandel *u* > *ü* sieht Rohlfs eine jüngere (mittelalterliche) Erscheinung. Die übereinstimmende Grenze zwischen *mür fait* / *muro fa(t)to* in Oberitalien wird nicht als Beweis für den keltischen Ursprung, sondern als jüngere Absetzungslinie der östlichen (venez.) Toskanierung gedeutet (p. 105). Die Erscheinungen (*mür fait*) hätten also — wie die Sonorisierung der intervokal. Konsonanten ja noch heute — auch den Osten umfaßt. In der Tat ist im Altvenezanischen und Altveronesischen *-ịt-* < *-ct-* belegt (*peito*, *fruito*). Damit scheidet das Keltische als Grund der geographischen Ausbreitung der Erscheinungen auf jeden Fall aus. Ein beachtliches und überzeugendes Ergebnis.

IV. Die toskanische Aspiration

16. In der Frage der toskanischen Aspiration (*amiho*) entscheidet sich Rohlfs ebenfalls gegen das — diesmal etruskische — Substrat. Die Argumente sind allerdings m. E. nicht alle stichhaltig. Rohlfs folgert so (§ 196): Wenn die Etrusker lat. *-p-*, *-t-*, *-k-* aspiriert hätten und zu Reibelauten (*-φ-*, *-ϑ-*, *-χ-*) hätten werden lassen, so hätten sie das nicht nur im Falle **amiχus*, sondern auch im Falle **nuχem*, **voχem* tun müssen; daraus hätte heute **nohe*, **vohe* werden müssen (wie *amiho*). Aber man kann auch den velaren Reibelaut *χ* palatalisieren: das Ergebnis ist der *ich*-Laut (*ç*): **nuçe*, **voçe* — und daraus wäre (ebenso wie anderswo aus *k'* die Affrikata *ć*) ganz ordnungsgemäß der toskan. Reibelaut *š* entstanden (*voše*, *noše*)[2]).

[1] Für das Katalanische trifft der Gedankengang nur für den palatalen Zweig zu, da der velare kein *rovesciamento* zeigt.

[2] Die Lockerung *ć* > *š* tritt (wohl unabhängig von toskanischem

Das Verhältnis zwischen südital. *amico* und toskan. *amiho* ist das gleiche wie zwischen südital. *voće* und toskan. *voše*. Das toskan. *š* steht also im Zusammenhang mit der Aufgabe des intervokalen stimmlosen Verschlusses überhaupt. Die toskan. Lockerung des intervokalischen Verschlusses ist eine partielle doppelseitige Assimilation an die vokal. Umgebung (in der Artikulationsart). Und nun die wichtige Parallele: die norditalienische und die umbrisch-römische Sonorisierung (*amigo*) ist ebenfalls eine solche Assimilation (und zwar hinsichtlich der Stimmbänder). Man muß m. E. Lockerung und Sonorisierung im geographischen — und damit genetischen — Zusammenhang betrachten. Hier muß des Rätsels Lösung liegen und gefunden werden können. Zu bedenken ist, daß die norditalienische Sonorisierung den Norden der Toskana und der Marken erobert hat (Rohlfs §§ 195, 197, 201), daß sie ehedem bis Pisa und Elba reichte (womit der Zusammenhang zur korsischen Sonorisierung gefunden ist), ja daß sie über die Marken und das südliche Umbrien einen Schlauch bis nach Latium bildet (wobei selbst die östliche und südliche Toskana nicht verschont wird; s. Rohlfs § 209). Das toskanische Aspirationsgebiet ist also im Nordwesten, im Norden, im Osten, im Süden von einem Sonorisierungsgebiet eingeschlossen. Damit wird klar, daß die toskanische Aspiration mit der Sonorisierung in Zusammenhang stehen muß, und zwar ist sie wohl die einheimische Gegenwehr gegen die Sonorisierung — oder eine schlechte Nachahmung der Sonorisierung (Ersatz der Sonorisierung durch bloßes Lockern des Verschlusses). Wie das geographisch-chronologische Verhältnis der toskanischen Lockerung der Stimmlosen zur norditalienischen Lockerung der Stimmhaften (die ihrerseits aus Stimmlosen entstanden sind: venez. *deo* „dito" über **deðo* aus **dedo*; vgl. Rohlfs § 201) zu beurteilen ist, bedürfte der Untersuchung. — Die umbrisch-römische (und korsisch-sardische) Sonorisierung hat mit der toskanischen Lockerung die satzphonetische Wirkung auf den Anlaut (*la gasa*, *la hasa*) gemeinsam, während Norditalien (mit der Galloromania) im Anlaut fest ist. Zusammenhang könnte trotzdem bestehen: nördlich des Apennin ist die Erscheinung erstarrt, südlich ist sie noch labil und lebendig. Eines der dornenvollsten Probleme, dessen Lösung uns einen guten Schritt weiterbringen würde. — Die Feststellung, daß für die hochdeutsche Lautverschiebung noch niemand ein vorgermanisches Substrat verantwortlich gemacht habe (p. 324), ist in dieser Formulierung ein *lapsus calami*: die Frage des Substrats wird für die hochdeutsche Lautverschiebung von den Germanisten ja seit Jahrzehnten in schärfsten Formen diskutiert, sie teilt also das Schicksal der toskanischen Lautverschiebung.

Einfluß) auch im Baresischen ein, wo ihre historisch-phonologische Einordnung schwer fällt (Rohlfs § 213).

V. Die Desonorisierung in Südapulien

16. Auffällig ist die südapulische Desonorisierungszone (*caḍḍu* „gallo“: S. 263 u. ö.), die für *j* > *χ > *š* bis nach Bari reicht (§ 156). Die stimmlose Aussprache *χ für den stimmhaften lat. Reibelaut *j* (vgl. Sommer, Handbuch, § 93, 3) dürfte Gräzismus sein, da die Griechen einen solchen stimmhaften Reibelaut nicht kannten. Die Gebildeten gaben ihn vokalisch wieder (*ut si Graeci dicant „ius“, aliquantum de priori littera sic proferunt, ut videatur disyllabum esse factum*: Consentius p. 15 Niedermann), die Ungebildeten offenbar durch stimmloses griechisches χ (vgl. Rohlfs p. 265 Anm. 2). — Daß im Anlaut für *š* < *j* hier und da die Affrikata *ć* auftritt (§ 156 *ćinestra*, § 170 *ćilona*), ist als satzphonetische Hyperkorrektheit nach dem Muster *u šeppone* : *ćeppone* (vgl. Mundarten Südlukaniens, § 162) zu deuten.

VI. Verschiedenes

Zum Schwanken zwischen *camīsia* und *camĭsia*, zwischen *tamīsium* und *tamĭsium* (§ 33) vgl. das gall. **vindĭsia* (REW) mit *-ĭ-*. Zum Schwanken zwischen *līlium* und *lĭlium* (§ 33) vgl. die roman Doppelformen *tĭliu* und *tīliu*, *mĭliu* und *mīliu*. Der Anstoß zu all diesen Erscheinungen liegt wohl in der erhöhenden Wirkung des folgenden Palatals (*bęstia* > *bịstia*, *ǫstiu* > *ụstiu*), also *tĭliu* > *tīliu*. Dies hatte dann auch umgekehrte Doppelformen (*lĭlium* statt *līlium camĭsia* statt *camīsia*) im Gefolge.

Lat. *nimirum* hat kurzes *nĭ-*, kann also *nimo* statt *nemo* (§ 50) nicht erklären. — Auf **insemel* (§ 51) weist auch der Auslautvokal von *insieme* hin. — Die Neigung zur Öffnung im Auslaut greift nicht auf Bari über (§ 82): die offenen *ǫ* in bar. *dǫ fǫ* „*due, fù*“ sind normales Ergebnis eines geschlossenen *ọ* (vgl. Südlukanien, p. 57). — Die Verhältnisse im Baresischen in der Entwicklung von lat. *ọ ụ* (§§ 62, 80) können m. E. nicht zuerst über eine Öffnung *ę ǫ* und hierauf erst eintretende Diphthongierung zu *ęi ǫu* und *ai au* entstanden sein, da bei der ersten Öffnung die Laute ja mit lat. *ę ǫ* zusammengefallen wären, was nicht eintritt. Vielmehr werden die lat. *ę ǫ* zu *ọ ụ* geschlossen. Also sind die bares. *ę ǫ* (< lat. *ẹ ọ*) über *ai au* entstanden, wie ja auch ursprüngliches *ai au* dort zu *ę ǫ* (*krę*, *tǫru*) wird. Die Monophthongierung von *ai au* (< lat. *ẹ ọ*) zu *ę ǫ* und die Schließung des lat. *ę ǫ* zu *ạ ọ* sind zusammen ein einheitlicher und gleichzeitiger Schließungsprozeß, an dem gar nichts Auffälliges ist. — Die Metathese **skuirus* für *skiurus* sowie die Entsprechung *κυριακός Quiricus* (p. 254) halte ich nicht für ein Zeugnis älterer *k*-Aussprache von *ke/ki*, sondern eher für das Gegenteil: griech. *skiurus*, das noch mit *-k-* gesprochen wurde, wurde von den Romanen zu *skui-* umgestellt, weil der roman. Nexus *sk* vor *i* bereits bei *sć* (> ital. *šš*, rumän. *ṣt*) angelangt war, also nicht mehr

existierte. — Der sizil. Ersatz von *ǵ* für *ć* (p. 257) dürfte Arabismus sein. — Lat. *aqua* (§ 294) lebt in Oberitalien in zwei Formen weiter: im Osten als *aqua* (das mit tosk. *acqua* auf *acqua* mit Verdoppelung zurückgeht), im Westen als *aigua*, das mit den prov.-frz. Formen auf nichtverdoppeltem *aqua* beruht und das Rohlfs mit Unrecht auf lat. *acqua* zurückführt (ein Doppelkonsonant kann ja nie stimmhaft werden). Aus lat. *aqua* (*akwa*) wird *aiwa*, woraus mit Vorschlags-*g* *aigua* oder durch Wandel des ungewöhnlichen intervok. *w* zu *v* *aiva*. — Bologn. *Isi* (§ 25) ist wohl der Fortsetzer der normalen katholischen (d. h. Septuaginta-) Betonungsform des Propheten *Isaías*, während die in Deutschland verbreitetere Form *Jesaja*(*s*), lutherischer Hebraismus ist. — Prov. *vaisel* hat stimmloses *-s-* genügt also für ital. *vagello* (§ 265) nicht. Das § 276 p. 456 mit Recht als auffällig verzeichnete tosk. *pranzo* mit stimmlosem *z* (obwohl < *p r a n d i u m*) finde ich nicht. Die Wörterbücher (auch Ugolini *Prontuario*) geben das zu erwartende stimmhafte *ź*. In der K. 1029 des AIS erscheint das Wort wegen der Questionnaire-Formulierung *desinare* nicht in der Toskana, offensichtlich Zufall. Dagegen erscheint *pranzo* mit stimmlosem *z* in Umbrien und sonstwo. Es handelt sich dort wohl um ein Schriftwort, das sein stimmloses *z* der allgemeinen Unsicherheit in der Aussprache des geschriebenen *z* verdankt. — Die auffällige Form *rione* < *r e g i o n e* (§ 279 p. 460) ist nicht toskanisch, sondern römisch, zeigt also südital. Lautentwicklung. Das Wort bezeichnet 'die 14 Regionen Roms, die auf Augustus zurückgehen (vgl. Crusca und Tommaseo s. v.). — Die süditalienische Akzentuierung der Imperativformen (§ 312) mit angehängtem Personalpronomen ist ursprünglich und aus dem Lateinischen ererbt, also *levatíllu* < lat. *leva t*(*ibi*) *illud*, während tosk. *lèvatelo* eine spätere Rekomposition darstellt (*leva* + *te* + *lo*). — Apul. *šorǵe* 'sorcio' (p. 280) verdankt sein *š* offensichtlich der Fernassimilation, vgl. *Cicilia* ,,Sicilia", Matera *šašerdote* ,,sacerdote" (bei Festa). — Das Unterbleiben der Diphthongierung von *ĕ* zu *ie* nach Kons. + *r* (p. 154) ist doch nicht von der Hand zu weisen, vgl. auch venez. *freve*, *prete* (p. 169). — Für *-ti̯-* ist die Verdoppelung zu *-tti̯-* (§ 448) nicht mehr für die ganze Romania anzusetzen, da z. B. die Galloromania und die Iberoromania deutlich zwischen *-ti̯-* (das stimmhaft wird) und *-tti̯-* (das stimmlos bleibt und mit *-ci̯-* zusammengeht) unterscheiden. — Statt *sękra* lies p. 207 *sǫkra*.

Heinrich Lausberg

Zeitschriftenschau

Vox Romanica. 8. Band (1945/46).

S. 1—33. K. Jaberg, Zu den französischen Benennungen der Schaukel. Jaberg greift hier eines jener Gebiete auf, in denen die volkstümlichen Namen die unvorhergesehensten Sprünge machen, ein Gebiet, in dem die lautmalenden Tendenzen ihr launisches Spiel treiben mit den altererbten Wörtern und sie nach allen Richtungen zerdehnen entstellen, umbauen, einer anderen Familie anhängen. Man möchte den verschlungenen Wegen dieser Wörter schon im Text Jabergs selber nachgehen, um ein lebendiges Bild davon zu erhalten. Die ursprüngliche etymologische Zuordnung, deren Faden im Laufe der Entwicklung immer dünner wird, manchmal ganz abreißt, sieht Jaberg in den meisten Fällen gleich wie das FEW, soweit dieses erschienen ist. Von den Fällen, in denen ich mit ihm nicht einig gehen kann, möchte ich nur einen erwähnen. Den in Lothringen verbreiteten Typus *chargoter*, *hargoter* will er mit *carruca* verbinden und konstruiert ihm zu Liebe einen Typus *carrucutium*. Diese Auffassung scheint mir unhaltbar; schon weil der Wandel von *cha-* zu *ha-* in keiner Weise gerechtfertigt wird. Mir ist im Lothr. kein Fall bekannt, der erlauben würde, über diesen Wechsel ohne ein einziges Wort hinwegzugehen. Dazu kommt, daß der Typus *chargoter* auf das Dep. Moselle und die allernächsten Grenzgebiete beschränkt ist, *hargoter* aber in diesem, sowie in Meuse und Vosges reichlich belegt ist, *chargoter* also von *hargoter* eingerahmt ist. Es ist also klar, daß *hargoter* der ältere Typus ist, und daß *chargoter* aus ihm hervorgegangen ist, wohl angesichts der bei beiden häufigen Bedeutung „cahoter" durch Einfluß von *char*. *hargoter*, auf die Grenzgebiete gegen das Deutsche beschränkt, ist wohl deutschen Ursprungs. Es ist wohl entlehnt aus mhd. *hargen* „bockig sein", das semantisch sich gut dazu fügt. Daneben gibt es auch ein *hargoussié*, ein *arganci*, in Montbél. ein *airguelai* „harceler" usw., die alle mit andern suffixen an das gleiche Verbum anknüpfen, sei es direkt oder durch Suffixwechsel aus *hargoter*. In der Pikardie ist noch ein *hargouler* belegt (dazu Yères *argouiller* „disputer"), das wohl gleichen Ursprungs ist, aber aus dem Mndl., wo allerdings *hargen* bisher nicht belegt ist. — Für die Familie von bern. *crouchier* konnte Jaberg wohl den Artikel **crottiare* des FEW noch nicht verwenden, wo Kleinhans die gleiche Etymologie aufgestellt hat, wie hier, mit Hilfe von J. U. Hubschmied, Jaberg. Hingegen wäre es möglich gewesen, einen Hinweis darauf bereits zu finden im Artikel **bertiare* des gleichen Werkes.

S. 34—109. J. Jud, Zur Geschichte der romanischen Reliktwörter in den Alpenmundarten der deutschen Schweiz. Dieser umfassende

Aufsatz, der eine Vorstudie zu einem großen Buch über die Grundlagen der viersprachigen Schweiz darstellt, zeigt Jud an Hand zahlreicher Wortbeziehungen, in welcher Weise etwa die sprachlichen Bewegungen vor sich gegangen sind, die zum heutigen sprachlichen Zustand der Schweiz geführt haben. Es fällt ein starkes Licht auf die Romanisierung des Landes im Rahmen des Römischen Reiches und auf die spätere Entromanisierung durch den Einbruch und das anschließende langsame Vordringen der Alemannen. Besonders eingehend dargestellt werden die frankoprovenzalischen Wörter, die in den heute deutschen Tälern der Berner und Walliser Alpen noch leben und zum Teil durch die Walser nach Graubünden verschleppt worden sind. Diese im Bündner Deutschen sorgfältig von den aus dem Rätoromanischen stammenden Elementen zu scheiden, ist ein besonderes Anliegen des Aufsatzes. Sodann sucht Jud alte Wortbeziehungen zwischen dem Tessin und der Innerschweiz festzustellen. Hier sind die sichern Belege weitaus am spärlichsten, während die rätoromanischen Reliktwörter in der Ostschweiz sehr zahlreich sind. Sehr schön, wie die Etappen der Verdeutschung in diesem Landesteil in fünffacher Abstufung an der Dichte der romanischen Relikte abgelesen werden. Von größter Bedeutung für das Grundthema des Aufsatzes könnte es werden, wenn die Betrachtung über das Lexikon hinaus auch auf die lautliche Entwicklung der betreffenden romanischen und germanischen Mundarten ausgedehnt werden könnte, eventuell auch auf die Beziehungen zwischen Frankoprovenzalisch und Rätoromanisch. Ansätze dazu sind ja vorhanden, besonders in bezug auf das Verhältnis zwischen den deutschbündnerischen und den rätoroman. Mundarten, oder durch den oft gegebenen Hinweis auf die dem Wallis und Bünden gemeinsamen Parasitkonsonanten. Im Folgenden seien noch einige untergeordnete Einzelbemerkungen gegeben: Es darf nicht außer acht gelassen werden, daß manche der hier behandelten romanischen Reliktwörter auch an anderen Stellen der romanisch-alemannischen Grenzgebiete leben; so sind mir aus der Gegend von Solothurn bekannt: *z'marfel schlō*, *folle*, (Milch) *richten*. Vox 2, 260 hatte Jud daupha. *garbo* „tronc d'arbre creux" usw. auf eine Grundform mit *w-* zurückführen wollen. Jetzt stellt er Wallis *z ę* „Formreif für Käse", *dzi* usw. zu der gleichen Familie. Es ist schwer einzusehen, wie dann der Anlaut der Formen aus dem Wallis zu rechtfertigen ist. Diese erscheinen mir eher als Ablt. des Verbums *z e r b á* „Käse in die Form pressen". Dieses paßt sehr gut zu it. *garbare*, das Bruckner 15 zu einem got. **garwon* „herrichten" gestellt hat. Da eine so frühe Entlehnung des romanisierten gotischen Wortes über die Alpen wenig wahrscheinlich ist, darf man wohl in *z e r b á* das entsprechende burgundische Wort sehen, das wohl in einer allgemeinen Bedeutung ins Rom. übergegangen ist (vgl. etwa den Typus *arredare*) und hier später spezialisiert worden ist. Von *garbo* „tronc d'arbre creux" usw. ist *z e r b á* wohl zu trennen; s. auch noch Z 61, 99; FEW *corbis*. S. 67 reiht Jud Entremont *d z ẹ́ ñ o* „Trester" unter die Wörter ein, die er als frankoprovenzalisch bezeichnet „in jener Ausdehnung auf die Franche-Comté und Burgund, wie sie in meinem Artikel in den Studies . . . Pope p. 229 für andere Wörter festgestellt wurden". Diese Einreihung wird hinfällig durch die Ausdehnung des Wortes bis in die Dep. Meuse und Dordogne, wie sie sich aus FEW **jésmenom* ergibt.

Und anderseits steht die in dem erwähnten Artikel vertretene Auffassung von einer lexikalen Einheit Burgund-Frankoprovenzalisch-Franche-Comté auf sehr schwachen Füßen. Die von Jud dort nachgewiesenen Gemeinsamkeiten sind nicht zahlreicher, als die zwischen irgendwelchen aneinander anstoßenden galloromanischen Landschaften, wie sich jedem aus der Lektüre des FEW sofort ergeben kann. In den gleichen Fehler ist übrigens auch K. Lobeck in seinem Buch „Die französich-frankoprovenzalische Sprachgrenze" verfallen. S. 110—128. P. Aebischer, Deux nouveaux manuscrits du Conte du Craizu. Abdruck von zwei neuen Manuskripten dieser in der Westschweiz so verbreiteten und oft herausgegebenen Erzählung. — Diese drei ersten Aufsätze des Bandes sind Franz Fankhauser zum 60. Geburtstag gewidmet. — S. 129—146. J. Hubschmied jun., Ital. *calastra, catasta*. Studie über die Fortsetzer von lt. *catasta*, die zu scheiden sind von *calastra*. Letzteres ist eine schon griech. Ablt. von *χαλᾶω* „lasse herab", ein *χαλάστρα*, das vielleicht schon ins altgriech. versetzt werden darf. Daß auch nfr. *cale* „Keil zum unterlegen", *caler* „unterlegen" hierhergehören, ist sehr fraglich, da afr. *rencaler* (Artois 1304) in der Bed. nicht klar ist und eine zu große zeitliche Lücke bis zum Auftreten der erwähnten nfr. Wörter (mehr als 3 Jahrh.) klafft.

S. 147—215. Norbert Jokl, Zur Frage der vorrömischen Bestandteile der alpinolombardischen und rätoromanischen Mundarten. In dieser bedeutsamen Abhandlung, einer der letzten, die der auf tragische Weise aus dem Leben geschiedene Jokl geschrieben hat, werden eine ganze Reihe der in romanischen Alpenmundarten verwurzelten und so schwer zu deutenden Wörter nicht lateinischen Ursprungs aufgehellt und in den ihnen zukommenden großen Zusammenhang gestellt. Die meisten von ihnen sind seinerzeit von Jud in dem Aufsatz „Dalla storia delle parole lombardo-ladine" (BDR 3, 1—18, 63—86) zur Diskussion gestellt und von R. A. Stampa in dem Buch „Contributo al lessico preromanzo dei dialetti lombardo-alpini e romanzi" (Zürich 1937) in ihrer Geographie genau umrissen worden. Die wichtigsten behandelten Wörter sind: frl. *baranclo* „Legföhre" (Dimin. eines durch *n*-Suffix erweiterten Stammes *bar-*, der einem idg. *bhor-* entspricht und aus dem Illyrischen stammt); Veltlin *dažа* „Tannreisig" usw. (vorrömisches **dasia*, durch den charakteristisch illyrischen Wandel *au* zu *a* aus älterm **dau-s-i̯ā*, dieses aus einer Grundform **dhou-s-i̯ā*, ablautform zu uralban. **du-s-i̯ā*, das aus alban. *dushk* „Eiche", urspr. „Reisig" erschlossen werden kann, und mit dem norw. *duse* „Gesträuch", *dusk* „Quaste, Büschel" urverwandt ist); Oberhalbst. *drosa* „Bergerle" usw. (die von J. aufgestellte Grundform **dralisa*, die er als **dra̯u̯a-alisā* „starke Erle" analysiert, wird von Jud, S. 216 abgelehnt, weil die romanischen Formen zweifellos ein **drausa* verlangen, dessen weitere Verwandtschaft allerdings noch zu suchen bleibt; man könnte hinzufügen, daß die Bezeichnung „starke Erle" gerade für die Bergerle kaum paßt, da sie ja gegenüber der eigentlichen Erle eher als eine abgeschwächte Form erscheinen könnte); Veltlin *maros* „Bergerle" (soll ein **mal-isa* „Bergerle" sein, zu illyr. *mal* „Berg"; auch hier erhebt Jud l. c. berechtigten Einspruch); *malga* „Bergweide, usw." (zu alban. *mal* „Berg", resp. einer Ablt. von dem entsprechenden illyrischen Wort,

die **mal-ikā* gelautet haben kann und so eine genaue Entsprechung zu *montanea* bietet, das in den lombardischen Alpen die auf halber Höhe liegende Alp bezeichnet); Ueng. *frosla* „Hagebutte" usw. (aus der illyr. Entsprechung von gr. *ῥάχός* „Dornstrauch", Grundform *u̯rāĝh*, deren Anlaut im Romanischen durch *fr-* wiedergegeben wurde, und deren *ā* wie auch sonst in den einheimischen Elementen des Alban. zu *o* gewandelt wurde; zur Entwicklung des Anlauts im Roman. s. noch Jud, S. 218); Bormio *žẹmbro* „Arve" usw. (mit Hilfe von rumän. *zimbru* wird eine Grundform **džẹmbro* erschlossen, die zu lit. *žémbəti* „keimen", urslav. **zemb-jo-* „Keim" gehört, was sich dadurch rechtfertigt, daß die Keime der Zirbelkiefer gegessen werden und daher besondere Bedeutung für die Menschen haben); anschließend werden auch schweizd. *Arve* usw. diskutiert; Veltlin *š i ñ u n* „Sumpfgras" usw. (es wird eine vorromanische Grundform *ťseru̯-n-io* erschlossen, entsprechend dem it. *cervino* id., deutsch Hirschhaar, idg. **keru̯-n-io-*; der Wechsel zwischen *ñ* und *my* erklärt sich durch die Assimilation von *-u̯-n-* zu *-n-*); Veltlin *b r a ñ a* „Farnkraut" (Grundform **pra-n-iā*, deren Stammsilbe **pra-* übereinstimmt mit gall. *ratis*, für **prati-*); Münstertal *s ó n d e r* „Legföhre" (Grundform **sundr-*, zu urslav. **sędra*, **sēndrā* „geronnene Flüssigkeit", nhd. *sintern* „durchsickern"; die Bedeutung hat Parallelen in gr. *πίτυς* „Fichte" usw.); Bergell *k u l é ž u m* „Vogelbeerbaum" (aus vorlat. **kulik-ino*, zu altind. *kāla-* „schwarz", usw., scheint mir etwas unsicher, weil die charakteristischen Beeren rot sind, die angezogenen Farbadjektive aber sozusagen alle „schwarz" bedeuten); Veltlin *g a y ü d i* „Preiselbeeren" (Typus **kal-u-tā*, **kal̥-u-tā*, dessen Stamm auch schwarz bedeuten würde und im Ablautverhältnis zu dem vorangehenden stehen würde); Veltlin *bula* „Spreu" (aus der illyr. Entsprechung von slav. **bhū-l-*, vgl. tschech. *býl* „Pflanze"); Veltlin *dumega* „Gerste" (Grundform **du̯ōmoi-kā* = Zwei-Zeile, zu altind. *mē-kha-lā* „Gürtel"); Veltlin *poina* „Buttermilch" (mit einer Erklärung, die weniger einleuchtet, als die von J. U. Hubschmied Mél. Duraffour 175 gegebene); Veltlin *karot* „Gefäß für Buttermilch" (Zuweisung unsicher); *barga* „Pferch" (ebenfalls unsicher); Veltlin *m o ž n a* „Steinhaufe" (**mŭkĭna*, zu gr. *μύκων* „Haufe", anord. *múgi* „Haufe" usw.); der Typus *caravu-* „Steinhaufe" (ebenfalls, samt dem Suffix, illyr. Ursprungs); wichtige Bemerkungen über die im Alpenromanischen so weit verbreiteten Typen *krepp*, *krapp*, *kripp*, alle in der Bed. „Fels"); Bergün *b ọ w a*, Münstertal *b ọ̄ d a* (Grundform **bhŭgā*, resp. deren Weiterbildung auf *-ĭta*); Veltlin *v ẹ n d ü l* „Lawine" (zu idg. **u̯endh-* „drehen, wenden"); Bergell *bleis* „steiler Grashang" (Alpenillyr. **plē-s*, zu slov. *pleša* „kahle Bodenfläche, Glatze"); Ueng. *t r w o y* „Fußweg"; Veltlin *s e r y ö l a* „Kanal" (idg. Ursprungs, vgl. altind. *sárati* „fließt"); Veltlin *gheba* „Nebel" (vorgeschlagene Lösung unbefriedigend, s. S. 218); Veltlin *britta* „dicke Lippe" (zu einem illyr. **bhr̥ĝ-tā* „Höhe", ahd. *berg*, usw.). Man sieht, daß diese illyrischen Wortrelikte vor allem im Gebiet der Pflanzen, der Bodenbeschaffenheit, der Landwirtschaft zu suchen sind.

S. 220—234. Reto Roedel, Ricercando la proprietà dell' espressione italiana. — S. 235—286. Besprechungen, Nachrichten, Nekrolog. — S. 287—301. Sach- und Wörterverzeichnis. W.

Vox Romanica. 9. Band (1946—47).

S. 1—28. C. de Boer, Un grand syntacticien suisse: Adolf Tobler. Eingehende Würdigung des Lebenswerkes des großen Meisters. — S. 29—56. J. Jud, Altfrz. *estuet*; bündnerrom. *stuver, stuvair*. Neue, allseitig vertiefte Begründung der bekannten vor mehr als siebzig Jahren von A. Tobler vorgeschlagenen Etymologie *est opus*. — S. 57 bis 151. W. Gerster, Beitrag zur Geschichte einiger Bezeichnungen für Gasthaus, besonders fr. *taverne, hôtel, auberge*. Wertvolle Übersicht über die Geschichte dieser drei Benennungen und die damit zusammenhängenden kulturgeschichtlichen Probleme. Im Einzelnen empfiehlt sich vielleicht da und dort eine andere Auffassung. So ist es wohl S. 85 unrichtig, *hostel* und *maison* als gleichbedeutend zu fassen. Die meisten Texte gebrauchen beide Wörter nebeneinander und zwar mit deutlicher Differenzierung, so im Parthenopeus: *Ils n'ont pas hostel en maison, Ains l'ont en un bel pavellon. hostel* ist also „Unterkunft, Logis" und diese Bed. ist noch in den Cent Nouvelles Nouvelles zu finden. So erklären sich auch die vielen Redensarten, wie *prendre hostel, doner hostel, remuer hostel*. Aus diesen hat sich denn auch die Bed. „Gasthaus" entwickelt, die in Flandern und in der Pikardie schon Ende 13. Jahrhunderts erscheint (Beaum Cout; Roisin), dann wieder bei Froissart und dann seit Garbini 1487. *hostelerie* aber ist mehr als ein Jahrhundert älter und ist ebenfalls von *hostel* „Unterkunft in kollektivem Sinn abgeleitet worden, weil es besonders die großen Unterkunftsräume der Klöster bezeichnete. S. 88 ist es kaum richtig, die vielen Belege von *ostel* „Haus" in der Chronique du Mont Saint-Michel für den allgemeinen Sprachgebrauch in Anspruch zu nehmen. Diese Chronik ist entstanden an der Grenze zwischen der Normandie und der Bretagne. Die Bed. „Haus" ist, bis auf den heutigen Tag, außer dem occit. und dem frpr., spezifisch der Haute-Bretagne eigen; es liegt also eine ganz regionale Bed. vor. Beim Typus *auberge* wird mit Recht *héberger* abgesondert. Daß dieses auf das Fränkische zurückgeht (*heribergo* in den Reich. Glossen) unterliegt keinem Zweifel. Verschieden beurteilt wird aber der andere Typus (it. *albergo*, apr. *alberc* „logis, gîte" usw.). Während Brüch an eine Übernahme aus dem Germ. vor der Völkerwanderung, durch die Vermittlung germanischer Söldner denkt, will Gerster in diesen Formen Ablt. eines got. **haribairgôn* sehen. Nun finden wir aber auch in Nordfrankreich Formen mit *hab-*, *ab-*, nicht *herb-*, *heb-*, und zwar nicht nur in dem Streifen südl. der Loire, sondern auch in der Bretagne, in der Normandie, im Agn., in der Wallonie. S. 135 zeigt G., daß die Formen mit *hab-* nur etwa einen Viertel der alten Belege ausmachen. Es ist aber unverständlich, wie daraus der Schluß gezogen werden kann, „daß für die afr. Belege das alleinige Bestehen der fränkischen Grundlage in Frage kommt". Die belegten Formen können doch nicht, wie bei einer Volksabstimmung die Stimmen, gezählt werden, und es darf nicht auf Grund dieser Auszählung die Minderheit als nicht existierend betrachtet werden. Dies um so weniger als die Formen mit *ha-* zum Teil bis heute weiterleben. Es ist vielmehr so, daß wirklich die Formen mit *ha(r)-* auf dem Altgermanischen beruhen und wohl durch die Heeressprache in das ganze Reich getragen worden sind. Als die Franken ihr **heribergon* brachten, verdrängte dieses die vorhandenen Formen mit *ha(r)-* zum größten Teil, aber eben nicht ganz. Diese unter

fränkischem Einfluß umgebildete Form macht ziemlich genau an der gleichen Linie Halt wie *houx*, *aune* usw. Es ist also auch nicht richtig, daß die Ausdehnung der Form mit *har-*, *ar-* nach Burgund usw. etwas mit der Burgundersiedlung zu tun hat. *auberge* „Wirtshaus" ist nicht (S. 150) erst bei Fur 1690 belegt. Wenn bei Nicot 1606 zu lesen steht *auberge . . . est le logis où l'on demeure; combien qu'aucun dient qu'il doit estre prins pour hostellerie*, so ist das ein eindeutiges Zeugnis dafür, daß es bereits zur Zeit dieses Wörterbuchs im Sinn von „Wirtshaus" gebraucht wurde. S. 114 ist Montbél. *érebergue* nicht an seinem Platz. Dieses Wort ist in jüngerer Zeit aus dem Schwäbischen aufgenommen worden, weil die jungen Handwerker von Mömpelgard einen Teil ihrer Lehrzeit in Württemberg zu verbringen pflegten. S. 113 c statt *héberger, muire* lies *héberger muire* (das Komma ist durch ein Versehen in den Text der Enc hineingekommen, lies Enc 8, 76, nicht 17, 134). Der Ausdruck hat hier aber gar nichts zu suchen; wie so viele andere Ausdrücke des Bergbaus ist er in jüngerer Zeit aus dem Deutschen entlehnt (in Halle: *soole in den börnen herbergen*). Der Typus *abergenent* (S. 129) kann unmöglich für die Burgunderzeit beansprucht werden. Nach allen Belegen gehört er in die spätere Epoche der Ausbildung des Feudalismus und seiner Hochzeit. Seine Geographie steht wohl im Zusammenhang mit dem spätern Burgund. Auffallend die manchmal sinnstörenden Druckfehler. Vgl. etwa S. 67 (genau wiederholt S. 69): Murcia *taberna* „naya (statt raya) en el suelo, desde la cual salt*on* (statt *-an*) los que jueg*on* (statt *-an*) al pijotón".

S. 152—154. A. H e n r y, Beekene, Biteken, Teken, mots étrangers en ancien français. Erklärung dieser drei aus dem Flämischen entlehnten Wörter.

S. 155—345. Besprechungen. Darunter besonders bemerkenswert: S. 156—166. Ch. Bally, Linguistique générale et linguistique française (H. Frei). — S. 169—183. Mélanges de linguistique et de littérature offerts à M. Emanuel Walberg; Uppsala 1938 (K. Ringenson). — S. 183—187. Mélanges offerts à M. Jean Dufour; Montbrison 1940 (P. Gardette). — S. 190—204. W. Bruckner. Schweizerische Ortsnamenkunde; Basel 1945 (Fr. Zopfi). — S. 221—228. P. Zinsli, Grund und Grat; Bern 1945 (R. Hotzenköcherle). — S. 233—238. M. L. Müller-Hauser, La mise en relief d'une idée en français moderne; RH 21 (A. Labhardt). — S. 238—243. A. Zipfel, Die Bezeichnungen des Gartens im Galloromanischen; Diss. Leipzig 1943 (J. Jud). — S. 245—253. L. Remacle, Les variations de l'h secondaire en Ardenne liégeoise; Paris 1944 (J. Jud). — S. 253—259. K. Huber, Über die Histen- und Speichertypen des Zentralalpengebietes; RH 19 (A. Maissen). — S. 264—268. M. Schmolke-Mellwig, Das Wirtschaftsleben eines Hochgebirgsortes im romanischen Wallis (Evolène) VKR 15 (W. Gyr). — S. 269—272. J. E. Dufour, Dictionnaire topographique du Forez; Mâcon 1946 (J. Jud). — S. 275—287. S. Heinimann, Wort- und Bedeutungsentlehnung durch die italienische Tagespresse im ersten Weltkrieg; RH 25 (R. Roedel). — S. 287—292. F. Tollemache S. J., Le parole composte nella lingua italiana; Roma 1945 (M. L. Wagner). — S. 299—302. G. Porru, Saggio di uno studio sul lessico sardo, Studi Ital. di Filologia Classica XIX (M. L. Wagner). — S. 307—310. A. Maissen, Werkzeuge und Arbeitsmethoden des Holzhandwerkes in Romanisch Bünden; RH 17 (W. Egloff). — S. 326

bis 331. M. de Paiva Boléo, Bresileirismos; Coimbra 1943; id., Filologia e Historia; Coimbra 1945 (M. L. Wagner). — S. 331—334. Maria do Céu Novais Faria, Passagem de nomes de pessoas a nomes comuns em português; Coimbra 1943 (M. L. Wagner). — S. 334—336. Branimir Bratanic', Orace sprave u Hrvata, oblici, naziolje, raširanje (Pfluggeräte bei den Kroaten); Zagreb 1939 (E. Dickenmann). — S. 336—345. Italia e Croazia; Roma 1942 (E. Dickenmann).

S. 346—391. Nachrichten. — S. 392—395. Linguist. Dissert.; Periodische Veröffentlichungen. — S. 396—407. Nekrologe: J. Haust, P. Barbier fils, Ch. Bally, A. Sechehaye, J. Melander. — S. 408—421. Indices. W.

Anales de Filología Clásica. Universidad de Buenos Aires, Facultad de Filosofía y Letras, Instituto de Filología, sección clásica. Buenos Aires 1949.

Der vorliegende Band dieser vortrefflichen Zeitschrift muß hier wenigstens kurz erwähnt werden, und zwar wegen zweier Arbeiten, welche für uns Romanisten von großer Bedeutung sind. In einem sehr klar aufgebauten Aufsatz gibt O. F. A. Menghin eine Übersicht über die bisherige Entwicklung der Forschungen auf dem Gebiet des Venetischen (S. 151—81, Veneto-Illyrica I), vor allem auch in bezug auf die Bedeutung der Einwanderung „asianischer" Völker, die Menghin selber in einem früheren Aufsatz in der argentinischen Zeitschrift Runa (1948) mit Beginn um die Mitte des 4. Jahrtausends nachzuweisen versucht hat. Ob freilich die Identität des Flußnamens Tara mit dem in Persien nachzuweisenden Dara (von dem uns M. leider keine Belege gibt), gesichert ist, und wenn, ob diese Identität wirklich auf die Rechnung jener früh eingewanderten Völker zu setzen ist, muß vorläufig noch offen gelassen werden.

Die zweite Arbeit, zu welcher die Romanisten gerne greifen werden, ist La Controversia sobre las leyes fonéticas en el epistolario de los principales lingüistas del siglo XIX, von Demetrio Gazdaru (S. 211—328). Sie besteht vor allem aus dem Abdruck von 32 Briefen, die große Sprachforscher in den Jahren 1879—88 an Ascoli geschrieben haben, sowie von zwei Briefen von Ascoli an Brugmann und an Schuchardt. Es war die Zeit, in der die Diskussion um die Lautgesetze die höchsten Wellen schlug und oft sogar in persönliche Invektiven und Verdächtigungen ausmündete. Die Briefe stammen hauptsächlich von Brugmann, Delbrück, Johannes Schmidt, Georg Curtius, V. Henry, Schuchardt. Heute, wo der ganze Fragenkomplex weitgehend geklärt ist, hat diese Korrespondenz vor allem historisches Interesse; dieses ist aber dafür um so mächtiger. Wir sehen aufs neue, wie sehr die beteiligten Gelehrten die Fragen als ihr persönlichstes Anliegen erlebten (vielleicht wird man in 50 Jahren ähnliche Briefsammlungen über den Gegenstand der Phonologie publizieren!). Der stärkste Eindruck, den man erhält, ist der von Ascolis Persönlichkeit, der als der große Realist, der er war, von beiden Seiten annahm, was seinen umfassenden Erfahrungen entsprach, und also, ohne etwa Eklektiker zu sein, eine Art die andern überragender Mittelstellung hatte. Aus allen Briefen tritt immer wieder das Bild des Gelehrten hervor, der sich nie mit einem Terminus begnügt,

sondern die damit gemeinte Realität ergreift. Die Briefe stammen aus der Bibliothek der Accademia dei Lincei, wo die gesamte erhaltene Korrespondenz Ascolis aufbewahrt wird. W.

Revista de dialectología y tradiciones populares. Director: Vicente García de Diego. Madrid, Duque de Medinaceli, 4. (Consejo Superior de Investigaciones Científicas. Centro de Estudios de Etnología Peninsular.) Tomo V. 1949. 703 S.

In Spanien haben sich volkstümliches Leben und Volkskultur mit seltener Kraft bis in die Gegenwart lebendig erhalten und das Volksleben hat es sogar vermocht das literarische Leben seit der Zeit der *Costumbristas* in hervorragendem Maße zu bestimmen. Dagegen ist die volkskundliche Forschung in Spanien eigenartige Wege gegangen. Nach kräftigen Ansätzen in den 80er Jahren, die sich ausschließlich der geistigen Kultur zuwandten, dem Volkslied, Sprichwörtern, Volksglauben (A. Machado y Alvarez; *El Folk-Lore Andaluz; Biblioteca de las tradiciones populares españolas;* Romanzenforschung), tritt die Volkskunde stark zurück. In der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen erstarkt das volkskundliche Interesse dann wieder, erscheint aber an einzelne Regionen gebunden. An der Spitze stehen das Baskenland (Barandiarán, Azkue und viele andere) und Katalonien (J. Amades, A. Griera, die katalanische Volksliedforschung), dann folgt Galicien, wo an die Tätigkeit des Seminario de Estudos Galegos zu erinnern ist. Andere Landschaften weisen einzelne bedeutende Vertreter der Volkskunde auf wie Asturien (Llano Roza de Ampudia; Cabal). Auch in Valencia, auf Mallorca und in Extremadura sind beachtenswerte Ansätze zu verzeichnen. Außerdem arbeiteten Vergara Martín auf dem Gebiet der Sprichwörterforschung und Rodríguez Marín über das Volkslied. Wie ungleichmäßig sowohl in sachlicher als auch in regionaler Beziehung die Forschung gewesen war, zeigt deutlich die dreibändige zusammenfassende Darstellung *Folklore y costumbres de España*, die 1931—1933 in Barcelona erschienen ist. Die Forschungsrichtung, die volkskundliche mit dialektologischer Forschung verbindet, ist in Spanien nur selten gepflegt worden (sie ist vertreten durch P. Sánchez Sevilla, *El habla de Cespedosa de Tormes*, in RFE XV, und durch A. Griera). Auf diesem Gebiet arbeitete vor dem zweiten Weltkrieg die Hamburger Romanistik (F. Krüger für Nordspanien, Rezensent für Südspanien, W. Bierhenke u. a.). Seit 1940 ist nun die spanische volkskundliche Arbeit auf allen Gebieten aktiviert worden. Die Ergebnisse der spanischen Forschung der letzten Jahre liegen übersichtlich vor in Werken wie L. de Hoyos Sáinz y Nieves de Hoyos Sancho, *Manual de Folklore*, Madrid 1947, und J. Caro Baroja, *Los pueblos de España*, Barcelona 1946. Eine Reihe von Monographien und Werke wie J. Caro Baroja, *Los pueblos del Norte de la Península Ibérica*, Madrid 1943, und R. Violant y Simorra, *El Pirineo Español*, Madrid 1949, zeigen, daß die spanische Forschung es durchaus verstanden hat, die vom Ausland übernommenen Anregungen für die eigene Arbeit auszuwerten und sich selbständig zu machen, wenn auch z. Z. die vergleichende Betrachtung noch zurücktritt; sie zeigen aber auch einen beachtlich hohen Stand der Forschung, mit dem die Forschung vor dem zweiten Weltkrieg in Spanien

keinen Vergleich aushält. Es ist vor allem möglich gewesen, die regionale Arbeit zu koordinieren und zu zentralisieren, indem in Madrid die notwendigen Zentralorgane geschaffen wurden. Wir meinen das Museo del Pueblo Español unter Leitung von J. Caro Baroja und die seit 1944 erscheinende *Revista de tradiciones populares* unter der Leitung des bekannten spanischen Sprachwissenschaftlers V. García de Diego. Seit dem 3. Heft des 1. Jahrgangs führt die Zeitschrift den Titel *Revista de dialectología y tradiciones populares*, doch möchten wir ausdrücklich feststellen, daß die dialektologischen Arbeiten bisher gegenüber den rein volkskundlichen zurücktreten. Die Zeitschrift ist Organ des Centro de Estudios de Etnología Peninsular und beschränkt sich infolgedessen auch nicht nur auf Spanien.

Neben Untersuchungen spielt die Veröffentlichung volkskundlichen Materials eine große Rolle. Und in der Tat, der Reichtum eigenartigen Volkslebens und origineller Volkskultur ist in Spanien auch heute noch außerordentlich groß und es muß eine der vornehmlichen Aufgaben der Zeitschrift sein, dieses Material der Forschung zugänglich zu machen, ehe es auch in Spanien zu spät sein wird, die Zeugen alter bodenständiger und volksgemäßer Kultur zu retten. Denn auch hier wird langsam ein Stück Alteuropa nach dem anderen der ausgleichenden Zivilisation der Gegenwart, dem allgemeinen europäischen Ausgleich (und vielleicht darf man bereits von einem allgemeinen europäisch-amerikanischen Ausgleich reden) zum Opfer fallen.

Da die bislang erschienenen Bände sich in der Anlage gleichen, beschränken wir uns im folgenden darauf, den Band V, der uns zugegangen ist, kurz dem Inhalte nach zu charakterisieren. Zuvor möchten wir bemerken, daß jedem Band ein Rezensionsteil beigegeben ist, der auch die wichtigeren Neuerscheinungen der übrigen romanischen Länder in Europa und Amerika berücksichtigt, sowie eine sorgfältig gearbeitete Bibliographie.

Inhalt von Band V:

Dialektologie:

E. Lorenzo, *Notas al vocabulario de Lamano* (S. 97—109). Wertvolle Ergänzungen zu dem Wörterbuch von J. de Lamano y Beneite, *El dialecto vulgar salmantino*, 1915.

J. de la Fuente Caminals, *Algunas palabras de Guadilla de Villamar, provincia de Burgos* (S. 146—151).

J. Pérez Vidal, *Nombres de la lluvia menuda en la isla de La Palma* (*Canaria*) (S. 177—199). Studiert die Ausdrücke für den feinen Regen auf der Insel La Palma. Die andalusischen, portugiesischen und amerikanischen Einflüsse im Wortschatz der Insel werden deutlich. Interessante Metaphern.

José J. Bta. Merino Urrutia, *El vascuence en la Rioja y Burgos. Problemas que plantea su toponimia* (S. 370—405), zwei Karten. Studiert auf Grund von alten Dokumenten die früheren baskischen Ortsnamen in der Rioja, soweit sie zur Provinz Logroño gehört, und im Raume östlich von Burgos. Viele der Namen gehen sicher auf die Einwanderung von Basken aus Alava, weniger aus Navarra, nach der Vertreibung der Mauren zurück. Ob man mit M. U. aus den Bachnamen S. 376 auf baskische Besiedlung schon zur Römerzeit schließen darf, bleibt fraglich, da es sich bei diesen Namen um iberische handeln

kann, d. h. Namen, die freilich auch baskisch sind, insofern als das Baskische ein starkes iberisches Element in sich aufgenommen hat. Die Anwesenheit von Namen, die auch im Baskischen vorkommen, kann nicht als Kriterium für alte baskische Siedlung gelten, wenigstens solange nicht, bis wir imstande sind, iberisches Sprachgut und iberisches Lehngut im Baskischen auszusondern. Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß dies je gelingt angesichts der geringen Überlieferung des Iberischen.

V. de Olano Silva, *Toponimia gallega* (S. 627—662). Bringt in Fortsetzung eines Beitrags im Band I der Zeitschrift ein Verzeichnis von Ortsnamen aus den Provinzen La Coruña, Orense und Pontevedra, nach Provinzen getrennt, auf Grund von Urkunden.

Etymologie:

Diego Catalán Menéndez-Pidal, *Derivados españoles de Caryón* (S. 415—419).

Wohnung:

J. Lorenzo Fernández, *Los Silos de Villacañas* (*Toledo*). (S. 420—434, mit 11 Abb.). Monographische Darstellung der Höhlenwohnungen von Villacañas. Eingehende Beschreibung. — Die Höhlenwohnungen von Villacañas haben bereits 1930 ihre wissenschaftliche Darstellung gefunden in O. Jessen, *La Mancha* (Mitt. d. Geogr. Ges. in Hamburg XLI, 123—227) und zwar S. 208—221 mit Figur 12—13 und Abb. Taf. 25, 1; 29, 2; 30, 1. Jessen behandelt auch die Höhlenwohnungen von Chinchilla und Campo de Criptana.

E. Varela Hervias, *Cerraduras de madera* (S. 622—626, mit 4 Abb.) Veröffentlicht hölzerne Türschlösser aus der Sierra de Guadarrama nach Aufnahmen von 1918. Heute sind die Schlösser nicht mehr in Gebrauch. — Derartige Türverschlüsse finden sich auch in anderen Gegenden. Ich verweise nur für die Sierra Nevada auf P. Voigt, *Die Sierra Nevada*, Hamburg 1937, Abb. 4, und für Südmarokko auf A. Paris, *Documents d'architecture berbère, sud de Marrakech*, Paris 1925, N. os 76—79.

Landwirtschaft:

J. Caro Baroja, *Los arados españoles. Sus tipos y repartición.* S. 3—96, mit drei Karten und 117 Abb. (Zeichnungen und Photos.) Grundlegende Arbeit über die spanischen Pflugtypen und ihre Verteilung im Raum. Ausgehend von der Arbeit von R. und B. Aitken, *El arado castellano: estudio preliminar* (Anales del Museo del Pueblo Español I, 109—138) und sich auf ein außerordentlich umfangreiches Material stützend gelangt Caro Baroja zu Ergebnissen, die zunächst abschließend sind. Außer auf Museumsbestände und die Literatur konnte C. B. auf dem reichen von A. Crespí gesammelten Material aufbauen. Die Zeichnungen Crespís zeichnen sich durch Beigabe der ortsüblichen Terminologie der einzelnen Pflugteile aus. Zu S. 66: Über den Pflug im Nordosten der Provinz Cádiz habe ich *Nordost-Cádiz*, Halle 1937, S. 129—131 (mit Abb. 17 c) gehandelt. Der von mir VKR VII, 47 unter 1 abgebildete Pflug ist in der Tat, wie C. B. vermutet, ein Eisenpflug (die Beschreibung steht auf S. 51). Es ist sehr erfreulich, daß uns zu der ausgezeichneten Arbeit jetzt auch die

portugiesische Ergänzung vorliegt in Jorge Dias, *Os arados portugueses e as suas prováveis origens*, Coimbra 1950.

Märchen:

L. L. Cortés y Vázquez, *Veinte cuentos populares sanabreses* (S. 200—266, eine Karte, sieben Photos). Nachdem schon F. Krüger einige sanabresische Märchen mitgeteilt hat, sind diese neuen Märchen sehr willkommen. Verf. gibt die Märchen sowohl in phonetischer als auch in schriftsprachlicher Transkription. Die einzelnen *Cuentos* werden mit denen der Sammlung von Espinosa verglichen. Lexikologische Bemerkungen und Ausführungen über die in den *Cuentos* genannten Orte sind beigefügt. Wir sind A. M. Espinosa dankbar für seine Sammlung spanischer Märchen, die als erste Sammlung dieser Art natürlich nicht umfassend sein kann, und wir finden daher die Kritik, die Verf. S. 247 äußert (Unvollständigkeit in geographischer Hinsicht, zu geringe Berücksichtigung der entlegeneren Orte) unbegründet. Espinosas Sammlung ist eben ein Anfang und als solcher von großer Reichhaltigkeit, auch was die räumliche Verteilung anbetrifft. Über San Martín de Castañede und Ribadelago (S. 211) hat sich übrigens auch Ilja Ehrenburg geäußert (*Spanien heute*, Berlin 1932, S. 48—54).

C. Cabal, *Temas de Asturias: La aguja* (S. 358—369). Text von Märchen, in denen die Nadel eine Rolle spielt.

Volkslied und Tanz:

G. Manrique, *Castilla: sus danzas y canciones* (S. 295—308, mit sechs Photos). Bietet den Text von Liedern, die den Tanz begleiten. Die Musik ist von dem Nordamerikaner Schindler, der mit Verf. die kastilische Meseta durchstreift hat, an anderer Stelle veröffentlicht worden. Die chorographischen Angaben genügen nicht, um sich von den Tänzen eine ausreichende Vorstellung zu machen. Zu begrüßen sind aber die Ausführungen über die Tracht der Tänzer und Tänzerinnen.

J. Pérez Vidal, *Romancero tradicional canario* (*Isla de La Palma*) (S. 435—470). Veröffentlicht fünf altertümliche Romanzen mit ihren Varianten. Die einzelnen Romanzen werden sorgfältig mit der übrigen iberoromanischen Romanzentradition verglichen.

Sprüche:

Flávio Gonçalves, *A rima popular com vocábulos toponímicos e antroponímicos* (S. 138—145). Scherzhafte Reimsprüche über Orte und deren Bewohner aus Portugal.

A. Castillo de Lucas, *El sentir y el pensar vallisoletano a través de los refranes y coplas que aluden a la capital y pueblos de la provincia*. (*Aspecto geográfico-médico*). (S. 272—294). Behandelt das volkstümliche Denken in den Sprichwörtern und Reimsprüchen der Provinz Valladolid.

Spitznamen:

J. A. Pires de Lima, *Os moradores de S. Simão de Novais e suas alcunhas*. (S. 353—357). Der Ort liegt im Minho.

Volkstheater:

J. M.a Fernández, *Un „auto" popular de los Reyes Magos* (S. 551—621, vier Photos). Wenn man von dem katalanischen *Misteri de Elche* absieht, war von einem Fortleben des mittelalterlichen religiösen Dramas in Spanien nichts bekannt. Aus dem Mittelalter kennen wir ein Dreikönigsspiel vom Anfange des 13. Jahrhunderts (in Toledo aufgeführt?) und ein für klösterliche Zwecke bestimmtes Krippenspiel des Gomez Manrrique (15. Jahrhundert). Gewisse volkstümlich-religiöse Aufführungen in Mexiko und Mittelamerika lassen aber vermuten, daß derartige Aufführungen auch in Spanien das Mittelalter überlebt haben. J. M.a Fernández ist es nun gelungen, den Text eines Dreikönigsspiels zu entdecken, wie es etwa bis 1940 in León in den Orten Sahagún, Cea und Villamol zur Aufführung kam. Er hat dann in dem Dörfchen Villamol ein Ms. entdeckt, das den Text enthält, wie ihn um 1880 ein gewisser Miguel Gutiérrez Santamaría aufgezeichnet hat, offenbar weil damals die Textüberlieferung schon unsicher und lückenhaft geworden war. Fernández veröffentlicht nun den Text mit einer Einleitung, die auf die Dreikönigsspiele in Frankreich, das spanische Stück des 13. Jahrhunderts, die Metrik und den Charakter der Personen des neu gefundenen Stückes eingeht. Auf seine Anregung hin wurde das Stück am 5. Januar 1947 in Villamol wieder aufgeführt. Von dieser Aufführung stammen die beigegebenen Photos.

Sitten:

Moisés Marcos de Sande †, *Del folklore extremeño. Acehuche (Cáceres)*. (S. 152—155). Verschiedene Bräuche aus Acehuche. Die mit Tierfellen bekleideten Menschen, die die *carantoña* ausführen (als Dank für Errettung aus Gefahr) sind wohl als Verkörperung einstiger Totendämonen aufzufassen wie die *Roitschäggete* im Lötschental und ihre sonstigen Schweizer Verwandten (vgl. hierzu R. Weiß, *Volkskunde der Schweiz*, Erlenbach-Zürich 1946, S. 166—167).

Feste:

F. Bouza Brey, *Teatro de Carnaval en Galicia*. (S. 406—414, mit fünf Photos). Beschreibt Karnevalsbräuche aus La Ulla, einer Landschaft im Süden von Santiago de Compostela, beiderseits des Flusses gleichen Namens (m. Abb.) und teilt einen Fastnachtsschwank aus Bora bei Pontevedra mit, der den Steinmetz Gregorio Couto zum Verfasser hat.

Volkswissen:

J. Taboada, *Folklore astronómico y meteorológico de la comarca de Monterrey* (S. 110—137). Reiches, wenn auch wohl nicht erschöpfendes Material über bäuerliche astronomische Anschauungen und Wetterregeln aus der Gegend von Monterrey in der galizischen Provinz Orense. Wenn schon (S. 115) der Rolle des Mondes bei den alten Griechen und in der *Voluspá* gedacht wird, so wäre der großen Bedeutung des Mondes bei den Akkadiern ebenfalls zu gedenken gewesen. Auch die religiösen Anschauungen der alten Mexikaner, der Tupi und der Arowaken bieten manche Parallelen.

V. Lís Quibén, *Medicina popular gallega* (S. 309—332 und 471—506). Reiches Material, genau lokalisiert.

F. Bouza Brey, *El lagarto en la tradición popular gallega.* (S. 531—550). Volksglaube, der sich an die Eidechse heftet, aus Galizien, nebst portugiesischen Parallelen (magische Formeln beim Eidechsenfang, sexuelle Vorstellungen, Volksmedizin).

Hamburg — Wilhelm Giese

Besprechungen

Petăr Mutafčiev, *Dobrudža.* Sbornik ot studii. Tom IV. Pod redakciata na Professor Dr. Krăndžalov. Sofia, Hemus, 1947. 360 S.

Das Schrifttum über die Dobrogea ist nicht umfangreich, besonders von bulgarischer Seite ist es recht gering. Um so mehr ist es zu begrüßen, daß der bedeutende bulgarische Historiker P. Mutafčiev, der 1943 oder 1944 verstorben ist, sich dem Studium der Geschichte der Dobrogea gewidmet hat. D. Krăndžalov, der selbst ein guter Kenner Rumäniens ist, gebührt das Verdienst, den vorliegenden Band nach dem Tode des Verfassers pietätvoll ediert zu haben.

Wenn der Berliner Kongreß (und ähnlich schon der Friede von San Stefano) 1878 die D. Rumänien zusprach, so war dabei offenbar der politische Gesichtspunkt ausschlaggebend, der Verbindung Rußland-Istanbul ein möglichst großes Hindernis in den Weg zu legen. Freilich, ein anderes darf dabei nicht übersehen werden, es galt auch, Rumänien einen Weg zum Meer zu verschaffen. Auf Grund ihrer damaligen Besiedlung war die D. freilich kein rein rumänisches Land, wenn auch am östlichen Donauufer nördlich Silistra immer Rumänen gewohnt haben, ganz abgesehen von den rumänischen Wanderhirten, die die D. durchzogen. Noch 1930 standen die Rumänen der D. ihrer Zahl nach (nach Tausenden gerechnet) zu den Bulgaren, den Türken und den Tataren in dem Verhältnis 361 : 185 : 151 : 22, d. h. die großen Minderheiten waren zusammen fast ebenso stark wie die Rumänen. Nach der Zählung von 1930 bildeten die Bulgaren im Bezirk Caliacra 45% und im Norden des Bezirks Durostor 60%, die Türken in Süd-Durostor 60% der Einwohner. Diese Verhältnisse führten dazu, daß Rumänien in der rumänisch-bulgarischen Verständigung vom 7. September 1940 die beiden genannten Bezirke an Bulgarien abtrat. Bulgaren finden sich aber auch weiter nördlich, im Bezirk Constanța machen sie 35% aus, im Bezirk Babadag 25%. Zweifellos konnte Bulgarien auf die Süd-Dobrogea (hierunter verstehe ich die Bezirke Durostor und Caliacra) historische Ansprüche erheben. Es ist natürlich, daß in der Frage der Grenzziehung zwischen Rumänien und Bulgarien auch die Klärung der geschichtlichen Verhältnisse und deren Erforschung hereinspielt. Von diesem Gesichtspunkt aus ist es bedeutsam, neben dem rumänischen auch den bulgarischen Standpunkt kennen zu lernen, und in dieser Hinsicht kommt dem Buche M.s eine besondere Bedeutung zu.

Die Geschichte der D. ist für die Wissenschaft ein schwieriges Problem infolge des Fehlens unmittelbarer historischer Quellen für das gesamte Mittelalter und einen großen Teil der neueren Zeit. Die D. ist die Landbrücke zwischen der südrussischen Steppe und Byzanz,

durch die seit dem Altertum immer wieder fremde Reiterscharen und wandernde Völker aus Südrußland gezogen sind (Skythen und Alanen, Hunnen, Awaren, Slaven, Wolgabulgaren, Petschenegen, Kumanen, Tataren), teils zerstörten, teils seßhaft wurden, während Byzanz, die beiden bulgarischen Reiche und später die Osmanen mit wechselndem Geschick die Einbrüche abzuwehren und verlorenes Gebiet wiederzugewinnen suchten. Dieses Spiel von Druck und Gegendruck fand im 19. Jahrhundert seinen Ausdruck in den Auseinandersetzungen zwischen dem russischen Zarenreich und der in Istanbul konzentrierten Macht des osmanischen Reiches. Die vielen Kämpfe und Zerstörungen in der D. sind der Erhaltung unmittelbarer historischer Zeugen denkbar ungünstig gewesen. So ist man denn für die geschichtliche Forschung auf das Quellenmaterial der Nachbarvölker angewiesen, auf die byzantinischen Historiker, die alten russischen Chronistenberichte, bulgarische und türkische Urkunden, auf türkische und persische Historiker sowie türkische und arabische Reiseschriftsteller. Das bedeutet aber für den Historiker der D. die Notwendigkeit eines noch verschiedenartigeren Quellenmaterials als es an und für sich schon für geschichtliche Forschungen auf der Balkanhalbinsel erforderlich ist. und eine weitgehende Sprachkenntnis. Einer der nachhaltigsten Eindrücke des vorliegenden Bandes ist die außerordentliche Materialbeherrschung. Weder die Reiseschilderung des Marokkaners Ibn Baṭṭūṭa noch das türkische Reisewerk „Sejāhetnāme“ des phantastischen Evlija Čelebi (17. Jahrhundert) sind vergessen. M. hat sich sogar die Mühe gemacht für das letztere Werk die photographische Handschriftenkopie einzusehen, die sich im Besitze des Wiener Orientalisten Professor H. Duda befindet. Den herangezogenen Schriften dürfte nur weniges hinzuzufügen sein, so etwa die Veröffentlichungen A. Rubió i Lluchs über die Katalanen in Griechenland, eine Frage, die freilich bei M. nur eine untergeordnete Rolle spielt. Die grundlegende Geschichte des Qypčaq von B. Spuler: „Die Goldene Horde. Die Mongolen in Rußland 1223—1502“, Leipzig 1943, konnte M. nicht mehr benutzen.

Besondere Anerkennung verdient, daß M. sich nicht auf die historischen Quellenwerke im engeren Sinne beschränkt, sondern volkskundliches Beweismaterial und die sprachgeschichtliche und dialektologische Forschung in weitem Maße heranzieht, wo diese versprachen historische Aufschlüsse zu geben.

Der Band umfaßt meist bisher unveröffentlichte Studien M.s. In dem ersten Beitrag „Die D. in der Vergangenheit“ betont M. die geringe römische Besiedlung, was im Gegensatz steht zu den Forschungen der Rumänen V. Pârvan und Radu Vulpe. Wir möchten hier daran erinnern, daß ja auch sprachliche Momente (Artikel, Aufgabe der alten Deklination, *e* zu *ia* unter gewissen Bedingungen und andere Erscheinungen) im Bulgarischen darauf hinweisen, daß, als sich das Ostbulgarische (die heutige Schriftsprache) ausbildete, im Nordosten Bulgariens ein rumänisches Substrat vorhanden war, d. h. romanisierte Thraker (vgl. hierzu auch Th. Capidan, Dacoromania III, 129 ff. und E. Gamillscheg, „Über die Herkunft der Rumänen“, Berlin 1940). Die Verflechtung mit der byzantinischen, türkischen und mitteleuropäischen Geschichte ist von M. gut herausgearbeitet. Für die Besiedlung der D. ist jedoch daran zu erinnern, daß

die politische Geschichte keineswegs die Volksgeschichte widerspiegelt. Eine besondere Schwierigkeit bildet die jeweilige richtige Einschätzung der politischen und geistigen Oberherrschaft von Byzanz. Bei den Einfällen und Verheerungen handelt es sich übrigens nicht nur um das Töten und Wegschleppen von Bevölkerungsteilen, es ist auch das Ausweichen, Flüchten und spätere Zurückkehren in Ansatz zu bringen. Dieses Hin- und Herfluten, soweit es die bulgarische Bevölkerung während der drei russisch-türkischen Kriege betrifft, hat M. deutlich erkannt. Für die Rumänen aber weist er darauf hin, daß diese im ganzen MA und bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts nirgends erwähnt werden. Es gibt aber auch eine Unterwanderung, von der die historischen Dokumente nur wenig ahnen lassen. Hier kann oft die volkskundliche und linguistische Forschung Aufklärung bringen. Trotz der gemachten Vorbehalte ist diese kurze Gesamtdarstellung der Geschichte der D. die beste Zusammenfassung, die ich kenne.

„Etnographische Veränderungen an der unteren Donau im 11. Jahrhundert" ist eine Auseinandersetzung mit zwei rumänischen Arbeiten (von N. Iorga und N. Bănescu). In einer byzantinischen Quelle werden im Jahre 1074 angebliche Skythen erwähnt, die auf das linke Donauufer herüberkommen. Von den genannten Namen sind zwei türkisch, einer (*Satza*) könnte rumänisch sein. In einem weiteren von Iorga für rumänisch gehaltenen Namen, *Sésthlabos*, möchte M. einen bulgarischen Namen sehen und verweist auf den ON *Seslabtsi* bei Sofia.

Das Kernstück des Bandes, das alle Vorzüge der kombinierten historisch-folkloristisch-linguistischen Forschungsmethode M.s zeigt, ist die umfangreiche und sorgfältige Untersuchung (und Zurückweisung) der „Vermeintlichen Ansiedlung seldschukischer Türken in der D. im 13. Jahrhundert". Wie M. der Vermischung von zwei Berichten im „Oguzname" des Türken Said Lokman (16. Jahrhundert) auf die Spur kommt, wie er die Legende um Sari Saltik in ihrer geographischen Verbreitung untersucht und aufzeigt, wie man bestrebt war, einen national-tatarischen Heiligen zu schaffen (auch hier ergeben sich zwischen Bektaschismus und christlichem Heiligenkult enge Wechselbeziehungen, wie wir sie auch von den islamisch-christlichen Beziehungen im mittelalterlichen Spanien kennen), wie er beweist, daß die Sari Saltik-Legende im tatarischen Norden entstanden ist und dann auf das linke Donauufer übertragen und später mit der Seldschukengeschichte kombiniert wurde (schon J. Hammer hatte freilich den Ort Baba Saltăk bei Ibn Baṭṭūṭa mit Babadag identifiziert) das kann hier nur angedeutet werden. Grundlegend sind die Untersuchungen über die Herkunft der Gagauzen (türkisch sprechende Christen in der Süd-D.). Die bislang geltenden Theorien über den Ursprung der Gagauzen: entweder Nachkommen von Seldschuken oder Osmanen — oder nur türkisierte Bulgaren, werden widerlegt. Erschüttert waren diese Theorien bereits durch die linguistischen Studien des Polen Kowalski, der festgestellt hatte, daß das Türkische Nordost-Bulgariens nordtürkische (tatarische) Elemente enthalte. Das Ergebnis ist folgendes: Es handelt sich um Nordtürken, die zunächst einer Bulgarisierung ausgesetzt waren und Christen wurden. Dann folgte später die Osmanisierung. Diese wurde sprachlich überall durchgeführt. Die Nordtürken im Deli Orman wurden nunmehr auch

Mohammedaner (Einfluß des türkischen Schumen), während die östlicher wohnenden Nordtürken, eben die Gagauzen, infolge des kirchlichen Einflusses von Varna und Cavarna am Christentum festhielten. Dem widerspricht nicht, daß es auch Gagauzen im Deli Orman gibt. Es ist klar, daß die Gagauzen sich auch mit Bulgaren vermischt haben. M. geht aber doch wohl zu weit, wenn er ‚eigentliche' und ‚bulgarische' Gagauzen unterscheidet. Sprachliche Einflüsse des Bulgarischen im Türkischen der Gagauzen fehlen nicht. Diese schöne Studie bedeutet einen außerordentlichen Fortschritt.

„Dobrotič, Dobrotitsa und Dobrudža" war 1927 in der „Revue des études slaves" VII in französischer Sprache erschienen und wurde nun, da das bulgarische Original nicht auffindbar ist, vom Herausgeber ins Bulgarische übersetzt. M. führt den Nachweis, daß der Name des Bruders des Despoten der D. im 14. Jahrhundert *Dobrotitsa* und nicht *Dobrotič* war, d. h. *Dobrota* plus slav. Diminutivsuffix *-itsa* (er war der jüngste von drei Brüdern). *-dža* ist türk. Suffix (Adjektive bildend). Der Name *Dobrotitsa* ist bulgarisch, sowohl der Wortstamm als auch die Suffixe *-ota* und *-itsa*. Wenn Iorga in *-ota* ein rum. Suffix sehen will und auf Namen wie *Calota*, *Capota* verweist, so müssen wir feststellen, daß *-ota* dem Südslavischen durchaus nicht fremd ist (vgl. Vondrák I, 580) und rum. *-ota* aus dem Slavischen entlehnt scheint. Namen lassen aber auf dem Balkan nicht immer auf die Nationalität schließen. Zahlreiche Namen von Rumänen sind slavisch. Von den Brüdern des Dobrotitsa hatte Balik einen türkischen Namen (osman. *balik;* kuman. *balik* ‚piscis'), der andere einen griechischen (Theodor). „Nochmals über Dobrotitsa" ist eine weitere Auseinandersetzung mit Iorga über diesen PN.

Der letzte Beitrag behandelt die Geschichte der Stadt Silistra (röm. *Durostorum*, röm.-byzant. *Dorostol*, bulg. *Drăstăr*, später auch *Dristar*, türk. *Silistra*) im Mittelalter und bildet eine wertvolle Ergänzung zu der großen Studie über die Türken. Dabei ergeben sich nicht nur neue Aufschlüsse für die politische Geschichte, sondern auch enge Beziehungen zur bulgarischen Kirchengeschichte.

Hamburg WILHELM GIESE

Walter Porzig, *Das Wunder der Sprache. Probleme, Methoden und Ergebnisse der modernen Sprachwissenschaft.* Bern 1950, A. Francke AG. Sammlung Dalp. 415 S.

Der Verfasser, der sich an einen breiteren Leserkreis wendet, faßt alles, was über die Sprache an allgemein Wissenswertem zu sagen ist, in einer klaren, flüssigen und gleichmäßig fesselnden Darstellung zusammen. Das mehr organisch als systematisch angelegte Buch geht in einem einleitenden Kapitel, „Die Richtigkeit der Namen", von der Frage aus, welche schon die Griechen beschäftigte: Ist die Sprache „Nomos" oder „Physis", d. h. Übereinkunft oder natürliche Entsprechung der Dinge, deren Wesen durch sie erkannt werden könnte? Diese Frage führt zur Erörterung der Gründe, die für die Namengebung der Dinge wirksam waren und sind. P. hat Gelegenheit, von Lautübertragungen, Lautgebärden, Lautsymbolik, Übertragungen (Metaphern), Ableitungen und Kraftwörtern zu sprechen. — Im 2. Kap. („Gliederung") wird die menschliche Sprache in ihrer Be-

sonderheit gegenüber der tierischen Lautgebung abgegrenzt und eine Gliederung in doppeltem Sinne behandelt: einesteils als Artikulation (Laut, Silbe, Wort, Satz), andernteils als Ordnung der Wirklichkeit, Gruppierung der Dinge und Begriffe durch den Menschen. Die Sprache bildet nicht eine in der Welt bestehende Ordnung ab, sondern gliedert selbst die Welt. Dadurch erfährt die im 1. Kap. gegebene Antwort eine Modifizierung. An glücklich gewählten Beispielen werden die im Wortschatz liegenden Möglichkeiten der Gliederung besprochen (Bedeutungsfelder), das Problem der Definition des Satzes erörtert und die Arten der Satzgliederung untersucht. Am Schluß sagt P. zusammenfassend: ,,Die Sprache ist im Äußerlichsten und im Innerlichsten, im Größten wie im Kleinsten selbst gegliedert, und sie ist gleichzeitig auf allen diesen Stufen Mittel zur Gliederung der Wirklichkeit" (S. 88). — Ein Meisterwerk der Darbietung ist das 3. Kap., das ,,Gespräch" überschrieben ist und diesen Titel mit doppelter Berechtigung führt. Es ist nämlich in die Form einer gelehrten Unterhaltung gekleidet, die ein Zoologe, sein Assistent, ein Psychologe und ein Sprachwissenschaftler miteinander pflegen. Ihr Thema ist der Begriff der Verständigung, die Übermittlung von Gedanken, das Gespräch. Die Behauptung des Assistenten, daß die Ameisen eine Sprache haben müssen, wird zum Ausgangspunkt einer Reihe im Gespräch entwickelter Begriffsklärungen und Erkenntnisse, die auf die Reinigung des Begriffs ,,Sprache" von unklaren Vorstellungen zielen. Auf welchen elementaren Voraussetzungen der Vorgang beruht, den man ,,sprachliche Verständigung" nennt, macht in diesem Gespräch der Sprachwissenschaftler den anderen klar und zeigt damit die Einzigartigkeit des Phänomens ,,Sprache" ebenso wie die Wichtigkeit und Reichweite der Wissenschaft, die damit zu tun hat. — In dem untergegliederten 4. Kap. ,,Sprache und Seele" verwendet P. die etwas anspruchsvolle Überschrift ,,Seele und Zeit" für den 1. Abschnitt, der dann nur das Versprechen, die Dissimilation, die Assimilation, die Kongruenz und den Reim behandelt. Die Bemühung, auch banale Einzelheiten in einen großen Zusammenhang einzuordnen, dürfte zu diesem Mißverhältnis zwischen Titel und Inhalt geführt haben. Über Sprache und Zeit ließe sich anderes sagen als was P. hier bietet. Nachdem er, wieder unter einem etwas prätenziösen Titel (,,Das Geheimnis des Unbewußten") den Vorgang der Kontamination verständlich gemacht hat, gibt er dann in ,,Leib und Seele" einen guten Rechenschaftsbericht von den Ergebnissen der modernen sprachpsychologischen und medizinischen Forschungen (Schallanalyse, Aphasie, Paraphasie, Amnesie, agrammatische Störungen). Was P. in den folgenden Abschnitten (,,Die Einheit der Seele und der Aufbau der seelischen Gebilde" und ,,Seele und Welt") unterbringt, sind psychologische Tatsachen und die sich aus ihnen ergebenden sprachlichen Folgen: Streben nach Sinngebung, Intentionalität. — Direkt in das sprachliche Leben führt das 5. Kap., ,,Die Sprachgemeinschaft", in dem die möglichen volksmäßigen und gesellschaftlichen Differenzierungen der Sprache behandelt werden: Mundarten, Reichssprache, internationale Verkehrssprachen, Klassensprachen, Umgangssprache und Hochsprache, Fach- und Sondersprachen, Mischsprachen. Hier werden Entlehnungen jeder Art besprochen. Beim Thema Überfremdung einer Sprache durch Lehngut (S. 206,

Albanesisch) hätte man das Kriterium der Zugehörigkeit zu einer Sprachgruppe anführen können. Worauf beruht der romanische Charakter des Rumänischen? Die originelle Gruppierung, die P. in der Erörterung dieser Sprachorganismen vornimmt, wird den verwickelten sprachlichen Verhältnissen zweifellos besser gerecht als ein eindimensionales Aufsteigen von ganz unten bis ganz oben (S. 385, Anm. 21). — Dem „Sprachwandel" ist das 6. Kap. gewidmet, das in einem Zuge, eine aus der andern ableitend, alle Fragen behandelt, welche die Sprachveränderung betreffen: Lautgesetze, Analogiebildung, alle möglichen Gründe und Anlässe von Wandlungen, ihre Bedingungen, Substrattheorie, Sprachgrenzen, Bedeutungswandel u. a. In der Entwicklung der verschiedenen Lehrmeinungen über die Sprachveränderungen verfährt P. im wesentlichen historisch und gibt somit ein Stück Geschichte der Philologie. — Den Inhalt des 7. Kap. („Sprachvergleichung") bildet hauptsächlich eine geradezu dramatisch geschriebene Einführung in die indogermanische Sprachwissenschaft, geschrieben als Geschichte einer Reihe glänzender Entdecker- und Forschertaten. Der Leser wird an die Probleme in der Reihenfolge herangeführt, in der sie sich der Sprachwissenschaft im 19. und 20. Jahrhundert darboten. Obwohl es dem Verfasser auch hier um die Vermittlung allgemeiner Erkenntnisse geht, wird hier der Leser heftiger als in den anderen Kapiteln mit sprachlichen Gleichungen, Namen von Völkern und Forschern, und Daten bombardiert. Das liegt im Wesen der Sache. Was der Begriff der Sprachvergleichung an Möglichkeiten in sich schließt, wird am Schluß des Kapitels angedeutet. Hier oder an einer anderen Stelle hätte P. die Möglichkeit gehabt, auf das Nebeneinander historischer und deskriptiver Sprachbetrachtung hinzuweisen. — Nach dem 8. Kap., das eine gute Übersicht über „Die Sprachen der Erde" bietet, kommt P. zum krönenden Abschluß des Buches mit der Betrachtung über „Die Leistung der Sprache", wobei „im Leben", „für die Welt" und „im Denken" unterschieden wird. In kurzer Formulierung gibt der Verfasser hier eine Übersicht über die Wirkungsmöglichkeiten der Sprache.

Unsere summarische Übersicht gibt keine Vorstellung von dem lebendigen Reichtum des Buches. Es hat die Aufgabe, die es sich gesetzt hat, mit großem pädagogischen Geschick gelöst. In einem einfachen und guten Deutsch, das jeder versteht, umgeht P. den ganzen Kreis der Rätsel, welche die Sprache aufgibt. Er scheut dabei nicht vor elementaren und quasi selbstverständlichen Gedankengängen zurück. Charakteristisch sind seine Kapitelanfänge, die erzählend beginnen und den Leser unversehens mitten in die Probleme führen. Das Buch will keine Kenntnisse vermitteln, sondern Verständnis für die Besonderheit der Sprache und Achtung vor ihrer Leistung wecken. Etwas stiefmütterlich wird dabei wohl die Sprache als Ausdruck, Kunst, Dichtung behandelt. Der Begriff des Schönen spielt in dem Buch keine Rolle. Er hätte ein eigenes Kapitel verdient. In dem letzten Kapitel über die Leistungen der Sprache wäre Platz zumindest für einen Hinweis auf die Sprache als ästhetische Funktion gewesen. Die Sprache als zweckfreie Schöpfung wird ganz übersehen. „Was veranlaßt uns Menschen, zu sprechen? Was bringt die kleinen Kinder dazu, in erstaunlicher geistiger Anspannung die Sprache zu erwerben? Was zwingt viele Erwachsene, mit Mühe, Zeit und Kosten fremde

Sprachen zu lernen? Nichts anderes, als die praktischen Bedürfnisse des Lebens" S. 345). Wirklich nichts anderes? — Demgegenüber sind (bes. im 3. und 4. Kap.) die psychologisch-physiologischen Voraussetzungen des Sprechens um so nachdrücklicher behandelt. Es sind dies Dinge (so scheint mir), die im akademischen Lehrbetrieb oft zu kurz kommen. Daher wird aus diesen Kapiteln auch der eigentliche Philologe viel Anregung schöpfen. — P. hat den reichen Stoff, den er zu bewältigen hatte, in ganz persönlicher und eigenwilliger Weise gegliedert. Diese Gliederung ist an sich schon ein Stück wesentlicher Erkenntnis, als das Ergebnis einer langen, liebevollen Beschäftigung mit der Sprache. Daher ist das Buch viel mehr als eine bloße Zusammenstellung des Wissenswerten. In seinen Darlegungen erscheint der Verfasser weitgehend der Sprachtheorie K. Bühlers verpflichtet. Die Grundauffassung, daß die Sprache eine geistige Leistung ist, trägt das ganze Buch. Der Schüler Karl Voßlers liest mit Genugtuung: „Die Laute der Sprache sind keine physikalischen Erscheinungen, sondern geistige; sie entstehen erst durch die bedeutsame Auswahl, die selbstverständlich eine geistige Handlung ist. Nicht die Laute bilden das Wort, wie der Laie geneigt ist, zu glauben, sondern das Wort oder vielmehr die Gesamtheit der Wörter erzeugt die Laute als bestimmte Einheiten. Bis auf diese untersten, scheinbar rein naturhaften Gebilde ist die Sprache Geist" (S. 54). Oder: „Damit aber haben wir für die Gesamtheit des Sprachwandels eine wirkende Ursache erkannt: Veränderungen in der geistigen Haltung der sprechenden Menschen" (S. 257). Darum ist es verwunderlich, daß der Name des Mannes, der die These vom Geist in der Sprache wie kein zweiter vertreten und Sprachfragen weit über das Fachlich-Philologische hinausgehoben hat, nirgends erwähnt wird. Karl Voßler tritt nicht einmal bibliographisch in Erscheinung. Auch Namen von Forschern wie Spitzer und Lerch, die zu allgemeinen und grundlegenden Einsichten in das Wesen des Sprachlichen gekommen sind, vermißt man.

Einzelheiten: S. 24 wird gesagt, engl. *squirrel* sei ein Lehnwort aus dem Griechischen. Ja, aber auf dem Umweg über spätlat. *scuriolus* und afrz. *escuruel*. — S. 41: Zu den Gegenständen, deren Namen immer wieder erneuert wird, um nicht böse Einflüsse auf sie zu ziehen, rechnet P. auch das Pferd auf Grund der Verschiedenheit *equus*, *caballus*, *hross*, *Pferd*. Wie will man eine solche Behauptung erhärten? — S. 43: Den Ersatz von lat. *edere* durch *manducare*, von *os* durch *bucca* nur durch die Wirkung des „Kraftwortes" zu erklären, heißt den Vorgang ungebührlich vereinfachen, da an diesem Ersatz auch die lautliche Veränderung der genannten Wörter einen wesentlichen Anteil hat (S. etwa W. v. Wartburg, *Einführung* S. 109). — S. 150: Daß bei der volksetymologischen Umdeutung von *hamaq* in *Hängematte* zuerst „schon rein lautlich ein Gebilde wie *hängmat* zustande kam, das dann der Eindeutung den Weg wies", glaube ich nicht. Das Gebilde *hängmat* ist schon das Ergebnis einer Umdeutung. Sagt P. doch selbst einige Zeilen später: „Lautung und Bedeutung werden der eigenen Sprache angepaßt, aber nicht jede einzeln für sich, sondern beide zugleich und in enger Fühlung miteinander". — S. 234: „In früherer Zeit sagte man *einen fliehen*, verband also *fliehen* mit dem Akkusativ, heute ist üblich *vor einem fliehen* nach der

gleichbedeutenden umgangssprachlichen Wendung *vor einem davonlaufen*, wo das *vor* seine volle anschauliche Bedeutung hat". Die Übereinstimmung der modernen Kultursprachen *(fuir quelqu'un, fuggire qualcuno, to flee some one)* legt einen kirchensprachlichen Einfluß für diese transitive Verwendung nahe. Im Mittelalter wird *fuir-fuggire* in diesem Gebrauch besonders vor Abstrakten verwendet: *fuggite i vizi!* — S. 316: Das Provenzalische wird von der Wissenschaft nicht als französische Mundart betrachtet. Es ist eine eigene Sprache mit mundartlicher Geltung. Gewisse übergreifende Funktionen sind ihr entzogen worden, ohne daß sie dadurch den Charakter einer selbst wieder in Mundarten gegliederten Sprache eingebüßt hätte.

RICHARD GLASSER

Walde, Alois, *Lateinisches Etymologisches Wörterbuch.* Dritte neubearbeitete Auflage von J. B. Hofmann. Heidelberg 1948 ff. 13.—16. Lieferung.

Kurz nach Kriegsende haben der Bearbeiter dieses Wörterbuchs und der Verlag Winter die Bemühungen um die Weiterführung und Vollendung dieses Wörterbuchs wieder aufgenommen. Beiden muß man sowohl für den Entschluß in schwieriger Zeit ein solches Werk zum guten Ende zu führen ebenso Dank wissen, wie für das erstaunliche Tempo in dem die Fortsetzung nun vor sich geht. Auch wenn man annehmen darf, daß der Bearbeiter in der Zwischenzeit sein Manuskript weitgehend hat fördern können, bleibt die rasche Folge der Drucklegung bewundernswert.

Es liegen jetzt vor die Bogen 6—27 des zweiten Bandes, enthaltend die Wörter *metaxa* bis *rex*. Der Text ist von jener Sicherheit und Perspektive, die wir an allen Publikationen von J. B. Hofmann gewohnt sind. Die souveräne Art, wie Hofmann über die Rück- und Querverbindungen verfügt und wie er in knappster Form ein ungeheures Formenmaterial uns nahe zu bringen weiß, ist, wie stets, meisterhaft. Der Romanist, der es immer als notwendig empfindet, sich bei allen wortgeschichtlichen und etymologischen Studien zuerst über die Lage im Lateinischen zu orientieren, kann sich mit allem nur wünschbaren Vertrauen der Führung von Hofmann überlassen. Bekanntlich sind die kulturellen Zusammenhänge, in denen die Wörter drinnen stehen, in dem etymologischen Wörterbuch von Ernout-Meillet in viel weiterem Umfang berücksichtigt, als bei Walde-Hofmann. Aber dafür stehen die indogermanischen Formen, die für die Beurteilung des Lateinischen von Bedeutung sind, in einer ganz andern Dichte, als bei jenem. Wie schon bisher, wird man auch in Zukunft diese beiden Wörterbücher zusammen benützen müssen und auch gerne benützen. Die beiden gleichermaßen hervorragenden Werke, das deutsche und das französische ergänzen sich auf das glücklichste.

Der Romanist ist natürlich selten in der Lage, in die Diskussion über die Vorgeschichte der lateinischen Wörter einzugreifen. Im Folgenden seien nur die paar Fälle angemerkt, in denen vom romanistischen Standpunkt aus etwas zu modifizieren oder zu ergänzen wäre. — S. 96. MITIS. Es wird hier auf die romanischen Fortsetzer der Ableitung **mitius* verwiesen; da wäre es sicher auch für den Latinisten interessant gewesen, darauf hinzuweisen, daß die toskanischen

Formen nicht ein **mītius* voraussetzen, sondern ein **mētius*. Das ist, wie Jaberg in der Festschrift für Gauchat nachgewiesen hat, die oskisch-umbrische Entsprechung, da der zugrunde liegende Diphthong *ei* zwar im Lateinischen zu ī monophthongiert wird, im Umbrischen aber zu ē. Daraus ital. *mezzo* „teig (von einer Birne)". — S. 169 NINGUIT. Es ist für die romanischen Formen nicht **niviare*, sondern **nivicare* anzusetzen, trotz Meyer-Lübke, der ohne triftigen Grund it. *nevicare* von fr. *neiger* trennte. — S. 238. PALEA. Man darf nicht „Stroh" rundweg als Bedeutung für das klassische Latein ansetzen. Es handelt sich darum, daß das Getreide auf halber Höhe der Halme geschnitten wird (Varro), und daß die obere Hälfte mitgedroschen wird und die zerstampften Strohhalme sich mit der Spreu mischen. — S. 251. PARAMUS. Statt „einheimisches spanisches Wort" lies besser „einheimisches hispanisches Wort". — S. 317. PLANTA. Hier wird in herkömmlicher Weise den romanischen Vertretern von *planta* die Bedeutung „Pflanze" zugeschrieben. Franz. *plante* ist nicht die Fortsetzung von lat. *planta;* vielmehr ist im Altfranz. *plante* neu abgeleitet worden vom Verbum *planter*, und zwar in der Bedeutung von „Pflanzung (bes. von Weinstöcken)". Sekundär ist das Wort dann auf den einzelnen Stock individuell bezogen worden. Daraus haben dann die Botaniker, als sich im 13. Jahrhundert das Bedürfnis einstellte, für alle vegetativen Wesen einen Gesamtausdruck zu haben, ein neulateinisches *planta* „Pflanze" geschaffen, und aus diesem ist dem franz. Wort *plante* die Bedeutung „Pflanze" zugewachsen. Die Art und Weise, wie franz. *plante* vom Verbum *planter* neu abgeleitet worden ist, spricht entscheidend für die Richtigkeit der auch von Hofmann vertretenen Auffassung, daß lat. *planta* „Setzreis" vom Verbum *plantare* zurückgebildet worden sei. — S. 379. PRUNUS. Wenn schon deutsch *Pflaume* und die zugehörigen Formen mit *-m-* statt *-n-* erwähnt werden, wäre es notwendig gewesen, etwas zu ihrer Entstehung und Verbreitung zu sagen. — S. 428. REMULCUM. Siehe zu diesem Wort auch Bertoldi, Colonizzazioni nel Mediterraneo 68.

Eine sehr fruchtbare Neuerung des Hofmannschen Wörterbuchs ist es sicherlich, daß angegeben wird, ob ein Wort im Romanischen weiterlebt oder nicht. Es gewöhnt den Benutzer an eine erweiterte Problemstellung: der Blick schweift nunmehr nicht nur nach der Vergangenheit hin, sondern auch in das, was, vom Lateinischen aus gesehen, die Zukunft ist. Doch möchte man in diesem Punkte ein Desideratum anmelden. Es fällt nämlich auf, daß der Vermerk „rom." (= romanisch) meist, aber keineswegs mit der wünschenswerten Konsequenz gesetzt wird. Bei dem nicht sachkundigen Benutzer wird damit die irrtümliche Meinung erzeugt, die nicht mit „rom." angemerkten Wörter leben nicht weiter. In den vorliegenden Lieferungen fehlt so der Vermerk bei folgenden Artikeln: NOVACULA, PRAESTO, PRATUM, PULMO, QUANDO, RACEMUS, RAMUS, RATIS, REGIO, REGULA, also ganz besonders in der letzten Lieferung. Jemandem, der auch die romanistische etymologische Literatur mit der Hofmann eigenen Aufmerksamkeit und Intensität verfolgt, wird es ein Kleines sein, in diesem Punkte größere Einheitlichkeit zu erzielen.

W.

Manuel C. Díaz y Díaz, *Antología del Latín Vulgar*. Biblioteca Romanica Hispanica, Editorial Gredos; Madrid (1950). 272 S.

Mit diesem Band beginnt die vierte Serie der von Dámaso Alonso mit so viel Weitsicht geleiteten Biblioteca; sie soll Texte umfassen, die im Universitätsstudium Verwendung finden können. Man darf wohl sagen, daß die Sammlung nicht besser hätte eingeleitet werden können als mit dem vorliegenden Band, einerseits weil das Studium solcher vulgärer Texte die eindrucksvollste Einführung in die romanische Sprachwissenschaft darstellt, und sodann auch weil sowohl Auswahl der Texte als auch die Art, sie zu repräsentieren hervorragend sind. Díaz y Díaz beginnt mit Petronius und einer Auswahl von pompeianischen Wandinschriften, also im ersten nachchristlichen Jahrhundert, und führt den Leser bis ans Ende des 8. Jahrhunderts. Es sind alle wichtigen Arten von Texten vertreten: Inschriften, Fluchtäfelchen, die Appendix Probi, die Itala, die Afra, die Peregrinatio Aetheriae (hier Egheriae), Predigten des Augustin, die Mulomedícina Chironis, Gregor von Tours, merowingische Formeln, Urkunden und vieles andere. Die Reichhaltigkeit ist wirklich so, daß sich die meisten Erscheinungen auf dem Weg vom klassischen Latein zu den frühromanischen Verhältnissen illustriert finden. Ein reichhaltiger, aber nicht aufdringlicher Kommentar begleitet in Fußnoten den Text. Ein grammatikalischer Index schließt das Buch ab, der vielleicht etwas reichlicher hätte ausgebaut werden dürfen. Auch der Druck ist, wie heute bei den meisten spanischen Publikationen, ausgezeichnet. Im ganzen ein höchstwillkommenes und überaus brauchbares Hilfsmittel für unsere Universitätsübungen. W.

Boisacq, Emile, *Dictionnaire Etymologique de la langue grecque étudiée dans ses rapports avec les autres langues indo-européennes.* 4ᵉ éd., augmentée d'un index par Helmut Rix. Heidelberg, C. Winter, 1950.

Man wird dem Verlag Dank wissen dafür, daß er dieses vergriffene Werk wieder hat zugänglich machen wollen. Das Bedürfnis war längst fühlbar, und die Vermehrung um einen Index erlaubt es, das Wörterbuch auch für viele andere Sprachen zur Konsultation heranzuziehen. Allerdings wäre es für die Wissenschaft noch viel fruchtbarer gewesen, wenn man das Buch neu bearbeitet hätte. Der wegen der Kostenersparnis gewählte anastatische Neudruck hat leider eine wirkliche Neubearbeitung ausgeschlossen; aber es wäre doch möglich gewesen, in einem Anhang das Wichtigste aus den Ergebnissen der Forschung der letzten Jahrzehnte zu vereinigen. Daß das nicht geschehen ist, vermindert den Wert des Buches sehr erheblich. Es ist überflüssig, hier Beispiele dafür zu geben, wie die Darstellung durch Berücksichtigung der neueren Literatur hätte gewinnen können. Als einziges, repräsentatives Beispiel möge die Feststellung dienen, daß ein grundlegendes Buch wie der Walde-Pokorny nirgends herangezogen worden ist. Kein Benutzer wird sich damit begnügen dürfen, den nunmehr bald 40 Jahre zurückliegenden Text Boisacqs zu konsultieren, auch nicht unter Einschluß der seinerzeit von Boisacq selber noch beigegebenen „Additions". Vielmehr wird man zur Ergänzung der Information stets noch das neue, im Erscheinen begriffene und rasch vor-

wärtsschreitende Wörterbuch von Pokorny konsultieren, das eben an der neuern Literatur nicht vorbeigegangen ist. W.

Rohlfs, Gerhard, *Historische Grammatik der unteritalienischen Gräzität;* Sitzungsberichte der Bayrischen Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse; Jahrgang 1949, Heft 4. München 1950. 264 S.

Mit diesem Band bringt Rohlfs die Forschungen über das Griechische in Unteritalien zum Abschluß, die er fast über dreißig Jahre mit größter Energie durchgeführt hat. 1924 war das in dieser Frage Epoche machende Buch „Griechen und Romanen in Unteritalien" erschienen, 1930 das „Etymologische Wörterbuch der unteritalienischen Gräzität", dazwischen hinein viele andere kürzere Schriften. Wer den Band aufmerksam durchliest, dem wird, auch wenn er nicht mit Rohlfs' Ansichten über diesen Gegenstand vertraut wäre, klar, daß hier eine unmittelbare Fortsetzung des alten Griechisch vorliegt, wie es sich aus der griechischen Kolonisation des Landes ergeben hatte. Eine ungeheure Fülle von Erscheinungen sind auf dem verhältnismäßig knappen Raum erschöpfend behandelt, nicht nur Lautlehre und Flexion, sondern auch die Wortbildung und ausgewählte Kapitel aus der Syntax. Was den Romanisten immer wieder ganz besonders fesselt, das sind die häufigen Verweise auf die Zusammenhänge zwischen der Entwicklung dieser griechischen Dialekte und derjenigen der romanischen Mundarten des südlichsten Italien. Auf solche Auswirkung des griechischen Substrats wird man gleich im ersten Paragraphen, bei der Behandlung des Vokalsystems, aufmerksam gemacht. Speziell über diesen Punkt hat ja auch schon Lausberg sehr schöne Feststellungen gemacht. Der Gedanke an Substratwirkungen kehrt in Rohlfs' Buch, sicher mit Recht, immer wieder, wobei dieses Substrat nicht immer das gleiche ist. Der Völker, die historisch feststellbar auf diesem Boden aufeinander gefolgt sind, gibt es eben mehrere, und jedes kann etwas von seinen sprachlichen Gewohnheiten zurückgelassen haben. Drei sind die Substrate, die bei Rohlfs eine Rolle spielen: das alte mediterrane (z. B. S. 77, wo die Frage nach dem Ursprung der kakuminalen Laute im unteritalienischen Griechisch wie in den romanischen Mundarten dieser Gegenden wenigstens offen gelassen wird; s. jetzt zu dieser Frage auch meine „Ausgliederung" in der neuen Fassung, S. 5), das messapische (z. B. S. 76, wo es sich um eine Besonderheit der Griechen in Südapulien handelt, im Gegensatz zu denen Kalabriens, nämlich das Schwanken zwischen Tenuis und Media), und endlich das Griechische selber (insofern es in den romanischen Mundarten Süditaliens Spuren zurückgelassen hat; dieses passim). Jedenfalls wird der Romanist, der die süditalienischen Verhältnisse zu untersuchen oder zu berücksichtigen hat, diese Rohlfssche Grammatik neben seiner neuen Italienischen Grammatik stets in Greifweite haben müssen.

Auch der in vielem so archaische Charakter der italogriechischen Mundarten tritt immer wieder ins Licht, so wenn wir hier noch den Infinitiv in sehr weiter Funktion antreffen, oder wenn R. konstatiert, daß kein Futurum besteht, daß also das alte Fut. einfach durch das Präsens ersetzt worden ist. Auch hier konstatiert R. Übereinstim-

mung mit den italienischen Mundarten in Süditalien, eine Übereinstimmung, die er vor allem auf den konservativen Charakter beider Mundartengruppen zurückführt. Manches hätte R. noch anmerken können, wenn ihn nicht der Wunsch nach Konzentration des Raumes immer wieder zur Entsagung veranlaßt hätte. Ein Hinweis auf die Parallelität des adjektivischen Wortes für „jeder", das in Kalabrien aus dem pronominalen Typus rückgebildet wird (*k a ϑ a f i l o* „jeder Freund", nach *k a ϑ a è n a* „jeder", übrigens in Übereinstimmung mit dem Neugriechischen selber), mit dem Vorgang, durch den im Franz. aus *chacun chaque* zurückgebildet worden ist, wäre für alle von Interesse gewesen usw.

Es versteht sich, daß eine wirkliche Kritik vom Rezensenten eine Vertrautheit mit den griechischen Problemen verlangt, die der Unterzeichnete nicht besitzt. Was in der Anordnung des Stoffes enttäuscht, das ist die Tatsache, daß die ganze Serie der Konsonanten in alphabetischer Reihenfolge erscheint: *β γ δ* usw. Der Grund dieser völlig unwissenschaftlichen und die innern Zusammenhänge zerreißenden Anordnung ist schwer einzusehen. So wird denn auch keine Verbindung hergestellt etwa zwischen der Entwicklung von *-pt-* zu *-ft-* und *-ps-* zu *-fs-*, wo doch sicher ein innerer Zusammenhang besteht. Ähnliche Fälle wiederholen sich in ziemlich großer Zahl in dem Buch, was es mancher bedeutsamer Perspektiven beraubt.

Diese Einschränkung soll der Wertschätzung des Buches weiter keinen Abbruch tun. Alle, Gräzisten wie Romanisten werden dem so unermüdlich tätigen Forscher Dank wissen für das was er uns hier bietet. W.

A a l t o , P e n t t i , *Untersuchungen über das lateinische Gerundium und Gerundivum.* (Suomalaisen Tiedeakatemian Toimituksia / Annales Academiae Scientiarum Fennicae, Sarja/ser. B, Nide/tom. 62,3) Helsinki 1949. 193 S.

Das Verhältnis von Gerundium und Gerundivum ist bekanntlich nicht nur für angehende Lateiner eine große Crux, sondern stellt auch den Linguisten verschiedene noch ungelöste Rätsel. Rein theoretisch ist zwar die Scheidung einfach: das Gerundium ist ein abstraktes Verbalsubstantiv („substantivierter Infinitiv") aktiver Bedeutung, z. B. Gen. *scrībendī* „des Schreibens", Dat. und Abl. *scrībendō* „zum (bzw. durch) Schreiben" und *ad(inter) scrībendum* „zum (während dem) Schreiben". Das Gerundivum dagegen ist ein passives Verbaladjektiv (Partizip), das sich vor allem in zwei Verwendungsarten zeigt: 1. praedikativ im Nom. und Akk. mit der modalen Bedeutung der Notwendigkeit, z. B. *sociī dēfendendī sunt* „die Bundesgenossen müssen verteidigt werden", und 2. in der sogenannten Gerundivkonstruktion (im Gen., Dat., Abl.; Akk. mit Praeposition) ohne die Bedeutung der Notwendigkeit, z. B. *noster autem populus sociīs dēfendendīs terrārum iam omnium potītus est* „unser Volk hat sich durch Verteidigung der Bundesgenossen schon aller Länder bemächtigt". Dagegen fehlt ein *sociī dēfendendī* im Sinne von „die Verteidigung der Bundesgenossen", und in der Bedeutung von „die zu verteidigenden Bundesgenossen" ist es ebenso ungebräuchlich wie diese deutsche Übersetzung.

Diese Beschränkung bei der Verwendung und der Umstand, daß

die Bedeutung der Notwendigkeit bald da ist und bald fehlt, erschweren sowohl auf der Schulstube, als auch bei der wissenschaftlichen Diskussion die Erfassung des Gerundivums außerordentlich. Dazu kommt, daß das Gerundium nicht nur formal mit dem Gerundivum zusammenfällt, sondern auch in seiner Verwendung der Gerundivkonstruktion sehr nahe kommt (vgl. *dēfendendō* „durch Verteidigen") und daher bei einer historischen Untersuchung nicht von jenem getrennt werden kann. Es stellt sich also die Frage, welches von beiden jünger ist, und außerdem, ob beim Gerundivum die Bedeutung der Notwendigkeit primär oder sekundär ist.

Eine Beantwortung dieser Fragen ist deswegen nicht leicht, weil sowohl Gerundium als auch Gerundivum schon im Altlatein im wesentlichen ausgebildet sind und ferner die Nomina vom Typus *secundus* (zu *sequī)* „der folgende" oder *fācundus* (zu *fārī)* „beredt", die man heranziehen muß, selbst nicht einfach zu beurteilen sind. Endlich führen Vergleiche mit verwandten Sprachen deswegen nicht sehr weit, weil zwar das Gerundivum auch im Oskisch-Umbrischen vorhanden ist, eine weitere Anknüpfung im Indogermanischen aber bisher nicht sicher geglückt ist.

In dieser Sachlage ist jede ernsthafte Untersuchung über das Gerundium und das Gerundivum willkommen, und ganz besonders ist eine so ausführliche wie die vorliegende Arbeit des jungen finnischen Linguisten zu begrüßen. In einem einleitenden historischen Kapitel (S. 9 ff.) erfährt man, daß die Behandlung des Gerundiums und Gerundivums schon den römischen Nationalgrammatikern große Schwierigkeiten bereitete. Es folgt eine kurze (und m. E. nicht sehr geschickte) Behandlung der Lautgruppe *-nd-* im Lateinischen und in den andern indogermanischen Sprachen (S. 33 ff.) und der Nomina vom Typus *kalendae*, *oriundus* u. ä. (S. 42 ff.). Wesentlich ausführlicher sind die folgenden Kapitel, welche die Verwendung des Gerundiums (S. 58 ff.) und des Gerundivums (S. 99 ff.) an Hand zahlreicher Beispiele darstellen. Besonders interessant sind dabei diejenigen im Altlatein und vor allem bei Varro nicht seltenen Fälle, welche von den klassischen Regeln abweichen, z. B. die aus dem Griechischen vertraute unpersönliche Konstruktion des Gerundivums (der Verfasser nennt es Gerundiums! s. unten) wie *agitandum est vigiliās* (statt *agitandae sunt vigiliae)* Pl. Trin. 869 (S. 94 ff.), oder Beispiele wie *patribus ex conciliō submovendō* Liv. 2, 60, 5, was die Herausgeber entweder in *patrēs submovendō* oder *patribus submovendīs* verbessern (S. 155 ff.). Sehr erfreulich ist, daß der Verfasser die Entwicklung bis in die romanischen Sprachen hinein verfolgt.

Das Ergebnis, zu dem er bei seiner Untersuchung kommt (S. 119 ff., zusammenfassend S. 170 f.), ist folgendes: Das Gerundium ist ein altes Verbalabstraktum mit einem in andern idg. Sprachen nur schlecht erhaltenen Suffix *-ndo-*, das auch in Adjektiven wie *secundus*, *moribundus* usw. vorliegt. Als solches konnte es ursprünglich in allen Kasus verwendet werden. Alter Nom. liegt z. B. in Fällen wie *dubitandum (~ dubitātiō) mihi nōn est* „mir ist kein Zweifeln" > „ich habe nicht zu zweifeln". Ähnliche Verbindungen von Verbalabstrakten oder Infinitiven mit Ausdrücken des Habens erhielten bekanntlich auch sonst (z. B. im Deutschen oder im Spätlatein, Typus *dare habeō)* die Bedeutung der Notwendigkeit. Der Dat. der handelnden Person

(mihi) wird auf diese Weise mühelos erklärt. In unserem Fall wurde das Subjekt *(dubitandum)* nachträglich als Prädikativ und damit adjektivisch empfunden. Durch diese Umdeutung war ein Part. Pass. necessitatis geschaffen, das auch in vielen anderen Sprachen eine Ableitung des Infinitivs ist, z. B. deutsch *zu lesend* aus *zu lesen*. Ähnlich leitet sich die Gerundivkonstruktion von der Verwendung des Gerundiums im Gen., Dat., Abl. oder Akk. mit Präposition her. Das Gerundivum ist also eine nachträgliche Adjek ivierung des Gerundiums, genau gleich wie das Part. Fut. Act. eine Adjektivierung des Infinitivs auf *-tūrum (-sūrum)* ist. Aus dieser sekundären Entstehung erklärt sich auch, daß dem Gerundivum die Merkmale echter Adjektive zunächst fehlen, nämlich attributive Verwendung, Steigerungsformen und die Möglichkeit Adverbien und Abstrakta zu bilden. Erst spätlat. (3. Jh. n. Chr.) findet man das Gerundivum als richtiges Part. Fut. Pass. verwendet. Volkstümlich war es aber nicht, und daher ist es im Gegensatz zum Gerundium in den romanischen Sprachen, wenn man von vereinzelten rein-adjektivisch gewordenen Beispielen absieht, nicht erhalten geblieben.

Gegen diese Erklärung, so einleuchtend sie auch an sich ist, müssen sich nun aber doch recht gewichtige Bedenken melden. Wenn der Verfasser beim Gerundivum das Fehlen einiger Kennzeichen echter Adjektive (Steigerungsformen, Bildung von Adverbien und Abstrakten, s. oben) betont, so läßt sich die gleiche Feststellung für die meisten richtigen Partizipien machen. Gerade beim lateinischen Part. Praes. Act. fällt es außerdem auf, wie gewisse Kasusformen (Nom. Sing. auf *-āns*, *-ēns*) merkwürdig selten gebraucht werden. Da die Adjektiva auf *-ndus* wie *secundus*, *oriundus*, *volvendus* in der Regel mediale Bedeutung haben (zu *sequor*, *orior*, *volvor)*, sehe ich nicht recht ein, warum man sie so scharf von den Gerundiva, die ja passive Bedeutung haben, trennen muß (s. S. 46 ff.). Vielmehr scheinen mir gerade diese Adjektiva selbständig gewordene mediale Partizipien zu sein, aus denen sich auf der andern Seite die Gerundiva entwickelt haben. Dagegen scheint mir die Existenz alter Verbalabstrakta auf *-ndum* oder *-nda*, die der Verfasser als Ausgangspunkt für das Gerundium ansetzt, keineswegs gesichert zu sein. Denn Ausdrücke wie *kalendae* (zu *calāre* „rufen“) als ursprünglich „Ausrufung(en)“ statt „die, welche ausgerufen werden“ zu erklären (S. 43 f.) ist m. E. äußerst gezwungen, da ja andere Zeitbezeichnungen *(nōnae, nūndinae)* sicher ursprüngliche Adjektiva sind. Rechnet man noch dazu, daß verschiedene Wendungen mit Gerundivum aus der Rechtssprache offenbar sehr alt sind (z. B. *decemvirī lēgibus scrībundīs*, wohl auch *iūs iūrandum* u. a.), so muß man schon vom Lateinischen aus zum Ergebnis kommen, daß bei den Bildungen mit Suffix *-ndo-* vermutlich gerade die Adjektiva, d. h. die Gerundiva etwas Altes darstellen.

Dazu paßt aber auch, daß die Gerundiva tatsächlich auch im Oskisch-Umbrischen vorkommen. Zwar versucht der Verfasser diese Beispiele (z. B. *úpsannam deded* „faciendam dedit“) als jüngere Entlehnung aus dem Lateinischen zu entkräften (S. 116 ff.). Aber solcher Einfluß des Lateins kann nur für die syntaktische Verwendung in Frage kommen. Die Formen selbst können nur dann entlehnt sein, wenn der Lautwandel *-nd-* > *-nn-* erst sehr spät erfolgt ist. Der Verfasser unternimmt aber nichts, um das glaubhaft zu machen.

Es bleibt noch die Frage, ob man nicht besser, als es dem Verfasser gelungen ist, von den italischen Gegebenheiten bis ins Indogermanische vorstoßen kann. Auf S. 33 f. wird ausgeführt, daß man bei lat. *-nd-* auch grundsprachliches *-nd-* voraussetzen muß. Von den Beispielen, die dort aufgezählt werden, sind aber einige, bei denen sich *-nd-* am einfachsten aus *-dn-*, *-dhn-* oder *-tn-* erklärt, z. B. *unda* gr. *-ύδνη* ,,Woge", *fundus* ai. *budhnáḥ* ,,Boden", *pandō* gr. *πίτνημι* ,,ich breite aus", s. etwa Stolz-Leumann Lat. Gr. 155. Wenn wir aber beim Gerundivum den gleichen Lautwandel annehmen, kommen wir zu Formen, welche einigen Verbalnomina anderer Sprachen sehr nahe kommen. Vor allem denkt man an die zahlreichen heth. Verbalabstrakta auf *-atar*, Gen. *-annaš* < **-atnaš* (z B. *appātar* ,,das Ergreifen", dazu Inf., eigentl. Dat., *appanna* ,,ergreifen"), die der Verfasser S. 32 m. E. allzu leichtfertig bei Seite schiebt. Denn diese führen höchst wahrscheinlich auf **-od(h)or* [1], *-od(h)nos* zurück, passen also sogar im Vokalismus zu lat. *-undus* < **-ond-o-s*. In zweiter Linie kann man an die griech. Adjektiva vom Typus *ῥῑγεδανός* ,,schaurig" (zu *ῥῖγος*, *ῥῑγέω*) denken.

Doch würde es den Rahmen einer Besprechung bei weitem sprengen, wenn ich diese Ideen weiter ausführen wollte. Wenn ich also zum Buch selbst zurückkehre, so möchte ich betonen, daß ich zwar mit den Schlußfolgerungen des Verfassers keineswegs einig gehen kann, daß mir aber seine Abhandlung schon durch die reichen Beispielsammlungen selbst, aber auch durch die breite und behutsame Darlegung der einzelnen Probleme ein äußerst interessanter und wertvoller Beitrag zur Klärung der noch immer rätselhaften Beziehungen von Gerundium und Gerundivum zu sein scheint. Besonders dankbar sind wir dem Verfasser auch für seine zahlreichen Hinweise auf parallele Erscheinungen in uns weniger zugänglichen Sprachen.

ERNST RISCH

Joh. Leo Weisgerber, *Der Sinn des Wortes ,,deutsch"*. Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 1949. 192 S. und eine ,,Belegtafel zu der Frühgeschichte des Wortes ,,deutsch".

In den letzten Jahrzehnten sind die germanisch-romanischen Zusammenhänge und Beziehungen, die am Beginn des abendländischen Mittelalters stehen, immer mehr Gegenstand der romanistischen und germanistischen Forschung geworden. Man hat die gegenseitige Durchdringung des Germanischen und Romanischen erkannt, hat hervorgehoben, wie sehr das Lateinisch-Romanische sogar zur Herausbildung des Deutschen aus dem Germanischen beigetragen hat. Dabei richtet sich das Interesse der Romanisten und Germanisten besonders auf das Frankenreich. Nun sind es Weisgerber und Frings, die aus dem Zusammentreffen romanischen und germanischen Volkstums im fränkischen Reiche sogar den Ursprung unseres Volksnamens herleiten.

Über die Herkunft des Wortes *deutsch* ist schon viel geschrieben worden. Einen Überblick über die wichtigsten Ansichten, die zu dieser

[1] Die ursprüngliche Farbe des Vokals vor *r* scheint mir noch nicht bestimmbar zu sein.

Frage bis 1936 geäußert wurden, gibt W. Krogmann[1]; eine Übersicht über das Schrifttum zu diesem Gegenstande bis 1942 vermittelt E. Lerch[2] und bis 1944 J. L. Weisgerber in der hier besprochenen Arbeit S. 21, Anm. 3.

Weisgerber hat sich schon wiederholt mit der Frage nach der Herkunft des Wortes *deutsch* beschäftigt[3]. Er hat, vorbereitend durch seine 1937 erschienenen Ausführungen, 1940 die Forschung auf einen ganz neuen Weg gewiesen, nämlich in die germanisch-romanischen Berührungen im Frankenreich und in die Zeit der Herausbildung der westlichen Sprachgrenze. Auf diesem Wege ist ihm Frings gefolgt[4] und hat ihm aus dem Niederländischen heraus eine Stütze für seine These zu geben gesucht. In der jetzt vorgelegten Untersuchung entwickelt W., die von Frings gemachten Ausführungen verarbeitend, in sehr breiter, zu breiter, Form seine These über die Entstehung und Entwicklung des Wortes *deutsch*. Das Anliegen des Verfassers geht jedoch in dieser neuen Schrift über die Beantwortung der sachlichen Frage nach dem Sinn des Wortes *deutsch* hinaus: der Verfasser möchte zugleich einen Beitrag liefern zur Methodik etymologischer Forschung und zur Wortforschung überhaupt. Hieraus erklärt sich auch zu einem Teile die Breite der Darstellung.

Nicht nur die Breite der Darstellung, sondern auch der Stil und die Formulierungen erschweren nicht selten die Lektüre der Arbeit. Oder geht es nur mir so? Jedenfalls wird es mir schwer, mich abzufinden mit Formulierungen wie „Umvolkung“ (der Franken), „das Leitbild des deutschen Volksdenkens“, das „politische Grundwollen des Reiches Karls des Großen“ u. ä. Auch die wohl reichlich kämpferische Darstellung des „Sprachenkampfes“ im fränkischen Reiche stört etwas, mit der „Gefahr eines romanischen Gegenstoßes“ (S. 115), dem „sprachlichen und volklichen Rückschlag im Westfrankenreich“, der „zum Stehen kam“ (ebenda), oder: „In diesem Sinne kann man sagen, daß jene Vorgänge, die nun schon seit mehr als einem Jahrtausend für Mitteleuropa bestimmend blieben, vielleicht einen recht anderen Verlauf genommen hätten, wenn nicht dieses stolze Wort *þeudisk* als Losung im Kampfe erstanden wäre, wenn nicht hier das Bewußtsein des eigenen Wertes sich entzündet hätte an der Besinnung auf den Besitz der angestammten Güter, nicht zuletzt der deut-

---

[1] Willy Krogmann, *Deutsch, Eine wortgeschichtliche Untersuchung.* Deutsche Wortforschung, Heft 1, Berlin und Leipzig 1936.

[2] Eugen Lerch, *Das Wort „deutsch“, sein Ursprung und seine Geschichte bis auf Goethe.* Frankfurt a. M. o. J. [1942]. — In demselben Jahre auch *Ist das Wort „deutsch“ in Frankreich entstanden?* RF LVI S. 144 ff.

[3] Leo Weisgerber, *Vergil Aeneis VII, 741 und die Frühgeschichte des Namens „deutsch“.* Rheinisches Museum für Philologie LXXXVI (1937) S. 97 ff. — Derselbe, *Theudisk, Der deutsche Volksname und die westliche Sprachgrenze.* Marburg/Lahn 1940. — Derselbe, *Die geschichtliche Stellung des Wortes „deutsch“*, Rheinische Vierteljahrsblätter XII (1942) S. 1 ff., wo er sich S. 17 ff. mit Lerch auseinandersetzt. — Derselbe, *Amiens und die theodisca lingua*, Rheinische Vierteljahrsblätter XIV (1949) S. 233 ff.

[4] Theodor Frings, *Das Wort „deutsch“*, in *Altdeutsches Wort und Wortkunstwerk, Georg Baesecke zum 65. Geburtstag, 13. Januar 1941.* Halle (Saale) 1941.

schen Sprache" (S. 116). Und anderes mehr; wir werden später in anderem Zusammenhange wieder darauf zurückkommen[1].

Zunächst hebt der Verfasser den besonderen Platz hervor, den ein Volksname als solcher im Sprachstoff einnimmt. Die Besonderheit des Volksnamens *deutsch* gegenüber anderen Volksnamen ist, daß er nicht ursprünglich Volksname ist, d. h., nicht auf der Bezeichnung eines Landes oder eines Stammes beruht, sondern aus dem „lebendigen Wortgut" gewonnen ist. Die Herausbildung dieses Volksnamens fällt somit in geschichtliche Zeit und liegt nicht in grauer Vorzeit wie bei anderen Volksnamen. Der Name *deutsch* entsteht mit dem Volke, das so benannt ist, die Aufhellung des Volksnamens *deutsch* bedeutet die Aufhellung der „Wechselwirkung mit dem Volkwerden selbst". Damit wird die Fragestellung viel komplexer als bei anderen Volksnamen, und so fragt der Titel der Arbeit nicht einfach nach dem Ursprung sondern nach dem Sinn des Wortes *deutsch*. Die erste Frage, die der Verfasser stellt, ist zwar die nach dem Ursprung des Wortes *deutsch;* aber die Gewinnung einer lautlichen Urform kann noch nicht die Beantwortung der Frage nach der Etymologie bedeuten. Der Verfasser fordert von einer Etymologie, „daß sie uns an alle Stellen führt, die für die inhaltliche Leistung und Entwicklung eines Wortes maßgeblich waren" (S. 26). Eine Forderung, welche die etymologische Forschung erheben muß, wenn sie nicht als solche sinnlos werden will. So ist die zweite Frage, die der Verfasser stellt, die nach der „geschichtlichen Leistung des Wortes deutsch", denn „jedes Wort der Sprache hat seinen geschichtlichen Platz in der Weise, daß der Gedanke, den es trägt, zu einer bestimmten Zeit und unter bestimmten Bedingungen möglich und wirklich wurde" (S. 27). Diese Forderung muß gerade für das Wort *deutsch* erhoben und nirgends so gut erfüllt werden wie bei diesem Wort, das sich aus dem lebendigen Sprachgut in geschichtlicher Zeit unter ganz besonderen Verhältnissen zum Volksnamen entwickelt. Eine dritte Frage, die der Verfasser stellt, ist die nach dem „überzeitlichen Gehalt" des Wortes *deutsch*, worauf wir noch zurückkommen werden.

Es bedarf keines Hinweises, daß es für mich als Nichtgermanisten hier nicht darum gehen kann, zu der Frage der Herkunft des Wortes *deutsch* in ihrem Aspekt als germanistisches Problem Stellung zu nehmen. Wenn der Romanist sich zu dieser Frage überhaupt äußern darf, so wegen des Bezuges zum Romanischen, der von germanistischer Seite her gesucht worden ist, und weil Weisgerber — ebenso wie Frings — gerade in dieser Richtung eine ganz wesentliche Stütze seiner Ansicht zu finden glaubt. Im übrigen sind Germanisten wie Romanisten an der Methodik der vorliegenden Arbeit Weisgerbers in gleicher Weise interessiert.

Werfen wir zunächst einen Blick auf den sachlichen Kern der Weisgerberschen These: Das Wort *deutsch* läßt sich ohne weiteres auf das althochdeutsche *diutisk* — *tiutisk* zurückführen (wobei es nur um die Frage der *d*- und *t*-Formen geht); jeder weitere Schritt zurück führt jedoch sofort ins Problematische. Auch das Etymon von *deutsch* steht

---

[1] Frings operiert mit dem „Kampfbund" der Franken (a. a. O. S. 59) und mit *dietsc* als zum „rechten Flügel des Fränkischen gehörig" (a. a. O. S. 60) . . . aber das wurde im Kriege geschrieben.

fest: es ist das germanische **þeudo* „Volk" mit einem Zugehörigkeitssuffix *-iska*. Aber hier erhebt sich bereits die Frage, ob ein germ. **þeudiska-* das Etymon von althochdeutsch *diutisk* ist, d. h., ob es im Germ. dieses Zugehörigkeitsadjektiv überhaupt gegeben habe. Methodisch gesehen, stehen wir hier vor einem Problem der etymologischen Forschung, nämlich vor der Frage, ob das „richtige" Etymon wirklich das Etymon eines Wortes sei, ob ein Wort sich wirklich von seinem „richtigen" Etymon herleite. Das ahd. Wort tritt spät auf (um 1000). Es ist nur natürlich, daß Germanisten versucht haben, dieses ahd. Wort in Zusammenhang zu bringen mit dem bei Wulfila belegten got. Adverb *þiudisko* und so das Vorhandensein eines germ. **þeudiska-* zu erweisen. Weisgerber schließt jedoch das got. Adverb in Wulfilas Bibelübersetzung als Gelegenheitsbildung aus. Dennoch sieht er in dem ahd. Wort eine echt volkstümliche Bildung, die aus einer germ. Grundlage stammt und zunächst, von Deutschland her gesehen, eine Randstellung einnimmt. Allerdings gibt er zu, daß das ahd. Wort durch das mlt. *theodiscus* beeinflußt worden sei. Ebenso schließt Weisgerber die drei ags. Belege für *þéodisc*, die allerlei Fragen aufwerfen, als Beweisstücke für ein gemeingermanisches **þeudiska-* aus.

Wesentlich früher als das ahd. Wort ist das mlt. *theodiscus* belegt, wo nun zur Frage nach der lautlichen Herkunft sich noch die Frage nach der Bedeutung des Wortes gesellt. Weisgerber hält das mlt. *theodiscus* für die Latinisierung eines westfränkischen Wortes durch die fränkische Hofkanzlei. Ein westfränkisches **þeudisk* **þeodisk* hat seiner Ansicht nach schon vor *theodiscus* (erster Beleg 786) im Fränkischen als volkssprachliches Wort bestanden (um 700). Er erklärt, wie schon früher und wie auch Frings, die Entstehung dieses **þeudisk* „zum Stamme gehörig, angestammt" aus dem „Volks- und Sprachkampf" im Westen. Dieses fränkische **þeudisk*, über dessen Gefühls- und GedankengehaltWeisgerber eingehend zu berichten weiß, ist nicht belegt. Hier zieht nun Weisgerber das schon oft ins Feld geführte afz. *tieis* heran, und zwar tut er das in einer methodisch für den Romanisten sehr interessanten Weise, nämlich in einer Art Umkehrung der von Jud in seinen *Problemen der altromanischen Wortgeographie*[1] angewandten Methode. Weisgerber sucht eine alte (merowingische) Schicht **þeudisk* (> mlt. [karolingisch] *theodiscus*) im westfränkischen Sprachgebiet zu erschließen aus zwei Resten: 1. ndl. *dietsch*, 2. afr. *tieis*. Diese beiden Wörter sind für ihn Zeugen für das Vorhandensein einer alten westfränkischen Schicht **þeudisk*. Er trennt auf Grund lautlicher Kriterien, nämlich auf Grund der Entwicklung des germ. eu-Diphthongen im Westen über eo > ie, das ndl. Wort von dem ahd. *diutisk* und nhd. *deutsch*. Uns kann hier nur der romanistische Aspekt dieser These beschäftigen.

Es kann vom romanistischen Standpunkt kein Zweifel darüber sein, daß ein fränkisches * þ e u d i s k afz. *tieis* (über *tiedeis*) hat ergeben k ö n n e n (Material dazu siehe besonders bei Gamillscheg, *Romania Germanica* I, S. 229), vgl. von Wartburg ZRPh. LXII (1942) S. 130 f., Schwan-Behrens § 30 a 11[2]. In dem Wandel eu > ie sieht Frings,

[1] ZRPh. XXXVIII (1917) S. 1 ff.

[2] *Grammatik des Altfranzösischen* von Dr. Eduard Schwan, neubearbeitet von Dr. Dietrich Behrens, I. und II. Teil: *Laut- und Formenlehre*. Zwölfte, revidierte Auflage, Leipzig 1925.

a. a. O. S. 50, geradezu eine „westfränkisch-französische“ Entwicklung, eine Auffassung, die vom romanistischen Standpunkt noch sorgfältig zu prüfen wäre, weil ja das Romanische eine alte Diphthongierung ęu > ieu kennt (die durchaus über das Nordfranzösische hinausgeht) und es sich fragt, in welchem Verhältnis die Behandlung des fränkischen Diphthongen zu dieser romanischen Diphthongierung steht. Hier wäre meines Erachtens noch etwas aufzuklären. Lerch hat, RF LVI (1942) S. 161, bereits Einwendungen gemacht. Die von Frings und Weisgerber aufgestellten Zusammenhänge zwischen afr. *tieis*, andrfrk. *dietsch* und mlt. *theodiscus* als Zeugen eines alten fränkischen **þeudisk* stellen eine schöne Leistung philologischer Methodik und eine auch für den Romanisten höchst interessante Synthese dar. Dennoch bleiben vom romanistischen Standpunkt einige Fragen offen, die hier nur aufgezeigt werden können, ohne daß der ganze Komplex untersucht werden könnte, was dringend nötig wäre. Bis zur Klärung dieser Fragen wird man der von Weisgerber und Frings vorgetragenen These vom romanistischen Standpunkt aus noch mit Zurückhaltung begegnen müssen. — Es ist nicht alles alte Sprachgut auf uns gekommen, und die Erschließung und Vermutung von Formen und Wörtern ist einfach eine Notwendigkeit, die der Wirklichkeit durchaus gerecht wird. Dennoch ist man immer geneigt, der Erschließung von Formen gegenüber eine besonders kritische Haltung einzunehmen. Die erste Frage, die von romanistischer Seite auftaucht, wenn man * þeudisk > *tieis* annimmt, ist die nach dem interromanischen Zusammenhang. Wie sind die entsprechenden Formen in den anderen romanischen Sprachen und Mundarten zu erklären? Sie stammen zweifellos aus dem mlt. *t(h)eudiscus* , *t(h)eodiscus*. Die Formen zeigen, daß der Diphthong in dem mlt. Wort geschwankt hat zwischen *eu* und *eo* und daß er in den anderen romanischen Sprachen (so weit mir Material vorliegt) reduziert worden ist zu *o*, *u* oder *e*. Das Altprovenzalische hat *ties* aus dem Nordfranzösischen bezogen. Aus der Annahme * þeudisk > *tieis* dürfte also verschiedener Ursprung für das afr. Wort und für die entsprechenden Wörter in den anderen romanischen Sprachen folgen, die dann ihre Formen durch Vermittlung des Mittellateinischen erhalten hätten. Es sei hierauf nur hingewiesen; der Komplex wäre noch zu untersuchen. — Weiterhin wären die afr. Wörter aufs genaueste zu untersuchen in bezug auf Form, Bedeutung (in einem afr. Beleg bei Godefroy, VII, S. 724 a, wird z. B. *tyois* als Sprachbezeichnung in Gegensatz zu *flemmenc* gestellt) und ihre geographische Verteilung, in demselben Sinne sind die mundartlichen Formen zu prüfen und ebenso wären die Ortsnamen genau zu untersuchen. besonders wäre ihr Alter möglichst genau festzustellen. Meyer-Lübke, *REW* ³8708a, scheint an zwei Schichten der Entlehnung gedacht zu haben, wenn er awallon. *tixhon* und lütt. *tihõ* zu ndl. *dietsch* stellt, während er das afr. Wort von *thiudisks* herleitet (was Lerch, a. a. O. übersehen hat). Wie verhalten sich die Ortsnamen mit *tis* und *tisson* zum afr. *tieis?* Lerch, a. a. O., hat schon an die Möglichkeit verschiedener Herkunft dieser beiden Wörter gedacht. Dieser Fragenkomplex wäre vom romanistischen Standpunkt noch zu klären. — Weiterhin wäre zur Erhärtung der Weisgerberschen These doch noch folgende Frage zu betrachten: Wir besitzen ein afr. *Tiedeis* im *Roland*, wir besitzen ein andrfrk. *dietsch* aus dem Ende desselben Jahr-

hunderts bei Heinrich von Veldeke (wenn das Wort auch nicht von ihm selber stammt)[1], wir besitzen weiter ein 786 zuerst belegtes *theodiscus*. Von diesem *theodiscus* müssen wir annehmen, daß es ziemlich viel älter ist als dieser Beleg, denn Georg von Ostia verwendet das Wort in bezug auf das Ags. (ohne Not, wenn ich so sagen darf, denn dort wäre ein *vulgaris* nicht zweideutig gewesen) in einem Bericht an den Papst. Das bedeutet, daß das Wort um diese Zeit so sehr Allgemeingut der gebildeten Welt war, daß der Papst es verstehen mußte, und daß dieses Wort, das zweifellos aus den besonderen Verhältnissen des fränkischen Reiches geboren ist, schon außerhalb dieses Bereiches angewandt werden konnte. Wir werden also schließen müssen, daß *theodiscus* wenigstens um die Mitte des 8. Jahrhunderts in der fränkischen Amtssprache geprägt wurde. Man sollte trotz allem die Frage prüfen, ob nicht dieses Wort Etymon von afr. *tieis* sein könnte. Man wird dem sofort entgegenhalten, daß aus den Formen der anderen romanischen Sprachen die Betonung *teudíscu-*, *teodíscu-* hervorgeht und daß aus diesem Grunde die Entwicklung *eu* > *ie* im Afr. nicht erklärbar sei. Abgesehen davon, daß vielleicht die Frage der Betonung des mlt. *theodiscus* unter gewissen Umständen Gegenstand näherer Untersuchung sein könnte, müßte man sich fragen, welche lautlichen Möglichkeiten ein im 8. Jahrhundert in das Romanische Nordgalliens übernommenes gelehrtes *teudíscu-*, *teodíscu-* gehabt hätte. — Es ist also von der Romanistik her noch eine ganz eingehende Untersuchung notwendig, ehe man die These Weisgerbers und Frings' annehmen kann. Die M ö g l i c h k e i t *þ e u d i s k > *tieis* reicht m. E. noch nicht aus, um die N o t w e n d i g k e i t dieser Entwicklung behaupten zu können. Vor allem müßte auch die absolute Undenkbarkeit der Entwicklung *theodiscus* > *tieis* exakterweise bewiesen werden. Es kann kein Zweifel sein, daß den französischen Schreibern das gelehrte Wort deutlich vorgeschwebt hat, davon zeugt die Schreibung mit *th-* und wahrscheinlich auch die Schreibung des intervokalen Dentalen im *Roland*. Weiterhin ist festzustellen, daß das afr. Wort bezüglich seiner Bedeutung auffällt: es erscheint im wesentlichen in genau denselben Zusammenhängen, in denen auch das gelehrte mlt. Wort gebraucht wird. Um Weisgerbers These aus den Mundarten und aus den Ortsnamen zu stützen, sind die Verhälnisse dort noch näher zu untersuchen.

Wenn ich hier diese Bedenken äußere, so um zur Untersuchung von Fragen anzuregen, die zur Erhärtung der Weisgerberschen These beantwortet werden müssen. — Damit kommen wir zum *theodiscus*-Problem. Weisgerber sieht in *theodiscus* die Latinisierung eines fränkischen **þeudisk*. Diese Annahme stützt er durch das afr. *tieis* und das andrfrk. *dietsch*. Bei seinen außerordentlich lebendigen Ausführungen bleibt mir jedoch etwas fraglich, ob man sich den „Sprachenkampf" wirklich so vorzustellen hat, wie Weisgerber ihn schildert und ob wirklich der „kleine Mann", wenn ich so sagen darf, sich dieses **þeudisk* als „Losung" im Kampfe geschaffen hat. Braucht es nicht vielleicht doch zur Schaffung eines solchen völkischen Losungswortes wie **þeudisk* einen höheren Standpunkt? Bedurfte es nicht tatsächlich einer gewissen intellektuellen Übersicht, um eine *lingua theodisca*

[1] Frings a. a. O. S. 56/57.

(statt *frenkisk)* der *lingua Romana rustica* gegenüberzustellen? Denn diese Unterscheidung — und nur von der sprachlichen Unterscheidung ist auszugehen — ist eine Maßnahme, die eigentlich eher von höherer Warte, durch Gelehrte, durch politische und kirchliche Verwaltung getroffen werden konnte. Ist wirklich **þeudisk-theodiscus* aus leidenschaftlichem Grenzkampf entstanden, oder ist es nicht viel eher eine sachliche, ja, amtliche Feststellung einer Tatsache, die in erster Linie ,,höheren Orts" interessierte? Es wäre vielleicht doch die Frage zu prüfen, ob nicht vielmehr *theodiscus* am Anfang der ganzen Kette, bzw. im Mittelpunkt der Ausstrahlung steht. Es wäre von den Gelehrten und ,,amtlichen Kreisen" mit Hilfe von frk. *þeud* gebildet worden, nicht zum Ersatz der Gegebenheit, die *vulgaris* im fränkischen Reiche nicht mehr eindeutig ausdrücken konnte (dafür wäre schließlich ein lateinisches Wort oder eine lateinische Prägung möglich gewesen), sondern zur Bezeichnung eines Inhaltes, den die Gelehrten nur mit Hilfe des germanischen Ausdruckes fassen zu können glaubten: nämlich die Tatsache, daß der (dem ganzen Abendland eigenen) lateinisch-romanischen Sprache im Frankenreich eine (germ.) Stammessprache, *lingua theodisca*, gegenüber stand. So wird auch die verhältnismäßig frühe Anwendung des Wortes auf die außerfränkischen Verhältnisse erklärlich und die Entwicklung zu einer Bedeutung, die etwa ,,germanisch" und später, der geschichtlichen Entwiklung folgend, ,,deutsch" besagte. Dieses *theodiscus* wäre dann in die unteren Sprachschichten gedrungen und hätte hier ahd. *diutisk* und andere Formen hervorgerufen, womöglich auch eine fränkische. Das Wort selber wurde dann durch das im 9. Jahrhundert auftretende *teutonicus*, das ,,lateinischer" erschien, ersetzt. Diese Gedankengänge seien hier angedeutet trotz den sachkundigen Ausführungen von Frings und Weisgerber: denn man hat nichts in der Wissenschaft so sehr der Kritik zu unterwerfen wie die ,,schönen" Synthesen.

Weisgerber verfolgt mit seiner Arbeit noch einen methodologischen Zweck. Daher die Breite und Aufgliederung der Darstellung, die Begründung und Zergliederung der einzelnen Schritte. Die ganzheitliche Sprachbetrachtung, die gerade bei der vorliegenden Frage von großem Nutzen ist, die Betrachtung der geschichtlichen Entwicklung zusammen mit der sprachlichen, das Zusammenwirken der verschiedenen Disziplinen der Forschung, das Ausgehen von der ,,inneren Sprachform" sind sehr gut durchgeführt. Man wird Weisgerber dabei nicht immer folgen können in der Auffassung frühmittelalterlicher Gegebenheiten. Hören wir, wie der Verfasser das ,,Klima" schildert, in dem **þeudisk* aus der Zweisprachigkeit des Frankenreiches hervorgewachsen ist: ,,Den Erfahrungen im gemischtsprachigen Gebiet entsprang die Besinnung auf die Eigenwerte: sie gewannen Gestalt in der Prägung des Wortes *þeudisk*, mit dem sich aus dem Gefühl einer volklichen Gefahr ein Mittel zur bewußten Abwehr herausbildete" (S. 115). ,,Vielleicht sind die Gebiete, in denen **þeudisk* aufkam, selbst noch zum Teil verloren gegangen, und das Wort klingt im Munde der westlichen Franken fast wie ein Heimatruf auf schon verlorenem Posten. Aber in den rückwärtigen Stellungen wurde dieser Ruf aufgenommen, und er erwies sich bald als wirksames Mittel des Abwehrkampfes" (S. 115—116). ,,Der geschichtliche Sinn dieses Vorganges ist demnach vor allem ein Bewußtwerden der volklichen Lage,

ein Wecken der inneren Kräfte und damit eine zielsichere Haltung in der Abwehr des romanischen Gegenstoßes, der im Laufe des 7. Jahrhunderts im Westfrankenbereich zu einem für den germanischen Volksteil immer gefährlicheren Rückschlag geführt hatte. Die geschichtliche Leistung von *þeudisk*, des Wortes des Grenzkampfes, des ‚stolzen' Rufes im Verfechten der eigenen Werte, ist hier offenbar, ebenso die Bedeutung, die der mit dem Begriff *walhisk* geleisteten Vorarbeit in dieser Lage zukam" (S. 165).

Große Bedenken jedoch wird man anmelden müssen gegenüber einer Betrachtungsweise der Sprache, die sich durch die ganze Arbeit zieht und sich dann besonders in den Abschnitten (ab S. 142) *Der überzeitliche Gehalt des Wortes deutsch*, *Die dreifache Wurzel des Begriffes deutsch* und *Die Entwicklung der Idee des Deutschen* verdichtet. — Während es richtig ist, die Frage nach der Herkunft des Wortes *deutsch* aufzuspalten in die „etymologischen Quellen" und „die geschichtliche Leistung", so wird man doch den „überzeitlichen Gehalt" des Wortes *deutsch* sehr in Frage stellen müssen. Weisgerbers These lautet: „Die Wörter der Sprache umfassen in ihrem Sinn oft noch etwas, was über dem begrifflichen Wert, der bei der Prägung in sie hineingelegt wurde, ebenso hinausweist wie über den Sinngehalt, der im Zeitpunkt ihres geschichtlichen Einsatzes feststellbar ist" (S. 27). So hat also auch das Wort deutsch einen „überzeitlichen Gehalt": „Es ist durchaus keine leere Konstruktion, wenn man in dieser Weise den überzeitlichen Gehalt des Wortes *deutsch* festzustellen sucht. Wir wissen aus zahlreichen Beispielen, daß vieles in der Sprache über sich selbst hinausweist, daß *Gedanken, die einmal gefaßt und geformt sind, nach ihrem Gesetz weiterwachsen*, und daß in weitem Umfang die Entwicklung einer Sprache ein Ausdruck der in ihr angelegten Möglichkeiten ist" (S. 162). „Wenn so die Sprachmittel am Aufbau der geistigen Wirklichkeit, der Gedankenwelt, durch die sich der Mensch in den Bereichen von Natur, Kultur und Geist zurechtfindet, maßgeblich beteiligt sind, so kann man mit Recht die Bestrebungen und das Handeln der Menschen weithin unter dem Gesichtspunkt der *Verwirklichung von sprachlich gefaßten Ideen* sehen. Ideen, einmal ausgeprägt haben in sich die Kraft des Weiterwirkens, [. . .]" (S. 169).

Es ist richtig, daß „jedes Sprachmittel eine unteilbare Ganzheit von Form und Inhalt ist" (S. 20), aber sowohl Form wie Inhalt stehen in einer immer fließenden Entwicklung. Zwar besteht eine gewisse Wechselwirkung zwischen Sprachmittel und Denken, jedoch zweifellos nicht der Art, daß man den Sinn eines Wortes zu einer bestimmten Zeit als feststehend postuliert und nun von den Menschen, die dieses Wort gebrauchen, verlangt, sie hätten sich in ihrem Denken nach dem ein für alle Mal grundgelegten Sinn zu richten. Man könnte sprechen von dem, was in der Idee des Deutschen durch die Zeiten immer enthalten gewesen ist — und was infolgedessen mit dem Wort *deutsch* immer verbunden wurde, gegenüber dem, was die Idee an nicht Bleibendem enthält. In ein Wort dürften die Sprechenden zu jeder Zeit andere Gedanken hineinlegen. Und so stellt Weisgerber die Dinge m. E. auf den Kopf, wenn er nicht nur das Wort *deutsch* als „Prüfstein für die Richtigkeit volklichen Handelns" (S. 28) ansieht,

sondern sogar schreibt: „Und wenn jede Zeit die Frage: Was ist deutsch? auf ihre Weise beantworten muß, so wird man diese Antworten auch daraufhin prüfen müssen, wieweit sie übereinstimmen mit dem, was als ursprünglicher, wesenhafter Sinn in dieses Wort hineingelegt ist“ (S. 28). Das scheint im Gegensatz zu stehen zu der richtigen Feststellung auf S. 19: „Und die Völker zeigen sich immer wieder bereit, in ihre Namen das hineinzulegen, was ihnen erstrebenswert erscheint, was sie als Wert spüren und was sie sich selbst als Ziel und Vorbild setzen“ (S. 19). — Aus der Lage heraus, in der das Wort entstanden ist, definiert Weisgerber ein für alle Mal die Idee des Deutschen: sie ist für ihn die Macht des Geistigen als ausschlaggebende Kraft im Volksleben (S. 151), der Name deutsch hält „seiner Herleitung nach den Vorrang eines geistigen Prinzips gegenüber den Gedanken der Naturgegebenheiten und der Machtstellung“ fest (S. 188). Aufgabe des deutschen Volkes sei es nun, seit es sich im 9. Jahrhundert mit seinem Namen „ein Zeichen“ setzte, „den im Namen *deutsch* vorgezeichneten Weg des von innen her, in der eigenständigen Entfaltung der geistigen volklichen Grundwerte begründeten Aufbaues zu gehen“ (S. 178). Und: „so gilt von der Idee des Deutschen, daß sie im Grunde eine immerwährende Aufgabe ist, und daß es der Arbeit von Jahrhunderten bedarf, um sie auszuschöpfen und in die Tat umzusetzen“ (S. 170). Wenn man dieses Postulat an die deutsche Wirklichkeit hält, so muß man feststellen: „Wer die letzten Jahrzehnte der innerdeutschen Entwicklung unter dem Gesichtspunkt der Verwirklichung der Idee des Deutschen durchgeht, dem bleibt das verzweifelte Gefühl, als ob alles, was über diese Idee, ihren Ursprung, ihre geschichtliche Stellung, ihren überzeitlichen Gehalt zu sagen war, leeres Hirngespinst sei, bestenfalls theoretische Möglichkeit ohne wesentlichen Wirklichkeitswert“ (S. 182). „Wie hier nun auch Schuld und Mitschuld zu verteilen sei, — die Verantwortung für die Verwirklichung deutschen Lebens liegt in jedem Falle bei den Deutschen selbst, heute mehr als je. Innere und äußere Gründe haben zusammengetragen, um die Idee des Deutschen nach 1200 Jahren des Ringens um ihre Verwirklichung fast zum Scheitern zu führen. Muß sie aufgegeben werden und damit dem deutschen Volke im wahrsten Sinne die Daseinsgrundlage entzogen werden?“ (S. 186). „Man möchte es eine glückliche Fügung nennen, daß bei dieser Riesenaufgabe der Name Deutsch selbst eine Richtschnur sein kann, daß er in seinem überzeitlichen Gehalt die Wege weist, die zu einer wirklich deutschen Lösung der Lebensaufgaben eines Volkstums führen können“ (ebenda). Und schließlich: „Eines aber bleibt entscheidend: keine geschichtliche Erfahrung, kein Erfolg und keine Enttäuschung kann ausreichen, um ein Abweichen von der Linie, die im Namen Deutsch so klar vorgezeichnet ist, zu rechtfertigen“ (S. 192). So laufen diese Ausführungen aus in allerlei politische Betrachtungen und gipfeln in der Ablehnung des Nationalsozialismus als undeutsch im Namen der „Idee des Deutschen“ . . . , so kann sich ein Volk täuschen über das, was es getreu der Etymologie seines Namens eigentlich zu sein hat! Es sei dem Verfasser versichert, daß es in Frankreich z. B. Leute gibt, welche die gesamte Geschichte Frank-

reichs seit dem 14. 7. 1789 für „unfranzösisch" halten . . . — Man bedauert, daß das Buch Weisgerbers in dieser Weise ausläuft.

Hamburg OLAF DEUTSCHMANN

Friederici, Georg, *Amerikanistisches Wörterbuch.* Universität Hamburg. Abhandlungen aus dem Gebiet der Auslandskunde. Band 53 — Reihe B, Völkerkunde, Kulturgeschichte und Sprachen, Band 29. Hamburg, Cram, De Gruyter & Co., 1947. 722 S.

In diesem umfangreichen Werk gibt uns Friederici in abschließender Form das Ergebnis einer jahrzehntelangen Arbeit. Die Einleitung schildert eindrücklich die Formen, in denen sich die Kontaktnahme der ankommenden Europäer mit der ihnen auf dem neuen Kontinent entgegentretenden Vielfalt von Sprachen vollzog. Wir erfahren von den Bemühungen um die Erfassung dieser in jeder Hinsicht so gänzlich anders gebauten Sprachen, von dem raschen Untergang mancher von diesen, von den Mischsprachen, die etwa entstanden, wie der lingua geral in Brasilien, von dem Eindringen der europäischen Sprachen. Als Kolonisatoren erkennt hier Friederici den Spaniern und Portugiesen den Preis zu, weil sie, ähnlich wie die Römer, in erstaunlich kurzer Zeit den rohen Völkern der von ihnen eroberten Länder ihre Sprache, ihre Religion und ihre Sitten zu vermitteln wußten, während im Bereich der Engländer die früheren Besitzer des Landes einfach zum Verschwinden gebracht wurden. Für das Wörterbuch, das die Seiten 38—678 einnimmt, hat Friederici eine ungeheure Summe von Literatur verarbeitet, wie sich schon aus dem Literaturverzeichnis S. 679—704 ergibt. Das Hauptinteresse des Autors gilt der genauen Feststellung des außereuropäischen Ausgangspunktes des Wortes, weniger dem Vorgang seiner Ausbreitung innerhalb Europa. In der Tat ist es ein großes Verdienst des Autors, aus seiner einzigartigen und ganz persönlichen Kenntnis des amerikanischen Teils des Gesamtproblems (man denke an die Forschungsreisen, die Friederici selber ausgeführt hat) das herausgearbeitet zu haben, was einem Romanisten oder Anglisten oder Germanisten fast unzugänglich ist. Friederici hat auch keineswegs darnach gestrebt, die ältesten Daten zu geben für die verschiedenen Wörter, die er auf ihrer Reise begleitet. Darin unterscheidet er sich z. B. von Karl König, der in seinem Buch „Überseeische Wörter im Französischen" (Halle, Niemeyer 1939) vor allem das Eindringen solcher Wörter ins Französische untersucht hat. Hingegen ist für uns nun eine feste Grundlage gegeben, auf der wir das Eindringen und die Assimilation amerikanischer Wörter in die einzelnen europäischen Sprachen studieren können. Darin beruht die große Bedeutung des Werkes von Friederici auch für den Romanisten. W.

Victor Buescu, *Survivance roumaine du latin *appicare in Miscelânea de filologia, literatura e historia cultural.* A memoria de Francisco Adolfo Coelho, Centro de estudos filológicos Lisboa 1949. S. 148—187.

Der Verfasser glaubt die richtige Etymologie für das rumänische *apuca*, greifen, anfassen, anpacken, gefunden zu haben. In einer sehr dokumentierten und gewissenhaften Studie, bespricht er zuerst alle

bis jetzt vorgeschlagenen Etymologien. Die erste wäre die von Cihac, 1870, der an eine Metathese denkt: occupare > *acupa > apuca. Es widersetze sich aber die Semantik, denn von besetzen bis zu greifen wäre eine schwer anzunehmende Evolution.

Meyer-Lübke, Densușianu, Tiktin, Pușcariu und Rosetti erwähnen diese Etymologie nicht. 1880 schlägt V. Burlă eine andere vor und zwar vom Lateinischen aucupor, aucupo, Vögel jagen, lauern (auceps). Meyer-Lübke und Pușcariu billigten diese Etymologie. Meyer-Lübke setzt aber ein *acupari voraus. Der größte Gegner dieser Etymologie war Spitzer (Dacoromania III s. 645—646) denn der Ausdruck, sagt er, hat in keiner romanischen Sprache überlebt und die Metathese c-p ist nicht belegt. Dazu fügt Buescu den, nach ihm wichtigsten Einwand hinzu, und zwar: für lat. aucupor rum. apuca muß man zuerst die Metathese c-p und eine Zwischenform *acupa annehmen. Dann setzt sich die Semantik auch dagegen. Das hatte aber auch Spitzer eingewendet, was Buescu auch zugibt.

B. P. Hașdeu erklärt in seinem Etymologicum Magnum apuca von *apuco, apere, binden, anschließen, mit dem Suffix -uco, wie mandere — manduco. Diese Etymologie hat aber auch niemanden überzeugen können. Buescu erwähnt auch die Hypothese G. Crețus aus seiner Ausgabe des „Lexicon slavo-român“ (1649) Bukarest 1900 und zwar *capuco von capio, Suffix -uco. Crețu gibt aber keine weiteren Erläuterungen und seine Etymologie wurde auch nicht beachtet. Spitzer erklärt apuca von der Interjektion poc! oder *puc! mit dem Präfix a-. Das hat aber auch niemanden überzeugen können. Pușcariu und Meyer-Lübke waren besonders dagegen: „Schlagen ist nicht packen“, sagte Meyer-Lübke. Er nähert *apuca* dem deutschen packen. Er konnte aber das rum. *u* vom deutschen *a* nicht erklären, obwohl er noch das Beispiel flattern a flutura hatte. Er hätte es, meiner Meinung nach, leicht erklären können, wenn er in Betracht gezogen hätte, daß im siebenbürgisch-sächsischen und im banatisch-schwäbischen ein betontes *a* in diesem Fall nie rein klingt, sondern mehr als *o*, manchmal sogar als ein sehr geschlossenes *o*. Das aber, was sich dagegen widersetzt, ist die Tatsache, daß man *apucari* auch im Mazedorum. hat. Buescu, nach dem er die sämtlichen bisher angeführten Etymologien angibt und zurückweist, versucht zu beweisen, daß rum. *apuca* vom lat. *appicare, kleben (pix-picem) kommt. Dasselbe Etymon hat portug. apegar, ital. (calabr.) appicare, und das einfache picare ist im altmilan. pegá, logudor. pigare, provenz. span. portug. pegar und altfz. poïer zu finden. Da Buescu Altphilologe ist, geht er gleich vom Indogermanischen aus. Die semantische Entwicklung von pix Pech, mit Pech anstreichen, greifen, nehmen, wäre nach ihm durch *kleben* sehr leicht zu erklären. Die intermediären Bedeutungen wären in verschiedenen roman. Sprachen und Mundarten noch vorhanden, die letzte Bedeutung von *greifen* findet sich neben rum. apuca im logudor. pigare, prov. pegar, abruz. appicca. Weiter haben wir apegar im prov. cat. span. und portug. mit der Bedeutung *ankleben*. Das einfache picare hat nach Buescu keine Spur im Rumänischen hinterlassen, weil es wahrscheinlich durch a păca < pacare verdrängt worden ist. *Paca* existiert aber im Mazedorum. und bedeutet bezahlen; im Dakorum. nur *împăca* versöhnen, beruhigen. Erstens konnte păca < picare nicht zu *puca übergehen, zweitens aber ein picare

hätte im Rum. gut *pica* geben können und in diesem Fall wäre Homonymie mit pica, fallen, gewesen.

Buescu ist verblüfft von der Ähnlichkeit der Bedeutung des rum. apuca mit dem portug. (a)pegar. Er führt auch eine Fülle von parallelen Beispielen an. Diese sind aber, meiner Meinung nach, nicht überzeugend. Es ist zwar klar, daß das portug. *pegar*, *pegarse* oft mit dem rum. *a apuca*, *a se apuca* zu übersetzen ist, aber das besagt noch lange nicht, daß *apuca* und *pegar* dieselbe Etymologie haben müssen.

Wenn man semantisch *apuca* mit *appicare, portug. (*a*)*pegar* halbwegs vereinbaren kann, sind die Schwierigkeiten phonetisch viel größer. Der Verfasser glaubt sie aber alle beseitigen zu können. Den Übergang von *i* zu *u* erklärt Buescu als eine Labialisation, die schon im Lat. stattgefunden hätte: *optumum*, *decumum* und oft auch in den romanischen Sprachen. Für das Rumänische findet der Verfasser auch eine Menge von Beispielen, die meisten aus den balkanisch-rumänischen Mundarten. So z. B. Meglenorum.: struminari < stimularia, Peitsche, apu < aqua, Wasser u. a. Im Aromunischen nennt er funtănă anstatt făntănă, mucată = măcată < manducata, furtat für fărtat < *frătat < frate, muratu = mărat < male habitu, unglücklich, fumeie oder fomeie für fămeie < familia. Die Formen fumeie und fomeie sind öfter auch im Dakorum. zu finden. Er zitiert dann inflare > umfla, implere > umplea, levare > lua, demicare > dumica, de post > după, pitzinnus > puțin, mamma > mumă.

Bei den meisten, wenn nicht bei allen diesen von dem Verfasser angeführten Formen, haben wir bis heute im Rumänischen oder in einer rumänischen Mundart auch die richtige etymologische Form, oder sie war im Altrumänischen vorhanden, was bei *apuca* nicht der Fall ist. Wir haben von implere, inflare, ambulare in den Mundarten noch die regelmäßige Entwicklung von in zu în, also împlea, îmfla, îmbla, dann in der literarischen Sprache die walachischen Formen mit în > un. Wir haben funtână, aber auch ein fantână und fântână. Wir haben levare > lua, unter Einfluß des labialen v, aber le(v)o > ieu, iau, le(v)is > iei, iai, le(v)a > iea, ie, ia. Von *de post* haben wir im Nord-Moldauischen eine Form dipi, gleich dem valachischen depe, depă. Fomeie, fumeie existiert neben femeie, fimeie und fămeie. Wir finden aber keine Spuren von einem *apica, *apeca, *apăca, oder, was auch zu erwarten wäre, eine palatalisierte Form *ak'ica. Buescu gibt noch einige Beispiele von Wörtern nichtlateinischen Ursprungs an, die also neuer in der Sprache sind. Bei allen diesen Wörtern aber, wie auch bei den älteren lateinischen Ursprungs kann man eins feststellen, und zwar, daß ein lat. oder späteres *i*, *e*, *a* manchmal über ă, î, unter dem Einfluß eines Labials sich zu *u* verdunkelt hat. Das geschieht, wie der Verfasser auch feststellt, auch in anderen romanischen Sprachen und Mundarten. So zitiert er z. B. frz. jumeau < gemellu, chalumeau < calamellu, altspan. romaner < remanere, ital. dovere < debere, somigliare < similiare, domani < demane, portug. vibora < vipera, porfia < perfidia; dann analog dem rumänischen umfla, logudor. umflari und sizil. unćari; rum. umplea, logudor. umpire, catal. umplir, prov. omplit u.a. Alle diese Parallelismen helfen aber nichts und können die phonetischen Schwierigkeiten nicht beseitigen, solange wir, wie gesagt, keine Nebenformen wie *apica, *akica, *apăca, *apâca finden oder kennen. Bei der Form buric umbi-

licu, die Buescu mit *u* in zahlreichen romanischen Mundarten feststellt, handelt es sich, neben einer Labialisierung, auch um eine Assimilation zum vorhergehenden *u*: rum. umbiric > umburic, dann durch Deglutination un buric. Dasselbe gilt auch für die von Buescu angenommene rum. Form *pucurar < pecorariu, die er im ital. mundartlich als pukurara, und ähnliche mit *u* findet. Diese Formen existieren, wie Buescu selbst behauptet, *neben* den vorherrschenden Formen mit *i* oder *e:* pikuraru, pekuraru. Auch demnach also, müßten wir irgendwo im Rum. eine Form *apeca, *apica haben oder wenigstens gehabt haben. Es ist bewundernswert, mit was für einer Fülle von Belegen und wie dokumentiert Buescu diese neue Etymologie von *apuca* unterstützt. Das wird aber, nach meiner Meinung, trotzdem nicht überzeugen können, solange wir andere Nebenformen mit i, e oder ă nicht finden werden. Da wir für das Rumänische keine Texte vor dem 15. Jahrhundert besitzen, könnte man annehmen, daß diese Nebenformen doch im Urrumänischen existiert haben. Es bleibt also vorläufig diese neue Etymologie von *apuca* neben den anderen (occupare, *acupare u. ä.) einzureihen, ohne entscheiden zu können, welches die richtige ist, oder ob überhaupt eine von ihnen die richtige ist.

ION POPINCEANU

Early Italian Texts, edited with notes by C. Dionisotti and C. Grayson. Oxford, Basil Blackwell, 1949, 170 S.

Aus den paar altitalienischen Anthologien, die während der letzten beiden Jahrzehnte erschienen aber zumeist schon wieder vergriffen sind, stellen hier erstmals zwei Engländer eine neue zusammen. Die Auswahl ist laut Vorwort auf den Oxforder Lehrplan in italienischer Sprachgeschichte zugeschnitten. Auf das Veroneser Rätsel folgen die ältesten dokumentarischen Denkmäler der Halbinsel, wie die campanischen Schwurformeln, die Testimonianze di Travale, die Carta consolare pisana, die Inschrift am Dom zu Ferrara und ein kurzer Ausschnitt aus dem Libro di Conti di Banchieri. Die umbrische Konfession leitet über zum Ritmo cassinese, zum Ritmo giullaresco toscano, zum märkischen Ritmo di S. Alessio und zum Sonnengesang des Hl. Franz von Assisi. Mit Raimbaut de Vaqueiras' mehrsprachigen Strophen betreten wir dann den Boden der eigentlichen Kunstdichtung; nach den bekanntesten sizilianischen Hofdichtern kommen Guittone mit je zwei Sonetten und Kanzonen (und zwei Briefen) und Jacopone mit fünf Lauden zum Wort. Den Abschluß bilden die oberitalienischen Moralisten, Gerart Pateg, Giacomino da Verona und die drei Lombarden Ugoçon, Barsegapé und Bonvesin. Die Anordnung ist somit durch chronologische und zugleich literarisch-gattungsmäßige Gesichtspunkte bestimmt. Wir hätten einer geographischen Abfolge den Vorzug gegeben; dann aber wäre die Berücksichtigung von Rom, Venedig, Piemont — um nur diese Lücken zu nennen — unumgänglich gewesen. Jedes Stück ist mit einer zum Teil recht ausführlichen Einleitung versehen, welche die Angaben über seinen Fundort, die diversen Editionen und alles, was zur Interpretation bisher geleistet worden ist, geschickt zusammenfaßt. Neu ist bei dieser Sammlung ein fortlaufender Kommentar in Form von Fußnoten; fast jede der modernen Schriftsprache widersprechende Erscheinung und alle Dialek-

talismen werden hier kurz erklärt, wobei es nicht an Hinweisen auf Parallelerscheinungen in den andern abgedruckten Stücken und an bibliographischen Einzelangaben fehlt. Das ist in sich verdienstlich, macht aber das Bändchen etwa für Seminarübungen ganz ungeeignet: der Student wird der eigenen vorbereitenden Auseinandersetzung mit dem Text enthoben, und dem Dozenten bleibt nur noch wenig zur Erklärung nachzutragen. Der reiche Kommentar macht dann schließlich auch ein besonderes Glossar am Schluß der Sammlung überflüssig. — An der Lesung der Texte ist nichts auszusetzen; die Verfasser machen sich hier, wie im Kommentar, die Arbeit ihrer Vorgänger zu Nutzen. T. Reinhard

Marianne Staub, *Richtungsbegriff — Richtungsausdruck. Versuch zu einem Vergleich von deutscher und französischer Ausdrucksweise.* Romanica Helvetica vol. 27. Bern 1949. 168 und XIX S.

Den Richtungsbegriff und Richtungsausdruck im Deutschen und Französischen zu vergleichen, scheint im ersten Augenblick ein äußerst lohnendes Thema zu sein, besonders für einen Deutsch-Muttersprachigen, der von der Vielfalt des deutschen Ausdrucks ausgehen kann. Marianne Staub wurde zu diesem Vergleich angeregt durch Ch. Ballys Werk, ‚Linguistique générale et linguistique française', zweite, abgeänderte Auflage, Bern 1944, worin der Genfer Gelehrte zur Typisierung seiner Muttersprache die wesentlich anders geartete Struktur des Deutschen immer wieder zum Vergleich heranzieht.

Zuerst definiert die Verfasserin den Richtungsbegriff und den Richtungsausdruck, wobei sie Ferd. de Saussures Begriffsbestimmung: „Le signe linguistique unit non une chose et non un nom mais un concept et une image acoustique" (‚Cours de linguistique générale', publié par Ch. Bally et A. Séchéhaye, dritte Auflage, Paris 1931, S. 99), auf das von ihr untersuchte Problem anwendet und dabei den Richtungsbegriff sowie seinen Ausdruck in drei Komponenten zerlegt, nämlich in eine Bewegung und zwei Richtpunkte, Ausgangs- und Endpunkte der Bewegung. Die Verfasserin kommt dann weiter zur richtigen Feststellung, daß die Richtungsangabe auf einem — alle möglichen Varianten annehmenden — Zusammenspiel von sprachlich aktualisierten Richtpunkten beruht, welches sich von Sprache zu Sprache teils ähnlich, teils verschieden auswirkt. — Hierauf wird — mit Recht — nochmals Ch. Ballys Unterscheidung von arbiträrem und motiviertem Zeichen aufgegriffen und festgestellt, daß die Grenze zwischen motiviertem und arbiträrem Zeichen fließend ist, je nach Inhalt und Satzzusammenhang und je nach dem Sprecher und dem Zuhörer: „aus einem Hause *heraus*kommen" (motiviert); „die Sache ist gut *heraus*gekommen" (arbiträr). — Als letzte unter den Prämissen werden die Begriffe des Raumes, der Zeit und der Art und Weise auf das von Frl. St. behandelte Problem angewendet. Die Verfasserin weist darauf hin, daß sich diese Begriffe sehr nahe berühren, ja sogar ineinander verfließen können. Zum Beispiel Raum > Zeit: nous venons de *franchir* Noël (Colette, ‚Vagabonde', p. 36); Raum > Art und Weise: schwdt. eh, woher au = warum nicht gar. Nur forciert Frl. St. etwas die Dinge, wenn sie zur Beweisführung auf

S. 13 auch das fr. futur immédiat und das passé immédiat heranzieht: aller + inf. und venir de + inf. sind heute Modalverben, die nicht die geringste Spur eines Raumbegriffs mehr aufweisen. Die Bemerkung (S. 13), daß fr. avec „mit“ aus lat. ap(ud) hoc „bei diesem“ kommt, gehört ebenfalls nicht in den Zusammenhang einer synchronischen Betrachtungsweise.

Im 3. Kapitel untersucht dann Frl. St. die Grundzüge der deutschen Richtungsangabe. Es ist dies ein ganz hervorragendes Kapitel, bei weitem der beste Teil der ganzen Arbeit. Noch selten wurde diese komplexe und heikle Frage so klar und sauber durchdacht und dargestellt. Sehr gut sind auch die Beispiele, die zum weitaus größten Teil selbst gesammelt (‚Neue Zürcher Zeitung‘, ‚Schweizer Illustrierte Zeitung‘, usw.) und äußerst geschickt ausgewertet wurden. Sehr aufschlußreich ist z. B. die Feststellung, daß die Adverbien auf ‚*-wärts*‘, die ursprünglich nur auf die Frage „wohin“ verwendet wurden, neuerdings auch auf die Frage „wo“ antworten: „Ost*wärts* Berlin schlug eine Bombe ein“ (‚Neue Zürcher Zeitung‘, 3. 10. 40), „Aus*wärts* essen“ („Neue Zürcher Zeitung, Inseratenteil, 14. 1. 41). Die Verstärkung des Richtungsmomentes im Adverb durch eine Präposition kann sogar eine Verblassung der selbständigen Richtungspartikel zur Folge haben: „Blick *nach* vor*wärts*“ (‚Schw. Illustrierte‘ Nr. 3, 1941); „obgleich *nach* dort*hin* eine Reihe von Frauen und Kindern gesandt worden waren“ (‚Neue Zürcher Zeitung‘ 3. 5. 41). — Die Verfasserin unternimmt hierauf (S. 23 ff.) den originellen Versuch, Ballys Begriff des motivierten und arbiträren Zeichens auf eine Anzahl von präfigierten Verben anzuwenden und zu untersuchen, wie stark die Bedeutung der Richtungspartikel dem muttersprachigen Leser bewußt wird. Dabei gelangt Frl. St. zur Unterscheidung von: 1. Richtungsverben mit starkem stygmatischem Charakter (Typus *herein*blicken), 2. Richtungsverben mit starkem lexikologischem Charakter (Typus *zu*nicken, *ein*treffen, *an*kommen, usw.), 3. Verben mit absterbender, bzw. abgestorbener Richtungspartikel (Typus *er*scheinen). Eine Anzahl präfigierter Verben wurde nun fünf deutschsprachigen „Interpreten“ vorgelegt, die darüber befragt wurden, ob es sich um ein „signe motivé“ oder „arbitraire“ handle. Aus den Antworten zog dann die Verfasserin jeweils die sie interessierenden Schlüsse. Zu dieser Methode, die auch später fürs Französische angewendet wird, ist zu bemerken, daß, gleich wie bei der Arbeit von Walter Stehli, Die Femininbildung von Personenbezeichnungen im modernsten Französisch, Romanica Helvetica vol. 29, 1949, die kleine Anzahl der befragten Personen auffällt. Unsere Verfasserin zieht Schlüsse aus den Antworten von *fünf* „Interpreten“, wovon zwei aus Zürich stammen, einer aus Chur, einer aus Berlin und einer aus Aachen. Nicht nur genügt u. E. diese kleine Anzahl von „Interpreten“ nicht, um schlüssige Beweise für das gesamte deutsche Sprachgebiet zu liefern, sondern es fehlt auch jegliche Angabe über das Alter und — wenigstens bei den deutschsprachigen „Interpreten“ — über das soziale Milieu, aus welchem sie stammen: unerläßliche Angaben, um Frl. St.s Feststellungen richtig einschätzen zu können. Deshalb haben leider ihre Ergebnisse nur relativen Wert. Trotz dieser Einschränkung, die wir anzubringen gezwungen sind, hat Frl. St.s Enquête sehr schöne Resultate gezei-

tigt. Überzeugend geht daraus hervor, daß die räumliche Bedeutung der einzelnen Partikel stark von der mehr oder weniger konkreten Vorstellung abhängt, welche sich der „Interpret“ von einer Bewegung oder einer Handlung macht. „Trotz der dadurch individuell verschiedenen Bewertung der Präfixe in bezug auf ihren vialen Aspekt“, stellt die Verfasserin auf S. 34 fest, „scheint der räumliche Bedeutungsgehalt der Partikel abzunehmen, wenn wir von formstarker zu formschwacher Partikel übergehen“. Dadurch wird auch die wichtige Stellung der adverbialen Ergänzung für den Ausdruck der deutschen Richtungsangabe mit Nachdruck unterstrichen. — Weiter (S. 39) beweist Frl. St. eindeutig, daß im Gegensatz zu der von Margarethe Frauendienst, ‚Der Ausdruck der Richtungsangaben‘, Neuphilol. Monatsschrift, Januar 1935 vertretenen Auffassung, wonach sich die deutsche Richtungsangabe als eine lose Anfügung beliebig zum Verb stellen läßt, auch die deutsche Sprache feste Richtungsangaben kennt, sei es in der Verbindung von Verb resp. Substantiv und Ergänzung. Ausgezeichnet die Erklärung, daß die Voraussetzung für eine lose oder feste Richtungsangabe in der Art der Ergänzung zum Verb selbst liege (S. 39): „Je selbständiger ein Adverb, ein Präfix oder ein Adverbiale in bezug auf seinen Bewegungsgehalt ist, um so loser, um so willkürlicher ist seine Verbindung mit dem Verb.“

Der deutschen Richtungsangabe werden S. 40 ff. die Grundzüge der französischen Richtungsangabe gegenübergestellt. Dieses 4. Kapitel ist ebenfalls voll von äußerst wertvollen Einzelbeobachtungen; aber ein schwerer Vorwurf kann der Verfasserin nicht erspart bleiben: Frl. St. studiert fast ausschließlich das Volks- und Regionalfranzösisch (H. Barbusse, C. F. Céline, Colette, C. F. Ramuz), daneben drei Jahrgänge der Zeitschrift „Die Alpen — Les Alpes — Le Alpi“ (1925—1927), Theaterstücke aus den Jahren 1932—1939 (M. Achard, H. Bernstein, F. de Croisset, M. Pagnol, u. a., cf. Bibliographie S. XI), aber nur zwei Texte vor 1914 (E. Estaunié und E. Zola) und nur zwei Schriftsteller des 20. Jahrhundert, die einen gepflegten Stil schreiben (A. de St. Exupéry und J. Giraudoux), wobei sie trotzdem hofft, „das Problem, wie es sich für die stärker normierte Schriftsprache in großen Zügen zeigt, besser zu beleuchten“ (S. 5). Dabei ist sie aber der großen Gefahr erlegen, daraus bedeutsame Schlüsse für die *gesamte* französische Sprache ziehen zu wollen. Sie hat der Tatsache kaum Rechnung getragen, daß es ein quasi permanentes Französisch gibt, die Sprache des „honnête homme“ seit Calvin, das den Nachlässigkeiten oder Übertreibungen der Volkssprache und den Einflüssen der Regionalsprache Widerstand leistet. Dies muß betont werden, obwohl Frl. St. z. B. auf S. 87 selbst feststellen muß, daß der „kultivierte Stil Jean Giraudoux’ keine Adverbkonstruktionen, ausgenommen ‚en‘, ‚y‘, verwendet“, dgl. A. de St. Exupéry. Sofort aber fügt die Verfasserin wieder bei, daß „altfranzösische Texte, Dialekttexte und vor allem auch die regional gefärbte Sprache der Westschweiz eine größere Zahl von Adverbkonstruktionen (vgl. C. F. Céline „ce qu’on faisait *à se tirer dessus*“) aufweisen“, und anschließend handeln 20 Seiten von der „Vitalität der Adverbkonstruktion in altfranzösischen Texten, Dialekttexten, provenzalischen und regionalfranzösischen Tex-

ten". Dadurch wird u. E. das Bild der französischen Sprache verfälscht. Aber natürlich lockte das Volks- und Regionalfranzösisch die Verfasserin bedeutend mehr, weisen diese Sprachformen doch eine bedeutend größere Analogie zum deutschen Richtungsausdruck auf! Die wichtigste Schlußfolgerung der vorliegenden Arbeit findet sich u. E. auf S. 108, wo die Verfasserin feststellt, daß im heutigen Französischen die Adverbkonstruktionen ihrer umstrittenen Zulässigkeit wegen nur bedingt verwendbar sind: „. . . somit fällt das strukturmäßige Äquivalent für das deutsche intensive Richtungsverb, auch wenn wir überall ein organisches Weiterleben im Volksfranzösischen und in den Mundarten nachweisen können, für die französische Schriftsprache kaum ins Gewicht."

Die Tendenz der Verfasserin, den französischen Richtungsausdruck zugunsten von dem Deutschen analogen Konstruktionen zu pressen, wird besonders deutlich in ihrem letzten, 5. Kapitel, betitelt „Zusammenprall der Strukturunterschiede der Richtungsangaben in deutsch-französischen Übersetzungen". Übersetzen bedeutet u. E. nicht, alle Konstruktionen oder alle Wörter zu imitieren, sondern, die gedachte Substanz möglichst adäquat wiederzugeben. Wenn die Verfasserin dem nicht Rechnung tragen will, so deshalb, weil die französischen Mittel zur Wiedergabe eines fremdsprachigen Textes ganz anders geartet sind als die von Frl. St. für allein expressiv befundene deutsche Ausdrucksart. Diesen Vorwurf konnten wir der Verfasserin nicht ersparen, obwohl sie auf S. 131 ihrer Arbeit den *fundamentalen* Unterschied zwischen deutschem und französischem Richtungsausdruck selbst sehr deutlich faßt, wenn sie sagt: „Der Grund für die Tatsache, daß dieses Mittel, den Vialaspekt durch eine den Modalaspekt vermittelnde Periphrase wiederzugeben, nicht häufig herangezogen wird ('hineinsehen' wird fast durchgehend durch einfaches 'regarder', übersetzt . . .), scheint einerseits darin zu liegen, daß im allgemeinen das französische Satzgefüge der Übersetzung ohnehin leicht überlastet wird; eine Belastung, die bei einer modalen Wiedergabe des deutschen Präfixes durch passives Adverb oder Adverbiale beträchtlich vermehrt würde. Zudem vermag eine modale Übersetzung des Präfixes den Richtungsinhalt nur ungenau wiederzugeben, so daß eine vollständige Vernachlässigung des deutschen Präfixes vielfach in Kauf genommen wird. Man darf nie vergessen, daß der Leser der Übersetzung nur selten die Vorlage zum Vergleich heranzieht, d. h. der Übersetzer darf auf die Nichtkenntnis des Originals, vor allem in dessen stilistisch-sprachlichen Feinheiten rechnen. Deshalb wird eine leichte Lesbarkeit ohne Vergewaltigung des französischen Satzgefüges einer genauen Übersetzung vorgezogen." Theoretisch ist sich also die Verfasserin absolut im klaren über das Problem des Übersetzens, und doch macht sie dem Französischen praktisch einen Vorwurf daraus, daß es nicht alle Nüancen des deutschen Originals wiedergibt. Einige Details mögen dies belegen: S. 123 „chassant les nuages *en bas*" und „la tempête refoulait les nuages *vers en bas*" als Übersetzung von (Büchner, Lenz) „oder wenn der Sturm das Gewölk abwärts trieb" als Beweis für die Wiedergabe von deutschen intensiven Präfixen durch französisches Adverb sind im Französischen entsetzlich plump und streifen den „calque", so daß die Verfasserin sie nicht hätte berücksichtigen dürfen. S. 125:

die Verfasserin zählt eine Gruppe von Übersetzungen auf, wo deutsches Adverb + Verb durch französisches Präfixverb wiedergegeben wird. So z. B. wird „G. schob das Mikroskop der Schwester *zu*“ (Carossa, Der Arzt Gion) durch „G. *re*poussa le microscope vers la soeur“ übersetzt; „holte die Künstlerin ihre Vorräte *herein*“ (Carossa, ibid.) durch „la jeune artiste *re*tira ses provisions“; „immer klarer ging ihr Wesen aus dem hellen Rund *hervor*“ (Carossa, ibid.) durch „*res*sortit . . . du disque“. Ferner wird zitiert, daß „*nieder*steigen“ durch „*re*descendre“, „*nieder*legen“ durch „*re*poser“, „*nieder*stoßen“ durch „*trans*percer“, usw. wiedergegeben wird. Da die Präfigierung aus rein formaler Anlehnung an ein deutsches Präfixverb geschieht, sollten diese Übersetzungsversuche nicht vermerkt werden. S. 128: der französische Übersetzer von Carossa, Der Arzt Gion, gibt „der Block, dem die Figur *entwachsen* sollte“ mit „d'où devait *sortir* la nouvelle forme“ wieder, was von der Verfasserin als „blaß“ bezeichnet wird. Dgl. wird der ganze Abschnitt, betitelt „Vollständiges Zurücktreten des Modalaspektes im Fr.“, nur aufgeführt, um die Farblosigkeit des französischen Ausdruckes dem deutschen gegenüber aufzuzeigen. Ebenfalls auf S. 128 wird als Übersetzung von „*schlug* sie die Hände *über* dem Kopf *zusammen*“ (Keller, Grüner Heinrich) „elle *joignit* les mains *au-dessus de* la tête“ notiert. Eine so schlechte Übersetzung sollte überhaupt nicht zitiert werden, oder dann als „calque“, wofür die Verfasserin auf S. 157 f. eine ganze Liste aufführt. — Wenn alle diese fehlerhaften Beispiele trotzdem in Frl. St.s Arbeit figurieren, so offenbar nur, um die Hilflosigkeit des französischen Ausdrucks dem deutschen gegenüber unter Beweis zu stellen.

So interessant es auch ist, dem unmittelbaren Aufeinanderprallen von französischem und deutschem Richtungsausdruck in der Übersetzung nachzugehen, so glauben wir doch nicht, daß sich hieraus schlüssige Resultate ergeben; denn der Übersetzer ist ja durch die Vorlage in seinem Ausdruck gehemmt, weshalb ihm gewisse natürliche Ausdrucksmöglichkeiten verschlossen bleiben. Darum überzeugt uns Frl. St.s Methode nicht. Bei einer Gegenüberstellung von Ausdrucksarten zweier Sprachen ist die Versuchung groß, werten zu wollen. Nach wie vor halten wir infolgedessen Studien, die sich ausschließlich mit dem einen oder andern Sprachgebiet befassen, für fruchtbringender, wenigstens auf syntaktischem Gebiet.

Das Schlußwort resümiert sehr schön die aus der Gegenüberstellung hervorgehenden Resultate. Neue Forschungsergebnisse sind es nicht; hingegen wird wieder einmal sehr deutlich unterstrichen, daß der scharfe strukturelle Gegensatz zwischen Deutsch und Französisch relativ jung ist — besonders auch in bezug auf den Richtungsausdruck —, daß das Altfranzösische der mittelalterlichen und heutigen deutschen Schriftsprache in der sprachlichen Ausdrucksfähigkeit näher stand, und daß die Volks- und Regionalsprache — wie in andern Fällen — dem Altfranzösischen ähnlich sind. In den Regionalsprachen werden wir — cum grano salis — ein ungebrochenes Fortleben des altfranzösischen Zustandes annehmen dürfen, und für die Volkssprache gelten die von Frl. St. von J. Vendryes, Le langage, Paris 1931 (p. 147) zitierten Sätze (S. 162): „L'esprit d'un civilisé est plus apte à l'abstraction que l'esprit d'un primitif. . . .

C'est pour sa mentalité un instrument très défectueux, aussi ne manque-t-il pas de le corriger pour l'accommoder à son usage. Il le détourne de toute fin abstraite pour le ramener au concret qui seul l'intéresse."

Die Arbeit ist sehr schön ausgestattet mit Sach- und Wortindex, wobei sich besonders der Germanist über die Liste der deutschen, verbalen Präfixe freuen dürfte, in welcher auf die ausgezeichnten Beobachtungen im 3. Kapitel (Deutsche Richtungsangabe) verwiesen wird.

In der reichen Bibliographie vermissen wir u. a.: G. Raithel, Über den Gebrauch und die begriffliche Entwicklung der afr. Präpositionen od, par, en, Diss. Göttingen 1835; id., Über den Gebrauch und die begriffliche Entwicklung der afr. Präpositionen sor, desor (dedesor), ensor; sus, desus (dedesus), ensus, Metz 1888 (Wissenschaftl. Beilage zum Programm der Realschule zu Metz); R. Reyelt, Über den Gebrauch und die begriffliche Entwicklung der frz. Präpositionen vers, envers, devers, par devers (dedevers, par dedevers); contre, encontre und à l'encontre de, Diss. Göttingen 1912; und C. de Boer, Essai sur la syntaxe moderne de la préposition en français et en italien, Paris 1926 (vgl. auch die Besprechung von A. Meillet in BSLP 27, 103—105, 1927). Nutzen hätte auch gezogen werden können aus: O. Breitkreuz, Attention aux prépositions. Eine Anleitung zur Übertragung deutscher Präpositionen ins Französische, Dresden u. Leipzig 1912 *).

Basel HANS ERICH KELLER

Manuel Sanchis Guarner, *Introducción a la historia lingüística de Valencia*. Con un prólogo de Ramón Menéndez Pidal. Institución Alfonso el Magnánimo. Diputación Provincial de Valencia. Valencia s. a. (1950). 182 S.

Das vorliegende Büchlein bildet den ersten Band der von Arturo Zabala geleiteten „Biblioteca de Filología" des neu geschaffenen Instituto de literatura y estudios filológicos in Valencia und enthält einen Vorlesungszyklus, den Sanchis Guarner im Dezember 1948 in Valencia gehalten hat. Wir erhalten in sorgfältiger wissenschaftlicher Darstellung einen Überblick über die sprachlichen Verhältnisse des alten Königreichs Valencia bis zur Herausbildung der heutigen Mundart infolge der Reconquista: Iberisch, Romanisierung, germanische Elemente, Islam, Sprache der Mozárabes. Derartige Einführungswerke in die regionale Sprachgeschichte bilden eine ausgezeichnete Grundlage für den regionalen Dialektforscher.

S. 44: Bei den Ortsnamen, die mit *Ta-* beginnen kann es sich um berberische Namen handeln (*t-* Femininpräfix, *a-* Singularpräfix). — S. 55: lies *Meier*. — Besonders dankenswert ist die reiche Auswahl von arabischen Ortsnamen (S. 88—98), die für Valencia in solcher

* Um zu erfahren, wie ein Französisch-Muttersprachiger die von Frl. St. im 4. und 5. Kapitel gemachten Feststellungen wertet, haben wir das Urteil von Herrn Prof. Arthur Jeanrenaud in Lausanne über die Arbeit eingeholt. Wir freuen uns, in allen Punkten mit diesem hervorragenden Kenner der französischen Sprache zusammengetroffen zu sein und möchten ihm auch an dieser Stelle für seine trefflichen Bemerkungen unsern herzlichsten Dank aussprechen.

Reichhaltigkeit noch nicht vorgelegt worden ist. Aber ein so interessantes Wort wie *Albufera* sollte nicht fehlen, ein Wort das im ägypt.-arab. *Boheirah* seine sprachliche und sachliche Parallele findet (als „See" ist das Wort in Nordafrika weit verbreitet). — Gut sind die Bemerkungen über die Bedeutung des Mozarabischen und die Schwierigkeit des einschlägigen Quellenstudiums. Bei der Besprechung der einzelnen lautlichen Erscheinungen des Mozarabischen erfreut die vorsichtige und selbständige Wertung (siehe z. B. die Frage der Bewahrung des *-o* S. 119). — S. 123 *x-* für *s-* im Mozarabischen ist keine Palatalisierung, wie Sanchis Guarner annimmt, sondern der Versuch der Mauren, den spanischen (nordpeninsulären) alveolaren Reibelaut *s*, der etwas palataler ist als das arabische *sin* (und das heutige andalusische und portugiesische *s)*, graphisch wiederzugeben.

WILHELM GIESE

Tommaso Pignatelli, *La Vita Nuova di Dante. (Problemi d'oggi, Serie letteraria, Vol. V)* Padova, CEDAM, 1949. 84 p.

Das Einzigartige der vielleicht zartest-menschlichen unter allen Dichtungen, welche um das Erlebnis der mit so hauchhaft berückender Anmut geschilderten Begegnung Dantes und der edlen Beatrice kreist, rechtfertigt eine stets erneuerte Beschäftigung mit diesem Denkmal. Sie ist zudem auch notwendig geworden seit die literarische Kritik Gesichtspunkte und damit Zweifel in die Interpretation hineingetragen hat, die anfangs — Pignatelli meint vor Pascoli — kaum bestanden haben dürften.

Um den besonderen Wert der vorliegenden Schrift hervorzuheben, möchte ich unabhängig von Pignatelli sowie ergänzend zunächst die bestehenden Meinungen resümieren und mich eingangs gleich zum Folgenden bekennen: die reine Liebe des Poeten zu der tugendhaften, ihm früh entglittenen, innerlich jedoch wiedereroberten und unverlorenen Beatrice ist das in der Zeit vor der Verbannung entscheidende Erlebnis des Dichters und keineswegs eine bloße Fiktion, eine Mystifizierung oder gar ein Madonnenkult. Gewiß eine Offenbarung, wie bereits M. Scherillo[1] ausgesprochen hatte, aber eine Offenbarung der Sehnsucht des Dichters, eine Bestätigung der aus dem Verhalten der holden Frau erahnten göttlichen Schönheit und Weisheit. Mit der heiligen Jungfrau hat Dante seine Beatrice nirgends identifiziert. Im Gegenteil, während einer Andacht verlor der Dichter die ihn begleitende Holdselige aus dem Gedächtnis:

E sì tutto 'l mio amore in lui si mise,
Che Beatrice eclissò nell' oblio.
(*Par. X*, 59—60)

Deshalb muß sowohl Scherillos auf das *Paradiso* bezügliche Frage „Non è già l'Assunta? E non è la Madonna dei Christiani?"[2] als auch die Beantwortung: „Una Madonna, ma di Rafaello" unberechtigt erscheinen. Dieser symbolisch-allegorischen Auffassung, die schon durch das Dantebuch von F. Perez (1865) vorbereitet worden war, haben

[1] *La Vita Nuova e il Canzoniere.* 1921. Introduzione, 35.
[2] Op. cit., 10.

sich mehrere bedeutende Kritiker angeschlossen, darunter B. Croce in Italien und K. Voßler sowie W. Küchler in Deutschland. Am weitesten ist R. Borchardt gegangen, der in der Einleitung zu seinem Übertragungsversuch der *Vita Nuova* in ein mittelalterlich-archaisierendes Deutsch (1922) behauptete, Dantes Jugenddichtung sei „eine zu Zwecken geschriebene Verteidigungsschrift, die Apologie einer heftig angegriffenen Lebensführung“ [1], eine Meinung, der unbegreiflicherweise Voßler [2] zugestimmt hat. Aus derartigen Deutungen geht hervor, wie sehr das entscheidende Seelenerlebnis des Dichters von großen Kreisen mißverstanden worden war.

Diese Willkür hat das Bild der Beatrice und damit zugleich den Sinn des Danteschen Jugendwerkes vorübergehend entstellt. Sie wurde freilich durch die bald einsetzenden Widerstände von seiten einer verständnisvolleren und lebendigeren Kritik langsam überwunden. Als ein Nachklang der Bestrebungen vor und in den zwanziger Jahren haben sich ihr neuerdings nur wenige Gelehrte widersetzt. Für F. Koehnen [3] zum Beispiel blieb das *Neue Leben* „ein Lobgesang der himmlischen Liebe im Kleid der weltlichen Liebe des Zeitalters seines Verfassers. Es ist immer noch so, daß Dante die beata, benedetta, die göttliche Beatrice, im Auge hat, aber die Menschen glauben machen will, er verehre eine Frau von Fleisch und Blut, die vielleicht den Namen Beatrice Portinari trug und Frau des Simone dei Bardi wurde. Diese aber war nur seine Schutzherrin“. Ein letzter Vertreter dieser Theorie einer „Donna angelicata“ wurde der katholische Theologe R. L. John mit seinem Dante-Buch (1946). Aber der Streit zwischen, wie F. Schneider [4] etwas unexakt formuliert hat, „realistischer und idealistischer“ Deutung — zu dieser gelangt auf Grund einer stark schematisierenden Methode noch E. R. Curtius [5] — scheint sich zugunsten der ersteren zu entscheiden.

Der Amerikaner J. E. Shaw [6] glaubt an das erschütternde Erlebnis Dantes von Beatrices Tod. Auch der Italiener G. Federzoni ist „persuaso della realtà storica di Beatrice“ [7]. L. Pietrobono besteht darauf, daß „Alla piena intelligenza della *Vita Nuova* è necessario prender per vero ciò che essa ci dà per tale“ [8]. Nach ihm stellt Dante sich Beatrice „costantemente come donna reale“ vor, „e come tale la rappresenta“ [9]. Die schönsten und zugleich wichtigsten Formulierungen für Dantes Mannesempfinden aber hat merkwürdigerweise eine Frau gefunden, und zwar eine geistig so hochstehende und bedeutende wie

---

[1] S. 89.

[2] *Die Göttliche Komödie*, 1925. I, 349 f.; II, 575.

[3] *Beatrice in der Vita Nuova. Deutsches Dante-Jahrbuch* XXV, *N. F.*–XVI (1943), 196.

[4] *Dante*. 1935. S. 63. Auch Pietrobono übernahm diese Formulierung in dem unter Anm. 6 erwähnten Titel.

[5] „Beatrice kann nur verstanden werden als Funktion innerhalb eines theologischen Systems“ . . . „Beatrice ist ein von Dante geschaffener Mythus“. *Romanische Forschungen*, LX (1947), 281 ff.

[6] *Essays on the Vita Nuova*. 1929.

[7] *Studi e Diporti Danteschi*. 1935. S. 7.

[8] *Filosofia e Teologia nel Convivio e nella Commedia. Giornale Dantesco* XLI, *N. S.* XI (1938). 1940. S. 54.

[9] *Realtà e Idealità nella ‚Vita Nuova‘. Giornale Dantesco* XLII, N. S. XII (1939). 1941. S. 112.

G. Bäumer. Aus einem ihrer Aufsätze[1] sei hier angeführt: „Wir haben keinen Grund, die Wirklichkeit dieses Erlebnisses anzuzweifeln .... Er (Dante) liebte in Beatrice, die ihm nicht gehörte und die an sich zu reißen er nicht versuchte, die Liebe, die Anmut, die lebendige Erscheinung jener Macht, die allein die ‚geheimsten Kammern des Herzens' öffnet und die lautlos die mächtigsten Kräfte des Menschen erschließt. Daß solche Liebe von ihm nicht als ethische Schau bewahrt, sondern daß sie als ein das Blut bewegendes, die Sinne bestürzendes, das körperliche Leben bis zur Ohnmacht erschütterndes Erlebnis in ihm gegenwärtig blieb, das öffnet noch einmal die geheimsten Kammern des Herzens und läßt über das Grauen und die unerbittliche Härte des Inferno jene unbeschreibliche Schwingung, jene geheime dolcezza der Sprache erklingen, die den von der Liebe ergriffenen und bezwungenen Menschen verrät .... Guardini, in seinem schönen Buch über den Engel bei Dante, sagt, daß er Mühe habe zu verstehen, wie Beatrice überhaupt zu einer Allegorie habe gemacht werden können. Und sicher: wer für den Pulsschlag einer Dichtung auch nur den leisesten Instinkt hat, wird gerade in der Erscheinung der Beatrice im Paradies unmittelbar empfinden, wie das unvergessene Bild einer Lebenden in ihr aufersteht. Von daher kommen die Züge menschlicher Nähe, die sie, dem Dichter zugewendet, auch als Künderin der höchsten Offenbarung, in der feierlichen Glorie des Himmels bewahrt. Sie ist keine Allegorie, weder des ‚Ewig-Weiblichen', noch irgendeiner anderen Kraft". Und M. Barbi[2] meint, Beatrice sei „un dramma che si svolge tutto nell' animo di Dante, ma ha la sua radice nella vita reala, e da ciò riceve il sigillo della verità e il pregio d'una perenne freschezza". A. Rüegg[3] sieht in Beatrice „eine mit platonischem Licht verklärte Figur eines starken, wahrscheinlich des beglückendsten Jugenderlebnisses des Dichters". Beatrice bildet auch einen entschiedenen Gegensatz zu einer Personifizierung der Philosophie, die Dante mit der Einführung der Donna gentile in die *Vita Nuova*, wie nachträglich im *Convivio* von ihm erklärt wurde, beabsichtigt hatte. Daß Dante hineingestellt wurde in die Konvention des Frauendienstes im Sinne einer Verehrung des 'cor gentile' seiner Zeitepoche, hat mit dem wirklichen Beatrice-Erlebnis nichts zu tun und ist so betrachtet reiner Zufall. Wie sehr sich gestaltende Kräfte aus einem solchen Jugenderlebnis ableiten lassen, zeigt überdies die Parallele des deutschen Dichterlebens Gerhart Hauptmann[4].

Pignatelli besitzt die besondere Einfühlungsgabe, die es ermöglicht, echt nachzuempfinden und klar darzulegen, daß es sich bei dem Beatrice-Bilde Dantes um eine „trasformazione di Beatrice-donna in Beatrice-idea" gehandelt haben muß. Anfangs erblicken wir sie, „specialmente nelle prime pagine, viva ed umana, ancora reale nella sua spoglia terrena, ancora materiata di carne e di vita sensibile". Sie wird späterhin, im *Paradiso*, vom Dichter zum Symbol erhoben, indes

[1] *Beatrice. Deutsches Dante-Jahrbuch* XXIII, *N. F.* XIV (1941), 1; 27—28; 34—35.

[2] *La Questione di Beatrice. Boll. della Società Dantesca Italiana*, N. S. XII, 204 ff.

[3] *Die Jenseitsvorstellungen vor Dante*. 1945. Band II, 53 ff.

[4] Ausgeführt in meinem Beitrag über *Gerhart Hauptmann und Dante. Archiv*, 187. Band (1950), 76 ff.

„se a cominciare del capitolo XVIII della *Vita Nuova* subisce un processo di idealizzamento sempre più intenso, che giunge fino alla apoteosi degli ultimi capitoli, non diventa però mai in alcun modo allegoria“. Erst in der *Commedia* „si è elevata a simbolo; è già allegoria; ma la sua forza poetica è che, ad onta di tutto, essa è rimasta veramente e fondamentalmente donna qual'era nella *Vita Nuova*“. In dieser hingegen „simbolico è infatti il modo col quale il poeta vede la realtà, simbolico quel nesso frequente che al poeta pare di trovare tra alcuni segni che si ripetono costantemente e il proprio destino, simbolica è in genere quella ricerca del significato del numero ed inoltre quella tendenza a vedere nella vita di Beatrice e nella stessa vita sua i segni presenti del destino. Ma non è simbolica la figurazione di Beatrice, perchè al disotto di essa è una viva e forte realtà che opera incessantemente fino e dopo la morte di lei. Quando infatti Beatrice è già nell'alto dei cieli, trasfigurata nella sua gloria di donna angelicata e quasi ipostasizzata, il poeta sulla terra langue ancora per la sua mancanza e depreca che la morte gliel'abbia così precocemente ritolta“ (mit Bezug auf die Kanzonen 'Li occhi dolenti' und 'Quantunque volte, lasso!'). In der *Vita Nuova* ist es die Symbolik der Zeichen, der Worte und Zahlen. Sie werden von Pignatelli in gesonderten Kapiteln gewürdigt. Hier wäre noch anzureihen, daß nach dem 21. Abschnitte der insgesamt in 42 Teile gegliederten Dichtung, also genau nach Überschreiten der Mitte des Buches, bittere Begebenheiten einsetzen, die zuerst Beatrices, hernach Dantes Gemüt mit tiefer Wehmut und Trauer erfüllen. Sind diese Symbole nicht gleichsam Kostbarkeiten, mit denen Dante das Erlebnis der leiblichen Erscheinung seiner Angebeteten und ihres Sterbens mitsamt den Wirkungen auf die Seele sowie den Geist des Dichters umhüllen möchte, in die er sie geheimniserfüllend hineinbettet?

ERICH V. RICHTHOFEN

Werner P. Friederich, *Dante's Fame Abroad (1350—1850).* Edizioni di storia e letteratura, Rom 1950.

Professor Friederich von der University of North-Carolina hat sich zur Aufgabe gemacht, den Einfluß und die literarischen Nachwirkungen des Werkes und Geistes Dantes in Spanien, Frankreich, England, Deutschland, in der Schweiz und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika übersichtlich darzustellen. Er konnte sich dabei auf die Vorarbeiten von Plumptre, Oelsner, Marco Besso, Toynbee (für England), Farinelli (für Frankreich), Sulger-Gebing und Scartazzini (für Deutschland und die Schweiz) stützen. Sein Werk hat den Vorzug, daß es auf 583 Seiten in angenehm lesbarer Darstellung die frühern Einzelforschungen zusammenfaßt, mit Rücksicht auf das Gesamtbild zu große Ausführlichkeit in der Diskussion von Einzelfragen taktvoll vermeidet und dabei doch illustrative Details anführt, und namentlich sich keiner vorgefaßten Theorie oder Tendenz verschreibt, sondern vorsichtig mit dem eigenen Urteil zurückhält, dafür die manchmal voneinander abweichenden oder einander entgegengesetzten Auffassungen anderer referiert.

Bei dieser Zurückhaltung passiert es ihm freilich, daß er gelegentlich Behauptung gegen Behauptung zitiert ohne zu entscheiden, welche von beiden die richtige sei. So wenn er z. B. feststellt, Dante

sei im Zeitalter der Renaissance ignoriert worden, denn er habe nichts mit ihr zu tun „in the Trecento he was far behind the times“ und gleich nachher: „Dante failed to be appreciated for the essentialy modern aspects of his character and his art“.

Die Haupterkenntnisse, die man aus dem Studium des Friederichschen Buches gewinnt, ist nun die, daß der Einfluß Dantes auf die Literatur der Angelsachsen am stärksten gewesen ist. Sie fühlten sich sozusagen in allen Epochen ihrer Literaturgeschichte von dem genialen Italiener angesprochen und waren imstand, nicht nur die außerordentliche Größe und Eigenart seiner Divina Commedia zu erfassen und zu schätzen, sondern auch sich durch ihn aktiv zu neuen großen Schöpfungen anregen zu lassen. Auch die Deutschen und Schweizer beschäftigten sich angelegentlich mit Dante, schenkten ihm ihr Interesse, diskutierten über Sinn und Wert seiner Dichtung und widmeten ihm zahlreiche Übersetzungen. Im ganzen trägt aber ihre geistige Haltung gegenüber Dante eher das Gepräge der receptiven und bewundernden Abhängigkeit als das der Ebenbürtigkeit. Die Franzosen hatten für Dante wenig übrig.

In Spanien ist Juan de Mena, ein Bahnbrecher der Renaissance, der Hauptvertreter Dante'schen Gedankengutes. Sein „Laberinto de Fortuna" ist eine Nachbildung der Divina Commedia. Er hat in der Dichtung Dantes die Möglichkeit entdeckt und verwertet, die Schilderung des Jenseits zu einer Art Ruhmeshalle, Walhalla und Pantheon auszugestalten. Immerhin ist die Heroenparade so dirigiert, daß sich die Tugenden von den Lastern und die Glorien von den Strafen abheben. Farinelli hat wohl recht, wenn er feststellt, daß nach Mena der Einfluß Dantes ähnlich wie in England durch den Petrarcas und Boccaccios abgelöst wurde. Aber in den Höllenvisionen der Sueños Quevedos erkennt man ohne Mühe neben den Unterweltsbildern Luzians doch auch noch das Vorbild des Danteschen Inferno. Und selbst in Luis Velez de Guevaras „Diablo Cojuelo“ und im „Criticón“ Baltasar Graciáns ist noch ein letzter Nachhall Dantescher Phantasie, Allegorie und Gesellschaftskritik zu finden.

Was nun die Franzosen angeht, so ist zu sagen, daß ihre Klassiker so gut wie die führenden Geister der Aufklärung sich Dantes Poesie gegenüber refraktär verhalten haben. Sogar die Romantiker sind an ihm vorbeigegangen. Voltaire hat ihn abgelehnt. Er empfand ihn irgendwie als stillos, der Politur und Ausgeglichenheit ermangelnd, „un mélange bizarre de christianisme et de paganisme“. Ozanam bildet eine Ausnahme. Selbst Lamartine fand die Divina Commedia obscur und sprach von „un grand homme et un mauvais poème, un sublime poète et un déplorable poème“.

Man darf in diesem Zusammenhang darauf hinweisen, daß auch Shakespeares Kunst in Frankreich den schwächsten, in Italien und namentlich in Deutschland den stärksten Widerhall gefunden hat. Seine Geistigkeit wirkte eigentlich ansprechend auf die Deutschen. Den Franzosen war sein Wesen zu ungestüm und robust, zu derb und grotesk.

Das alte Frankreich der gotischen Kathedralen, der Arthurepen und der gotischen Bildteppiche war sicher anders. Das hatte noch Sinn für das Spiel der Phantasie, für das Abenteuerliche, das Träumerische und Mystische und auch das Pittoreske und Groteske. Müssen

wir annehmen, daß sich auf französischem Boden die allgemeine europäische Geistesentwicklung vom Mythischen, Symbolischen und Phantastischen zum Rationellen, Intellektuellen und Begrifflichen schneller und gründlicher vollzogen hat als in den übrigen europäischen Ländern?

Wie ganz anders lebhaft reagierten die Angelsachsen auf Dante! Eine Reihe der schöpferischsten literarischen Genies: Chaucer, Milton, Coleridge, Byron, Shelley (dessen „Prometheus Unbound“ ohne Dantes Paradiso nicht denkbar wäre), Keats, Landor, die Brownings, Longfellow, selbst der puritanisch spröde Carlyle waren von seiner Größe ergriffen. Chaucers „House of Fame“ ist allerdings ein Fragment geblieben. Es war wie Menas Laberinto als Ruhmeshalle gedacht. Chaucer bemühte sich namentlich um die symbolische und allegorische Ausstattung dieses Jenseits der Erinnerung.

Von Miltons „Paradise Lost“ ist zu sagen, daß es mit vollem Bewußtsein als protestantisches Gegenstück zum katholischen Erlösungs- und Bekehrungsepos Dantes geschaffen worden ist. Friederich hat die Entsprechungen und Differenzen der beiden Epen sehr glücklich charakterisiert. Bei Milton geht der Weg der Erlösung von der Schöpfungsgeschichte und dem Sündenfall zur Ermannung Adams und zum Entschluß, das verwirkte Glück durch den Kampf gegen die Widerwärtigkeiten des Daseins tätig zu verdienen. Bei Dante führt der Weg von der Betrachtung des historischen Lebens und seiner Sündhaftigkeit zur Erkenntnis und zur Liebe Gottes. So hat das Miltonsche Epos einen vorzüglich ethischen Grundton, dasjenige Dantes einen kontemplativen und platonischen. Symptomatisch für die Verschiedenheit dieser Einstellung ist ihr Verhältnis zum Weib. Bei Dante ist das Weib (Beatrice) Glücksbringerin und Beseligerin, Offenbarerin von Schönheit und Weisheit, Spenderin von Liebe und Güte, die Führerin zum Himmel und zu Gott. Bei Milton ist es (Eva) die Trägerin des satanischen Zaubers der Versuchung, die Verführerin zum arroganten Wissen und zum frevlen Genuß. Sie trägt die Hauptschuld am Sündenfall der Menschheit. Mit ihr verurteilt Milton auch die Schönheit der Kunst und die Weisheit des Denkens als gefährlich und irreführend. Die Dichtung Dantes mündet in Jubel und Wonne aus. Alles Übel liegt hinter ihm, ist überstanden und besiegt. Miltons Stimmung ist gedämpfter und resignierter, gekennzeichnet durch schwere Sorgen und männliche Entschlossenheit im vollen Bewußtsein des Furchtbaren, das ihn erwartet.

In der Geschichte der deutschen Literatur gehört dem Schweizer Bodmer der Ruhm, die Größe und Echtheit der Danteschen Poesie als erster erkannt zu haben. Seltsam ist, daß weder Herder noch Klopstock den Zugang zur Divina Commedia gefunden haben. Am meisten hat im Zeitalter der Romantik August Wilhelm Schlegel getan, um das große italienische Gedicht durch Übersetzung einzelner Stücke und durch beredte Apologie ihrer poetischen Werte bekannt zu machen. Mit Recht hebt Friederich auch die Verdienste Wittes und des Philalethes hervor. Goethe kannte Dante, aber er blieb ihm gegenüber ähnlich zurückhaltend wie gegenüber Michelangelo. Sein Geist war zu sehr von der Renaissance und den Idealen der Antike erfüllt, wohl auch von französischen Einflüssen geschult, als daß er ein intimeres Verhältnis zur mittelalterlichen Mystik und dem derben Naturalis-

mus Dantes hätte gewinnen können; aber er respektierte doch die eigenartige Grandezza des Florentiners. Im zweiten Teil des Faust ist Dantescher Einfluß unverkennbar. Das Weib (Margareta) übernimmt dort das Erbe und die Mittlerrolle Beatricens. Sie ist die eigentliche Erlöserin Fausts und seine Führerin in die himmlischen Gefilde.

Basel AUGUST RUEGG

René Louis, *Girart, comte de Vienne, dans les chansons de geste.* Auxerre, 1947, 2 vol. de 416 et 354 p. in — 8⁰. (Thèse de Paris, accompagnée d'une thèse complémentaire, *Girart, comte de Vienne, et ses fondations monastiques*, 241 p. in — 8⁰. L'auteur est actuellement professeur à la faculté des lettres de Caen.)

L'intérêt de cet ouvrage est des plus grands et embrasse à peu près tous les domaines de la science du moyen-âge: histoire des princes, des institutions et des moeurs, histoire littéraire, archéologie, toponymie, folklore. Mûri pendant de longues années, fruit d'un labeur admirable (réalisé dans des conditions matérielles parfois difficiles), et d'un véritable dévouement, il présente une synthèse, contestable certes en quelques points, mais à mon avis valable dans son ensemble, et avec laquelle il faut désormais compter. RL a poussé le respect des exigences scientifiques jusqu' à se consacrer à des travaux de fouilles (à St-Père de Vézelay, aux Fontaines-Salées, en particulier) dont les résultats, publiés antérieurement, sont repris ici et apportent sur certains points des preuves définitives (ainsi pour l'origine de la ,,chanson de Vaubeton", noyau central de *Girart de Roussillon).* Les longs développements toponomastiques sur Fraite, Roussillon, Vaubeton, témoignent de recherches, non seulement étymologiques et lexicales, mais géographiques. Dans tout l'ouvrage, l'objectivité n'exclut pas une sorte de présence humaine de l'auteur, d'amour de son sujet, de sensibilité qui rappellent parfois les belles pages de Bédier; il arrive, certes, que l'enthousiasme perce un peu trop et entraîne l'auteur légèrement trop loin; mais c'est sur des points qui n'engagent pas la thèse essentielle: ainsi dans l'interprétation de la bataille de Vaubeton, RL prête à l'auteur (I, 395—416) de hautes conceptions politiques dont je comprendrais que l'on doutât; I, 348—350, il entre, emporté par le mouvement de son intuition, dans le domaine d'hypothèses assez gratuites sur les rapports de Guillaume IX d'Aquitaine et des chanteurs de geste.

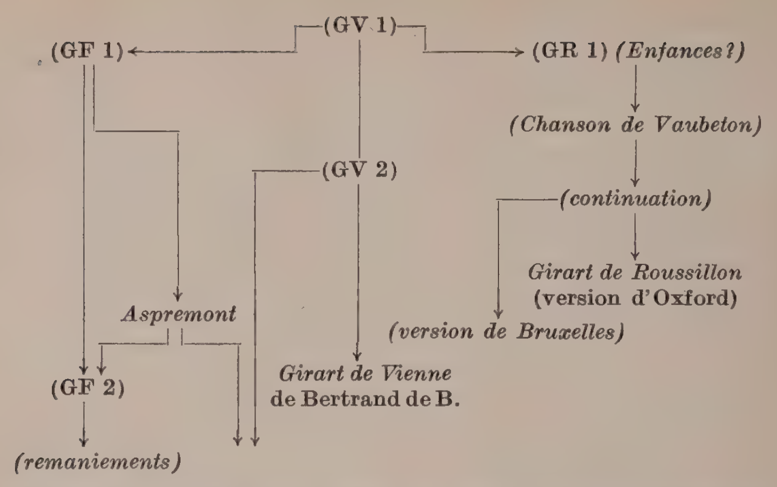
Je ne m'arrête pas à la thèse complémentaire, purement historique, et que je me sens peu à même de juger en tant que telle. En profane, j'ai cru relever quelques interprétations douteuses (du point de vue des méthodes auxquelles habitue l'histoire littéraire): ainsi les hypothèses sur la filiation de Girart (p. 25), sur son revirement moral vers 850 (p. 50), sur l'authenticité de son testament, dont la copie actuelle est du XIIᵉ s. (p. 62—63), etc. Ici comme dans les volumes littéraires, on sent chez RL une tendance à prêter un peu facilement crédit aux ,,traditions orales" attestées tardivement: ainsi, p. 119, à propos de la retraite de Girart en Avignon (comparer thèse principale, II, 203—204 sur la tradition populaire locale d'une bataille livrée au Martray, l'emploi de la même ,,méthode"). Il semble que, sur de semblables questions, les romanistes sont réduits à une ter-

minologie trop vague, et que les erreurs de méthode dues parfois à l'emploi de notions comme ,,tradition'', ,,création'', ,,imitation'', ,,légende'', ,,thème'' et d'autres, proviennent de l'imprécision sémantique de ces mots. (Bien des travaux sur la matière bretonne, comme ceux de Loomis, en fournissent des exemples évidents.) La psychologie et l'anthropologie devraient intervenir sur ce point.

Du volume historique, il reste, en résumé, les conclusions suivantes: Girart, d'origine alsacienne, comte de Paris, puis de Lyon et Vienne, joue un rôle important au temps des guerres entre les fils de Louis le Pieux; sa politique à l'égard de Charles le Chauve est assez hésitante; l'hostilité l'emporte, en vertu de la fidélité gardée à Lothaire puis à Louis II, et Charles vient mettre devant Vienne un siège qui se terminera sans combat, par la retraite et l'exil de Girart. — S'ajoute à cette histoire celle des abbayes de Pothières et Vézelay, manifestement traitée de manière aussi détaillée par RL afin de permettre par la suite une critique des positions de Bédier.

Dans les deux volumes littéraires, la thèse soutenue par RL se ramène pour l'essentiel à ceci (je ne peux départager ici l'original du déjà vu, et renvoie aux notes de l'ouvrage; au reste, la position de RL est à considérer globalement): les trois gestes de Girart de Vienne (GV), Girart de Fraite (GF) et Girart de Roussillon (GR) sont originellement une; GR et GF dérivent de GV par le simple processus de la transposition géographique: GV primitif étant localisé en Bourgogne viennoise, GF transfère la geste vers le Sud, et GR vers le Sud-Ouest. A première vue, il y a là quelque apparence de paradoxe: les textes épiques un peu anciens que nous possédons sont, dans l'ordre chronologique probable: pour GR, *Girart de Roussillon*, daté généralement de 1150—80 (et que RL ramène à 1146—49), pour GF, *Aspremont* (fin XIIe s.), et pour GR le poème de Bertrand de Bar-sur-Aube (fin XIIe — déb. XIIIe s.); de plus, *Girart de Roussillon* est localisé en Haute Bourgogne (RL admet une version antérieure, localisée dans les Pyrénées). L'établissement de la généalogie de la geste proposée par RL amène donc nombre d'hypothèses, parfois hasardeuses. J'ai établi, pour mon usage personnel, un tableau synoptique général de la démonstration: j'y relève, sur 31 oeuvres alléguées, entre le XIe et le XVIe s., 16 textes existants, en notre possession, et 15 chansons ou remaniements supposés! J'en reproduis ici la partie ancienne (les oeuvres supposées entre parenthèses):

L'établissement d'une telle démonstration paraît une gageure. RL l'a tenue, et apporte en sa faveur le maximum de crédibilité. Partant de faits peu contestables, la structure des deux chansons existantes sur Girart, et d' *Aspremont*, il lui est aisé d'y démêler les traits principaux de leurs sources. Son originalité réside dans la convergence qu'il imprime à ces trois lignées; sur ce point essentiel, il me paraît convainquant. Il l'est moins quand il faut gravir les derniers échelons, quoique sa démonstration comporte la plus grande vraisemblance; il ne l'est guère, en revanche, quand il s'efforce de remonter, au-delà du prototype, jusqu'à des chants épiques du Xe s. Une nouvelle question se pose ici: dans quelle mesure est-il légitime de remonter systématiquement du moins au plus, et d'induire, d' une contradiction, l'existence antérieure de deux ensembles harmonieux? Sur le terrain des principes, je partagerais l'avis de Fourquet qui, dans une



conversation privée, taxait devant moi cette méthode de „chimère romantique". En fait, RL agit avec une grande discrétion, du moins pour l'époque ancienne. Mais il n'en va plus de même pour les oeuvres tardives: II, 150—158, il ne suppose pas moins de 6 renouvellements et remaniements pour expliquer quelques compilations postérieures à 1300; nous dépassons alors, me semble-t-il, les limites valables de cette méthode. Au reste, le raisonnement appelle moins de critiques de détail à propos de GR que des deux autres gestes, grâce à l'évidence plus grande qui ressort de la structure de *Girart de Roussillon*, et à l'existence de l'*Histoire de Charles Martel* de 1448.

Sur l'origine de (GV 1) et sur la formation des chansons de geste en général, RL construit, à travers tout son ouvrage, une théorie d'ensemble, résumée I, 81—83 et II, 279—281. Parti de Bédier (dont il fait en plusieurs endroits une critique serrée; en particulier I, 82—87, avec l'exemple assez frappant du personnage de Boson), il en est venu à retourner entièrement sa position: contre P. A. Becker et Curtius, RL maintient et la datation ancienne du Fragment de La Haye, et son appartenance à la geste de Guillaume; ce texte, ainsi que le chant de St. Faron (I, 299—302), lui fournit la base, un peu usée il est vrai! d'une argumentation en faveur de „ballades" (il ne s'agit plus de cantilènes) du X[e] s. (I, 81—82, 111—112; II, 280; et passim), qui seraient à la source des gestes „historiques"; plus tardivement, ce matériel primitif aurait subi des développements romanesques et, en des cas plus rares, aurait recoupé certaines traditions monastiques (exemple II, 89—117, sur la *Vita Gerardi)*. Le grand siècle, l'âge d'or de l'épopée, et son aurore, serait ainsi le X[e] s.: RL revient à plusieurs reprises sur ce point, et trouve dans l'histoire des arts plastiques à la même époque des argument de vraisemblance.

Il est impossible de critiquer une telle doctrine dans son ensemble. Il paraît bien que la genèse des diverses gestes a pu s'opérer dans des conditions différentes. Dans le cas de GV (sur la base de Bertrand de Bar), la précision des détails historiques allégués par RL (I, 20 sq) est telle que sa solution semble bien la seule admissible, malgré le

vide de trois siècles qu'elle comble d'un coup; et la majeure partie de l'édifice hypothétique de RL en est consolidée. Mais ailleurs, on reste plus sceptique: ainsi dans la digression sur un *Roland* du Xe s. (I, 100—101), que l'autorité de Lot et de Fawtier ne me permet pas d'accepter sur de simples conjectures.

Dans l'ensemble, ces démonstrations ont davantage pour objet la matière des épopées que leur forme. Ou plutôt, l'étude *historique* porte presque exclusivement sur la matière (les faits narrés), et lorsqu' intervient une étude de forme, elle se place sur un plan *structurel statique* (surtout les très belles pages consacrées à *Girart de Roussillon)*. Les questions de rhétorique et de composition proprement dite, ainsi que celles d'histoire des formes, telles que depuis des années Wilmotte, Curtius et d'autres les ont soulevées, sont laissées de côté. Je n'y trouve que trois allusions (I, 109—110; II, 227; et sur la mélodie I, 305).

Trois remarques de détail: I, 60—64, l'étymologie de *Monglane* > *Glanum* repose sur une double hypothèse: que le toponyme *Glanum*, qui cesse d'être attesté au Ve s., a survécu jusqu'au XIe „chez les clercs de la région" (61); que Bertrand de Bar témoignait d'un attachement spécial à la ville de Reims, dont l'abbaye de St. Rémi possédait le village du même nom, sur les ruines de Glanum. Cette hypothèse est appuyée par des arguments de probabilité (61—62) tirés du texte de la chanson (v. 4676 et 5309: Reims est nommé dans des expressions métonymiques signifiant à peu près „la France". C'est bien peu) et de considérations empruntées à la biographie du Girart historique (62). Tout cela est assez fragile. Au reste, RL s'en rend compte et présente son raisonnement comme une simple démonstration de vraisemblance à l'appui d'une suggestion de Paulin Paris dans *l'Histoire Littéraire de la France*, XXII.

— I, 313—333, la datation de *Girart de Roussillon* (manuscrit d'Oxford) repose sur une méthode de concentration des probabilités qui ne me semble pas assurer une totale certitude. D'une comparaison avec *Audigier*, RL tire la conclusion que celui-ci parodie GR (313—317): mais les passages allégués sont de sens assez vagues pour se rapporter à n'importe quelle chanson; il s'agit, me semble-t-il, d'une parodie du genre plutôt que d'une oeuvre particulière. Puis, il repousse la thèse de Lot selon laquelle *GR* s'inspire du *Brut* de Wace et, selon un processus bien connu, en conclut que *GR* repose directement sur G. de Monmouth (318—321); mais il ne peut le prouver. Le développement des pp. 322—326, tendant à déceler dans le *Tristan* de Béroul une influence de *GR* ne constituerait un argument que si la date de celui-là était vraiment assurée antérieure à 1170 (comme RL l'affirme, I, 312). Le parallèle avec *Thèbes* (326—333) ne révèle que des ressemblances de situations qui n'assurent aucunement que *GR* soit antérieur à *Tristan* plutôt que l'inverse. Je ne pense pas qu'il soit ainsi prouvé que *GR* remonte à 1146—49. Tout au plus, l'introduction des thèmes courtois (I, 343—345) les analogies Elissent-Aliénor (?) (I, 354; 365—369), et les allusions possibles à la croisade (I, 376—380) empêchent-ils d'avancer la date de la chanson au-delà du dernier quart du siècle.

— I, 348—349, sur le trop fameux et mystérieux Bleheris: il existe déjà au sujet de ce personnage assez d'hypothèses risquées pour sup-

poser encore de manière tout à fait gratuite, que „ce Breri ait fait entendre ces récits à la cour de Poitiers au temps de Guillaume IX, avant 1127, ou au temps de Guillaume X, entre 1127 et 1137"! (349).

Conclusion. — L'essentiel de la thèse de RL me semble appuyé sur des preuves quasi-convainquantes (le quotient d'incertitude tient à la nature de l'objet, pour une bonne part): geste géographiquement quadruple (Viennois — Provence — Pyrénées — Haute Bourgogne) et formellement triple (GV, GF, GR); état primitif, plus ou moins accommodé, survivant dans GV; importance relativement considérables des éléments historiques dans GV, et prédominance des éléments romanesques dans GF-GR; d'où vraisemblance d'un long espace de temps entre la version primitive et les textes que nous possédons (originaires de la grande époque romanesque); la version primitive provient certainement du XI[e] s. Mais le reste constitue, à prendre les faits dans leur détail, une suite de conjectures intéressantes, parfois très probables, parfois un peu forcées. Du moins, l'ensemble du travail présente l'inappréciable avantage d'offrir une tentative de synthèse générale, ne laissant sans explication vraisemblable aucun des faits qui se rattachent au problème, et les englobant dans une perspective plausible, où ils trouvent une harmonie réciproque. Le plus grand argument de crédibilité en faveur de toute la thèse de RL est, jusqu'à un certain point, la parfaite cohérence de l'édifice qu'elle représente.

Je regrette que la bibliographie ne reprenne pas tous les textes cités en notes; cette dispersion occasionne au lecteur des pertes de temps. Par ailleurs, la typographie, l'aspect soigné du texte, la clarté de la composition matérielle, l'avantage que présentent les documents iconographiques donnés en appendice, font de ces trois volumes une lecture aisée et aident beaucoup au déchiffrement des faits.

Paul Zumthor

Rita Lejeune, Recherches sur le Thème: *Les Chansons de Geste et l'Histoire*. Bibl. de la Faculté de Philosophie et Lettres de l'Université de Liège. Fascicule CVIII. 1948. in 16⁰. 255 p.

Die Untersuchungen von Rita Lejeune (RL) über den geschichtlichen Hintergrund der Epen sind eine offen eingestandene Verteidigung der Ansicht, derzufolge die franz. Chansons de geste (ch. de g.) auf eine ununterbrochene mündliche Überlieferung zurückgehen, die ihren Ausgangspunkt von bestimmten zeitgenössischen Ereignissen nimmt. „C'est qu'il me paraît de plus en plus évident qu'une tradition narrative diverse, mais ininterrompue, a parcouru le cours des âges entre tels événements historiques importants et les textes épiques, beaucoup plus tardifs, qui en ont amplifié l'écho" (p. 8). Wie ist also diese These in der ersten Abhandlung „La Légende de Charles Martel et la Passio Agilolfi" zu vertreten? Die lat. Passio ist ein von Bédier entdeckter Text, aus dem nach der Ansicht des franz. Gelehrten ein Jongleur die Namen der Verräter Rainfroi und Heldri entnommen habe, die in den Epen „Berthe", „Mainet", „Basin" ein Rolle spielen. Auf die Klosterquelle führt Bédier auch die Idee von der Verschwörung gegen Karl zurück. RL teilt diese Meinung nicht und weist auf einen Widerspruch (énigme)

in der P. A. hin, die nach den Darlegungen von Wilh. Levison nach 972 und vor 1062 verfaßt wurde. Der in der Passio genannte in Köln lebende Agilolf ist eine hist. Gestalt, Bischof von Köln; er tritt 747 hervor und stirbt 752. Nach der Passio erleidet er aber 716 den Tod durch die Soldaten des Chilperic und Raginfred. Levison löst diesen Verstoß gegen die hist. Wirklichkeit, indem er einen uns unbekannten Agilolf annimmt, der bei Amblève gefallen und später mit dem hist. Bischof von Köln identifiziert wurde. Anders RL. Sie erklärt die hist. Widersprüche dadurch, daß die Passio „*la trace de légendes épiques*" sei. Es gab gar keinen hl. Agilulf, aber zu Beginn des 11. Jahrhunderts kennt ein Mönch von Malmedy eine Legende von dem großen Sieg des Karl Martel bei Amblève, wo zwei Verräter geschlagen wurden „*que la tradition austrasienne honnit*" (p. 25). Er bringt nun auch den Erzbischof v. Köln Agilolf hinein, obwohl er weiß, daß dieser Kirchenfürst erst dreißig Jahre später gelebt hat. Doch das macht dem Erfinder einer schönen Legende nicht viel aus, Agilolf wird ein Mönch und Märtyrer in der Zeit des Karl M. (S. 25). Doch wäre die Legende des angeblichen Heiligen für sich allein nicht so wirksam gewesen weiterzuleben, wenn sie nicht in der epischen Legende, in der Erinnerung an die Schlacht bei Malmedy, ihren hist. Hintergrund gehabt hätte. RL sieht den Beweis für die Existenz solcher Legenden in der Tatsache, daß der Text den König niemals Karl d. Gr., sondern immer nur den König v. Frankreich, den Sohn eines Königs, nennt und ihn als frommen Fürsten bezeichnet, was für das Publikum Karl d. Gr. bedeuten mußte. Diese vom Autor sorgfältig in suspenso gehaltene Unklarheit deutet darauf hin, daß Karl d. Gr. bereits die Erinnerung an Karl M. verdrängt hat (p. 27). Der lat. Namen Helpricus erinnert, wie sogar Bédier zugibt, an volkstümliche Berichte. Die Existenz solcher Erzählungen will RL in einem Bericht der *Annales Mettenses* sehen, demzufolge Karl M. nach einem Kampf mit Radbod in den Ardennerwald zur Verfolgung von Raginfred und Chilperic zieht (p. 31). Bei Amel kommt es zu einer Schlacht, die Chilperic zur Flucht nach Köln zwingt. Die Erwähnung dieses Ereignisses in den Annales Mettenses ist nach RL daraus zu erklären, daß zur Zeit der Redaktion dieser Schrift epische Legenden über die Schlacht von Amblève im Umlauf waren. Dieser Schluß ist deshalb erlaubt, weil im Gegensatz zu den trockenen hist. Berichten die Wiedergabe in den Annales Mett. anekdotenhaft, legendenhaft erweitert ist.

Daß aber „le travail légendaire" über Karl M., Raginfred und Chilperic noch im 8. Jahrhundert wenige Jahre nach den berichteten Ereignissen begonnen habe, läßt sich aus der *Vita s. Erminonis* ersehen, die zw. 750—768 im Kloster von Lobbes entstand und die den Heiligen mit Karl Martel zusammenbringt. Doch sind die hist. Tatsachen nicht aus schriftl. Quellen, sondern aus mündlicher Überlieferung geschöpft, ein Beweis dafür, daß die großen militärischen Ereignisse vor fünfzig Jahren sich frisch erhalten haben (p. 36). Weitere Einzelheiten, die in den Gesta Fontanellensium eine gewisse Rücksichtnahme für Chilperic und Raginfred zeigen, in den Annales Mettenses neue Züge der Legende über Karl M. aufweisen, in der Vita Erminonis Ergänzungen über Raginfred und Chilperic bringen, in der Passio Agilolfi Karl

M. mit Karl d. Gr. gleichsetzen, bezeugen die Beliebtheit des Themas und seine Entwicklung. Es gab also in Nordfrankreich ein Publikum, das sich für die Kämpfe zw. Neustrien und Austrasien unter Karl M. interessierte, und die Clercs kamen diesem Interesse entgegen (p. 37). Dabei sind diese Legenden nicht an Pilgerstraßen gebunden, sie kommen zwar aus Klöstern, die aber untereinander in keinem Verkehr stehen. Jedes dieser Klöster legt auf andere Einzelheiten Wert, auch die Stellungnahme für die einzelnen Personen ist abweichend. Austrasien, das die Majorität aufweist, feiert Karl M. und ächtet die Verräter Chilperic und Raginfred, Fontenelle in Neustrien dagegen konzentriert das Interesse auf Raginfred und Chilperic. Dieser Umstand deutet an, daß weniger die offiziellen Annalen als vielmehr lokale Erinnerungen (p. 38) verwertet wurden und auch die Öffentlichkeit eine verschiedene Haltung einnahm. In den von Karl M. eroberten Gebieten scheint sich gegen ihn eine feindliche Haltung entwickelt zu haben, während er in Austrasien eine beifällige Beurteilung fand (Lobbes, Vita Erminonis, Ann. Mettenses, Vita tripartita Sanctae Gertrudis). Erst im 12. und 13. Jahrhundert erfolgte auch auf diesem Gebiete ein Umschwung, der sich in der Verurteilung der Kirchenpolitik von Karl M. kund gibt. Diese Einstellung tritt auch in den Epen hervor. Die antipathische Zeichnung von Rainfroi und Heldrich in „Basin", „Berthe", „Mainet" erklärt sich durch die austrasische Herkunft dieser Epen. Dagegen behandeln „Renaut de Montauban" und „Girart de Roussillon", in denen noch die Erinnerung an die Kämpfe, die von Aquitanien und Burgund gegen Karl M. geführt wurden, lebendig geblieben ist, Karl M. als Feind, obgleich hier bereits die „confusion" mit Karl d. Gr. und Karl d. Kahlen erfolgt ist. Diese „confusion" trat aber für Austrasien auch und zwar in der Vita Servatii (12. Jahrhundert) ein, wo Karl M. mit Karl d. Gr. verwechselt wird. Seit dem 11. Jahrhundert verblaßt das Bild des Karl M., man darf aber nicht annehmen, daß, weil wir keine alten ch. de geste über Karl M. haben, solche nicht bestanden. Die offiziellen Annalen, die sich über ein Gebiet erstrecken, das von der Loire bis zum Rhein reicht, sind ein Beweis dafür, daß sein Andenken lebendig geblieben war. Auch die Passio Ag. bietet schon alle Merkmale einer Epigonenliteratur. In der Zeit vom 8. bis zum 11. Jahrhundert konnten epische Legenden, sei es in lat. Sprache, sei es in Vulgärsprache, den ersten großen Vertreter der karolingischen Dynastie verherrlichen.

Wie aus dem Vorangehenden ersichtlich ist, vertritt RL die Ansicht, daß sich um die Schlacht (?) von Amblève Legenden gebildet hätten, ob in Prosa oder in gebundener Sprache, bleibt offen, die den späteren Hagiographen veranlaßten, seine Klosterlegende eben aus diesem Grunde zu verfassen. Ich schlage demgegenüber eine ungleich prosaischere Erklärung, ohne „légendes épiques" in lat. oder in der Vulgärsprache, aus folgenden Erwägungen vor: Analysiert man den Text der Passio Ag., so lassen sich ohne besondere Kriterien zwei voneinander deutlich sich abhebende Teile unterscheiden. Der erste Abschnitt ist der nach amtlichen Quellen verfaßte Bericht über die geschichtlichen Ereignisse, die zum Gefecht von Amblève führten, der zweite ist die in diesen Text hineinverarbeitete Geschichte vom Märtyrertod des Agilolf. Es ist also für den hist. Kern gar keine Voraus-

setzung gegeben, Legendenbildung aus der Zeit des Karl Martel anzunehmen, da hierfür amtliche Quellen zur Verfügung standen, die auch in Klöstern zu finden waren. Versetzt man sich in die Lage des Hagiographen, der für sein Kloster eine Passio erfinden soll, so ergibt sich ohne weiteres, daß er für seinen Helden nur die Zeit wählen konnte, die es erlaubte, solche Gewalttaten, wie sie der Märtyrertod des Agilolf voraussetzte, glaubhaft aus den Wirren der damaligen Geschichte zu erklären. Die Regierung Karls d. Gr. eignete sich für solche Voraussetzungen nicht, sie war chronistisch zu gut bekannt, um nicht etwa Widerspruch herauszufordern oder um dieser Gegend eine besondere Bedeutung zuzuerkennen. Der Erfinder der Passio hat also den dürftigen Kern seiner Geschichte, die Tötung seines Heiligen, mit Ereignissen verbunden, die geschichtlich festgelegt waren; offen bleiben muß — hierin stimme ich RL bei — ob es überhaupt einen „Märtyrer" Agilolf gegeben hat. Wenn aber RL die Frage aufwirft: „*Si la Passio Ag. reflétait, tout simplement, la trace de légendes épiques*" (p. 25) und daraus sofort folgert: „*Aussitôt tout paraît s'éclaircir et devenir cohérent*", so ist dieser Schluß ebensowenig fundiert wie die ebenfalls in eine Frage gelegte Voraussetzung „*la légende épique ne paraît-elle pas avoir* p r é c é d é (von RL hervorgehoben) *la vie de saint? La question ne manque pas d'intérêt car, la Passio remontant au début du XIe siècle, nous serions ainsi amenés à admettre que, dès cette époque, des données épiques circulaient, tout au moins à Staveıot-Malmedy, sur le combat qui avait mis aux prises Charles Martel et les Neustriens*" (p. 26). War dieses Gefecht bei Amblèves ein so gewaltiges Ereignis, daß, wie RL es will, eine in die *Annales Mettenses* eingeschobene Erweiterung, derzufolge ein Soldat aus dem Heere Karl M.s allein die kampierenden Feinde angreift, in Verwirrung bringt und heil zurückkommt, auf mündliche Erzählungen epischen Inhaltes zurückzuführen ist? „*Ici encore, on ne peut l'expliquer* (l': la digression), *me paraît-il que par le fait qu'au moment où les* „*Annales Mettenses*" *ont été rédigées, il courait sur la bataille d'Amblève des récits légendaires, d'allure épique*" (p. 32). Dabei übersieht aber die gelehrte Verfechterin der Existenz solcher „récits légendaires d'allure épique" im 9. und 10. Jahrhundert gerade bei dieser Anekdote deren Stellung als Einleitung zu einer Streitfrage über die Verletzung des Kirchenasyls. Denn wir lesen in der Fortsetzung zu der Heldentat dieses Kriegers, daß in dem aus seiner Verfolgung sich entwickelnden Gefecht eine Schar der Gegner Karls Zuflucht in der Kirche von Amblève suchte und einer von ihnen seinen Fuß, der noch außerhalb der Kirchenschwelle stand, durch einen Schwerthieb verlor. Sogleich erhob sich die Frage, ob das Kirchenasyl verletzt wurde oder nicht, eine Kontroverse, die durch den Hinweis, der abgeschlagene Fuß sei noch außerhalb der Kirche geblieben, entschieden werden konnte. Soll man also nur die kriegerischen Berichte als Niederschlag epischer Legenden anerkennen, die nicht in dieses Konzept passenden Stellen als „*effet de rhétorique*" (p. 32) streichen? Wenn schon „récits légendaires", dann solche auch für alle mit Amblève und seiner Schlacht zusammenhängenden Nachrichten. Wenn sich dann diese an Karl M. gebundenen Erzählungen noch in austrasisch und neustrisch gefärbte Gruppen scheiden, die in der Charakteristik der gleichen geschichtlichen Personen gegeneinander Stellung neh-

men, heißt das nichts anderes, als den verschiedenen Gegenden Frankreichs eine politisch differenzierende Mosaikarbeit in der Abfassung bzw. Weiterbildung ihrer epischen Berichte zuzuerkennen, also eine Fähigkeit, die wir nur mit Staunen feststellen können. Schreibt man aber der Bevölkerung der einzelnen Provinzen Frankreichs eine so feine poetische Gestaltungskraft in der Zeit der Karolinger zu, so muß man sich wundern, daß die Großtat Karls, der Sieg v. Poitiers, so wenig Anerkennung gefunden hat, daß er keine epischen Legenden hervorgerufen hat. Hier teilt Karl Martel das Schicksal seines Nachfolgers, denn auch der jahrzehntelange Kampf Karls d. Gr. gegen die Sachsen hat keinen oder so wenig Eindruck im Volke gemacht, daß auch über diese Ereignisse keine „récits épiques" verbreitet wurden.

Der Unterzeichnete stellt sich also den Werdegang dieser um den angeblichen Agilolf entstandenen Passio und ihres hist. Hintergrundes ungleich einfacher, ohne den Einfluß von Sagen oder Überlieferungen über das Gefecht von Amblève, als die lit. Arbeit nacheinander schreibenden Chronisten vor, die das Portrait der historischen Personen durch einzelne Pinselstriche verstärkten oder Einzelheiten weiter ausführten. In solchen Digressionen die Spuren von Volkssagen sehen zu wollen, die aus lokalen Gefechten und „Verrätern" ihre Motive zusammensetzen und derart lebendig bleiben, daß später Hagiographen ihre Erfindungen in sie hineinverweben, ist ein fesselndes Spiel klug erdachter Kombination ohne tatsächliche Beweise.

Der Hauptteil des Buches (S. 43—195) ist der Frage über die Entstehung der Sage von Ogier dem Dänen gewidmet (Les origines de la légende d'Ogier le Danois). Der erste Abschnitt (les thèses présentées) bespricht die Ansichten von Bédier, Becker, Lot. Abschnitt 2 (Importance de la Conversio Othgerii) hebt die Wichtigkeit dieses Dokumentes hervor, dessen genaue Interpretation die Thesen Bédiers und Beckers als „trop tendues" (p. 59) erscheinen läßt, und stellt aus den Angaben des Dokumentes der Abtei v. Saint-Yrieix-de-la-Perche um 1090 fest, daß zu dieser Zeit die Ogierlegende bereits „connue et même banale" geworden sei. Die Redaktion der Conversio ist zw. 1070—1080 anzusetzen.

Abschnitt 3 (Ogier, Personnage Historique) gliedert sich in mehrere Kapitel, von denen die beiden ersten (le rôle d'Autcharius dans la guerre lombarde; le rôle d'Autcharius avant les événements de 771) auf Grund der uns vorliegenden Nachrichten den Anteil des Helden an den bekannten Ereignissen (Flucht der Witwe Karlomanns und ihrer Kinder zu Desiderius) hervorheben. Kap. III (Autcharius, adversaire de Charlemagne, et l'histoire jusqu'au XIIe siècle) stellt die Textstellen zusammen, die von Ogier sprechen. Es sind dies außer der Vita Hadriani, die uns die Ereignisse des Jahres 772 schon für die Diskussion der ersten beiden Kapitel lieferte, folgende: Die Chronique de Moissac (9. Jahrhundert), die Ogier mit Desiderius zusammen beim Klausenpaß erwähnt; die Annales Lobienses ad a. 771 (10. Jahrhundert), worin das erste Mal die Witwe des Karlmann als Tochter des Desiderius bezeichnet wird, eine Tatsache, die auf lokale Tradition zurückgehen soll (p. 82). Aus diesen verschiedenen Zusätzen schließt RL, daß bereits seit dem 9. und 10. Jahrhundert legendäre

Erzählungen über Ogier bestanden, denn dessen Persönlichkeit war „*bien fait pour frapper les imaginations*“ (p. 82). Auch das Schweigen der offiziellen Texte über Ogier paßt zu dieser Popularität, es ist eine „conspiration du silence“, die eine Parallele im „silence voulu“ der Historiker zur Niederlage von Roncevaux bildet. Doch trotz dieses Schweigens hat sich die Erinnerung an Roncevaux gehalten. — Zu diesen Zeugnissen tritt dann um 1100 die Chronique universelle des Sigebert de Gembloux, der zum Jahr 771 den Tod Karlmanns und die Flucht seiner Witwe bzw. der Kinder mit Autcharius zu Desiderius erwähnt. Er benützt auch die Vita Hadriani. Dieses Interesse Sigeberts an Autcharius, der für die offizielle karolingische Geschichtschreibung nicht existiert, ist bemerkenswert, denn es führt ihn dazu „*à replacer très exactement ce personnage dans une suite d'événements restés jusque là disparates*“ (p. 83).

Auch diese Feststellungen bzw. die Einstellung, aus der RL bestimmte Schlüsse für die Existenz einer Ogierlegende bis zu Sigebert postuliert, geben Anlaß zu Einwänden, die ich folgendermaßen zusammenfasse: Nach RL gehen die sukzessiven Erweiterungen, die sich an den lapidaren Bericht der Vita Hadriani knüpfen, auf den Umstand zurück, daß jeder der Geschichtschreiber mit dieser Persönlichkeit bereits vertraut war. So ist der Name in der volkstümlichen Form (Ogier: Oggerio, Otgario) statt der lat. Form eingesetzt, es kommen Zusätze vor, die nichts mit den hist. Quellen zu tun haben „Otgario marchione“, „trusoque in exilium Desiderio rege et Oggerio“. Sind nun diese Zusätze tatsächlich ein Beweis für eine sich bildende, das Interesse weiter Kreise fesselnde Legende oder nicht vielmehr für das Gegenteil, daß die nach einander schreibenden Chronisten Zusätze machen, um den kurzen Hinweis der Vita Hadriani über die Flucht des Autcharius verständlich zu machen? Die Namensform Oggerius bezeugt nur, daß der Name in dieser Form sich bereits Heimatrecht im Romanischen erworben hat, sie braucht nicht aus besonderer Beliebtheit einer Ogierlegende hergeleitet werden. Ein Blick in das Répertoire bio-bibliographique des U. Chevalier orientiert über die Tatsache, daß der Name Otger, Odger seit dem 8. Jahrhundert verbreitet war. Die von der Chronique de Moissac berichtete Teilnahme des Autcharius am Kampf um den Klausenpaß kann auf Rechnung des Chronisten gesetzt werden, der sich folgerichtig gesagt hatte, daß der Geflüchtete und Desiderius gemeinsame Sache gegen Karl gemacht hatten. Die Rangerhöhung des Autcharius zum „Marchio“ in den Ann. Lobienses braucht nicht auf „*notes de provenance locale*“ zurückgehen, es war jedem Chronisten klar, daß ein Hofbeamter, dem sich die Witwe des Karlmann samt ihren Kindern anvertraute, eine Würde, einen Titel gehabt haben mußte, von denen marchio auf alle Fälle zutreffen würde. Das in den gleichen Annales erwähnte Verwandtschaftsverhältnis der Witwe Karlmanns zu Desiderius (Vater-Tochter) ist leicht zu verstehen. Entweder leitete der Chronist allein aus der Flucht der Witwe Karlmanns zu Desiderius ein verwandtschaftliches Band der Exilierten zu ihrem Beschützer ab oder er erinnerte sich, daß tatsächlich eine Tochter des Langobardenkönigs Desiderius den Weg aus Karls Reich zu ihrem Vater zurück angetreten hatte, als Karl dem Desiderius dessen Tochter nach einjähriger Ehe mit ihr zurückge-

schickt hatte. Eine andere Quelle, aus der sich diese Verwandtschaft einem Kompilator des 10. Jahrhunderts nahelegen konnte, war Eginhards Bemerkung: „Italiam fuga petiit et, nullis existentibus causis, spreto marito fratre, sub Desiderii regis Langobardorum patrocinium se cum liberis suis contulit.“ Die hier angeführten Einwände können ebensoviel Anspruch auf Glaubwürdigkeit haben wie die Voraussetzung, die Textstellen der Chroniken seien Zeugen für eine sich bildende oder schon entstandene Ogierlegende. Die von Sigebert de Gembloux gelieferte Zusammenstellung aller Angaben über Autcharius ist eine Kompilationsarbeit, die im Sinne des Mittelalters zu werten ist und nicht etwa dem besonderen Interesse „*curiosité*“ zugeschrieben werden braucht, das ihm von außen her zukommt (p. 53). Der erste sichere Hinweis auf einen epischen Ogier steht im Roland. Weist er auf eine bereits ausgebildete Ogierepik hin? Ich bestreite es und erkläre den Hinweis auf Ogier bzw. die Verwendung dieser Gestalt im „Roland“ mit der von Bédier angegebenen Entstehung der Legende über Karl d. Gr. auf dem Pilgerwege über Ronceval bzw. auf den Pilgerstraßen nach Italien. Autcharius war, wenn auch als Gegner des Kaisers, mit der Geschichte Karls verbunden, er kam aus den Berichten der Chronisten in die Karlslegende und in das Rolandlied. Was nun das bekannte Diplom von Saint-Yrieix-de-la Perche (Haute-Vienne) betrifft, das außer Karl, Turpin Ogier noch die Helden des Wilhelmzyklus als Zeugen anführt, so muß die Datierung dieses Dokumentes mit dem Jahre 1090 nur mit einem Fragezeichen versehen werden. So weit die Einwände gegen die Voraussetzung, Ogierlegenden des 9., 10. oder 11. Jahrhunderts aus den hist. Dokumenten dieses Zeitraumes erschließen zu können (zum Rolandlied s. weiter unten).

Abschnitt 4 (Ogier, Personnage Légendaire) gliedert das Thema in Einzelabhandlungen. Die erste untersucht die ältesten Belege (Les plus anciens documents). An der Spitze steht der Bericht des Mönches v. St. Gallen. In der Untersuchung über diesen Text zeigt sich das Bestreben der Verf., aus dem Verhalten Ogiers beim Anblick Karls einen Hinweis auf eine schon vorhandene Ogier-„Atmosphäre“ (vom Ref. geprägt) zu gewinnen. Wenn der Held vor Karl d. Gr. eine derartige Furcht empfindet, so gereicht das dem Kaiser zum Ruhm. „*Un Ogier inconnu du public cût été sans relief et sans écho. . Un Ogier très connu et qui passait pour un guerrier de marque servait au contraire, de toute sa puissance, le panégyriste de Charles*“ (p. 88). Der Bericht des Mönches v. St. Gallen ist ein Beweis für die Popularität eines Mannes, der ein Held geworden ist, diese Popularität hat bereits epischen Einschlag. Da der Mönch v. St. Gallen das ganze Mittelalter hindurch gelesen wurde, stellt sein Bericht eine wichtige Etappe in der Bildung der Ogiersage vor.

Der Poeta Saxo ist ebenfalls in diesem Zusammenhang anzuführen. Er nennt zwar den Namen Ogier nicht, er spielt aber auf die Opposition an, die Karl vorgefunden hatte, ein Beweis dafür, daß dieses „Drama“ trotz des Schweigens der amtlichen Texte nicht in Vergessenheit geraten war (89). Die Zusammenfassung gibt noch einmal einen Überblick über die bisher festgelegten Tatsachen aus dem Leben Ogiers und schließt mit der Frage: „*Ne voilà-t-il pas éparses une bonne partie des données de la Chevalerie Ogier de Danemarche?*“

Die Einwände gegen die hier vorgebrachten Ansichten richten sich gegen die Interpretation, derzufolge Ogier zur Zeit, als der Mönch v. St. Gallen seine Schrift verfaßte, wegen seiner Popularität als Gegenspieler Karls aufgegriffen wurde. Da der Mönch v. St. Gallen die Vita Hadriani benützte, kannte er, was RL zugibt, die Rolle Ogiers. Doch ist dieser kein Held, sondern im Gegenteil ein recht erbärmlicher Gegner Karls, vor dem er ohnmächtig niederstürzt. Man kann noch weiter gehen und behaupten, daß der Mönch v. St. Gallen das Charakterbild Ogiers, der als Flüchtling vor dem Kaiser durch die Chroniken geht, noch verstärkt hat, indem er den Begriff der Furcht, der dem Flüchtling eo ipso anhaftet, durch das Verhalten Ogiers zum wirksamsten Ausdruck bringt. Verträgt sich diese Haltung mit einem epischen Helden, der angeblich durch seinen Gegensatz zu Karl populär geworden ist? Bédiers Urteil, das diese Szene als „risiblement emphatique" bezeichnet, bleibt in aller Schärfe bestehen. — Das Zeugnis des Poeta Saxo als Beweis einer immer noch latenten Erinnerung an das „Drama" Ogiers erübrigt sich, da der Poeta Saxo bei seinem Panegyricus die Dokumente der offiziellen Geschichtschreibung verwendet.

Kapitel 2 (La fortune du nom Ogier) bespricht die Ausbreitung des Namens in Frankreich-Belgien und stellt fest, daß die Beliebtheit des Namens in Südfrankreich auf die Popularität des Helden Ogier zurückgehe. Diese ist seit dem 11. Jahrhundert festzustellen, der moderne Name Augier erinnert daran. Kapitel 3 (Saint-Ogier) führt die Verehrung des Helden als Heiligen auf die Abtei S. Faron de Meaux zurück. Die weiteren sieben Heiligen dieses Namens in verschiedenen Gebieten sind für sich eine Etappe in der Entwicklung der Ogierlegende. — Kapitel 4 (Vestiges d'anciennes légendes d'Ogier) will, da die *Chevalerie Ogier* eine spätere Bearbeitung darstellt, den Ursprung der verschiedenen Episoden feststellen, die nicht „uniquement" auf den Pilgerstraßen entstanden sein müssen. Es sind folgende Abschnitte: 1. Ogier et la Provence. RL bestimmt zunächst die Lage des Schlosses Castelfort (La localisation de „Castel-Fort"). Aus den Andeutungen des Gedichtes, demzufolge Burg und Flecken Castel-Fort an der Rhône liegen, geschützt von Sümpfen auf der einen, vom Meere auf der andern Seite, Angaben, zu denen noch die Erwähnung eines von der Rhône zum Meere führenden Kanals kommt, wird Ogiers Burg als das Schloß von Castel-Fos-sur-Mer (Bouches-du-Rhône) im Süden der Crau bestimmt. Das Epos erwähnt sogar den alten Kanal, den die Soldaten des Marius 104 v. C. angelegt hatten. Zu diesen Angaben und der aus ihnen hergeleiteten Lokalisierung paßt auch der Hinweis auf Constant d'Outremarin, unter dem der Kaiser Konstantin zu verstehen ist, der in Arles residierte. Ein anderer Hinweis auf den Süden ist in dieser Episode die Erwähnung des griechischen Feuers, aus dessen Zusammensetzung ein Bestandteil (ros: lat. rhus) eine prov. Bezeichnung trägt. Der südfranz. Ursprung wird noch durch andere Ausdrücke nahe gelegt, von denen „garillant" heute noch in der Provence für Ortsbezeichnungen verwendet wird (S. 136). Durch die Bestimmung von Castel-Fort mit dem heutigen Fos erklärt sich auch der Ortsname Sainte-Marie als Saintes-Marie-de-la-Mer, eine Feststellung, die auch den Hinweis auf die „garillants" (margouillis,

gâchis, mare d'eau bourbeuse) verständlich macht. Aus diesen Indizien wird auch Bédiers Bestimmung des Flusses Cercle, den Ogier durchschwamm, mit dem kleinen Fluß Serchio in der nördl. Toskana als spätere Korrektur erklärt, da der Zusammenhang mit dem Rest der Episode ergibt, daß Ogier die Rhonemündung durchschwommen hat. Der Überarbeiter wollte die offenkundige Unmöglichkeit dieses Unterfangens durch die Verlegung nach Italien mildern.

Le nom de Caraheu. RL macht aufmerksam, daß der Name des Gegners Ogiers schon vor Raimbert bekannt gewesen sein mußte, da der Troubadour Guilhelm de Bergadan die beiden in einem Gedichte nennt. Der Name Caraheu hänge mit der vorindogermanischen Wurzel „Cara": Stein zusammen, dürfte caravo und daraus crau (pierreux) ergeben haben, eine Bezeichnung, die man verschiedentlich in der Provence, vor allem im Süden von Arles, an der Rhônemündung, findet. Auch dieser Name führt also nach dem Süden und hat vielleicht ursprünglich ebenso einen Riesen bezeichnet wie der Ausdruck Bréhier, dessen Wurzel brai (fange, marécage) auf einen Sumpfriesen hinweist. Caraheu wäre also ein in Grotten lebender Riese, ein Höhlenriese (p. 144). Da nach lokalen Überlieferungen Ogier bereits die Riesen Agolant und Bréhier besiegt hatte, habe Raimbert aus Caraheu einen Heiden und ritterlichen Gegner Ogiers gemacht.

Bemerkungen des Ref. Die von RL angeführten Übereinstimmungen des poetischen Castel-Fort mit Castel Fos sind in der Tat auffällig und es ist nicht ausgeschlossen, daß der Dichter bei der Beschreibung von Ogiers Zuflucht das Schloß im Süden vor Augen hatte. Ist aber damit eine Ogierlegende um Castel-Fos oder für die Provence bewiesen? Wer weiß, mit welcher Freiheit die Jongleurs geographische Angaben oder eigene Wahrnehmungen in ihren Werken verwerten, wird es sich überlegen, aus solchen Einzelheiten eine Ursprungstheorie abzuleiten. Wir müssen RLs Akribie und Scharfsinn anerkennen, das Vorbild für Castel-Fort aus den Angaben des Textes lokalisiert zu haben. Andere Schlüsse aus dieser Bestimmung zu ziehen als den, daß der Autor der Chev. O. diesen Ort kannte, halte ich für abwegig.

Ebenso skeptisch stehe ich den Folgerungen gegenüber, die an den Namen des Caraheu geknüpft werden. Der Name Carahés findet sich im „Erec" unter den Artusrittern (v. 1727); Bréhier wird in der Chanson de Guillaume als Hafen am Meer erwähnt. An die gleiche Chanson klingen auch die Verse 484/5 der Chev. O. an: Car vos remembre du fort estor pesant/Que vos fesistes desur un garillant cf. Ch. de G.: Si li remembre del champ de Saraguce, in der Botschaft an Wilhelm und in ihrer emphatischen Wiederholung. Auch das Wort „estur", das die Chev. O. bei dieser Stelle verwendet, kommt in der Ch. de G. häufig vor.

Ogier et les routes d'Italie bespricht die drei Episoden, die in Italien spielen. Die erste ist der Zug Karls über die Alpen, um Rom von den Sarazenen zu befreien (vv. 194—927). Eine Ortsbezeichnung Losarie wird von RL als lo sarié: la crête, le col d'une montagne, erklärt. Der Bericht des Überganges über den Monjeu führt zum Hinweis der Verf., daß man hierbei an den hist. Übergang Karls über den Mont Cenis 733 denken könne. In dem hier ge-

schilderten Zug, der in den angeführten epischen Einzelheiten Übereinstimmungen mit den fränkischen Annalen und legendären Texten aufweist, ist eine ältere Version enthalten „*qui relatait les exploits de Charlemagne aux Cluses*“ (148). Geographische Angaben und die Namen der Städte bestätigen dies, so bes. Saint-Ajose, verbildet aus S.-Ambrogio im Tale der Dora Riparia oberhalb Susa, wo sich Desiderius verschanzt hatte, um die Franken zu erwarten (p. 149). Piacenza ist mit dem Namen des Gerin de Plaisance verbunden, dieser ist der Waffengefährte Ogiers und wurde erst später von Benoit verdrängt. Pavia spielt eine wichtige Rolle. Der legendäre Bericht über die Belagerung der Stadt wurde auf Castel-Fort übertragen. Ivrea-Yvoire ist der Ort, wo Ogier gefangen genommen wurde. Hier müsse Reims statt Ivrea eingesetzt werden, da der Name der Krönungsstadt im Mittelpunkt einer eigenen Branche gestanden hat. Ivrea wurde aus dem Grunde für Reims eingesetzt, weil sich dort schon eine Legende über die Haft Ogiers ausgebildet hatte und der Dichter in dem Namen eine franz. Ortsbezeichnung sah. Da diese Übertragung nicht in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts eintreten konnte, muß die „légende-mère“ sehr alt sein (p. 151). Als Stütze dieser Ansicht führt RL den Namen Alori des Fürsten v. Apulien an. Dieser Hinweis kann nur in einer Zeit stattgefunden haben, als es noch ein lombardisches Fürstentum in Süditalien gab (4. bis 10. Jahrhundert). Seit 1043 sind aber die Normannen in Apulien (p. 151). — [Also setzt jede Erwähnung noch so heterogener Bestandteile deren Verwurzelung in irgendeinem Jahrhundert und die „tradition“ voraus. — Der Ref.]

Die Aufzählung der in Norditalien gelegenen Städte führt daher zum Schluß, daß die Ogierlegende in Italien sich nicht auf den Pilgerstraßen, sondern im Piemont und in der Lombardei gebildet habe, demnach bei und um Örtlichkeiten, auf denen bestimmte Ereignisse tatsächlich stattgefunden haben (p. 151). Denn der Übergang über den Mont Cenis und der dadurch gewonnene Sieg konnten nicht ohne Widerhall in der Öffentlichkeit geblieben sein (p. 151). Die Kunde davon hat sich im Hospiz des Mont C. und im Kloster von Novalese schon vor dem 11. Jahrhundert, ja gleich nach dem Sieg verbreitet bzw. erhalten, die Zusammenarbeit von Mönchen, Jongleuren, Reisenden kann hier mit Sicherheit vorausgesetzt werden, doch muß sie für diese Stätten schon in „ces hautes époques“, d. h. gleich nach den geschichtlichen Ereignissen, verlegt werden. Daß es solche Legenden gab, beweist die Chronique de Moissac, die Ogier mit Klausen in Verbindung bringt, während dieser Zug sonst in keinem Text erwähnt wird. Als Stütze ihrer Ansicht lokaler Legendendichtung weist RL dann auf die Vorliebe Südfrankreichs für den Namen Ogier in jenen Gegenden hin, wo die Beziehungen zu Italien enger sind. Endlich werden auch hist. Gründe ins Treffen geführt, wenn RL an die alte Feindschaft erinnert, die im Süden gegen die Karolinger bestand. Diese Feindschaft konnte sich an den Namen Ogier klammern, sich um ihn kristallisiert haben, zunächst im Lateinischen, dann aber auch im Provenzalischen. Und nun erhebt RL die Frage, ob es ein provenzalisches Epos gegeben habe. „*Nous touchons ici du doigt au problème-clef: Mais y a-t-il eu, très tôt, une épopée provençale?* Ohne direkt zu bejahen, weist RL auf die für die Ogier-

legende in Betracht kommenden Lokalisierungen in der Provence hin, wo, wie der Name Moriane im „Roland“ beweise, lokale Legenden existierten, was z. B. für die Vorgeschichte des Schwertes Durandal (Rol. v. 2318 ff.) zu erschließen sei (p. 157). Abschließend stellt RL fest, man müsse das Problem der „épopée provençale“ noch einmal vornehmen, es betrifft nicht nur das franz. Epos, „*mais le problème, bien mal connu encore, de l'épopée dite „franco - italienne*“ (p. 157).

Bemerkungen des Referenten: Die in diesem Abschnitt ausgesprochenen Gedanken treffen mit den Ansichten Bédiers, allerdings mit dem Unterschied, zusammen, daß sie wohl die Bildung der Ogiersage aus der Zusammenarbeit von Mönchen, Reisenden, Jongleuren in Hospizen und längs bestimmter Verkehrswege herleiten, diese Entstehung jedoch in eine Vielheit zerlegen und in eine Zeit zurückschieben, die notwendig war, um eine weitverbreitete Ogierlegende sowohl in Norditalien als auch in der Provence entstehen zu lassen. Es war dies jene „légende-mère“, die in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts schon voll ausgebildet gewesen sein soll (p. 151). Und dabei tritt aus allen Darlegungen von RL mehr die Gestalt des Kaisers als die Ogiers in den Vordergrund, Ogier kann nichts anders als fliehen, die Macht seines Gegners kann auch in diesen lokalen Legenden nicht abgeschwächt werden! Damit kommen wir wieder zur Tatsache, daß ohne die Karlssage, wie sie nach Bédiers Erklärung gegen Ende des 11. Jahrhunderts entwickelt worden war, eine Ogiersage undenklich gewesen wäre, denn die sagenhafte Größe Karls ist erst gegen Ende des 11. Jahrhunderts das Symbol der Heldenzeit Frankreichs geworden. In ihr erst konnten sich Vasallen- und Empörerepen entwickeln.

Was die Diskussion der in Italien spielenden Abschnitte betrifft, scheidet der erste, die Befreiung Roms von den Sarazenen, durch seinen Inhalt für eine Betrachtung über hist. Anhaltspunkte aus. „Enfances“ werden erst gedichtet, nachdem die Gestalt des Helden episch festgelegt ist. Wenn RL in diesem Teile (v. 335 ff.) in der Erwähnung, daß Karl eine Streifschar auf einen „puis“, entsendet, ein in den Chroniken erwähntes Manöver Karls sieht, der die Armee des Desiderius auf den beiden Flügeln umfaßte, so fügte sich diese Suche nach hist. Tatsachen als Quelle für noch so kleine Episoden in die allgemeine Tendenz der Untersuchung ein. Es sei nur nebenbei bemerkt, daß diese „pui-szenen“ mehr oder weniger getreu Rol. v. 1017, 1028 in der dortigen Voraussetzung nachahmen“. *Oliver est desur un pui muntet, Or veit il ben d'Espaigne le regnet E Sarrazins qui tant sunt asemblez.*“ Der nächste Hinweis, daß geschichtliche Ereignisse des 9. Jahrhunderts diese beiden römischen Episoden, wenn nicht schon inspiriert, wenigstens „meublé“ hätten, nämlich der Einfall der Araber in Süditalien, die Plünderung eines Stadtteiles von Rom im Jahre 846 wird dadurch hinfällig, daß der Kampf um Rom zur Zeit, als die „Enfances“ verfaßt wurden, zu einem der bekanntesten Themen der franz. Epik gehörten, ohne daß irgendwelche Erinnerungen oder sonstige lokale Sagen in Betracht zu ziehen wären. Immerhin scheint auch RL diese Episoden als spätere Zutat zu betrachten, wenigstens verstehe ich ihre Bemerkung so: *Il ne s'agit cependant là que d'adjonctions. L'essentiel de ces épisodes italiens ne se situe pas à Rome*“ (p. 149).

Die an die beiden Städte Pavia und Ivrea geknüpften Bemerkungen erfordern eine Stellungnahme. Warum hat der Ependichter die hist. Belagerung von Pavia durch Karl auf Castelfort übertragen? Nach RL aus dem Grunde, weil „*une modification de ce genre a servi un beau jour un amateur d'adaptation régionale. Un „Castelfort" se campe aisément dans n'importe quel paysage*". Heißt das nicht der eigenen Theorie untreu werden? Wenn die Legende so genau die Einzelheiten des langobardischen Feldzuges überliefert, warum dann plötzlich diese Unzuverlässigkeit einer sonst so genau an die Brennpunkte kristallisierten Legende? Diese Abweichung ist weniger einem „amateur d'adaptation régionale" als vielmehr einem wohlüberlegten Plan des Dichters zuzuschreiben. Die Verteidigung des Schlosses mit einem kleinen bourg, dem der Dichter noch die Vorteile seiner natürlichen Lage zuteilen kann, ist für einen einzelnen Helden episch ungleich leichter und wahrscheinlicher zu gestalten als die einer großen Stadt. Nicht ohne Berechtigung drückt sich diese Voraussetzung schon in dem Namen „Castelfort" aus, der alle späteren Ereignisse antizipiert. Eine Lokalisierung der „Chevalerie" in die Provence mit dem Zentrum um „Castel-Fos" kommt ja nicht in Betracht.

Ivrea ist der Ort, in dessen Nähe Ogier von Turpin gefangen genommen wurde, sein Kerker dagegen, die „Porte-Martre" liegt in Reims. RL erklärt Ivrea als das franz. Yvorié (Eboriacus). Es ist dies der alte Name des Frauenklosters von Faremoutiers, etwa 20 km von Meaux, demnach von Reims aus erreichbar. Hier und in Ivrea habe sich eine Ogierlegende gebildet, der Autor der Reimser Branche hat den ital. Namen übernommen, um den Glauben zu erwecken, es handle sich um eine franz. Gegend. — Es müßte also der Autor der Branche (!) von Ogiers Haft in Reims, die an eine „*chanson locale remoise ou laonnaise*" anschließt (p. 166), die Legende von Ivrea gekannt und für seine Gegend übernommen haben, als weit herumgewanderter Jongleur kann er sie entweder in Ivrea gehört oder sonst irgend wie Kunde von dieser Parallelbranche vernommen haben.

Ogier et le Nord de la France. Besprochen werden Episoden, die außerhalb Italiens und der Provence spielen. Die Hofhaltung Karls in Saint-Omer (Pas-de-Calais) also die Episode, in der die Liebesgeschichte Ogiers mit der Tochter des Kastellan, der Mutter seines Sohnes Baudouin, erzählt wird, wurde erfunden, um diese Gegend mit einer großen Sage in Verbindung zu setzen.

Der Name des Berard de Montdidier, Baron Karls und Gegner Ogiers, geht auf die Sage von Desiderius zurück, von dem Montdidier seinen Ursprung ableitet. Wie RL ausführt, geht diese Tradition auf die nahe Abtei von Corbie zurück, in der Desiderius gestorben sein soll. Dabei erhebt RL die Frage, ob der Name Montdidier, der erst seit dem 11. Jahrhundert auftaucht, nicht durch den „succès des légendes épiques" entstanden ist. Es hat sich also in der Pikardie im 1. Jahrhundert eine Desideriuslegende erhalten (p. 159).

Die Stadt Laon erscheint als Loon und Mont-Loon. Die Chevalerie O., Roland und andere Texte machen daraus eine Hauptstadt Frankreichs, was sich durch eine „survivance" aus dem 10. Jahrhundert erklärt. In der Chevalerie ist die Schachszene hier lokalisiert. Da Metellus v. Tegernsee, Mitte des 12. Jahrhunderts, diese Legende erzählt, muß sie, jedoch in einer älteren Form, schon vor

ihm bestanden haben, der Überarbeiter der Chevalerie hat sie in gemildeter Form (légende de conciliation) übernommen.

Die Braihierepisode, die um Laon spielt, enthält in ihrem Kern ein folkloristisches Thema. Diese Erklärung stützt sich auf die Angabe, daß Braihier als wilder Vogelsteller in einer Laubhütte wohnt, er ist ein Bewohner des „brai". Doch gibt RL auch die Möglichkeit zu, daß dieser Name auf das „braiement" des Riesen zurückgehe.

Ogier in Reims. Die in dieser Episode vorkommenden Ortsnamen werden mit Örtlichkeiten in Reims lokalisiert. Meaux und die Abtei Saint-Faron sind leicht zu bestimmen, Saint-Tiery, das vor „Yvorié" liegt, wird als Saint-Tierry (Dép. Marne) unweit der Straße Reims-Laon, bekannt durch seine Abtei, bestimmt. Dabei wird auf die Möglichkeit hingewiesen, daß noch andere, heute verlorene Lieder über Ogier Kämpfe zw. Karl und seinem Gegner bei Laon lokalisiert hätten (p. 165). Dies wird aus Hinweisen auf Plünderungen im Gebiete von Beauvais erschlossen (Chev. 3519, 3364). Dagegen erklärt RL die Erwähnung von Ivrea (Yvorié) durch den Gleichklang mit Yvorié (Eboriacus), der alten Bezeichnung von Farmoutiers, wo Fare, die Schwester des hl. Faro, im 7. Jahrhundert ein Kloster gegründet hatte. So kamen die Namen Yvorié und St. Faron in das Lied. Ogier schlief bei Faremoutiers ein, nicht weit von Meaux, in erreichbarer Weite von Reims. Daraus ergibt sich der Schluß: „*Nous nous trouvons en présence d'une chanson locale, rémoise ou laonnaise dans son ensemble, mais qui a été traitée ou remaniée aux environs de Meaux*" (p. 166). Dieser Bericht von der Gefangenschaft und Versöhnung, die bereits hagiographische Züge annimmt — RL stellt die Frage, ob nicht „une moniale, aussi lettrée que Hroswitha" aus der Abtei Faremoutier ihre Hand im Spiele hatte — erklärt den Erfolg der Ogierlegende in Meaux. Sie ist vor der „Conversio Othgerii", also vor 1070—1080, geschrieben und fällt mit dem Aufschwung der Reimser Schulen am Ende des 10. und 11. Jahrhunderts zusammen.

Ogier et le pays wallon. RL bespricht die Episode (v. 11.856—13.058), in der Ogier ein Mädchen namens Angart aus der Gewalt der Sarazenen befreit. Die Hinweise auf Lüttich, Namur, Nivelles, die Verwendung wallonischer Worte lassen Wallonien als Heimat dieser Episode erkennen (p. 168), doch ist in der Redaktion Raimberts die ursprüngliche Fassung nicht mehr erkenntlich. — Ogier spielt im Gebiet von Lüttich noch eine andere Rolle, Lokaltraditionen bezeichnen ihn als Wiedererbauer von Kirchen. Eine bis 1021 reichende Kölner Chronik nennt ihn als Erneuerer der von den Sachsen zerstörten Martinskirche, die mit seiner und Karls Hilfe neu erbaut wurde. Aus dem Umstand, daß Köln die Metropole der Lütticher Diözese war, ergibt sich, daß die Überlieferung bis in das 11. Jahrhundert zurückgeht. Da aber der große Erbauer kirchlicher und weltlicher Bauten der Bischof Notger war (972—1008), muß dieser durch Ogier aus der Erinnerung verdrängt worden sein, was nur dadurch erklärt möglich war, daß „*une renommée épique locale avait démesurément grandi le personnage d'Ogier*" (173). Diese Verschmelzung beider Personen wurde durch die Ähnlichkeit der beiden Namen im Wallonischen (Nodji und Odji bzw. Adji) erleichtert. Andererseits ist eine Episode in der Vita Notgeri, derzufolge der Bischof das feste Schloß Chèvremont dadurch erobert, daß seine

als Priester verkleideten Soldaten Einlaß erhalten, nach RL aus der Verwechslung der beiden Namen in der Lütticher Tradition zu verstehen. „*Et, cette fois, on a prêté à l'évêque une légende qui concernait le héros épique*" (p. 175). Dieses Schloß wird auch in der „Chevalerie" mit dem Namen „Montchevrel" genannt, es liegt auf einem Felsen bald in der Nähe von Castelfort, bald weiter, oder es bezeichnet Castelfort selbst. Diese Nennung muß auf eine ältere Version zurückgehen, denn in der „Chevalerie" spielt dieses Schloß für Ogier keine Rolle. Daraus folgert RL, daß die Namen der beiden Schlösser in der epischen Tradition die Erinnerung an e i n Schloß fortsetzen, das unter den Karolingern eine wichtige Rolle spielte: *Celui de Chèvremont, aux portes de Liège, détruit au Xe siècle*" (p. 178).

Eine andere Ogierlegende glaubt RL aus einer Anspielung im „Poème Moral" herauslesen zu können, wo ein Jongleur von Hirten und Ogier singt. Dies scheint auf eine Legende hinzudeuten, die RL aus einer Äußerung in der „Chevalerie" belegen zu können glaubt. Hier wird nämlich Ogier höhnend aufgefordert, nach Dänemark zu gehen und dort „formages conter et balancher" (v. 1500 bzw. 1483 ff.) Auch hier wird eine lokale Legende als Hintergrund dieser Andeutung vorausgesetzt (p. 181). Im Zusammenhang mit diesen der Gegend von Lüttich zugewiesenen lokalen Legenden wirft RL die Frage auf, ob der Beiname Ogiers statt „Danois" nicht etwa „l'Ardenois" lautete, wie es v. 1444 zu lesen ist: Karaheus a l'Ardenois apelé". RL entscheidet sich für „Danois" als ältere Stufe, denn „Danois" erwecke sofort den Eindruck eines barbarischen, wilden Kriegers. Die Erinnerung an die Dänen konnte sich in Lüttich am besten halten und zur Legende entwickeln, da sie ja die Gegend von Lüttich verheert haben. Die „Chevalerie" hat die Erinnerung daran im Namen von Ogiers Vater Gaufrey erhalten, dem hist. Gautfrid, König v. Dänemark, der, wie seine Söhne, mit den Karolingern kämpfte. Dazu kam der Name des Normannenfürsten Godefroy, dem Karl d. Dicke das Land an der Rhein-Maas-Scheldemündung abgetreten hatte. Auch dieser Godefroy diente als Vorbild für den epischen Gaufrey, König v. Dänemark. So wurde die Legende durch die Kraft eines Namens in eine „voie danoise" gedrängt, die später eigene Entwicklung nahm. Vorher aber scheint die Ogierlegende eine normannische Phase gekannt zu haben, die sich aus der Festsetzung der Normannen in Frankreich ergab. In den „Gesta Karoli Magni apud Carcassonam et Narbonam (585 sq) erscheint Ogier als Herr der Normandie (p. 183). Wenn also der Name Ogier sich in Wallonien, besonders aber im Gebiet von Lüttich gehalten hat, so erklärt sich dies daraus, daß mit ihm der Gedanke an die Freiheit verbunden war (184).

O g i e r a u x P y r é n é e s. Es gab Ogierlegenden auch in den Pyrenäen. Nach Textstellen im *Pseudoturpin*, nach einem Fragment der *Chanson d'Agolant*, den *Gesta Karoli Magni ad Carcassonam et Narbonam* müsse man zahlreiche Ogierlegenden annehmen. Die Erwähnung in diesem Texte, Ogier sei im Kloster Saint-André begraben, führt zur Bestimmung dieses Ortes, es ist Saint-André d'Exalada (le Canigou). Hier in den Pyrenäen war die Legende noch im 15. Jahrhundert lebendig, wie es die Gestalt des Otger Català bezeugt. Die erwähnten Texte sind also nur eine Etappe, wie es die Verehrung des hl. Ogier in Belin bezeugt. Nach einer vor 1130 entstan-

denen Legende mußte Ogier ein Held der legendären Kriege Karls in Spanien geworden sein. Dazu stimmt, daß die Troubadours Ogier als einen Helden des Südens, „de leur Midi“ betrachten (p. 188).

Die „Conclusion“ faßt das bisher Gesagte noch einmal zusammen. Sie erinnert an die hist. Rolle des Helden, konstatiert, daß bis 1075, dem Datum der „Conversio“, sich die Anspielungen auf Ogier mehren und erklärt daraus die Beständigkeit der sich entwickelnden Legende. Auch die Rolle der Pilger und Reisenden bei der weiteren Entwicklung wird betont. Das Aufkommen eines Kultes des hl. Ogier in verschiedenen Gegenden steht ebenfalls in engem Zusammenhang mit dem epischen Phänomen. Dazu tritt die Namensgebung, die sich seit dem 10. Jahrhundert in Gegenden ausbreitet, die der Unterwerfung durch die Karolinger am längsten Widerstand geleistet haben. Das erklärt sich daraus, daß diese Gegenden Ogier als Gegner Karls und Verteidiger von Karlmanns Söhnen betrachteten. Erwägt man, daß diese Landstriche sich in engem Kontakt mit Norditalien, wo Ogier gekämpft hat, befanden, so folgert daraus, daß die Legende in den Alpen entstand und zwar dort, wo sich Geographie und Geschichte zusammenfanden.

Von hier strahlte die Legende aus, nicht an den Pilgerstraßen, sondern längs eines Weges, der eine große Zivilisationsachse bildet, Rhône, Saône, Maas. Die Legende drang sogar längs der Rhône, durch die südlichen Provinzen (Roussillon) bis nach Spanien, wie es sich aus den einzelnen Etappen, Bouches du Rhône, den Legenden in den Pyrenäen, hauptsächlich bei Saint-Michel-de-Cuxa, in der Kenntnis des katal. Troubadours Guilhem de Bergadan, in der Gestalt des Otger Català ergibt. Auch die Namensgebung tritt hinzu, da sie seit dem 10. Jahrhundert den Namen Ogier verwendet.

Dann stieg die O.-Legende die Saône hinauf (Ogier, Herzog v. Burgund, beim Mönch v. Tegernsee um 1150, Anspielung auf eine uns unbekannte Legende) und gewann Nordfrankreich, wo sie um 1075 in Saint-Faro-de-Meaux auftaucht, früher aber gab es lokale Legenden (Reims u. a.) nach Voraussetzungen, die eine aus dem 10. Jahrhundert stammende Lokalisierung in Norditalien annehmen lassen. Diese Legenden, die mit dem Aufschwung der Lateinschulen von Reims zusammenhängen, wollen für den Haß der beiden Gegner edle Motive angeben und sie versöhnen. Dies geschieht in der Conversio Othgerii, der Chanson de Roland, dem falschen Diplom v. Saint-Yrieix aus der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts. Diese Versöhnung war notwendig, denn in den Gegenden, in denen die Erinnerung an die Karolinger lebendig geblieben war, mußten die clercs selbst den Widerwillen gegen Ogier, der ein Rebell war, überwinden. Immerhin zeigt sich diese Abneigung noch in der Mißachtung (discrédit) des Vornamens Ogier bei den Machthabern des Nordens und in dem pejorativen Beinamen „der Däne“ in einer alten Kölner Chronik, die uns in das 10. Jahrhundert verweist. Diese Unterscheidung drückt sich auch in der Haltung aus, die der Norden und Süden gegenüber dem hl. Ogier einnehmen. Der Kult des Ogier an der Maas und Mosel entspringt der Sympathie des Volkes. Die vornehmen Familien im alten Lotharingia haben sich gehütet, ihren Kindern den Namen Ogier zu geben, die serfs brauchten nicht so rücksichtsvoll zu sein. Das Interesse Walloniens für den Helden beweist die Bezeichnung Odjimont;

in der alten Diözese v. Lüttich bezeugen verschiedene Örtlichkeiten, daß die clercs die Person des Ogier kannten. In Lüttich selbst ist durch die Gefangenschaft des Desiderius und vielleicht auch durch die des Ogier die große lombardische Tragödie abgeschlossen worden.

Der „esprit régionaliste“ und der durch lokale Umstände hervorgerufene Eindruck haben zwar keine zeitgenössischen Gedichte, aber doch eine für die epische Entwicklung günstige Stimmung (ambiance propice) geschaffen. Diese Faktoren wären aber ohne intellektuelle Einflüsse nicht zur Geltung gekommen, denn bei der Verbreitung der O.-Legende haben bestimmte gelehrte Zentren mitgewirkt, es sind dies in zeitlicher Aufeinanderfolge: das Novalese, St. Gallen, Lüttich, St. Victor de Marseille, Saint-Michel de Cuxa, la Crasse, Reims, Faremoutiers, Saint-Faron de Meaux.

All das erklärt, daß es nicht eine, sondern mehrere „chansons d'Ogier“ und verschiedene Ogier gibt, je nach den Provinzen, je nach lokalen Eigenarten.

So ist also die Chevalerie Ogier kein Anfang; mit ihren verschiedenen „branches“ ist sie ein Abschluß verschiedener nicht zusammengehöriger Elemente, eine „rapsodie tardive“.

Nach den hier entwickelten Ansichten ist also aus der allgemeinen Kenntnis und aus der weiten Verbreitung der alten Ogiersage, der „*légende-mère*“ (p. 151), die Vielheit der in der „Chevalerie Ogier“ erkannten Einzellegenden sowie eine große Zahl lokaler Ogiergeschichten entstanden. Das heißt mit andern Worten, daß vom 9. bis zum 12. Jahrhundert ganz Frankreich und Norditalien von Ogier erzählte und er infolge seiner Beliebtheit mit den verschiedensten Voraussetzungen geschichtlichen, folkloristischen oder anderen Inhaltes (Namensgebung) zusammengebracht werden konnte. Das wäre in etwa drei Jahrhunderten ein Siegeszug gewesen, dessen sich Heilige nicht rühmen können. In diese örtliche Weite fällt aber noch eine Nuancierung der Legende nach politisch-ethischen Motiven, die wieder eine intensive Mitarbeit des Volkes bzw. bestimmter Schichten, eine Stellungnahme zu politisch-religiösen Fragen, eine psychische Disposition in der Verarbeitung der um Ogier gewobenen Legende voraussetzt, also ein Unterscheidungsvermögen, mit dem moderne Methoden psychologischer Analyse arbeiten. Bei all diesen Postulaten für die Entwicklung der Ogierlegende, wie sie RL in mühevoller Kleinarbeit rekonstruiert, übersieht Verf. eine sehr wichtige Voraussetzung: Eine Ogierlegende ist ohne eine Karlslegende unmöglich. Es mußte sich also zuerst diese gebildet haben, der Nimbus des großen Kaisers in allen jenen Gegenden bereits hell leuchten, die für die Ogierlegende in Betracht zu ziehen sind, ehe die Taten des Empörers, an seinem Gegner gemessen, das nötige Relief erhielten. Statt also im Bericht des Mönches von St. Gallen eine Ogierlegende zu sehen, ist diese Sammlung vielmehr als die erste Etappe in der lit. Fixierung der Karlslegende zu betrachten, die nach Berichten von Zeitgenossen über Selbsterlebtes und nach schriftlichen Quellen nebenbei auch Ogier einführt. Eine Ogiersage setzt, um wirken zu können, einen größeren Gegenspieler voraus, als es der eigene Held sit, der ja nur einen von Ort zu Ort gehetzten „Out-law“ vorstellt. Nun tritt uns aber als das erste epische Zeugnis der Karlssage das Rolandslied entgegen, in dem Ogier eine Nebenrolle spielt. Wie ver-

trägt sich diese mit der von RL angenommenen Popularität, die sich bei der dreimaligen Nennung von Ogier im „Roland“ doch hätte äußern müssen? Wir finden nicht nur keinen Hinweis auf eine Ogiersage, sondern können vielmehr aus den im Rolandlied stehenden Bemerkungen über Ogier gerade das Gegenteil dessen feststellen, was RL mit so viel Scharfsinn und Gelehrsamkeit, die der Ref. rückhaltlos anerkennt, beweisen will. Da heißt es nämlich von den Mitkämpfern der dritten „eschele“, die Karl gegen die Heiden aufstellt, Rol. v. 3031 ff.:

Suz cel n'ad gent que Carles ait plus chere
Fors cel de France ki les regnes cunquierent.
Li quens Ogier li Daneis, li puinneres,
Les guiera, car la cumpaigne est fiere.

Kann man annehmen, daß der Rolanddichter, wenn zu seiner Zeit schon die Ogiersage mit ihrem Kern, der unversöhnlichen Feindschaft zwischen Kaiser und Vasall, bestanden hätte, einen Empörer oder einen Gegner seiner Politik an die Spitze der Krieger gestellt hätte, die dem Kaiser nach „cels de France“ am nächsten standen? Die gleiche Indifferenz gegen die legendäre Haltung Ogiers dem Kaiser gegenüber zeigt auch Ganelon, der Ogier zum Anführer der Vorhut mit den Worten vorschlägt: „N'avez barun ki mielz de lui facet“ (v. 750). Und Karl zuzumuten, Ogier trotz dessen Haltung zum Vertrauten seines „cunseill“ zu machen, wie es der Rolanddichter v. 168 ff. ausdrücklich hervorhebt, hieße nichts anderes, als daß der Rolanddichter eine bereits festgelegte Rolle eigenmächtig und mit Erfolg ins Gegenteil verkehren konnte. Die epische Rolle Ogiers im Rolandlied läßt von einer Sage, wie sie RL voraussetzt, nichts erkennen; wäre sie damals noch in der Bildung begriffen gewesen, so hätten die späteren Schreiber des Rolandtextes diesen Gegensatz irgendwie bemerken und korrigieren müssen. Daß dies nicht geschah, ist ein Beweis gegen die Existenz einer Ogierlegende, wie sie RL konstruiert. Wie kommt aber Ogier in die Karlslegende, wie sie das Rolandlied darstellt? Aus den hist. Quellen, die nach den Darlegungen Bédiers die Karlslegende auf dem Wege nach Ronceval und nach Italien zusammen mit der Rolandsage erstehen ließen. Aus diesen Quellen, vielleicht war es die „geste Francor“ (v. 1443) oder „l'ancienne geste“ (v. 3742), konnte der Rolanddichter auch diesen Namen, der mit Karls Zeit verbunden war, übernommen haben, daß er seinen Träger als einen dem Kaiser treu ergebenen Lehensmann einführte, beweist, daß es noch keine Ogiersage gab. Durch die Bezeichnung „li Danois“ rückte er ihn außerdem von dem historischen Ogier ab.

Dieselbe Gleichgültigkeit gegenüber der epischen Vergangenheit ihres Helden zeigt die „Conversio“. Sie sagt nur in ganz allgemeinen Ausdrücken, daß er infolge seiner Tapferkeit und seiner zahlreichen Siege den Beinamen „procliator fortis et pugnator“ erhalten habe. Interessanter aber vom Standpunkt der These unseres Buches ist die Bemerkung der Conversio: „Othgerius . . ideo tempore gloriosissimi imperatoris, Magni scilicet Caroli, inter Francorum principes gloria et honore sublimatus est ut post ipsum in regni imperio et dominatu existeret secundus“. Wenn es eine im letzten Drittel des 11. Jahr-

hunderts bestehende Ogierlegende nach den Voraussetzungen von RL gegeben hätte, eine Legende, die damals Ogier als erbittertsten Feind Karls, als den Vorkämpfer der Unabhängigkeit usw. hingestellt hätte, wie konnten die Fälscher dieser Conversio diese allgemein bekannten Voraussetzungen derart umkehren, daß sie dem über alle Lande gehetzten Flüchtling den Ehrenplatz unter den fränkischen Fürsten einräumten und ihn in der Rangordnung gleich nach Karl stellten? Es bleibt also, hält man sich an den lat. Text, nur der eine zwingende Schluß übrig, daß die von RL angenommene „légende-mère" samt ihren lokalen Wucherungen gerade um das Kloster von Saint-Faro de Meaux einen großen Bogen geschlagen hätte. Woher kam also dann die Erwähnung Ogiers als tapferer Kämpfer und Krieger? Sie können nur aus den Voraussetzungen, wie sie das Rolandlied bot, geschöpft worden sein. Dort ist die Sachlage so, wie die Conversio sie anführt: Ogier ist der bereits erprobte, treue Kämpfer, „li puinneres", geehrt von Karl und seinen Großen, geachtet im Rat. Will man aber diese Filiation Roland-Conversio nicht annehmen dann haben wir zwei Zeugnisse aus diametral entgegengesetzten Gebieten, in denen von all dem nichts vorhanden ist, was RL für ihre „légende primitive" voraussetzt. Ein dritter Text, ebenfalls eine Klosterfälschung, nämlich das Dokument von Saint-Yriex-de-la-Perche (Haute-Vienne) fügt sich mit seinen Angaben in diesen Rahmen ein. Es heißt dort: „. . principibus nostris attestantibus, scilicet domno Turpione, Otgerio palatino ac Guillelmo Curbinasio, Bertranno validissimo, Rotgerio Cornualto." Man hat bisher nicht beachtet, daß die Zusammenstellung Turpin-Ogier auf die gleiche Reihenfolge im Rolandlied hinweist, v. 168 ff.: „Li emperers s'en vait desuz un pin; Ses baruns mandet pur sun cunseill fenir, Le duc Ogier et l'arcevesque Turpin." Auf das Rolandlied führt auch die Bezeichnung „palatinus". Der Fälscher des Dokumentes machte Ogier, gemäß seiner Rolle im Rolandlied, folgerichtig zum „palatinus", er kennt also die Empörerrolle des Helden mit all ihren Weiterungen nicht, dagegen tritt für die hier angeführten Textstellen die im Rolandlied festgelegte epische Gestalt als Hofmann und Kämpfer deutlich hervor. Abschließend möchte ich daher feststellen: So weit wir an der Hand der historischen Nachrichten über Autcharius-Ogier zurückgehen, enthalten diese Zeugnisse nichts, was uns berechtigen könnte, im Bericht den Niederschlag von Sagen zu erkennen. Als epische Gestalt tritt Ogier erst im Rolandlied als Nebenfigur hervor, die ihre Berechtigung aber nur durch die um Karl gelegte Gloriole als Verteidiger und Vorkämpfer der Christenheit findet. Bezeichnenderweise gehen auch die Klosterfälschungen nicht über diese für die Karlssage geschaffenen Voraussetzungen hinaus, auch sie kennen Ogier nicht als Empörer, sondern als getreuen Paladin Karls. Es kann also eine Ogierlegende vor dem 11. Jahrhundert zur Zeit des Rolandliedes bzw. während der Bildung der Karlssage nicht aus den uns bekannten lateinischen Quellen erschlossen werden.

Abhandlung III. Sigebert de Gembloux et les Légendes épiques (p. 199—212).

1. Sigebert de G. (1030—1112) verwertet in seiner „Chronique universelle" epische Voraussetzungen. Er erwähnt die Zerstörung

Saragossas (Karolus in Hispania Caesaraugustam vastando delet . .) während doch eine solche unter Karl überhaupt nicht stattfand, die hist. Belagerungen der Stadt erst 1114 und 1118 erfolgten. Es kann also nur das Rolandlied die Quelle dieser Behauptung sein, da Sigebert dieses Factum wohl kaum selbst erfunden haben wird.

2. Sigebert et Girart de Roussillon. Die Erwähnung des Grafen Girart, der nach den Worten der „Chronique" den Körper der hl. Maria Magdalena nach Vezelay überführen ließ, weist auf das Epos hin, das der heutigen Fassung voranging. Denn Sigebert überträgt die Rolle des Badilo, des translators, auf Girart. Sigebert ist also ein Zeuge dafür, daß zu seiner Zeit ein großes Interesse für epische Personen und Ereignisse bestand, da er Ogier, die Eroberung Saragossas und Girart erwähnt.

Abhandlung IV. Le culte de saint Michel dans la Chanson de Roland (p. 215—247).

In der ch. de R. wird außer auf den Erzengel Michael auch auf das berühmte Kloster Saint Michel del Peril hingewiesen, das unter diesem Namen das erstemal von Dudo v. Saint-Quentin erwähnt wird (in periculo maris monte). Da diese Bezeichnung erst im 12. Jahrhundert gebräuchlich wurde, gehört sie nicht der alten Fassung des Rolandliedes im 11. Jahrhundert an und ist eine spätere, von einem Schreiber vorgenommene Ergänzung. Daraus folgert RL, daß die epischen Lieder von den clercs und den Klöstern dazu verwendet wurden, mit einer Abtei oder einem Kloster in Zusammenhang zu treten *soit parcequ'on en faisait partie, soit parce qu'on avait grandi dans son ombre*. Dieser Umstand erklärt auch die oft verworrene Geographie der ch. de g. als spätere Interpolationen, die sich aus der Vorliebe des „arrangeur" für diese oder jene Örtlichkeit verstehen lassen.

Die Annahme, daß Sigebert v. G. den Hinweis auf die Zerstörung Saragossas dem Rolandliede verdanke, liegt wohl im Bereiche der Möglichkeit. Sigeberts Chronik war 1105 bereits vollendet, da sich der Chronist Ekkehard ihrer bediente. Es wäre dann diese Stelle der erste sichere Beleg für die Existenz nicht nur des Rolandliedes, sondern auch für die weite Verbreitung der Karlslegende, aus der ja das Rolandlied erwachsen ist. — Die unter den Abschnitten zwei und drei verzeichneten Feststellungen sind gleichfalls ohne weitere Einschränkung als zutreffend anzuerkennen.

Zusammenfassend kann man die Abhandlungen RLs als interessanten Versuch bezeichnen, die Entstehung der altfranz. Epen aus den Impulsen einer zeitgenössischen Legendenbildung, also aus dem Einwirken der Sage, zu erklären, der mündlichen Überlieferung, die sich um lokale Kristallisationspunkte legt, die Rolle des Mediums über Jahrhunderte hinweg zuzuschreiben. Damit wird die alte Streitfrage aufs neue wieder aufgeworfen, ob die chansons de geste Erzeugnisse der stets lebendig gebliebenen Erinnerung, treulich genährt und weiter entwickelt im Schoße der sagenbildenden Volkskreise, sind, demnach Reliquate einer sanges- oder erzählungsfreudigen primitiveren Zeit, oder ob sie als literarische Werke einer Epoche zu werten sind, deren Anregungen wir in bestimmten Anlässen des ausgehenden 11. und beginnenden 12. Jahrhunderts, wie Bédier sie postuliert, von Fall zu Fall bestimmen müssen. Wie aus der vorliegen-

den Analyse mit aller Eindeutigkeit hervorgeht, schreibt RL der sagenbildenden Kraft von Personen, Ereignissen eine Vitalität zu, die in dieser Raum und Zeit beherrschenden Intensität undenkbar ist. Die Schwäche dieser, auf dem Wirken der Sage aufgebauten Theorie besteht in dem Zwang, ein Vakuum von Jahrhunderten, das zwischen den Ereignissen des 9. Jahrhunderts und den chansons de g. des 12. Jahrhunderts besteht, zu überbrücken, diese Zeitspanne durch eine „tradition narrative" auszufüllen. Indem RL deren Existenz mit allen Hilfsmitteln geschichtlicher und literarhistorischer Forschung nachweisen und verteidigen will, bietet sie ein in dieser Reichhaltigkeit selten anzutreffendes Verzeichnis der einschlägigen, Werke, ein Vorzug, der gerade in Hinblick auf die verschiedenen Aspekte des Problems hervorzuheben ist. Das Buch ist in seiner fesselnd geschriebenen Darstellung ein interessanter Beitrag zu dem umstrittenen Thema über den geschichtlichen Hintergrund und die Entstehung der französischen chansons de geste.

Wien STEFAN HOFER

Bartina Wind, *Les fragments du Tristan de Thomas.* Leiden, E. J. Brill, 1950.

L'un des plus renommés poèmes du moyen-âge est certes le Tristan et Iseult de Thomas de Bretagne; or, depuis plusieurs années déjà, l'édition faite en 1902 par Joseph Bédier et parue dans la collection des Anciens Textes français était devenue introuvable. Bartina Wind a voulu remédier à cet état de chose et permettre de nouveau la lecture de ce texte aux amis de la vieille littérature et spécialement aux étudiants. Comme celle de Bédier, cette nouvelle édition comprend trois parties: une introduction, le texte proprement dit et le glossaire. L'introduction résume en une cinquantaine de pages concises et précises tout ce qui a été dit jusqu'à aujourd'hui sur le poème de Thomas (manuscrits, état du texte, date, langue, versification). Pour éditer son texte, Wind a suivi la méthode que Bédier lui-même a préconisée et pratiquée dans ses dernières éditions, soit: respect absolu du manuscrit; voilà qui distingue cette édition de la précédente faite selon les principes en usage vers 1900 et permettant la constante intervention de l'éditeur. Le glossaire, aussi, a été revu et bien des erreurs et imprécisions ont disparu. Malheureusement, j'y relève des fautes d'impression assez nombreuses, ainsi par exemple, p. 190, *bleuer* pour *blesser*, p. 192, un *s* manque à *digne*, p. 206, *décidif* pour *décisif* et *désaironnable* pour *déraisonnable*, p. 212, *en loig de* pour *en loing de*, p. 223, *pourqoui* pour *pourquoi*, etc. On y trouve aussi des imprécisions (qui, au reste, figurent dans le glossaire de Bédier); ainsi p. 195 *cunte* est interprété par „conte" alors qu'il s'agit d'un „récit", d'une „histoire", p. 196, *decevre* devrait être traduit par „tromper" et non pas par „décevoir", p. 207, *gésir* n'a pas de traduction, or ce mot, presque mort en français moderne, a divers sens en ancien français, p. 212, *de luin en luin* n'est pas l'équivalent du moderne „de loin en loin" mais signifie „à une certaine distance", p. 229, *suz*, à lui seul, ne peut pas signifier „au pied du mur", il fallait alors mettre tout le contexte *suz la parei*, p. 193, *conisance* est traduit par „connaissance (t. de blason)", il aurait fallu expliquer de quoi il s'agissait car le fran-

çais moderne ne connaît ni „conisance", ni „connaissance" comme terme de blason (cf. Gdf, 2, 244), p. 218, *ovraine* n'a pour toute traduction que „ouvrage", or, dans le fragment C, vers 5, ce mot a un sens spécial: *a l'ovraine* y signifie „en train de faire l'amour", fait intéressant à constater si l'on songe que des synonymes de *ovraine* tels que *besogne* et *travail* ont également pris ce sens secondaire au cours de leur histoire.

A part ces erreurs qu'on retrouve dans tous ou presque tous les glossaires, l'édition de B. Wind est très bonne et sera, je n'en doute pas, fort appréciée des philologues et des médiévistes.

Lausanne MAURICE BOSSARD

Paul Lévy, *La langue allemande en France, pénétration et diffusion des origines à nos jours. Ier* vol. Des origines à 1830. Lyon-Paris 1950. VI-335 S.

Dieses neue Buch des Autors der „Histoire linguistique d'Alsace et de Lorraine" soll einen Einblick verschaffen in den Einfluß, den die deutsche Sprache innerhalb der angegebenen Periode in Frankreich ausgeübt hat und in die geschichtlichen Faktoren, welche diesem Einfluß zugrunde liegen. Vor allem werden alle Nachrichten zusammengetragen über Aufenthalt Deutscher in Frankreich und umgekehrt, alles wodurch ein lebendiger Kontakt zwischen Angehörigen beider Nationen hergestellt wurde. Der Hauptakzent des Buches liegt deutlich auf der Zeit nach 1500, während für das frühere und auch noch das spätere Mittelalter die Darstellung trotz mancher angeführter Einzelheiten mehr im allgemeinen bleibt. Je mehr wir uns der Neuzeit nähern, um so mehr beruht die Darstellung auf eigener Forschung des Autors. Ganz unzulänglich ist das erste Kapitel, über die Zeit vor den Karolingern. Nicht nur ist hier keine Rede von eigener Forschung; L. kennt auch die Literatur nur mangelhaft und hat von den Forschungen des letzten Jahrzehnts wenig mehr gelesen. Sehr willkommen sind hingegen die reichhaltigen Zusammenstellungen für die Zeit nach 1500. Hier werden Nachrichten über Einwanderung von Künstlern und Handwerkern, Gelehrten und Studenten, deutschsprechenden Söldnern und in Deutschland operierenden französischen Heeren zusammengetragen, ferner ausführliche Berichte über die Einschätzung der deutschen Sprache in Frankreich und über die Bemühungen, sie zu erlernen, und, in neuerer Zeit, in die deutsche Literatur einzudringen. Sicher kann auch dieser Teil lange nicht vollständig sein; aber er gibt doch einen genügenden und dankenswerten Überblick über die so viele Wellen enthaltende und manchmal widerspruchsvolle Linie dieser Beziehungen. Am Ende eines jeden Kapitels werden die Wörter zusammengestellt, die in der betreffenden Epoche aus dem Deutschen ins Französische übergegangen sind. Allerdings steht dieser Teil zu unvermittelt neben den andern Teilen des Buches; es handelt sich auch hier nicht um eigene Arbeit, sondern um eine Zusammenstellung aus den geläufigsten etymologischen Wörterbüchern, und ohne Kenntnis der weitern einschlägigen Literatur. Doch wollen wir dem Autor dankbar sein für das, was er durch die Sammlung von Nachrichten über die deutsch-französischen Beziehungen an Vorarbeit auch für die Erforschung der deutschen Wörter im Französischen geleistet hat. W.

Etude descriptive de
La chantefable »Aucassin et Nicolette«

Table des matières

Bibliographie 409
Avertissement 410
1. Les deux parties de la chantefable 411
2. La langue dans les deux parties de la chantefable 423
3. Prose et laisses 435
4. Les éléments du récit . . . . } Folgt in
5. La structure de la chantefable . . . . } Band 68
6. La question du genre . . . . }

Bibliographie

Nous nous sommes servi de l'édition de M. Roques (« Classiques français du moyen âge », 1936), à laquelle renvoient nos citations du texte. — Nous avons consulté les ouvrages suivants:

Bächtold-Stäubli, H., Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. 10 Bände. Berlin und Leipzig 1927—1942.
Barth, A., Les religions de l'Inde. Paris 1879.
Baudrillard, H. J. L., Histoire du Luxe. 4 vols. Paris 1880—81.
Borsdorf, W., Die Burg in « Claris und Laris » und im « Escanor ». Diss. 1890.
Brunner, H., Über Aucassin und Nicolette. Inaug.-Diss. Halle-Wittenberg 1880.
Clari, R., La conquête de Constantinople. « Cl.fr. du moyen âge. » 1924.
Contenau G., La civilisation Phénicienne. Paris 1926.
Châtelaine de Vergy, « Cl. fr. du moyen âge ». 3e éd. 1921.
Dockhorn, Zur Textkritik von Auc. und Nic. Inaug.-Diss. Halle 1913.
Eranosjahrbuch 1938 avec les travaux de
Picard Charles, Die Ephesia von Anatolien.
Przyluski, Jean, Ursprünge des Kultes de Muttergöttin.
Zimmer, Heinrich, Die indische Weltmutter.
Evangiles des Quenouilles, éd. par H. Jeannet. Paris 1855.
Faral, E., Recherches sur les sources latines des contes et romans courtois du moyen âge. Paris 1913.
Floire et Blancheflour. Paris 1856.
Förster, W., Randglossen zur Cantefable. Ztschr. f. rom. Phil. 1904.
France, Marie de, Les lais. éd. par Karl Warnke. 1885.
Guiot, de Dijon, éd. par Elisabeth Nissen. « Cl. fr. du moyen âge ». Paris 1928.
Günter, Heinrich, Die christliche Legende des Abendlandes. Heidelberg 1910. Religionswiss. Bibliothek. Band 2.

Hertz, Dr. Wilhelm, Spielmannsbuch. Stuttgart 1912.
Heiß, H., Die Form der Cantefable. Ztschr. f. frz. Sprache und Literatur 1912.
Jordan, H., Die Quelle des Aucassin und die Methode des Urteils in der Philologie. Ztschr. f. rom. Phil. 1924.
Langlois, Charles Victor, La vie en France au moyen âge. 2 vols. Paris 1925; 4 vols. Paris 1927—29.
Lot-Borodine, Myrrha, Le roman idyllique au moyen âge. Paris 1913.
Méray, A., La vie au temps des cours d'amour. Paris 1876.
— — La vie au temps des trouvères. Paris 1877.
Meyer-Lübke, W., Aucassin et Nicolette. Ztschr. f. rom. Phil. 1910.
Michaut, Gustave, Aucassin et Nicolette, chantefable du XIIe siècle, mise en français moderne. Préface de J. Bédier. Paris 1901.
Paris, Gaston, Poèmes et légendes du moyen âge. Paris 1900.
Przyluski, J., Le culte de la Grande Déesse. Revue de l'histoire des religions. 1933.
Piramus et Tisbé. «Cl. fr. du moyen âge». éd. par C. de Boer. 1921.
Renan, Ernest, Le Cantique des Cantiques. Paris 1885.
Renier, R., Il tipo estetico della donna nel medio evo. Firenze 1885.
Roques, M., Aucassin et Nicolette, texte, introduction et bibliographie. «Cl. fr. du moyen âge.» 2e éd. 1936.
Sauter, H., Wortgut und Dichtung .... über den Verfasser der altfrz. Cantefable «Aucassin et Nicolette». Münster 1934.
Scheludko, D., Zur Entstehungsgeschichte von «Auc. et Nic.». Ztschr. f. rom. Phil. 1922.
Schürr, Friedrich, Das altfranzösische Epos. München 1926.
Sébillot, Paul, Le Folklore de France, t. 1—4; 1904—10.
Söderhjelm, W., La nouvelle française au XVe siècle. Paris 1910.
Spieß, K., Das deutsche Volksmärchen. Leipzig-Berlin 1917.
Suchier, H. und W., Aucassin und Nicolette. Kritischer Text mit Paradigmen, Glossar und Einleitung. 10. Auflage. Paderborn 1932.
Wohlgemut, Fritz, Riesen und Zwerge in der altfrz. erzählenden Dichtung. Diss. Leipzig 1907.

Avertissement

Vouloir ajouter encore aux ouvrages accumulés autour de la chantefable peut paraître oiseux, d'autant plus que ce sujet est illustré par les noms de nos plus grands philologues. Nous avons l'impression, cependant, qu'on a étudié beaucoup plus le côté historique (origines, emprunts, etc.) que les réalités internes du texte et que les jugements esthétiques qui ont été formulés à son adresse ressortissent beaucoup plus à une conception très personnelle qu'à une vue qui tiendrait compte à la fois de la structure générale et des détails particuliers.

Notre travail voudrait être une introduction en même temps qu'une initiation à la lecture d'un des plus beaux textes français du moyen âge. Pour la commodité du lecteur, nous n'avons pas craint de tomber dans la répétition et de multiplier les citations. Nous croyons avoir fourni de la sorte un matérial qui pourrait servir aussi à des études ultérieures.

Nous remercions M. l'abbé Knecht (Frick), MM. les professeurs Meuli, Bezzola, Cherbuliez et von Wartburg, et M. Lacher de leurs remarques critiques et de leurs bons conseils. Enfin nous tenons à remercier très cordialement la direction et le personnel de la Bibliothèque Cantonale d'Argovie qui a, avec tant de compétence et d'empressement, secondé nos recherches.

I. Les deux parties de la chantefable

La première question que suggère ce texte, c'est de savoir s'il est homogène ou composé de parties hétérogènes. Or, on a vite fait de constater que la critique est loin d'être unanime à ce sujet.

Foerster (pg. 510) trouve que la deuxième partie de la chantefable est mal rédigée, qu'elle contient des lacunes et des tournures vicieuses («viele harte Subjektswechsel»). — Meyer-Lübke, lui aussi, constate un net relâchement vers la fin de la composition. «L'écrivain n'a plus eu le loisir ou le goût d'une rédaction soigneuse».

Gaston Paris, dans son introduction à l'édition de Bida, ainsi que Johnston sont d'avis que la chantefable proprement dite finissait avec la rencontre des deux amants dans la forêt. Dans «Poèmes et Légendes» (pg. 105) G. Paris précise son jugement de la façon suivante: «Le dénouement est assez agréable, bien que raconté, comme toute la seconde partie du roman, avec une précipitation visible . . . Toute la fin, à part ce morceau (XL), est si hâtive, si peu intéressante, si dissemblable de la première partie, qu'on serait tenté de se demander si elle n'est pas d'une autre main; les vers aussi sont secs et sans charme . . . C'est cependant peu probable: L'auteur s'est dépêché d'en finir, parce qu'il avait sans doute oublié la fin de l'histoire, et surtout peut-être parce qu'elle ne l'amusait plus. Son talent particulier était de peindre des détails à la fois réels et pittoresques . . . . Les aventures extraordinaires (de la seconde partie) n'étaient pas son fait . . .».

Si MM. Suchier n'ont rien à redire à cette seconde partie[1], Bédier, en revanche, dans son introduction à Aucassin et Nicolette de l'édition Michaut se met énergiquement du côté de Gaston Paris: (pg. XLIII) Il est fâcheux que notre auteur, pour corser son court poème, ait tenté d'y introduire encore la fantaisie des romans d'aventures . . . là son imagination l'a trahi. Je sais bien que M. Suchier, par exemple, juge cette partie égale à la première; mais Gaston Paris n'a pas hésité à trouver «tout l'épisode des aventures lointaines des deux amants ennuyeux autant qu'absurde».

Entre ces deux extrêmes, M. Söderhjelm garde un ton modéré: «(La nouvelle française au XVe siècle, pg. 14). Loin d'être parfait comme composition, le roman, dans sa dernière partie, donne dans

[1] Ce n'est pas exact en tous points: à la page XLVII de son introduction, M. Suchier déplore justement les passages drôlatiques qui ne conviennent pas au reste de l'ouvrage . . de là à supposer qu'ils n'appartiennent pas à l'essentiel de la chantefable, il n'y a qu'un pas.

le goût conventionnel pour les aventures orientales et le style ne laisse pas de s'en ressentir un peu».

Les critiques citées ci-dessus ne séparent pas convenablement deux choses très différentes: l'exposition d'une part et la nature des épisodes de l'autre. Voilà pourtant une distinction dont une critique littéraire doit tenir compte et qui sera un des sujets importants de notre étude. Remarquons dès maintenant qu'un changement si total dans la nature des épisodes coupe le texte en deux.

Mais il y a un troisième point de vue: celui de l'unité dans la structure.

M. Roques, dans son introduction à la chantefable, éd. 1936, écrit: (pg. XIII) La composition d'Aucassin et Nicolette s'équilibre d'un bout à l'autre: les amours contrariés (I—XV), la fuite des amants (XVI—XXVI), enfin les aventures et le retour (XXVII—XLI), sont comme trois actes, de longueur à peu près équivalente, d'intérêt divers, mais continu, et où je ne perçois aucun signe de lassitude».

M. Heiß (Ztschr. f. franz. Sprache und Literatur XLII pg. 26) propose la répartition suivante: I) combats et séparation, II) réunion, III) nouvelle séparation et réunion définitive. — Nous laisserons au lecteur de la chantefable le soin de juger cette division qui est d'autant plus douteuse que M. Heiss lui-même attribue à sa première partie les deux premiers tiers de la chantefable, ne réservant ainsi que le dernier tiers aux deux autres parties.

Tous ces jugements reposent moins sur des examens détaillés que sur l'appréciation immédiate et le goût personnel du critique. Il faut dire aussi que l'élégance de la rédaction n'est pas un critère absolu: La deuxième partie pourrait très bien être mal rédigée sans cesser pour cela de faire partie intégrante (au point de vue de la structure) de la chantefable. Si, au contraire, la IIe partie présente un changement essentiel de la conception fondamentale, on est en droit de prétendre qu'il existe une rupture entre les deux parties, quel que soit le style de l'exposition.

La supposition de G. Paris, que l'auteur manqua de loisir ou d'intérêt vers la fin de l'ouvrage, étonne par sa gratuité chez un si grand érudit: au lieu d'expliquer le caractère du texte par l'état d'esprit attribué à un auteur totalement inconnu, il faudrait plutôt, en partant des qualités et des données du texte, expliquer la cause de cet ennui.

Admettons d'emblée, avec la plupart des critiques, qu'il n'y a point de conception fondamentale qui se dégagerait de l'ensemble, parce qu'il y a, en effet, deux parties complètement hétérogènes. Ce jugement peut sembler arbitraire et personnel; mais nous allons le justifier par une série de faits qui embrasse les qualités littéraires, linguistiques et, dans une certaine mesure, stylistiques de la chantefable.

Cette hétérogénéité une fois établie, notre tâche sera de montrer que la première partie est susceptible d'un jugement esthétique, c'est-à-dire que, du point de vue formel, elle présente un tout archi-

tectural et que, sous le rapport du fond, elle se signale par une unité d'idée, d'action et de conception.

En d'autres termes, nous croyons p r o u v e r que la première partie de la chantefable, c'est-à-dire celle qui va jusqu'à la rencontre dans la forêt (morceau XXVI) représente une oeuvre d'art littéraire complète formant un tout caractérisé par l'unité de structure et la soumission à une idée fondamentale.

La longueur des laisses est d'environ 20 vers dans la première partie. La laisse XI qui comprend 42 vers dépasse cette moyenne de plus de 20 vers, ce qui s'explique par l'introduction d'un thème secondaire, la guérison du pèlerin par Nicolette, qui occupe 16 vers. Cette anomalie, unique pour les laisses de la Ière partie de la chantefable (I — XXVII) est formellement justifiée par une particularité structurale: comme nous le verrons dans le chapitre sur la structure de la chantefable, ces prolongements sont autant de «cadences» marquant la fin d'un chapitre.

Après XXVII, en revanche, nous avons deux laisses courtes: XXXI à 13 vers, XXXIII en a seulement 10. Deux autres, XXIX et XXXV sont de 15 vers. La laisse XXXIX, d'autre part, pleine de répétitions inutiles, comprend 36 vers. Tout cela annonce déjà une composition irrégulière, mais surtout hâtive et de très courte haleine par comparaison à la première partie.

Les 14 premières laisses sont sensiblement lyriques lors même qu'elles présentent quelque élément narratif, et elles se rapportent toujours à un des principaux personnages et à leur amour tandis que, après XXVII, nous avons des laisses nettement narratives comme XXIX, XXXI, XXXIX et XLI, ou qui traitent un sujet étranger aux amours des protagonistes: ainsi XXIX raconte les faits et gestes d'Aucassin dans la chambre du roi «en couches» et XXXI chante la bataille aux pommes blettes qui, elle non plus, n'a pas de rapport intime avec le problème essentiel de la chantefable.

Quant aux morceaux de prose, les différences sont encore plus frappantes: jusqu'à XXIV, ils atteignent au moins 30 lignes (éd. Mario Roques). Il n'y a que deux morceaux qui dépassent sensiblement ce chiffre: Les morceaux X (avec 75 ls.) et XXIV (89 ls.). Ces deux anomalies s'expliquent ainsi: Dans le morceau X, l'épisode de la victoire sur Bougar comprend environ 30 lignes, et dans XXIV, la rencontre avec le bouvier en occupe 55. Abstraction faite de ces hors-d'oeuvre, les deux morceaux présentent à peu près la longueur moyenne de 40 lignes.

Comme les morceaux X et XXIV forment les conclusions de deux groupes d'épisodes importants, leur étendue se justifie du point de vue esthétique: ce sont encore des «cadences».

Un changement a lieu à partir de la laisse XXIV. XXIV ne comprend que 20 lignes, XXVI 21, XXVIII 21, XXX 18, XXXII 20, XXXIV 16, XXXVI 12, XXXVIII 22 lignes. Cela revient à dire que

ces morceaux n'atteignent plus qu'une longueur modeste si on les compare aux précédents. Retenons donc que le morceau XXIV marque la limite entre deux parties inégales.

Mais à eux seuls, les chiffres ne prouvent pas tout: il faut considérer aussi la matière contenue dans ces lignes. Or, les morceaux de la première partie, bien que plus longs, ont un sujet beaucoup plus restreint.

II: première entrevue entre le comte et Aucassin; IV: le comte intime au vicomte d'éloigner Nicolette; VI: entrevue entre le vicomte et Aucassin; VIII: Aucassin consent à se battre . . et ainsi de suite pour les autres morceaux. Il s'agit toujours, en somme, d'une scène étroitement limitée et d'une unité bien nette.

Au contraire, les morceaux qui suivent XXIV contiennent une multiplicité de faits:

Dans XXVIII, le couple arrive à Torelore; Aucassin apprend qu'il y a une guerre; il quitte les marchands et va à la recherche du roi. On lui dit que celui-ci est «accouché»; il entre dans le château. Tout cela est écrit en 20 lignes. Et les autres morceaux sont à l'avenant. Le morceau XXXVI est un exemple-type de ce procédé: C'est un vrai résumé, si bien que le texte lui-,même n'est guère plus étendu que la table de matières que nous pourrions en dresser.

Ces morceaux, à partir de XXIV, ne sont donc pas seulement beaucoup plus courts, ils sont encore surchargés de faits bruts, d'épisodes nus et sans beauté, sans réalisation pittoresque. Il est, au reste, arithmétiquement impossible que le pittoresque trouve à s'y loger. L'auteur, racontant en moins de lignes plus de choses, doit forcément se dispenser de tout détail, de toute notation qui n'est pas strictement nécessaire à l'intelligence des faits. XXXVIII réunit, dans ses 23 lignes, des épisodes tout à fait différents et si nombreux qu'ils fourniraient la matière d'un roman d'aventure presque à eux seuls: Le père royal reconnaît sa fille, on fête sa rentrée, on veut la marier à un baron païen, elle apprend à jouer du violon et, déguisée en jongleur, elle se dirige vers le rivage; après avoir passé la nuit chez une pauvre femme, elle monte dans un navire qui l'emmène en Provence; jouant du violon, *ele vint au castel de Biaucaire, la u Aucassins estoit.*

Dans X, la description d'une seule scène de bataille s'étend sur 7 lignes (23—29); notre attention est retenue, l'espace de 6 lignes, par le combat d'Aucassin contre Bougar qu'il amène à son père, *pris par le nasel del hiaume*. Or, ces scènes de bataille se réduisent, dans XXXII, à une seule ligne, et, dans XXXIV, à la seule expression: *ils le prirent par force* sans qu'il soit mention de quelque résistance de la part d'Aucassin.

VIII nous donne, en 7 lignes (1—8), le tableau saisissant d'un assaut. Or, dans XXXIV, il doit également y avoir un assaut, mais il n'y est pas même fait allusion.

XII nous explique en 6 lignes (12—18) comment Nicolette, du haut de sa tour se laisse glisser dans le jardin qu'elle traverse en se retrous-

sant; mais, dans la fuite de Nicolette du morceau XXXVIII, aucun détail ne nous est présenté.

Les morceaux jusqu'à XXVI nous donnent assez de particularités pour nous faire suivre, avec une illusion d'immédiateté, la marche des événements. Nous croyons avoir une idée suffisante des emplacements et des édifices pour vivre avec les personnages dans leur milieu: *canbre vautie panturée à miramie, celier sosterin, li murs dépéciés et rehordés*, etc. Nous sommes privés de cela à partir de XXVI. Aucune indication, aucun détail au sujet de cette magnifique ville de Carthage, aucun détail non plus sur la ville de Torelore. Et pourtant, leur évocation aurait intéressé les auditeurs: le texte ici ne parvient plus à donner la moindre chiquenaude à l'imagination.

Même remarque à faire au sujet des portraits et du costume. Quelques indications brèves nous suggèrent les atours de la jeune fille: elle avait une tunique de soie, modelant le buste et serrée à la taille, fourrée d'hermine, en dessous une blanche chemise. Quant à Aucassin, au lieu de son vêtement , on nous décrit son armure: (IX) *il vest un auberc doublier et laça l'hiaume en son chief, cainst l'espee au poin d'or mier* . . . (X) *Dix! con li sist le escus au col et li hiaumes u cief et li renge de s'espee sor le senestre hance!* La vêture du bouvier même nous est décrite avec précision: (XXIV) . . . *et estoit cauciés d'uns housiax et d'uns sollers de buef fretés de tille dusque deseure le genol, et estoit afulés d'une cape a deus envers, si estoit apoiiés sor une grande macue.* — Au contraire, nous ne savons rien des habillements de nos personnages dans la seconde partie. Ces monarques de Torelore et de Carthage passent devant notre esprit sans affecter en aucune sorte notre imagination. Ils restent nus de la pire nudité qu'il y ait. Notre curiosité de voir Nicolette se déguiser devant nous en jongleur est frustrée: *Et ele fist faire cote et mantel et cemise et braies* et voilà tout.

Quelle ne serait notre envie de la voir, à la fin de la chantefable, ornée de ses plus riches fourrures, du velours, des soies les plus éclatantes dans une apothéose de «vair et de gris», d'or et d'argent, étincelante de fleurs et de bijoux comme une sainte vierge entourée de nuages d'encens: rien! *si se vesti de rices dras de soie* et c'est tout.

Somme toute, ce qui manque dans la IIe partie, c'est le détail suggestif. XXXVIII mentionne *une povre fenme sor le rivage.* Mais sous quel aspect se manifeste sa pauvreté ? (Car enfin, il y a bien des manières d'être pauvre ou riche) ? Nous ne le saurons pas. Dans la Ière partie, cependant, le morceau VI nous renseignait bien: *Il i vont ci viel prestre et cil viel clop et cil manke qui tote jor et tote nuit cropent devant ces autex et en ces viés creutes, et cil a ces viés capes ereses et a ces viés tatereles vestues, qui sont nu et decauc et estrumelé, qui meurent de faim et de soi et de froit et de mesaises* . . .

Le morceau XXIV, aussi, était éloquent sur la misère du bouvier. Ce pauvre journalier a perdu un des boeufs de l'attelage de son maître. N'osant pas rentrer, il rôde, depuis trois jours, à la recherche de son boeuf Rouget, dans la forêt, sans avoir de quoi manger ni de quoi

boire. Et ce n'est pas encore tout: ce qui lui déchire le coeur, c'est la misère de sa mère: ne lui a-t-on pas arraché son dernier matelas si bien qu'elle couche maintenant à même la paille.

Le morceau VI nous décrit la richesse, *li ors et li argens et li vairs et li gris et herpeor et jogleor et li roi del siecle.* Mais à partir de XXVI tout se borne à ces mots: mot *rice, molt rice feste!* Rien de cet épanouissement de beauté, pas la moindre allusion à ce somptueux ou même lascif étalage de luxe auquel on s'attendrait dans ce milieu imprégné déjà de volupté orientale. . . . . . «*Fisent molt grant feste!*»

La première partie est émaillée de détails pittoresques et poétiques dont nous voudrions rappeler encore quelques-uns:

XII *Ce fu el tans d'esté, el mois de mai que li jor sont caut, lonc et cler, et les nuis coies et series . . . si vit la lune luire clere par une fenestre et si oi le lorseilnol canter en gardin . . . et avoit les mameletes dures qui li souslevoient sa vesteure ausi con ce fuissent deus nois gauges;* . . et *les flors des margerites qu'ele ronpoit as ortex de ses piés, qui li gissoient sor le menuisse du pié par deseure . . . . Si s'en isci par devers l'ombre, car la lune luisait molt clere . . . Li tors estoit faelee de lius en lius; et ele se quatist delés l'un des pilers, si s'estraint en son mantel . . . XVI si trova un pel aguisié que cil dedens avoint jeté por le castel deffendre, si fist pas un avant l'autre . . .*

XX *Quoi que li feste estoit plus plaine, et Aucassins fu opoiiés a une puie tos dolans et tos souples.*

XXIV (et la loge était fourrée) *defors et par deseure et devant de flors, et estoit si bele que plus ne pooit estre. Quant Aucassins le percut, si s'aresta tot a un fais, et li rais de le lune feroit ens.*

Et à cela s'opposent les passages secs et sans poésie de la seconde partie avec leur alignement de faits bruts: *Et ele s'enbla la nuit . . . si vint au port de mer, si se herbega ciés une povre fenme sor le rivage . . . . si vint a un marounier, se fist tant vers lui qu'il le mist en se nef. Il drecierent lor voile, si nagierent tant par haute mer qu'il ariverent en le terre de Provence. Et Nicolete issi fors, si prist se viele, si ala vielant par le pais tant qu'ele vint au Castel de Biaucaire, la u Aucassins estoit.*

Ne nous trompons pas, cependant, sur la nature des détails qui nous enchantent dans la Ière partie. Ils n'ont nullement besoin d'être justes ou vrais. Du moment qu'ils donnent l'illusion voulue, mieux encore, du moment qu'ils éveillent notre imagination, créatrice ellemême, ils atteignent leur but. Cette fameuse *herbe du garris* n'est autre chose qu'une source féconde d'images que l'auditeur formera luimême: nul besoin de savoir ce qu'il en est au juste, de cette herbe énigmatique. Cette *rose espanie* que Nicolette voit depuis sa fenêtre sert aussi d'incantation. Où est-elle? Est-ce une simple fleur ou bien la Fleur? L'essentiel est que cette fleur épanouie devienne, dans l'imagination de l'auditeur, le point de départ d'un rayonnement sans fin. Et elle l'est. — Dans la deuxième partie de la chantefable, on chercherait en vain des expressions équivalentes.

Nous verrons, en étudiant le rapport entre les morceaux de prose

et les laisses, qu'en général tous deux débutent par la répétition de la fin de la pièce précédente. (Il arrive même qu'une laisse ne consiste que dans cette répétition: III, XV, XVII.) L'oubli de la répétition, qui est une négligence contraire à la règle, se constate dans 5 morceaux de prose de la Ière partie, surtout vers la fin:

XVI: *Hé! fait Nicolete, l'ame de ten pere et de te mere soit en benoit repos, quant si belement et si cortoisement le m'as dit.*

XXII: *Quant Aucassins oi les pastoriax, si li sovint de Nicolete . . . .*

XXIII: *Aucassins oi les mos-de s'amie o le gent cors,*

XXV: *Estoilete, je te voi, — que la lune trait a soi;*

XXVI: *Quant Nicolete oi Aucassin, ele vint a lui.*

Dans la seconde partie de la chantefable, ces omissions sont bien plus nombreuses:

XXXII: *Quant Aucassins vit cele mervelle.*

XXXIII «*Sire rois de Torelore, — ce dist la bele Nicole . . .*

XXXIV: *Aucassin fut el Castel de Torelore, et Nicole s'amie . . .*

XXXVI: *Or lairons d'Aucassins, si dirons de Nicolette* (unique spécimen de cette tournure «épique».).

XXXVIII: *Quant li rois de Carthage oi Nicolete ensi parler . . .* (unique exemple de toute la chantefable où un morceau de prose continue non pas la laisse mais le morceau de prose précédent).

XXXIX: *A Biaucaire sous la tor — estoit Aucassins un jor.*

XL *Quant Aucassins oi ensi parler Nicolete . . .*

Si dans la Ière partie, il y a 5 morceaux sans répétition sur 25, dans la IIe partie, il y en a 7 sur 14. Cela revient à dire que cette négligence apparaît dans la moitié des morceaux de la IIe partie et dans le cinquième seulement de la Ière partie.

L'étendue des répétitions atteint 150 lignes dans la Ière partie, soit 6 lignes par morceau; en revanche, dans la IIe partie, nous comptons 30 lignes de répétition, soit deux lignes par morceau. Autrement dit, les répétitions de la IIe partie ne font qu'un tiers de celles de la Ière partie.

Ces rapports prouvent arithmétiquement que le débit va s'accélérant vers la fin du poème: pressé d'en finir, l'auteur se donnait de moins en moins la peine de remettre l'auditeur au courant et de résumer les faits qu'il venait d'énoncer.

Les répétitions comptent parmi les traits solennels et poétiques de notre ancienne littérature, surtout de nos chansons de geste. Elles envahissent l'âme et donnent, par une influence presque physique, le sentiment de l'importance du fait narré.

Dans la Ière partie, le discours direct domine, soit dans les dialogues, soit dans les monologuea, soit pour exprimer les réflexions mentales des personnages. Cela change dans la seconde partie: peu de discours en général et une surprenante prédilection pour le discours indirect, qui permet une exposition plus rapide parce qu'il est plus abstrait. Le morceau XXVIII, c'est-à-dire le premier morceau qui appartient manifestement à la IIe partie, fournit l'exemple le plus

caractéristique: *Puis demandent ques terre c'estoit, et on leur dist que c'estoit le tere le roi de Torelore; puis demanda quex hon c'estoit, ne s'il avoit gerre, et on li dist: «Oil, grande». — Il prent congié as marceans et cil le conmanderent a Diu; . . . . il demanda u li rois estoit, et on li dist qu'il gissoit d'enfant. «Et u est donc se femme?» Et on li dist qu'ele est en l'ost et si i avoit mené tox ciax du pais.*

Il convient d'ajouter que la Ière partie non plus ne s'en tient pas exclusivement au discours direct. Nous avons, par exemple, dans XVI la réflexion de Nicolette: *ele ot paor que, s'ele i entroit, qu'eles* (les bêtes sauvages) *ne l'ocesiscent, si se repensa que, s'on le trovoit ileuc, c'on le remenroit en le vile por ardoir.* Mais ici le discours direct aurait prêté à la monotonie parce que, quelques lignes plus haut, il y a une réflexion analogue exposée de la façon directe: *Hé! Dix, fait ele, douce creature! se je me lais caïr, je briserai le col, et se je remain ci, on me prendera demain, si m'ardera on en un fu. Encore ainme je mix que je muire ci que tos li pules me ragardast demain a merveilles.* Dans la laisse suivante, la même réflexion est exprimée, de nouveau, par le discours direct.[1] — Un exemple de discours «demi-direct» se trouve dans la laisse XIX que nous reproduisons plus bas. Ces exceptions montrent justement que le discours direct de la chantefable a une valeur esthétique et non pas scénique comme le croyait Meyer-Lübke[2].

La première partie détaille consciencieusement, avec emploi des formules en usage, la manière de se saluer, de s'aborder, de demander un service ou un renseignement ou de prendre congé, comme par exemple dans XXIV: *Biax frere, Dix t'i ait! — Dix vos benie! — Se Dix t'ait, que fais tu ilec? . . . . Sire, grans mercis, et Dix vos laist trover ce que vos querés!* De même, les formules d'exclamation, de conjuration et d'imprécation abondent dans la Ière partie[3] Dans la II[e] partie, tout cela fait défaut: on se borne à la formule vague: *fist tant vers eux que . . .* etc.

Les nombreux passages souvent longs où les protagonistes parlent directement, et qui permettent de suivre très étroitement le mouvement naturel de la pensée et du sentiment, donnent une puissante illusion de réalité à la première moitié de la chantefable. Rappelons seulement la tirade d'Aucassin (VI) contre le paradis des pauvres,

---

[1] Un rapport analogue a lieu entre XII et XIII: dans le morceau XII *Ele se comenca a porpenser del conte Garin qui de mort le haoit; si se repensa qu'ele ne remanroit plus ilec* . . . Et dans la laisse suivante

Car vostre peres me het — *Por vos passerai le mer,*
et trestos vos parentés — *s'irai en autre regné.*

D'ailleurs, dans les morceaux de prose, il n'y a que deux monologues en style direct qui marquent des instants de crise: Dans X, Aucassin déjà pris par l'ennemi s'apprête à un ultime effort et dans XVI, Nicolette se décide à risquer sa vie en se laissant glisser dans le fossé. (Il faut voir, dans cette restriction, le souci de réalisme qui caractérise la prose de la chantefable.)

[2] Pour plus de détails voir chapitre III.

[3] Voir liste au chapitre II.

ou bien l'emouvante complainte du Bouvier (XXIV). A la fin de la chantefable, les passages de ce genre manquent, et le discours direct ne s'emploie plus que dans de brefs dialogues anémiques.

Le discours direct compte parmi les moyens de réalisation les plus efficaces: citer les propres paroles d'un personnage, prononcées dans telle circonstance, avec toutes les répétitions, les exclamations, les formules de serment et de conjuration, n'est-ce pas la manière la plus énergique de faire renaître la réalité de cette scène? Retenons en tout cas que la rareté du discours direct à la fin de la chantefable la distingue essentiellement de son début.

Le monologue mental aussi a son importance, car ce n'est pas seulement les faits extérieurs qu'il s'agit d'évoquer, mais aussi l'état de l'âme des personnages. Rappelons ici les monologues de Nicolette (XVI et XVII) qui opposent le danger de la forêt à la certitude d'être brûlée vive dans le cas d'une arrestation. On ne saurait trop insister sur l'avantage qu'il y a à exposer dans un récit les réflexions mentales des personnages. Grâce aux raisonnements de l'âme solitaire qui pèse les conséquences, confronte les alternatives, on fait voir quelle est l'attitude de cette âme, on en affirme l'existence. — Le monologue, ce délicat instrument de psychologie, ne trouve pas de place dans la partie finale de la chantefable.

Voici pour conclure une petite statistique sur l'importance du discours direct dans les deux parties de la chantefable (seuls les morceaux de prose ont été pris en considération): La Ière partie compte, sur 450 lignes complètes (éd. Roques) 250 lignes de discours direct, tandis que la II[e] partie (XXVIII—XL) ne compte, sur 113 lignes complètes, que 25 lignes de discours direct. Cela fait un pourcentage de 58 pour la première et de 35 pour la deuxième partie.

Il existe d'autres différences aussi importantes entre les deux parties de la chantefable. D'emblée, on est étonné, à la lecture de la première partie, d'un procédé qu'on a parfois considéré comme une faute. Il s'agit du parallélisme de certaines scènes.

II et VI ont comme sujet identique la protestation d'amour d'Aucassin et le refus soit de Garin soit du père nourricier de Nicolette. V et XI nous montrent les deux jeunes amants emprisonnés, Nicolette (V) dans la tour, Aucassin (XI) dans la cave du château. XVIII et XXII relatent les propos de Nicolette ou d'Aucassin parlant aux bergers récalcitrants. Ces concordances s'imposent d'autant plus que certaines formules et même certains gestes sont identiques de sorte qu'on ne saurait douter d'une intention esthétique.

Il y a fort longtemps qu'on a fait observer plusieurs de ces parallélismes[1]. Nous insistons sur l'importance des procédés de la répétition et du parallélisme que tel critique a voulu imputer à la négligence et à la paresse de l'auteur. Schürr, qui le premier les a étudiés, dans « Das altfranzösische Epos », trouve (pgs. 138 et 143) qu'ils constituent des

[1] Voir à ce sujet le chapitre sur La structure de la chantefable.

traits caractéristiques de la noblesse de nos anciennes épopées et qu'ils les rapprochent le plus de l'art pur, c'est-à-dire de la musique.

Ces analogies entre deux épisodes différents, lesquels n'ont rien à faire avec la reprise d'une même scène, ne se retrouvent guère dans la II[e] partie. On ne saurait en signaler que deux ébauches: la seconde fuite de Nicolette (qui n'est pas nécessaire dans sa nouvelle situation) et l'apparition de la vieille sur le rivage qui correspond à la présence de la vieille dans la tour de la Ière partie.

Non seulement le traitement du sujet diffère d'une partie à l'autre, mais il y a une hétérogénéité évidente dans la nature des épisodes:

Dans XII, nous voyons Nicolette s'évader en employant les moyens les plus rudimentaires: les *dras de lit et touailes* lui servent de corde pour se laisser glisser dans le jardin. En revanche, dans XXXVIII (IIe partie), elle emploie un stratagème qui consiste à se travestir en jongleur. Ces deux fuites sont de nature toute différente. La première est une fuite de conte bleu où sont ramassés tous les éléments qui peuvent provoquer à la fois la pitié (pieds nus, mains écorchées) et l'admiration (beauté de Nicolette, « bliaut » de soie, peau délicate etc.). On ne mentionne rien de ce qui, pratiquement, s'impose pour une évasion vraiment réfléchie (souliers solides, « surcot » court et pratique, provisions etc.). — La deuxième fuite, au contraire, est préparée de longue main: Nicolette, non seulement s'est procuré « braies et cote », mais encore elle a appris à râcler du violon. Ici, le récit tient compte, dans les petites choses, de la vie réelle et cependant il est romantique: l'auteur se pique d'être précis sur les questions matérielles, mais l'épisode ne gagne pas pour cela en vraisemblance. Du conte bleu, nous tombons dans le romanesque.

Dans la seconde fuite, l'effort d'imagination est pitoyable; si l'on y regarde bien, Nicolette use d'un « truc » de mauvais film: d'abord, elle n'a pas à aller chercher Aucassin puisque, s'il existe encore, il doit selon toute probabilité se trouver à Beaucaire (où, d'ailleurs, elle se rend directement); ensuite, pour sa recherche, elle peut, étant fille de roi, faire équiper un bateau d'agrément et partir en prétextant une petite promenade. Ou bien, puisqu'elle est reconnue fille de roi, rien ne l'empêche d'avouer sa grande passion: son lignage lui permettrait d'être agréée par le père d'Aucassin. Ce départ n'est pas seulement romanesque, il est inutile. Un travestissement se serait imposé plutôt dans la première fuite, où n'importe quel passant aurait pu la connaître et la dénoncer.

On s'attendrait à ce que le jeune couple, arrivé sur la terre ferme, s'empressât de trouver une retraite pour abriter les prémices de ses amours. Il n'en est rien! Le timide, qui naguère s'est laissé rudoyer par les bergers et traiter avec dédain par le bouvier, s'avise maintenant d'exciter la colère d'un prince dont dépend sa vie et celle de son amie. Sa première curiosité, du reste, est de savoir, *s'il y a guerre*, quand son premier soin devrait être de chercher un asile sûr pour la jeune femme et pour lui-même.

Dans la Ière partie, il n'y a rien de franchement fabuleux tandisque la deuxième débute par cet étrange accouchement du roi. Et cette royale gésine est considérée comme une simple fourberie par Aucassin qui, en dépit de sa situation précaire, se met en devoir de punir le roi et de lui extorquer la confession de son mensonge. L'absurdité de cette situation résulte de la collision de deux points de vue esthétiques: le conte bleu, le roman romanesque.

On pourrait faire une observation analogue au sujet de ce combat où l'on emploie comme projectiles des pommes de bois *waumonnées*, (c'est-à-dire des pommes blettes) et des fromages moux; un combat où le plus acclamé sera celui qui réussira le mieux à troubler l'eau d'un gué en y lançant ces objets. On voit bien qu'il s'agit ici d'une bataille en pays de Cocagne. Pour ne pas se blesser, on choisit des objets moux. Mais Aucassin fond sur l'ennemi, frappe à gauche et à droite, faisant un carnage inoui des pauvres innocents. La réaction d'Aucassin est si stupide et barbare qu'elle est en dessous du comique et du burlesque!

Nicolette aussi change de caractère à son désavantage. Déjà, au début, ses paroles témoignent d'un amour simple et naïf et qui va droit au but: (XIII) *Que vos vaut li dementer, li plaindres ne li plurers, quant ja de moi ne gorés?* Mais de là à l'exhibition que voici, il y a loin: (XXXIII) *Quant mes dox amis m'acole et il me sent grasse et mole, dont sui jou a tele escole, baus ne tresce de carole . . . n'i vauroit mie.* A ce changement d'état d'âme semble correspondre un changement dans l'idéal de beauté féminine. Où est-elle donc maintenant, la Nicolette aux flancs grêles du morceau XII? D'où lui vient, dans un espace de deux ou trois jours, cette molle plénitude? Il y a une solution de continuité, un changement radical de conception, une recherche burlesque de nouveaux effets.

Aucun lecteur attentif n'oserait proposer à Nicolette I ce rôle d'opérette que nous lui voyons jouer vers la fin de la chantefable. Pour la première Nicolette, reconnaître son ami et lui *jeter les bras au cou, baisier et accoler* ne feraient qu'un. La seconde Nicolette, au contraire, invente un scénario spécial pour se faire reconnaître de son ami.

La IIe partie, esthétiquement parlant, n'a aucun trait commun avec la première et s'en détache entièrement. Elle est tout du long fabuleuse; c'est un roman d'aventures en abrégé.

Quelles sont les conceptions fondamentales qui ont dirigé le choix et le traitement des épisodes dans la Ière partie? Les répétitions et les parallélismes placent le monde de cette partie en dehors du milieu ordinaire qui nous entoure. Nous sommes plongés dans un univers «mystico-poétique» où la logique n'a plus cours.

Par exemple, Garin remet en liberté son fils après l'évasion de Nicolette, rendant ainsi possible la réunion des deux amants; mais la liberté de Nicolette exigeait, par parallélisme, celle d'Aucassin! — Nicolette, au lieu de traverser aussi vite que possible une forêt où il y avait *bestes sauvages, lés, lions et serpentine* se met à construire une ramée où Aucassin devra entrer.

Ce parallélisme qui préside à l'agencement des épisodes est l'indice d'une conception mythique dans la première partie. Les religions modernes ne semblent constituer qu'un mince vernis au-dessus des anciennes croyances de l'humanité. Quoique désagrégées, ces croyances ne cessent pas d'être actives plus qu'on ne se l'imagine communément. Elles se rapportent pour la plupart:

à l'efficacité matérielle de l'analogie entre les phénomènes, â la puissance magique de la parole et de certains gestes,

au rayonnement de forces salutaires ou pernicieuses émanant de tel phénomène naturel ou de certaines parties des plantes, des bêtes ou du corps humain.

Il serait difficile de dire dans quelle mesure cette science archaïque s'identifie avec la poésie, mais le fait est — et nous devons nous contenter ici de cette constatation — qu'elles ont tant de points communs qu'une limite entre elles est presque impossible à tracer.

Il n'est donc pas étonnant que les oeuvres poétiques et surtout les contes bleus de tendance populaire empruntent beaucoup au trésor du folklore.

Telle est aussi notre chantefable: Elle a puisé à cette source. Le Lis, symbole de la Femme; le carrefour des sept chemins; l'étoile du soir attirée par la lune; la Rose *espanie;* la nuit *coie* et *serie* avec sa Lune, ses rossignoles et sa rosée; le rayon de la lune qui entre dans la loge; la loge, oracle d'amour; la bête précieuse où semble se résumer ce qui, dans la femme, est vraiment féminin; le retroussement, ce geste rituel auquel Nicolette a recours pour guérir le malade de *l'esvertin* etc.

Cette conception poétique, ces emblèmes et ces symboles qui enrichissent la première partie ne figurent point dans la seconde. (On nous opposera la «gésine du roi» et la bataille aux pommes blettes; mais celle-là est une coutume ethnologique et celle-ci le fruit d'une imagination gargantuesque.)

Leur nature et leur valeur étant établies, il reste à fixer la ligne de démarcation des deux parties de la chantefable. Nous avons les raisons suivantes de la placer après le groupe XXVI/XXVII:

1. Après une série d'épisodes parallèles, les deux amants se sont retrouvés dans la ramée: le grand thème d'amour est épuisé.

2. Les deux laisses suivantes, XXIX et XXXI, se détachent brutalement du début de la chantefable, leur contenu ne se rapportant ni à l'un ni à l'autre des deux personnages principaux (ce que font toutes les laisses de la Ière partie), ni au sujet de la chantefable: l'amour.

3. Le morceau XXVIII rassemble, en 21 lignes seulement, un grand nombre de faits bruts: c'est le premier morceau sec.

4. Si l'on considère la structure du récit et l'enchaînement des épisodes, la réunion dans la loge et la guérison de l'épaule foulée pour laquelle Nicolette a recours «au pan de sa chemise», clôt heureusement cette épopée d'amour[1].

[1] Il est vrai qu'au point de vue de la forme, le morceau XXVI ne se maintient pas à la hauteur des précédents: si la langue n'a rien

XXVI appartient donc aussi ostensiblement à la Ière partie que XXVIII est caractéristique pour la deuxième. La ligne de séparation passe donc entre XXVII et XXVIII parce que[1] les laisses appartiennent toujours au morceau de prose précédent.

2. La langue dans les deux parties de la chantefable

Puisque les morceaux qui suivent XXVII, dans leur sécheresse ne sont plus qu'un catalogue des événements, nous ne serons guère surpris de voir que le langage lui-même révèle cet état de choses. Une idée en est fournie par le tableau statistique des propositions subordonnées les plus fréquentes dans les morceaux de prose de la chantefable.

	Ière partie	IIe partie
Relatives:		
qui	44	21
que	40	15
dont	10	6
u	8	12
Temporelles: avec «quant»	15	45
autres temporelles	8	3
Locales:		
la u	0	9
Causales:	60	10
Discours indirects:	19	42
Ordres indirects:	3	9
Questions indirects:	3	24
Périodes conditionnelles:	70	15
Périodes comparatives:	90	30

Pour avoir les rapports véritables, nous avons multiplié les chiffres de la deuxième partie par trois, parce qu'elle représente le tiers de la première partie.

Nous voyons que le rapport entre les fréquences des phrases relatives dans la Ière et la IIe partie est de 2 à 1. Cela est significatif parce que cette construction est employée, la plupart du temps, pour préciser une situation, caractériser un personnage. D'autre part, on peut présumer que, dans une large mesure, la prépondérance des propositions indépendantes indique un manque de concentration et d'ordonnance des idées.

Le rapport change radicalement, quand nous passons aux conjonctions de temps: Ici, c'est la IIe partie qui a la supériorité et elle la doit à la fréquence de la conjection «quant». — Or, en prenant n'im-

---

perdu de sa rapide élégance, les détails matériels et pittoresques manquent à propos de l'heureuse réunion des amants.

[1] Voir, à ce sujet, le chapitre sur Prose et laisses.

porte quel texte, on verra que cette conjonction est d'autant plus fréquente qu'il est vulgaire et négligé [1].

Une conjonction temporelle qui suppose une sorte d'introspection dans les événements, c'est la conjonction de simultanéité (tandis que, etc.). Or, le nombre absolu de ces conjonctions est de 8 pour la Ière et de 1 pour la IIe partie, ce qui fait un rapport de densité de 2 à 1. Ces rapports, contradictoires au premier coup d'oeil, sont cependant naturels: les faits et gestes de la IIe partie sont présentés seulement dans ce qu'ils ont de plus extérieur: la succession. La hâte de l'auteur à exposer les faits, son manque d'intérêt pour ce qu'il raconte, contrecarrent la tendance à organiser les faits bruts.

Quant à la conjonction de lieu: «là où», la IIe partie en offre trois exemples tandis que la première n'en a pas. Cette conjonction permet de suivre le fil du récit sans se donner la peine de préciser l'endroit où l'action se passe: XXX/16 *il vinrent la u la roine estoit*, XXX/11 *or me menés la u vostre fenme est en l'ost*. Ce tour est caractéristique pour la seconde partie.

Les fréquences relatives du discours indirect ne sont pas moins révélatrices. Le discours direct suppose que l'auteur suit la pensée vécue du personnage en face d'une situation donnée. Du moment qu'on ne veut plus donner qu'un résumé, son emploi devient gênant sinon impossible. Le discours indirect est mieux adapté à ce genre plutôt abstrait de récit. Il n'y a donc rien d'étonnant à ce qu'il caractérise la IIe partie. Tandis que la Ière présente un chiffre absolu de 19 exemples, la IIe n'en contient pas moins de 14, ce qui fait un rapport de fréquence de 19 à 42, soit de 1 à 2. — Le rapport est encore plus marqué pour les ordres indirects (1 : 3) et les questions indirectes (1 : 8).

Le rapport numérique des périodes conditionnelles n'est pas moins remarquable: sur 70 exemples dans la Ière partie, il n'y en a que 15 dans la IIe, ce qui fait une proportion d'environ 7 à 2. L'emploi des conditionnelles met en évidence une subtilité de reflexion qu'on cherche en vain dans la seconde partie de la chantefable. — La période «adversative» (dont le rapport est de 2 à 0) mérite une attention spéciale. Des tournures comme *se j'ai or perdu, je gaaignerai une autre fois XXIV*/59 indiquent une organisation de la pensée dont la IIe partie ne fait nullement preuve.

Mais ces catégories ne sont pas aussi significatives que la phrase comparative. Celle-ci donne à la première partie une impression saisissante de réalité. Les comparaisons véritables (*lèvres plus rouges d'une carbounée; les mameletes dures aussi con ce fuisent deus nois gauges* etc.) disparaissent totalement vers la fin de la chantefable. Les comparaisons «de mesure» (*si le conduist tant qu'il fu a sauveté; il fu si estonés qu'il cai a terre*) qui abondent dans la Ière partie, ne se trouvent représentées dans la IIe que par une dizaine d'exemples. Ce

---

[1] C'est le cas de la «Conquête de Constantinople» de Clari.

procédé détermine le rythme quasi psycho-physique d'un texte: c'est comme un balancement entre deux réalités. Il caractérise les 26 premiers chapitres et fait presque complètement défaut dans le reste de l'ouvrage. C'est là peut-être la différence de style la plus considérable entre les deux parties.

Il faut rappeler aussi que les «tant que», «si que» de la IIe partie ont souvent une autre valeur que ceux de la première. Il y a ici, plutôt qu'une différence de style, une différence de langue. Tandis que, dans la Ière partie, «tant que», «si que», «aussi con» etc. impliquent l'importance, le volume, l'étendue d'une action, nous avons, dans la IIe partie, des exemples, où les mêmes mots prennent la valeur de conjonctions finales ou temporelles. En effet, dans les exemples suivants, il ne s'agit nullement d'une évaluation de la première action par rapport à la seconde, mais bien de l'indication d'un but à atteindre ou d'une limite temporelle à déterminer: XXXVIII/12, *s'aprist a vieler, tant c'on le vaut marier un jor;* XL/7 *si le mena en le cité de Cartage tant qu'il seut bien que c'estoit se fille* (voir aussi XXXIX/19, XL/30). Ont dirait qu'il n'y a ici qu'une façon prolixe et vulgaire de relier deux phrases indépendantes.

Le caractère abstrait de la IIe partie se trahit particulièrement dans le vocabulaire. Toutes proportions gardées, il faut d'autant plus de mots différents que l'exposition fait plus appel au détail pittoresque, exprime mieux la réalité concrète. Or, nous comptons environs 600 mots qui ne reviennent pas dans la IIe partie après s'être présentés une ou plusieurs fois dans la Ière. Il va sans dire qu'à priori la deuxième partie peut être, malgré l'absence de ces mots, tout aussi descriptive, à condition qu'ils soient remplacés par un nombre équivalent de mots nouveaux qui ne se trouvent pas dans la Ière partie. Pour atteindre cette équivalence, la IIe partie, qui ne représente qu'un tiers de la Ière, devrait donc fournir le tiers de 600, soit environ 200 mots nouveaux. En réalité, elle n'en renferme que 100, soit la moitié de ce qu'il lui faudrait, ce qui révèle l'extrême appauvrissement des «tableaux», réduits, de ce fait, à de simples croquis, voire à des schémas abstraits.

Nous pensons que, non seulement pour donner le portrait complet d'un chevalier, par exemple, mais même pour suggérer ou évoquer ce chevalier, il faut fournir quelque détail caractéristique, au moyen des termes appropriés comme *auberc*, *espiel*, *hiaumes*, *lance* etc. Or, tous ces mots manquent à partir du morceau XXVI. Pour évoquer le chevalier sur sa monture, il faut faire appel à *estrier*, *esperon*, mots qui ne se trouvent que dans la Ière partie. Pour parfaire enfin ce tableau, *ceval* ne suffit pas, il nous faut *destrier* ou *palefroi*, *anbler* etc., mots que la IIe partie ne possède pas, et ainsi de suite.

Somme toute, nous croyons qu'il est justifié d'introduire comme critère les vocabulaires des deux parties de la chantefable à l'appui de notre thèse qui ne fait que corroborer le jugement de G. Paris.

Si les chiffres globaux ont une certaine importance, il nous a semblé

utile, cependant, de répartir les mots d'après 7 catégories non pas logiques, mais pratiques. Il n'est pas besoin de rappeler les difficultés inhérentes à ce genre de travail; mais les fautes, nous semble-t-il, se corrigent d'elles-mêmes parce que les mots des deux parties ont été choisis d'aprés le même principe.

Le tableau suivant contiendra donc, toujours rangés d'après les mêmes catégories

a) les mots contenus dans les deux parties
b) les mots se trouvant seulement dans la première partie
c) les mots nouveaux de la IIe partie, non contenus dans la première.

Ière et IIe partie

Armes, combats, chevalerie: bataille, estor, guerre
arçon, frain, resne
asalir, çaindre (l'espee), cevaucer, ferir, loier, occirre, prendre = faire prisonnier,
ferir a destre et a senestre
le ceval.

Habillements: cemisse, mantel
drap, soie
vestir.

Nature et paysage: flors herbe
oisellons
bos, gaut, rivage. -mer pais tere
(herbe) fresce, (gaut) parfont, (bestes, homes) sauvages.

Habitations, bâtiments: cité, vile
castel, palais, tors
sale, canbre
mur.

Corps humain: bras, bouce, cief, col, face, levre, oeil-ex vis
acoler baisier garir
gentis, bel, (vis)cler.

Moeurs, institutions, croyances: de haut parage
ber-baron, caitif-ive, dame, damoisel, franc home,
afier, ardoir, jurer, pendre.

Psychologie: amor deduis delis douçor feste honers joie
dox-doce cortois fau-fole franc gentis las mervellex preus
amer re-clamer croire cuidier (avoir) cure dementer devoir oser
peser plaisir plorer porpenser regreter rire savoir sentir
amis anemis.

Ière partie

Armes, combats, chevalerie:

baceler cevaler escargaites gaite serjans souduians vallés
asaus enfances (parmi) la presse proueces sauveté tornoi
(arbalest)ees armes auberc brans escus esperons espiel garnemens
hiaumes lance nasel peus poin renge (de l'espee)

abatre soi armer blecier (faire) caple cauper conquerre desfendre
dessaisir efforcier enbarer enbatre escerveler espargnier
fuir gaster guerroier jeter mordrir navrer vaintre
(faire) voler (la teste)
destriers palefrois
estrier sele
Cevaus: corans rades remuans sejornés
aleure: les galos les galopiax
adrecier anbler esperonner seeler
(pel) aiguisié (auberc) dublier (guerre) mortel (poin d')or mier 68

Habillements: garnements vesteure
bliaut cape corset housiax pan (de la chemise) sollers tatereles traïn
matières: buef (vair et) gris lin peliçon tille vair (et gris)
a dex envers ereses ermin vairet
afulés cauciés decaus estrumelés nus
desronpre soi escorcier soi estraindre freter nouer 30

Nature et paysage:

cerise espine foille forment garris (?) lis margerite nois-gauges
ronces rose
(rose) espanie
bestes brebis bués cerf cien civres lé levrer lion lorseilnol
oisax porc sengler serpentine vace
(cien) de longaigne, (cien) puant, (bestes) sauvaces
cemin esclos fontaine forés fossé gardin gaudine sentier trace voie
(sentier) anti, (buisson) espès (gaut) foilli (voie) herbeuse (gaut) ramé (fossé) roide
cans garris (?) mons pré riviere sablon vaus
plains (cans)
ciel essor estoile estoilete lumiere lune onbre rais rousee
(nuit) serie, coie (lune) clere
(cemin) aforker 66

Le corps humain:

cors menbre sanblant
cateron caviax ciere costé crigne cuer dens dos espaulle flanc front
ganbe ganbete genol hure joes mamele mameletes menton menuisse
narine nés orteil paume piés poil puins sain = sein sanc sorcille
ventre viaire

amaladis avenans clop fors frales (bien) fornis gens hidex malades manke mervellex (bien) tailliés
(souffrir de:) esvertin faim froid mal mehaing soif
(Caviax:) blons recercelés menus-recercelés
(ciere:) riante traitice
(dens:) blans menus gaunes lais
(face:) clere traitice
(par mi les flans:) graille
(levres:) vremeletes, grosses, plus rouges d'une carbounee
(hure:) plus noire qu'une carbouclee
(mameletes:) comme nois gauges
(narines:) lees
(nés:) bien assis haut plat
(oiel:) vair
(mains:) blances, quaissies, escorcies
(poil:) blont et reluisant
(sorcille:) bien faite
soi apoiier boire cair dormir soi efforcier mangier soi quatir soi reposer (estre) souvins 94

Bâtiments, Habitations: bors
estable loge
celier creute estage
porte postic uis fenstre
Aleoirs bares degrés maisiere puie
(matière) marbre pierre
(canbre:) panturee a miramie, vautie
(cellier:) sosterin
(fenestre:) marbrine
(loge:) forree de . . .
(murs:) depeciés, rehordés
(pierre:) bisse
(tor:) faelee, avec creveures 27

Moeurs, institutions, croyances:
borgois clerc pucele mescine vilain (voir aussi «Armes», première ligne)
herpeor jogleor pastorel pastouret prestre
ame aumosne autel bautisier (doce) creature = Jésus fantosmes fee fu = bûcher infer mecine paradis pelerin prestre segnier siecle
abatre acuitier acuser asognenter couvens creanter desireter (estre) drois faide luier oir otroiier prison raençon sains et saus, saure
a haute prime au point de none entre prime et tierce
arbalestees liues
li avoirs: denerés deniers maaille mars 52

Psychologie: tece
aumosnes confort consel damages dehait deport devisse dolor duel honte mehaing mesaises messeant paor ris volontés et bons

abosmés adolés cointe et gai dolans entrepris esbahis esmaris estonés herdis souples soupris
(de bon)aire, enteciés de bones teces, enparlés saçans vaillans gent
baer border-bordir caloir (tenir) cier conforter consel (prendre doner) courecier demener (duel, joie), f. dol destorbier (soi) efforcier esbanoiier, esclairier (le cuer) gaber goir haïr honerer maleir manacier (estre) mestiers mentir navrer (le cuer) plaindre sermoner sentir sosfrir sovenir (avoir) talent 69

IIe Partie

Armes, combats, chevalerie: estores fuie ost
(estor) canpel 4

Habillements: braie cote
soi atorner 3

Nature et paysage: canpegneus canpés, esclaire, poms de bos
gués rive
tormente
(poms) waumonés 8

Habitations, bâtiments: port
dongon maison ostel 6
astage peron

Corps humain: force
visage
grasse et mole 5
soi acouter

Moeurs, Institutions, Croyances: costume
dansellon lignage
marceans marounier putain
courre au lagan, tenir en pais, tenir en quitee, vengier
messe oir, paiien livres 13

Psychologie:
aisse engien escole plors sens souspirs
esperitables felon honorables sages
derver desirier (soi) esmaiier (soi)esmeveller haster menbrer semonre (avoir) soing
ameor amorous 20

Résultats: Pour 68 mots se rapportant aux armes, aux combats, à la chevalerie qui ne reviennent pas dans la IIe partie, celle-ci ne présente que 4 mots nouveaux, quand il en faudrait 23; c'est à dire qu'il n'y a plus de spécification, plus de détails, plus de «dessins». — Il en est de même des expressions se rapportant à l'habillement, à la

nature et au paysage, aux habitations, aux bâtiments et au corps humain.

Voici le tableau de ces rapports (les chiffres de la IIe partie ont été multipliés par 3 pour que la comparaison soit possible):

	I	II
Armes, combats etc.	68	12
Habillements	30	9
Nature et paysage	66	24
Habitations	26	18
Corps humain	95	15

Les rapports de fréquence se rapprochent donc d'une proportion de 3 à 1, au moins pour les trois premières catégories. Le rapport plus favorable pour la IIe partie sur le sujet de l'habitation ne doit pas nous étonner: il fallait bien fixer des objets à ces nombreux «aler, venir, errer». — Pour le corps humain, les chiffres obtenus illustrent, on ne saurait mieux, la différence fondamentale des deux parties.

Voici d'autre part le tableau des deux dernières catégories:

	I	II
Moeurs, institutions etc.	50	39
Psychologie:	63	60

Ces rapports montrent que l'appauvrissement de la IIe partie ne concerne que les éléments matériels et pittoresques et non les termes abstraits qui permettent de se passer du détail pittoresque.

Enfin, il y a un fait lexicologique très significatif qu'il serait injuste de passer sous silence: ce sont les interjections et les tournures exclamatives. La IIe partie n'en contient que 5 (Di va! Fau! — Ha! — Par le cuer Diu! -en (= enne) . .) tandis que la Ière partie, dotée de discours directs qui reproduisent tout au long la pensée des personnages dans sa spontanéité, en présente une quarantaine dans environ 60 emplois:

Ha! A! Hé! – Ba!
Ha! Dix! – Hé Dix! – Dix! – Dix! Douce creature – enondu!
pour Diu – De par Diu! –
car – certes, – coment? – Enne, – voire – voire a foi – tenés –
os, – par foi – avoi! – Nenil nient! – Naie voir!
Si m'ait Dix! – Se Dix t'ait – Damedix vos i ait – Se Dix vos ait –.
Dix t'i ait! – Dix vos benie! –
bien soiés vos trovée! – grans mercis! –
Mal dehait ait qui . . – dehait ait qui . . . – Dehait ore qui . . . . –
por le cuerbé – por le cuer que cil sires eut en sen ventre!
Di va! faus, – Ai mi! lasse moi, caitive!

Voilà un fait symptomatique: Le discours direct de la IIe partie ne reproduit guère le discours réel, il n'est qu'un moyen de rendre sché-

matiquement et avec rapidité un certain nombre d'idées; il n'est que l'extrait, un raccourci du discours réel, et de ce fait, les interjections et les formules de la langue courante ne seraient pour lui qu'une entrave. Dans la Ière partie, l'auteur non seulement s'efforce de rendre les tournures du parler populaire avec toute l'exactitude possible, mais encore il suit intimement la marche de la pensée même.

Saurait-on mieux rendre les «données immédiates» de l'âme que ne le font les propos du bouvier? (XXIV) *Os, por le cuer que cil Sires eut en sen ventre! Que vos plorastes por un cien puant? Mal dehait ait qui ja mais vos prisera . . . Mais je doi plorer et dol faire. J'estoie luiés a un rice vilain, si cacoie se carue, quatre bués i avoit. Or a trois jors qu'il m'avint une grande malaventure, que je perdi le mellor de mes bués, Roget, le mellor de me carue; si le vois querant, si ne mengai ne ne buc trois jors a passés . . . car avoirs va et vient: se j'ai or perdu, je gaaignerai une autre fois, si sorrai mon buef quant je porrai, ne por cou n'en plouerai. Et vos plorastes por un cien de longaigne? Mal dehait ait qui ja mais vos prisera!* Il est vrai que la Ière partie de la chantefable n'atteint nulle part ailleurs ce contact intime avec «un coeur qui bat»; mais où est, dans toute la IIe partie, le passage qui puisse être comparé avec les lignes que nous venons de reproduire?

Nos considérations sur la langue manqueraient d'un élément essentiel, si nous ne jetions pas un coup d'oeil sur ce qu'on pourrait appeler le «style» de la chantefable.

Il y a longtemps qu'on a remarqué le rôle important que jouent, dans la chantefable, les couples de mots comme: *cris et noise*, *estor ne bataille*, *vairs et gris* etc. etc. Parmi ceux-ci, il y en a qui sont des expressions traditionelles tandis que d'autres paraissent être plutôt des créations de l'auteur.

Or, le nombre de ces couples est minime dans la IIe partie et on n'y trouve que ceux dont disposait le parler trivial. En voici la liste complète comprenant même les cas douteux: *a destre et a senestre*, *aise et deduit*, *caitis et caitives*, *noire et tainte*, *cote et mantel*, *cemise et braies*, *pendre et ardoir*.

En revanche, la première partie en est pleine: on voit que l'auteur en est encore à muser et que rien ne le pousse à économiser ses mots. On sent qu'ici l'auteur se plaît à narrer et vit avec son récit, tandis que, à partir de XXVII, on a le sentiment qu'il se hâte vers une fin sans intérêt puisque, avec le rendez-vous dans la ramée, l'essentiel a déjà été dit.

Il serait faux de considérer — dans la première partie — cet emploi des couples autrement que comme un cas particulier d'une tendance générale du poète à employer des constructions paires, tendance qui répond à un besoin d'équilibre et d'harmonieux repos:

II/10

Biax estoit et gens	*il avoit les caviax: blons et menus recercelés*
et bien tailliés	*et les ex: vairs et rians*

de ganbes et de piés
et de cors et de bras

et le face: claire et traitice
et le nés: haut et bien assis.

II/3

qu'il ne fust as portes et as murs
et as bares de le vile
a cent cevaliers et a dis mile sergens
a pié et a ceval

si li argoit sa terre
et gastoit son pais
et ocioit ses homes.

Souvent des groupes de mots servent de renforcement à la fin de phrases ou de membres de phrases. Nous les mettons en retrait dans les exemples qui suivent:

II/23 *Ja Dix ne me doinst riens que je li demant*
quant ere cevaliers ne monte a ceval
ne que voise a estor ne a bataille
la u je fiere cevalier ni autres mi
Se vos ne me donés Nicholete me douce amie que je tant aim.

II/16

qu'il ne voloit estre cevalers
ne les armes prendre
n'aler au tornoi
ne fare point
de quanque il deust.

VI/26

Il i vont ci viel prestre
et cil clop et cil manke
qui tote jor et tote nuit
cropent devant ces viés autex
et en ces viés creutes,

et cil a ces viés tatereles vestues
qui sont nu et decauc
et estrumelé
qui meurent de faim et de soi
et de froit et de mesaises.

VI/36

et si i va
li ors et li argens
et li vairs et li gris
et si i vont
herpeor et jogleor
et li roi del siecle.

Le parallélisme fait une grande impression quand deux phrases plus ou moins synonymes se font écho:

II/ 7 *Li quens Garins estoit vix et frales, si avoit son tans trespassé.*
VI/21 *car tos les jors du siecle en seroit vo arme en infer,*
qu'en paradis n'enterriés vos ja.
VI/40 *por nient en parlerés, que ja mais ne le verrés.*
VIII/26 *que je feusse tous desiretés et que je perdisse quanques g'ai.*
etc. etc.

L'ancien français, permettant de placer en tête de la phrase n'importe quel mot «plein», fournit le moyen de mettre en valeur l'ordre émotionnel de la pensée (surtout dans les discours directs). La Ière partie use de cet heureux avantage:

II/10 *Biax estoit et gens. Aucassins avoit a non li damoisiax.*
II/33 *de ce n'as tu que faire. Et se tu fenme vix avoir . .*
IV/21 *En une canbre, la fist metre Nicolete . . .*
VI/38 *Avoc ciax voil jou aler . .*
VIII/18 *bien le pués faire, et farre le dois.*
X/40 *tes enfances devés vos faire . . . .*

A ne considérer que les catégories mentionnées jusqu'ici, on croirait que ce langage veut plutôt nous bercer que nous convaincre: Il y a cela, mais il n'y a pas que cela. La passion et l'angoisse s'emparent des armes sûres et impitoyables de la pensée. Tantôt elles se servent avec dextérite de la condition.

VIII/14 *et saces, se tu le pers, que tu es desiretés.*
XVI/11 *se je me lais cair, je briserai le col*
et se je remain ci, on me prendera demain
XVI/26 *Ele ot paor que,*
s'ele i entroit, qu'eles ne l'ocesiscent, si se repensa que s'on le trovoit ileuc, c'on le remenroit en le vile por ardoir[1].

Tantôt elles recourent à l'opposition:

X/42 *ne m'alés mie sermonant, mais tenés moi mes covens.*
XIV/19 *car li amors de le fenme est en son oeul . . . ; mais li amors de l'oume est ens el cué planté . . .*

Il n'y a guère lieu d'insister sur la vivacité et le relief qui résultent de l'emploi de cette construction. La reprise introduite par «ains» est aussi fréquente:

VI/5 *Qui qu'en eust joie, Aucassins n'en fu mie liés, ains traist au vicomte de le vile.*
XIV/7 *or ne cuidiés mie que j'atendisse tant que je trovasse coutel . . . Naie voir, tant n'atenderoie je mie ains m'esquelderoie*
X/45 *Qui que les oblit, je nes voil mie oblier, ains me tient molt au cuer.*
VIII/2 *li quens Bougars . . ne s'oublia mie, ains ot mandé ses homes.*

Les comparaisons, absentes dans la IIe partie, n'apparaissent que dans les grandes occasions, c'est-à-dire pour caractériser Aucassin, Nicolette et le bouvier. Quoiqu'elles ne témoignent pas d'une grande originalité, elles semblent ajouter quelque note particulière aux clichés conventionnels.

II/38 *S'ele estoit enpereris de Colstentinoble u d'Alemaigne, u roine de France u d'Engletere, si aroit il assés peu en li . . . . .*
X/26 *et fait caple entor lui, autresi con li senglers quant li cien l'asalent en le forest,*
XII/21 ss. (Ele avoit) *lé levretes vremelletes plus que n'est cerisse ne rose el tans d'esté,*
et avoit les mameletes dures qui li souslevoient sa vesteure ausi con ce fuissent deus nois gauges;
graille par mi les flans qu'en vos deus mains le peusciés enclorre;
et les flors des margerites . . . estoient droites noires avers ses piés et ses ganbes . . .

[1] Cette construction compte parmi les plus marquantes du texte. Notons que sur les 85 exemples, 70 se trouvent dans la bonne partie de la chantefable.

XXIV/14 ss. *il avoit une grande hure plus noire q'une carbouclee . . . et unes grosses levres plus rouges d'une carbounee.*

Cette langue si vivante de la première partie se signale, en outre, par deux particularités: l'explétif et l'apposition libre, les deux modestes triomphes de la pensée vécue sur la médiocrité et la correction grammaticales.

Les explétifs donnent une résonance poétique ou redoutable au fait particulier en élargissant sa signification et en le mettant en évidence, sans rien ajouter cependant à ce qui est déjà énoncé. Ils remplissent harmonieusement une période. (On ne saurait les comparer avec les grossiers pléonasmes de Clari.)

II/14 *Et si estoit enteciés de bones teces qu'en lui n'en avoit nule mauvaise se bone non.*
II/26 *Se vos ne me donés Nicolete me douce amie que je tant aim.*
II/36 *ou est ore si haute honers en tere*
IV/4 *Que la tere soit maleoite dont ele fu amenee en cest pais!*
IV/8 *que le l'arderai en un fu.* = VI/42
IV/16 *ja mais ne le verra de ses ex.*
X/26 *con li senglers quant li cien l'asalent en le forest.*
XII/6 *si oi le lorseilnol canter en gardin.*
XII/21 *levretes vremelletes plus que n'est cerisse ne rose el tans d'esté.*
XII/25 *et les flors des margerites . . . qui li gissoient sor le menuisse du pié par deseure, estoient droites noires.*

Les explétifs ont une triple fonction: ils parachèvent le tableau, ils adoucissent la fin de la phrase en ajoutant comme un point d'orgue au terme distinctif et analytique, ils garantissent l'équilibre de la période entière.

L'« apposition libre » tend à rendre le mouvement réel de la pensée:

IV/22 *En une canbre la fist metre Nicolete en un haut estage*
VI/1 *Nicolete fu en prison, si que vos avés entendu, en le canbre.*
XII/2 *Ce fu el tans d'esté, el mois de mai que li jor sont caut, lonc et cler, et les nuis coies et series.*
XXIV/51 *que je perdi le mellor de mes bués, Roget, le mellor de me carue.*

Nous croyons que les procédés que nous venons d'énumérer sont pour beaucoup dans « cette grâce dégagée » que, selon G. Paris, auraient enviée Voltaire et Musset (Contes et Légendes pg. 111).

Ces qualités qui font la valeur et le charme spécifique de la Ière partie, ne se retrouvent plus dans la IIe, c'est-à-dire à partir du morceau XXVIII. Il y a, comme G. Paris l'a remarqué, certaine réserve à faire au sujet du dernier morceau de la chantefable (XL): Ici enfin, l'auteur, après une course hâtive dans des lieux pour lui sans attrait, se retrouve à Beaucaire pour y sceller ce qui lui est le plus cher, l'union définitive des amants. Les aventures intermédiaires ne sont qu'un pis-aller.

3. Prose et laisses

Avant d'aborder le problème des répétitions et des parallélismes, c'est-à-dire de la structure de la chantefable, nous tenterons de déterminer l'importance et la portée esthétique de l'alternance prose-laisses qui est la marque extérieure de notre poème.

Lors même qu'elles n'apporteraient point d'élément nouveau, les laisses auraient leur importance esthétique. Une de leurs fonctions dont l'utilité est évidente est de séparer les morceaux de prose, d'accentuer ainsi leur unité respective et de marquer les étapes dans le progrès de l'action. D'ailleurs, cette alternance va de pair avec les parallélismes de la chantefable: sans les laisses, qui soulignent les étapes exposées en prose, la structure générale risquerait de passer inaperçue ou de n'être pas assez évidente.

Il n'y a point de textes ayant des alternances aussi régulières que celles de la chantefable; tous les poèmes qu'on a voulu en rapprocher manquent d'une des caractéristiques essentielles: les vers ne sont pas du même poète; ils apparaissent dans des occasions particulières seulement, et ne marquent pas des fins d'épisodes; ils ne dépeignent que la situation générale ou simplement l'atmosphère d'un instant significatif sans reprendre un épisode ni lui donner son achèvement.

Nous trouvons des vers (ou des chansons) dans Guillaume de Dôle, dans les 1001 Nuits, dans «Aus dem Leben eines Taugenichts»: partout, ce sont des hors d'oeuvres qui, souvent, sont expressément désignés comme ajoutés après coup sinon comme emprunt à autrui. — La «Vita Nuova» se distingue de notre chantefable en ceci que les morceaux en vers sont de véritables poésies, souvent des sonnets et que Dante place entre les parties poétiques aussi bien l'explication de la poésie précédente que l'exposition des circonstances qui vont amener la poésie suivante. Cependant, dans les deux poèmes, la prose sert de liaison, d'auxiliaire, de pont, entre les parties en vers (tout comme dans la chantefable), de sorte qu'en sautant, dans la Vita Nuova, les passages d'exégèse, on se rapproche sensiblement de l' alternance de la chantefable. Mais ce rapport ne sousentend aucune sorte d'imitation.

C'est en songeant à une imitation, par contre, que Faral rapproche «Piramus et Tisbé» de notre poème. Faral constate qu' «Aucassin» se compose de parties de prose alternant avec des parties versifiées. D'une facon très semblable, selon lui, l'auteur de «Piramus et Tisbé» emploie alternativement les octosyllabes à rimes plates d'une part, et, d'autre part, diverses combinaisons métriques de caractères lyriques. Il «se sert de l'octosyllabe à rimes plates pour les passages narratifs, et des autres combinaisons pour les passages où il fait parler ses héros». A part le fait brut d'une alternance dans les deux oeuvres, il nous est impossible de voir autre chose entre elles que des différences: Quelle est la similitude entre le rapport «narratif-lyrique» (de la chantefable) et le rapport «narration-monologue» (de «Piramus»)?

Ajoutons que, dans « Aucassin », la longueur des laisses est uniforme, comme celle des morceaux de prose tandis que, dans « Piramus et Tisbé », les morceaux sont de longueurs extrêmement variées, allant de 3 à 148 vers pour le récit et de 16 à 90 vers pour les monologues. Cette différence extérieure accuse une différence de fond: les laisses de la chantefable marquent les étapes du récit, ce que ne font pas les discours de « Piramus et Tisbé ». Ce dernier poème n'a pas d'étapes symétriques, partant pas de structure au même sens qu' « Aucassin »[1]:

Certains ont voulu voir un genre dans le poème à alternances. Epris de la culture médiévale, G. Paris trouve que (pg. 99) « l'existence même de ce nom (de chantefable) que l'auteur n'a pas dû fabriquer, implique celle de tout un genre, dont cet échantillon nous est seul parvenu ». Ce jugement, très flatteur pour la littérature médiévale, est analogue à celui de Renan au sujet du « Cantique des Cantiques ». Mais où sont les faits qui confirment ces assertions? Comment conclure à l'existence de tout un « genre » quand un seul spécimen nous est parvenu dans une unique et imparfaite copie[2]. Supposer un genre, du reste, ne fait que reculer la question. Ce que nous devons nous demander, c'est comment l'idée d'une telle composition a pu naître.

Il semble que les raisons qui conduisent à faire alterner la prose et les vers soient de nature très diverse.

Un « jogleor » de langue étrangère, par exemple bretonne, essaiera, avant de débiter sa chanson, d'orienter tant bien que mal ses auditeurs sur le texte qu'il va chanter, ce qu'il ne pourra naturellement pas faire en vers; il expliquera donc en prose des faits qui formeront comme des ponts entre les plus belles parties de son répertoire. Plus ces alternances sont régulières, et plus son ouvrage approchera de la forme extérieure de la chantefable.

Il se peut aussi qu'une oeuvre ne soit conservée que par fragments: la déférence envers la création d'autrui défendra de compléter ces morceaux, mais, pour les rendre accessibles, on les reliera au moyen de morceaux de prose appropriés.

D'autre part, on conçoit qu'un auteur, voulant systématiser les procédés des romans romantiques comme « Aus dem Leben eines Taugenichts » de Eichendorf et la « Harz-Reise » de Heine, décide de multiplier les poésies et de les insérer avec régularité dans le corps de l'ouvrage.

M. F. Schürr, dans son étude « Das altfranzösische Epos », fait la suggestion suivante pour expliquer la genèse de cette forme spéciale: (pg. 475) Un jongleur ayant entendu chanter un poème en vers par un de ses rivaux, pouvait essayer à son tour, de le réciter, reproduisant en prose les passages qu'il avait oubliés: ce faisant, il avait créé la forme extérieure de la chantefable.

---

[1] Pour plus de détails voir le chap. sur la question du genre.

[2] Nous ne saurons jamais, si ce foisonnement de chantefables a eu lieu ou non, aucun Grimm ne s'étant avisé de fixer par écrit les manifestations d'un génie populaire.

On peut faire encore cette hypothèse: Comprenant que le temps réservé à sa récitation serait trop court pour le poème demandé, ou craignant que certaines longueurs du texte n'ennuient ses auditeurs, le jongleur résume les endroits les moins intéressants par des transitions en prose. Voilà le procédé qui nous semble le plus fréquent surtout à propos de ces chansons de geste qui se prolongent à perte de vue.

L'alternance prose-laisses dans ces conditions n'était pas une forme littéraire, mais simplement un expédient. Pour systématiser ce procédé et en faire un principe esthétique, il fallait être libéré de toute arrière-pensée pratique. La forme harmonieuse de la chantefable est due à l'utilisation esthétique d'un moyen qu'on n'employait jusqu'alors que par nécessité.

Pourquoi l'auteur d'Aucassin n'aurait-il pas imaginé un poème lyrique, un peu dans le genre de « Dreizehnlinden » de Weber ? Il n'est pas étonnant qu'il ait choisi un vers lyrique et non pas le vers pesant de la chanson de geste. Cette intention devait nécessairement céder à un obstacle insurmontable: L'état d'âme lyrique demande une certaine durée de résonnance qui, cependant, ne saurait dépasser une étendue très limitée. Il pouvait, pour évincer cette difficulté, diviser le poème en une série de poésies ou de laisses; mais un autre obstacle surgissait: c'est que ce vers lyrique de 7 pieds ne se prêtait qu'aux situations lyriques et non pas au récit proprement dit. Notre auteur renonça donc à la tâche ingrate de composer une série de romances comme celle « De mio Cid » et résolut la difficulté en insérant des morceaux de prose entre les parties métriques. Ces morceaux contenaient la plupart des détails techniques et narratifs, les éléments les plus pittoresques et les plus significatifs étant réservés aux laisses.

Les laisses épurées de cette sorte, tout en marquant les étapes du poème, évoluent dans un climat de véritable poésie. On dirait qu'elles se dressent, telles des statues de marbre sur leur piédestal de granit, le morceau de prose.

Il est vrai qu'un vers de dix ou de douze syllabes aurait pu remplacer la prose, mais alors la différence entre les deux expositions n'aurait plus été aussi évidente, à moins qu'au lieu des laisses on eût eu de véritables poésies. Nous avons donc deux alternances possibles: prose-laisses et alexandrins-poésies. Or, un des avantages de la prose est de pouvoir rendre dans toute sa vérité le discours direct: comme celui-ci occupe à peu près la moitié de l'étendue de la chantefable: le choix fait entre les deux possibilités paraît le plus justifié.

Les laisses contribuent essentiellement au lyrisme de l'oeuvre et non à la marche des événements. On comprend donc, au moins en partie, cet étrange désir qui a hanté plus d'un érudit de vouloir prouver que les laisses n'étaient qu'une sorte d'ornement ajouté après coup, c'est-à-dire après la rédaction de l'ouvrage.

La question qu'on se posait était alors de savoir si, oui ou non, les laisses étaient nécessaires pour suivre le récit de la chantefable. On

aurait été heureux de pouvoir démontrer que les laisses ne faisaient que répéter telle partie du morceau de prose précédent et que, par conséquent, elles avaient été intercalées dans un texte tout fait. — Est-il besoin de rappeler qu'une telle conception négligeait la valeur esthétique et ne tenait compte que de l'enchaînement des épisodes (ce qui est à peu près la fleur moins la couleur et les parfums)?

Les morceaux de prose et les laisses s'enchaînent en ce sens qu'ils se reprennent les uns les autres[1]. Dans les exemples que nous allons citer, il ne s'agit pas de la répétition de certains discours ni de la ressemblance de certaines scènes mais seulement de la reprise de la fin d'un morceau par le début du morceau suivant (qu'il s'agisse de prose ou de laisse).

Remarquez aussi l'effet de la répétition dans cette « très vieille chanson » citée par A. France dans « Le livre de mon ami »

Quand j'étais chez mon père
Petite jeune fille,
Il m'envoya au bois,
Pour cueillir la nouzille!

Il m'envoya au bois
Pour cueillir la nouzille!
Le bois était trop haut,
La belle trop petite . . .

Le bois était trop haut,
La belle trop petite.
Elle se mit en main
Une tant verte épine.

Elle se mit en main
Une tant verte épine,
A la douleur du doigt
La belle s'est endormie. etc.

Chacune des 7 strophes est suivie de 5 vers de refrain. Les deux moyens d'expression, le refrain et la répétition, font valoir les faits et durer un état d'âme.

Ces procédés ne sont pas réservés aux seuls genres populaires. Baudelaire les affectionne. En voici quelques exemples:

Dans « Le beau navire », chacune des trois premières strophes est répétée une fois ce qui renforce la sensation d'un délire d'amour. Voici le schéma des strophes:

I II III

IV = I V VI VII = II VIII IX X = III

L'« Hymne » répète la première strophe à la fin de la poésie: I II III IV V = I; L'« Invitation au voyage » et le « Jet d'eau » répètent après chacune des trois strophes le même refrain.

Schéma: I R II R III R. « Le Balcon » et « Moesta et errabunda » répètent, à la fin de chacune des 6 strophes, le premier vers de la strophe. « Harmonie du soir » présente un système de répétition des vers qui réduit la poésie à deux rimes croisées. Schéma:

[1] Le procédé de la reprise est archaïque. Il a cependant été utilisé dans des textes modernes où il produit une impression de solennelle ampleur, comme dans « Shahra Sultane » de Claude Farrère.

Ière strophe	a	b	c	d
IIè strophe	b	e	d	f
IIIe strophe	e	h	f	i
IVe strophe	h	k	i	m

Notons que ce sont les poésies les plus harmonieuses, où la rêverie domine, mais aussi les plus délirantes, qui ont recours à des répétitions, dont la valeur change considérablement avec la nature de la poésie. («Le beau navire» et deux strophes d'«Harmonie du soir» sont reproduites à la fin de notre étude.)

IV *En une canbre, la fist metre Nicolete en un haut estage*
V *Nicole est en prison mise – en une canbre vautie*

VI *Nicole fu en prison, si que vous avés entendu, en le canbre .....*
Ce poise moi, fait Aucassins; se se depart del visconte dolans.

VII *Aucassins s'en est tornés* — *de s'amie o le vis cler*
molt dolans et abosmés: — *nus ne le puet conforter*
ne nul bon consel doner ...

en une canbre est entrés — *et grant dol a demener*
si comenca a plorer — *et s'amie a regreter*

VIII *Entreusque Aucassins estoit en le canbre et il regretoit Nicolete s'amie ...*

que vos me lairés Nicolete me douce amie tant veir que j'aie deus paroles u trois a li parlees et que je l'aie une seule fois baisie. – Je l'otroi, fait li peres. Il li creante et Aucassins fu liés.

IX *Aucassins ot du baisier* — *por cent mile mars d'or mier*
qu'il ara au repairier: — *ne le fesist on si lié.*

Garnemens demanda ciers — (*auberc, iaume, espee, destrier* etc.)
on li a aparelliés:

X *Aucassins fu armés sor son ceval, si con vos avés oi et entendu. Dix! con li sist le escus au col et li hiaumes u cief et li renge de s'espee sor le senstre hance!*

Au point de vue de l'enchaînement, les laisses semblent donc être équivalentes aux morceaux de prose: les vers reprennent la prose comme la prose les vers.

Mais est-ce à dire que l'action se poursuit de la même façon et dans la même mesure dans les laisses que dans les morceaux de prose? Il n'en est rien. M. Heiß (pg. 256) trouve avec raison qu'on surestime la part des éléments matériels dans les laisses et, dans une liste détaillée, il montre qu'ils y sont insignifiants.

Il semble qu'il y ait ici quelque malentendu: il ne faut, en aucun cas, confondre l'importance esthétique, la beauté et l'énergie des tableaux, l'abondance des détails pittoresques avec l'urgence de tel

passage pour le développement des épisodes. Il n'y aurait aucune difficulté à compremdre l'enchaînement de la chantefable sans les laisses: Les deux ou trois éléments narratifs qu'on y trouve ne sont pas nécessaires ou sont repris au morceau suivant. (Les laisses III, V, VII et XVII ne sont en entier que la répétition d'un passage du morceau précédent.) — Mais au point de vue de l'importance esthétique, on a, en relisant la chantefable, de plus en plus l'impression que les parties métriques sont presque la raison d'être de ce poème et que les morceaux de prose ne font que leur fournir la matière indispensable.

Celles des laisses qui sont la répétition de ce qui a été dit montrent à elles seules qu'il n'y a pas de suite continue à travers morceaux de prose et laisses: la répétition signifie qu'on s'arrête un instant, qu'on se repose, qu'on regarde autour de soi et, surtout, qu'on se recueille. On comprend alors qu'il ne s'agit pas d'une série d'unités, mais bien d'une série de couples se composant d'un morceau de prose et d'une laisse qui l'achève.

Cela est encore plus évident pour les groupes dont la laisse contient quelque élément narratif. Dans VI, Aucassin est renvoyé *dolans* par le vicomte, le père nourricier de Nicolette, et dans VII nous le voyons entrer, ,,dolans", dans sa chambre pour y épancher son désespoir: la laisse VII n'est donc que l'achèvement et la répercussion du morceau VI. Dans VIII, Aucassin s'engage à se battre, dans IX, il donne suite à sa promesse en mettant son armure. A la fin de XII, nous voyons Nicolette devant la prison d'Aucassin sur le point de lui parler, et ses paroles sont rendues dans la laisse XIII. Le *gaite* du morceau XIV cherche le moyen d'avertir Nicolette de façon *qu'ele se gardast des esgargaites* sans que ceux-ci ne s'en *aperceuscent*, et dans la laisse XV, il glisse son avertissement dans une sorte d'aubade. Et ainsi de suite.

Même la laisse XI ne constitue pas une exception à cette règle: L'emprisonnement d'Aucassin peut, ou même doit être regardé comme l'effet immédiat de sa conduite irrévérencieuse à l'égard de son père. Les premiers vers de cette laisse ne font, du reste, que reprendre la première phrase du morceau IV:

IV *Quant li quens Garins de Biaucare vit qu'il ne poroit Aucassin son fil retraire des amors Nicolete . . .*	XI *Quant or voit li quens Garins de son enfant Aucassin qu'il ne pora departir de Nicolete au cler vis . . . .*

La construction de la loge dans la laisse XIX ne doit pas être considérée comme un élément nouveau du récit matériel, mais plutôt comme un accessoire poétique d'aimable magie. D'ailleurs seul le charme des vers peut masquer l'invraisemblance de cet acte.

Le récit de la chantefable débute par un morceau de prose, la laisse qui précède ce morceau n'étant qu'un exorde. L'évasion de Nicolette a lieu dans le morceau XII, sa fuite hors de la ville dans XVI; dans XX, Aucassin se met à la recherche de son amie, dans XXIV, il entre dans la forêt; la rencontre finale a lieu dans le morceau XXVI.

Les morceaux de prose amorcent le nouvel épisode qui sera achevé — ou poétiquement confirmé — dans la laisse suivante, et inversement les morceaux s'appuient sur les laisses comme point de départ pour continuer le récit.

L'auteur semble avoir pleine conscience de cet état de choses et sa formule *si con vos avés oi et entendu* au début de plusieurs morceaux confirme ses intentions esthétiques. A l'appui de cette thèse, nous donnons des exemples de morceaux de prose rapportant un détail mentionné dans la laisse précédente et non pas dans le morceau précédent.

VIII *Entreusque Aucassins estoit en le canbre et il regretoit Nicolete:* La chambre ainsi que les regrets ne sont pas mentionnés dans le morceau VI, mais seulement dans la laisse VII.

X *Aucassins fu armés sor son ceval, si con vos avés oi et entendu:* C'est seulement dans la laisse IX qu'Aucassin est monté à cheval.

XII *Aucassins fu mis en prison, si com vos avés oi et entendu:* l'emprisonnement d'Aucassin a lieu seulement dans la laisee XI:. Cet exemple montre clairement à quoi se rapporte *si con vos avés oi et entendu.*

XIV *Quant Aucassins oi dire Nicolette qu'ele s'en voloit aler en autre pais:* ce fait n'est présenté que dans la laisse XIII.

XVI contient la réponse au chant du guetteur de la laisse XV.

XX *Nicolete eut fait le loge, si con vos avés oi et entendu* . . . entendu dans la laisse XIX.

XXII *Quant Aucassins oi les pastoriax:* leurs paroles se trouvent dans la laisse XXI.

XXIV *Aucassins ala par le forest* . . . comme il est dit dans la laisse XXIII.

XXVI *Quant Nicolete oi Aucassin* . . . a savoir sa prière à l'étoile de la laisse XXIV.

Si les laisses sont l'aboutissement et l'achèvement du morceau précédent et en même temps, le véritable point de départ de la suite, elles sont, d'autre part, l'épanouissement poétique des épisodes.

Il y a d'abord de petites différences de détail qui peuvent donner une (fausse) impression de l'importance des vers:

Dans le morceau IV, nous voyons Nicolette enfermée *en une canbre* sans autre spécification, mais dans la laisse suivante, il s'agira d'une *canbre vautie* (impossible, du reste, dans un *haut estage*) *ki faite est par grant devisse, panturee a miramie*, pourvue d'une *fenestre marbrine.* — Dans la laisse IX, nous voyons Aucassin s'armer: *il vest un auberc dublier* (qu'un bachelier ne saurait revêtir), *çainst l'espee au poin d'or mier.* Le morceau X remet les choses au point, plus d'or ni *d'auberc dublier*, mais il reste un beau cavalier robuste de fort bonne

tenue. — C'est seulement dans les laisses XI et XIX que fleurissent les lis; et seulement dans la laisse XIX qu'ils se trouvent dans les profondeurs de la forêt. Dans la prose, la ramée est toujours «très belle et très coquette», mais le lis n'est plus mentionné: *si l'ot forree dehors et dedens de flors et de foilles*. — Les *escargaites* du morceau XIV deviennent, dans la laisse XV, des *souduians*, c'est-à-dire des traitres. — La laisse XVII fait rôder aux environs de Beaucaire des loups et des lions, tandis que les morceaux de prose ne mentionnent que *bestes sauvages et serpentines* (XVI et XVIII). — Après tout, il n'est pas étonnant que les deux mots qui ont résisté à tout essai d'explication, *miramie* (V) et *garris* (XIX) se trouvent dans les parties versifiées. — La guérison miraculeuse de l'avertin par le charme physique de Nicolette et la construction de la ramée sont relatées dans des laisses (XI et XIX) où le charme lyrique désarme la critique.

On pourrait croire que les laisses ne constituent qu'un agréable carillon de belles absurdités et de mots enchanteurs qui ne signifient pas grand' chose. Le fait est que nous nous trouvons dans un monde nouveau où le mot «vérité» a changé de sens. Si, dans la prose, «vérité» veut dire correspondance exacte (ou plutôt illusion de cette correspondance) avec la réalité objective, dans la poésie, elle signifie expressivité portée à son maximum; c'est pourquoi le détail techniquement juste de la prose est remplacé par le phénomène symbolique; c'est pourquoi les propos raisonnables sont remplacés par des litanies délirant de passion et exprimant la magnificence, la misère, la volupté, le tourment, la langueur, la nostalgie et l'amour, surtout l'amour. De là la recherche du détail impressionnant, quelque invraisemblable qu'il soit.

Nous avons déjà mentionné le marbre glorieux des deux prisons, l'or mier de l'armure d'Aucassins. Le mot *dolans* du morceau VI se prolonge, dans la laisse VII, d'une litanie de désespoir qui n'éclate toutefois qu'après une rentrée digne d'un fils de conte: *vers le palais est alés, il en monta les degrés!* — Comme la ramée et le lis, le carrefour des sept chemins, magique entre tous, est mentionné dans une laisse (XIX). Dans une laisse aussi (XIII), Nicolette fait comprendre à Aucassin l'inutilité de son amour: *que vos vaut* li dementer, . . . *quant ja de moi ne gorés:* une communication qu'elle ne lui aurait, certes, pas fait en prose. Le don de la boucle de cheveux est réservé à cette même laisse. — IV donne les détails techniques de la prison de Nicolette, mais il ne donne pas ce charmant tableau de la laisse V: *A la fenestre marbrine / la s'apoia la mescine: / esgarda par le gaudine / et vit la rose espanie / et les oisiax qui se crient.* Aux vers est réservé la célébration du symbole triomphant de l'amour, *la rose espanie.*

La prose, aussi objective que conformiste et hypocrite, ne saurait étaler ce qu'il y a de plus intime et de plus profond. Voilà pourquoi la laisse lyrique est plus vraie, libérée qu'elle est des entraves de la bienséance prosaïques: ici, l'ivresse poétique peut donner libre cours à sa ferveur.

Les épanchements d'Aucassin des laisses VII et IX se réduisent à peu de choses dans le morceau de prose XIV, où ils dégénèrent en une querelle de cour d'amour, et dans le morceau XXVI la joie de la réunion se résume en une ligne: *Il s'entrebaisent et acolent, si fu la joie bele.* — Il n'y a peut-être rien qui fasse mieux sentir la différence entre prose et laisses et comprendre que la réalité essentielle, celle de l'âme et de la passion, est resérvée à la laisse.

Le tableau suivant donne une idée de l'enchaînement prose-laisses et le schéma général des parties versifiées. Les parties (non obligatoires) de la laisse sont:

1. la reprise de la situation indiquée dans le morceau précédent
2. un nouvel élément narratif ou descriptif (ou les deux)
3. un discours direct, monologue (dialogue seulement dans II et XXVII)
4. retour à la situation (à l'exception de XIII et XXVII, où ce tour est impliqué dans le discours direct).

Notre tableau montre que sur les 13 laisses étudiées, 11 débutent par une répétition d'environ 4 vers; 9 comportent un nouveau détail qui, dans 6 laisses peut être considéré comme continuation de l'action principale; on voit aussi que 12 contiennent un discours direct. La laisse IX est la seule où la mention de l'amour, sujet essentiel de la chantefable, tienne en un vers unique: *de s'amie li sovient.* Nous pensons que la rareté des exceptions justifie notre schéma. (Les passages soulignés dans les laisses III, XI, XV et XVII sont des répétitions.)

Les morceaux de prose ont à peu près la même structure: la moitié de leur texte consiste en discours directs; il n'y a que le morceau XII où le discours indirect prend sa place. Ils débutent par une reprise de la situation donnée par la laisse précédente. Font exception les morceaux IV, XIV, XVI et XXII, XXVI où cependant le rattachement est encore très étroit. Quant aux détails pittoresques et narratifs, ils sont naturellement plus nombreux que dans les laisses. Le retour à la situation à la fin du morceau ou à la suite d'un discours assure la transition entre le morceau et la laisse suivante. Ainsi XII et XXII se terminent par *si comenca a dire* qui annonce le discours relaté en vers; VI et XVIII terminent par *se se departent* et *si s'en va* et les vers suivants indiquent le chemin; dans XIV, le *gaite* se demande comment il pourrait avertir Nicolette, et la laisse adjointe donne la solution du problème. — Cette affinité entre laisses et prose n'a pas encore attiré l'attention qu'elle mérite.

Les morceaux de prose sont, comme les laisses, d'une extraordinaire variété: il est donc impossible de donner un spécimen pour chaque type à moins qu'on ne veuille reproduire la chantefable en entier.

Les procédés les plus courants sont:

1. La reprise d'un point de départ. Après avoir parcouru un épisode, le lecteur surpris et enchanté se retrouve tout à coup devant les paro-

Reprise	Progrès de l'action	Nouveaux éléments descriptifs	Discours direct: 10 monologues; 2 dialogues	Retour à la situation. Discours direct, sauf XIII et XXVII
III 6 vs.			*La mère d'Aucassin contre le mariage de Nicolette* 6 vs.	*Persévérance d'Aucassin* 6 vs.
V 2 vs.		Nic. à la fenêtre 4 vs. Vue sur la campagne 4 vs.	Plainte de Nicolette 8 vs.	
			Projet d'évasion 3 vs.	
VII 2 vs.	Auc., inconsolable, monte dans sa chambre 3 + 3 + 3 vs.		Aucassin fait la louange de Nicolette 5 vs.	Désolation et désespoir d'Aucassin 4 vs.
IX 4 vs.	Aucassin se prépare pour le combat 10 vs.		(de s'amie li sovient) 1 vs.	Aucassin part pour le combat 4 vs.
XI 4 vs.	Réclusion d'Aucassin 3 vs.	Sa tristesse 4 vs.	Glorification de Nicolette 4 vs. Guérison miraculeuse par Nic. 16 vs. *Glorification de Nicolette* 6 vs.	*Désespoir d'Aucassin* 5 vs.
XIII 5 vs.		Nicolette passe une boucle de cheveux à Aucassin 6 vs.	Révolte et résignation de Nicolette 7 vs.	Nicolette annonce sa fuite 2 vs. Aucassin pleure 2 vs.
XV		Portrait du guetteur 4 vs.	*Portrait de Nicolette* 4 + 3 vs.	*Avertissement du guetteur* à Nicolette 6 vs.
XVII 4 vs.			*Funeste réflexion de Nicolette: Forêt ou bûcher* 4 + 4 vs.	Résolution 6 vs.
XIX 2 vs.	Nicolette entre dans la forêt 3 + 3 vs. Projet et construction de la loge 3 + 3 + 2 vs.		Dessin de quitter Aucassin, s'il n'entre pas dans la ramée 5 vs. (Discours demi-direct.)	
XXI 4 vs.			Les bergers exaltent les amants 4 vs. Cadeau de Nicolette 5 vs.	Voeux des bergers 1 vs.
XXIII 3 vs.		Aucassin entre dans la forêt 4 vs.	Protestation d'amour 4 vs. «Votre beauté me fera mourir» 3 vs.	Espoir 3 vs.
XXV			Prière à l'étoile du soir 15 vs.	
XXVII 5 vs.	Chevauchée vers le rivage 3 vs.	Baisers à cheval 2 vs.	Où irons-nous? C'est égal, je suis avec toi. 2 + 4 vs.	Les amants arrivent au rivage 2 vs.

les mêmes qui l'ont introduit; cet épisode est donc comme non avenu, comme simplement rêvé.

2. l'encadrement. Si un discours direct dépasse une certaine longueur, il menace de troubler la cohérence du récit. C'est pourquoi notre auteur clôt très souvent ces discours avec les mots mêmes qui l'ont ouvert. Ce procédé présente deux avantages: d'une part, il donne du fini au discours, et d'autre part, il le détache du texte.

Exemples de reprise d'un point de départ:

VIII/1 *Entreusque Aucassins estoit en le canbre et il regretoit Nicolete s'amie, li quens Bougars de Valence . . .* (suit le tableau suggestif d'un aussaut) . . . VIII/19 *Entroeusque li assaus estoit grans et pleniers, et li quens Garins de Biaucaire vint en la canbre u Aucassins faisoit deul et regretoit Nicolete sa tresdouce amie que tant amoit. « Ha! fix, fait il . . . .*

X/3 *Et li vallés fu grans et fors et biax et gens et bien fornis, et li cevaus sor quoi il sist rades et corans, et li vallés l'ot bien adrecié par mi la porte . . .* (suit la prise d'Aucassin) . . . 23 *Li vallés fu grans et fors, et li cevax so quoi il sist fu remuans; et il mist la main a l'espee . .* (suit une nouvelle scène de bataille où Aucassin est vainqueur).

XXIV/16 *Mais il pensa tant a Nicolete sa douce amie, qu'i ne sentoit ne mal ne dolor . . .* (suit l'intermède avec le bouvier) . . . 83 *il pensa tant a Nicolete se tresdouce amie qu'il caï si durement . . .*

Exemples d'encadrement.

VI/7 *c'avés vos fait de Nicolete ma tresdouce amie, le riens en tot le mont que je plus amoie? . . . .* 12 *car vos m'avés tolu la riens en cest mont que je plus amoie.*

VI/14 *En paradis qu'ai je a faire? Je n'i quier entrer, mais que j'aie Nicolete ma tresdouce amie que j'aim tant . . . . . .* 38 *avoc ciax voil jou aler, mais que j'aie Nicolete ma tresdouce amie aveuc mi.*

XIV/5 *il vos prenderoit lués et vos meteroit a son lit, si vos asoignenteroit. Et puis que vos ariiés jut en lit a home, s'el mien non . . . . .* 13 *que je seusce öe vos eusciés jut en lit a home, s'el mien non.*

XIV/29 *Dix! fait il, con grans damages de si bele mescinete . . .* 32 *dont grans damages ert.*

XVIII/24 *dehait ait qui en parlera, ne qui ja li dira . . . .* 28 *mal dehait qui vos en croit, ne qui ja li dira.*

XVIII/30 *le beste a tel mecine que Aucassins ert garis de son mehaing . . .* 33 *ja mais n'iert garis de son mehaig.*

XXII/15 por *quoi canteroie je por vos, s'il ne me seoit? . . .* 19 *Et porquoi canteroie je por vos, s'il ne me seoit?*

XXIV/42 Os! *fait cil, que vos plorastes por un cien puant? Mal dehait ait qui ja mais vos prisera* .... 61 *Et vos plorastes por un cien de longaigne? Mal dehait ait qui ja mais vos prisera!*

Exemples de répétition à l'intérieur d'un morceau:

Dans le morceau VIII que nous reproduisons ci-dessous, nous avons mis en retrait les passages qui se répètent dans le morceau même et nous avons marqué par un trait à la marge gauche les passages qui se répètent dans d'autres morceaux; les quatre parties du schéma idéal sont indiquées par des chiffres; enfin, sans pouvoir rendre naturellement la structure générale des phrases, nous avons, au moins, tâché d'attirer, par leur arrangement, l'attention du lecteur sur ces petites phrases parallèles qui sont si caractéristiques pour notre texte:

Or dient et content et fablent

1) *Entreusque Aucassins estoit en le canbre*
et il regretoit Nicolete s'amie

2) *li quens Bougars de Valence, qui sa guerre avoit a furnir, ne s'oublia mie, ains ot mandé ses homes a pié et a ceval, si traist au castel por asalir.*
Et li cris leve et la noise *s'arment et querent*
et li cevalier et li serjant *as portes et as murs*
por le castel desfendre.
Et les borgois montent as aleoirs des murs,
si jetent quariax et peus aguisiés.
Entroeusque li asaus estoit grans et pleniers,
et li quens Garins de Biacaire vint en la canbre
u Aucassins faisoit deul
et regretoit Nicolete sa tresdouce amie
que tant amoit.

3) «*Ha! fait il, con par es caitis et maleurox,*
que tu vois c'on assaut ton castel
tot le mellor et le plus fort
et saces, se tu le pers que tus es desiretés.
Fix, car pren les armes
et monte u ceval *et aiues tes homes*
et defen te tere *et va a l'estor:*

ja n'i fieres tu home *si desfenderont il mix*
ni autres ti *lor avoir et lor cors*
s'il te voient entr'ax *et te tere et li miue;*

et tu ies si grans et si fors
que bien le pués faire
et farre le dois.
Peres, fait Aucassins, qu'en, parlés vous ore?
Ja Dix ne me doinst riens que je li demant,
quant ere cevaliers
ne monte a ceval *la u je fiere cevalier*
ne voise en estor *ni autres mi*

se vos ne me donés Nicolete me douce amie
que je tant aim.

Fix, dist li pere, ce ne puet estre: ancois sosferoie jo
que je feusse tous desiretés
et que je perdisse quanques g'ai
que tu ja l'euses a mollier ni a espouse.

Il s'en torne; et quant Aucassins l'en voit aler, il le rapela:
Peres, fait Aucassins, venés avant: je vos ferai bons couvens.
Et quex, biax fix? –
Je prendrai les armes
s'irai a l'estor
par tex covens que, se Dix me ramaine sain et sauf, que vos me lairés
Nicolete me douce amie tant veir que j'aie deus paroles u trois
a li parlees et que je l'aie une seule fois baisie.

Je l'otroi, fait li peres.
4) *Il li creante et Aucassins fu lié.*

Dans les 4 laisses qui suivent, nous avons également noté les 4 parties du schéma général. En outre, nous avons mis en relief le groupement des vers (dont il sera question plus bas). Les vers redondants ou qui ne font que renforcer un vers précédent ont été légèrement mis en retrait. Nous avons cité les passages prouvant le rapport des laisses avec les morceaux de prose précédents et suivants. — Les phrases qui se répètent à l'intérieur de la laisse ont été soulignées.

IV

Et li visquens estoit molt rices hom, si avoit un rice palais par devers un gardin.

En une canbre la fist metre Nicolete en un haut estage et une vielle aveuc li por conpagnie et soisté tenir, et s'i fist metre pain et car et vin et quanque mestiers lor fu; puis si fist l'uis seeler c'on n'i peust de nule part entrer ne iscir, fors tant qu'il avoit une fenestre par devers le gardin assés petite dont il lor venoit un peu d'essor.

V

1) *Nicole est en prison mise*
en une canbre vautie

2) *ki faite est par grant devisse,*
panturee a miramie.

A la fenestre marbrine
là s'apoia la mescine:
ele avoit blonde la crigne
et bien faite la sorcille,
la face clere et traitice;
ainc plus bele ne veistes.

esgarda par le gaudine
et vit la rose espanie
et les oisiax qui se crient,
dont se clama orphenine:

3) *Ai mi! lasse moi caitive!*
por coi sui en prison misse?

Aucassins, damoisiax sire,
ja sui jou li vostre amie
et vos ne me haés mie!

Por vos sui en prison misse
en cestec anbre vautie
u je trai molt male vie;

4) *mais, par Diu le fil Marie*
longement n'i serai mie,
se jel pui fare.

VI

Nicole fu en prison, si que vous avés oi et entendu, en le canbre.

XII

des . . . et ele se quatist delés l'un des pilers, si s'estraint en son mantel, si mist sen cief par mi une creveure de la tor qui vielle estoit et ancienne, si oï Aucassin qui la dedens plouroit et faisoit mot grant dol et regretoit se douce amie que tant amoit. Et quant el l'ot assés escouté, si comença a dire.

XIII

1) *Nicolete o le vis cler*
s'apoia a un piler,
s'oï Aucassin plourer
et s'amie regreter;

or parla, dist son penser:

2) *« Aucassins, gentix et ber*
frans damoisiax honorés
que vos vaut li dementer,
li plaindres ne li plurers,
quant ja de moi ne gorés?

car vostre peres me het
et trestos vos parentés.

Por vous passerai le mer,
s'irai en autre regné. »

3) *De ses caviax a caupés,*
la dedens les a rués.

Aucassins les prist, li ber,
si les a molt honerés
et baisiés et acolés
en sen sain les a boutés;

4) *si recomence a plorer,*
tout por s'amie.

XIV

Quant Aucassins oi dire Nicolete qu'ele s'en voloit aler en autre pais, en lui n'ot que courecier.

XIV

La u Aucassins et Nicolete parloient ensanble, et les escargaites de le vile venoient tote une rue; s'avoient les espees traites desos les capes, car li quens Garins lor avoit conmandé que, s'il le pooient prendre, qu'i l'ocesissent. Et li gaite qui estoit sor le tor les vit venir, et oï qu'il aloient de Nicolete parlant et qu'il le maneçoient a occirre.

Dix! fait il, con grans damages de si bele mescinete, s'il l'ocient! Et molt seroit grans aumosne, se je li pooie dire, par quoi il ne s'aperceuscent, et qu'ele s'en gardast . . . . .

XV

1) *Li gaite fu mout vaillans,*
preus et cortois et sacans;

il a comencié un cant
qui biax fu et avenans:

3) *« Mescinete o le cuer franc,*
cors as gent et avenant,
le poil blont et reluisant,
vairs les ex, ciere riant;

bien le voi a ton sanblant,
parlé as a ton amant
qui por toi se va morant.

Jel te di et tu l'entens:

4) *garde toi des souduians*
qui par ci te vont querant,
sous les capes les nus brans;

forment te vont manecant
tost te feront messeant
s'or ne t'i gardes ».

XVI

Hé! fait Nicolete, l'ame de ten pere et de te mere soit en benooit repos, quant si belement et si cortoisement le m'as ore dit. Se Diu plaist, je m'en garderai bien, et Dix m'en gart!

XVI

Hé! Dix, fait ele, douce creature! se je me lais caïr, je briserai le col, et se je remain ci, on me prendera demain, si m'ardera on en un fu. Encor ainme je mix que je muire ci que tos li pules me gardast demain a merveilles .... Si monta a grans painnes qu'ele vint deseure.

Or estoit li forés pres a deus arbalestees, qui bien duroit trente liues de lonc et de lé, si i avoit bestes sauvages et serpentine: ele ot paor que, s'ele i entroit, qu'eles ne l'ocesiscent, si se repensa que, s'on le trovoit ileuc, qu'on le remenroit por ardoir.

XVII

1) *Nicolete o le vis cler*
fu montee le fossé,
si se prent a dementer
et Jhesum a reclamer:

3) *P e r e s , r o i s d e m a ï s t é*
or ne sai quel part aler:
se je vois u gaut ramé,
ja me mengeront li lé,
li lion et li sengler
dont il i a a plenté.

et se j'atent le jor cler,
que on me puist ci trover,
li fus sera alumés
dont mes cors iert enbrasés;

M a i s , p a r D i u d e
m a ï s t é !

4) *encor aim je mix assés*
que me mengucent li lé,
li lion et li sengler,
que je voisse en la cité:
je n'irai mie!

XVIII

Nicolete se dementa molt, si con vos avés oi; ele se conmanda a Diu, si erra tant qu'ele vint en le forest. Ele n'osa mie parfont entrer por les bestes sauvages et por le serpentine, si se quatist en un espes buisson.

On peut à la rigueur trouver une ressemblance entre le schéma de la laisse et celui de la romance; constatation qui a déjà été faite par divers critiques. Nous ne croyons pas que la romance ait été importée d'Espagne dans le reste de l'Europe. En effet, cette forme de poésie nous semble tellement naturelle et simple à concevoir qu'elle a dû exister toujours et partout. Qu'à un moment donné, on ait raffolé des romances espagnoles et mauresques ou plutôt des sujets qu'elles traitaient ne démontre rien quant à l'origine du genre.

Une catégorie spéciale de romances, certainement, pouvait tirer sa matière d'une épopée ou d'une chanson de geste. Les quatre parties (ou peu s'en faut) s'imposaient alors: il fallait renvoyer à l'épisode supposé connu (1), produire des détails intéressants aussi bien descriptifs que narratifs (2), rapprocher de l'auditeur le héros et son héroïne en les faisant parler (3) et finalement revenir à la situation en terminant l'action entamée dans la deuxième partie (4).

Nos laisses s'expliquent de la même façon, à cette différence près que la matière ne se trouve pas dans quelque tradition littéraire étrangère, mais dans le morceau de prose précédent. — Par rapport aux romances « De mio Cid » nos laisses ont le très grand avantage de ne pas être surchargées de détails narratifs ce qui explique en partie leur simplicité et leur élégance tandis que les romances « De mio Cid » paraissent souvent empêtrées dans leur matière trop riche et trop compliquée.

La romance pouvait remplacer le héros par l'héroïne, le fait guerrier par un incident amoureux, le haut fait d'armes par le crime, l'inceste et le parricide et descendre ainsi, de degré en degré, vers ces chansons populaires qui glorifient Rinaldo Rinaldini, le plus audacieux de tous les brigands et sa femme «si belle, si belle, et triste, triste . . .». Dans le même cadre, on recontre aussi «la belle juive» qui veut aller se noyer mais qui, au dernier moment, en regardant son enfant, se repent et revient sur ses pas. Du reste, la plupart de ces chansons qui ont provoqué tant le larmes ne sont pas entrées dans la littérature officielle.

Sur ce même terrain poussent également des fleurs comme «Le roi des Aulnes» de Goethe, «Kassandra» de Schiller, «Les trois grenadiers» de Heine etc. etc. Il s'agit d'une structure populaire (à quatre mouvements) qui devait se présenter naturellement à l'esprit.

Notre auteur n'avoit pas besoin d'attendre que les romances espagnoles franchissent les Pyrénées. Les chansons populaires du moyen âge étaient faites sur le même patron et les laisses de la chantefable n'avaient qu'à s'y conformer si toutefois leur forme ne jaillit pas spontanément du plan général de l'oeuvre.

La supposition que c'est la «chanson à l'étoile» (XXV) qui aurait suggéré à l'auteur l'idée d'insérer des laisses dans son texte, est insoutenable: l'auteur a, au contraire, évité un simple épanchement lyrique lors même qu'il semblait s'imposer. Le morceau XII finit par les mots: *Et quant el l'ot assés escouté, si comenca a dire.* La laisse suivante n'avait donc qu'à relater les paroles de Nicolette. En réalité, nous avons d'abord 4 vers qui répètent la situation avant de retrouver cette phrase introductive: *or parla, dist son penser.* Cet exemple montre que l'auteur suivait, de propos délibéré, le patron que nous croyons avoir établi. — Loin d'être un prototype, la laisse XXV, malgré ses belles qualités, en est une forme atrophiée qui, avec le court morceau de prose suivant (XXVI), accuse l'impatience de l'auteur à achever sa tâche. Rappelons-le: Seules la répétition et la présentation d'un nouveau détail garantissent l'effet voulu, à savoir cet intime enchevêtrement qui permet de répandre le charme lyrique de la laisse sur l'ensemble de la chantefable.

Nous donnons maintenant quelques exemples de romances peu connues, afin de montrer l'analogie de forme qui existe entre elles et les laisses d'Aucassin et Nicolette. La dernière rappelle qu'il n'y a pas de limite entre la romance et la pastourelle; nous tenons, du reste, à la reproduire parce qu'elle présente deux détails qui rappellent la chantefable: les pieds nus et le tableau de la beauté féminine.

Romancero castellano, por G. B. Depping. Nueva Edición por Don Antonio Alcala-Galliano. Tomo segundo pg. 384.

Arrancando los cabellos,
maltratándose la cara
está la bella Adalifa,
porque su Azarque se embarca.

Echando tierra en los ojos,
mordiendo las manos blancas,
maldiciendo está el contrario
por quien se hace la jornada.

«Ay capitan de mi gloria,
general de mis entrañas,
patron de mis pensamientos,
competidor de mis ansias,

Lustre de mi rostro alegre,
alegría de mi alma!
Donde estás que no te veo,
espejo en que me miraba?

Ay, Azarque. Mi Señor!
Mi Señor, pues que me mandas,
mándasme que esté esperando?
Larga será mi esperanza.

Allá tendras una guerra,
y acá otra guerra te aguarda;
piénsasme dejar en salvo,
y estoy metida en campaña.

Ay, si mi ausencia te aqueja,
y mi favor te acompaña,
tú solo serás bastante
para vencer la batalla!

Mi fé te encomiendo, Azarque.
Alá vaya en tu compaña,
porque vuelvas con victoria,
pues con victoria te embarcas!

Bien dirás, Azarque mio,
que mugeres son livianas;
Mas hay muchas diferentes
como soldados en armas.

Nadie me verá sin ti
en baile, sarao y zambra;
ni me verán en conciertos
sino metida en mi estancia.

Ya no me verán las Moras
vestir almaizar ni galas,
porque poco te aprovecha
vestirse un cuerpo sin alma.»

Con esto llegó Celinda,
prima hermana de Bahata,
y dió fin a sus razones,
pero no le dió á sus ansias.

pg. 444 (. . *de Hero y Leandro)*

Aguardando estaba Hero
al amante que solia,
con tristeza y gran cuidado
de ver cuan tarde venia.

Miraba de una ventana
el temporal que corria;
por las orillas del mar
sus lindos ojos volvia.

Y en ver la onda que daba
a la torre do vivia,
pensaba que era Leandro
con la escuridad que hacia.

Pero en su mirar contino,
Ya que el alba esclarecia,
vido un hombre alli tendido,
que muerto le parecia.

Despues que lo hubo mirado,
Conocióla en demasía;
que era su amigo Leandro,
que amaba mucho y queria.

Con grandísimo dolor
estas palabras decia:
«O desdicha mujer,
o gran desventura mia,

Pues he perdido mi amado,
que mas que á mí le queria!
bien me privaste, fortuna,
del gozo que poseia.

Ven ya, muerte, si quisieres,
y daréte esta alma mia;
viendo mi señor ya muerto,
no quiero vivir un dia».

Y diciendo estas palabras,
se echó con gran osadía.
desde la ventana abajo,
y encima del cuerpo caia.

A Leandro acompañnando,
la hermosa Hero moria;
en los campos elíseos
Hero y Leandro en compañia
sepultaron juntamente
con tristeza y agonía.

Primavera y Flor de Romances. Berlin 1856. Tomo segundo. pg. 64.
Romance de una gentil dama, y un rustico pastor.

Estase la gentil dama
paseando en su vergel,
los piés tenia descalzos
que era maravilla ver.

Con una voz amorosa
comenzó de responder:
« Ven acá el pastorcico,
si quieres tomar placer.

Siesta es de medodia,
que ya es hora de comer;
si querrás tomar posada
todo es á tu placer ».

«Que no era tiempo, señora,
que me haya de detener;
que tengo mujer y hijos,
y casa de mantener,

y mi ganado en la sierra
que se me iba á perder
y aquellos que me lo guardan
no teniam qué comer.»

Desde lejos me llamara,
no le quise responder.
Respondíle con gran saña:
« ¡ Qué mandais, gentil mujer? »

« – Vete con Dios, pastorcillo,
no te sabes entender,
hermosuras de mi cuerpo
yo te las haciera ver:

Delgadica en la cintura,
blanca soy como el papel,
la color tengo mezclada
como rosa en el rosel.

El cuello tengo de garza,
los ojos de un esparver,
las teticas agudicas
que el brial quieren romper.

Pues lo que tiengo encubierto
maravilla es de lo ver »
«– Ni aunque mas tengais, señora,
no me puedo detener ».

Au point de vue de la langue, les différences entre prose et laisses se réduisent à très peu de chose: Il n'y a qu'une douzaine de mots et de tournures qui sont réservés exclusivement soit à l'usage poétique soit à l'usage prosaïque. Quant aux constructions, seul l'asynthétique est digne de mention: il ne se trouve que dans les laisses et du reste rarement. Tandis qu'en prose les conjonctions « que » sont parfois doublées, les laisses présentent quelques exemples de leur chute totale:

Prose:

X/33 *par tex covens q u e , se Dix me ramaine sain et sauf, q u e vos me lairés Nicolete tant veoir que . . .*

XIV/25 *car li quens Garins lor avoit conmandé que, se il le pooient prendre, qu'i l'ocesissent.*

Laisses:

I/10 *Nus hom n'est si esbahis se il l'oit, ne soit garis.*

IX/12 *regarda andex ses piés, bien lisissent es destriers.*

XV/9 *bien le voi a ton sanblant, parlé as a ton amant . . .*

Il y a 5 exemples du « que » redoublé (qui se trouvent tous dans la bonne partie de la chantefable!), quant à la parataxe, les trois exemples cités sont les seuls. On voit, de la sorte, que la différenciation des deux langues prosaique et poétique est très faible.

La construction nominale avec une relative semble spécialement indiquée dans les laisses à vers courts, mais la prose l'utilise aussi:

Prose:

XII/17 *por le rousee qu'ele vit grande sor l'erbe.*

XII/7 *Ele se comenca a porpenser del conte Garin qui de mort le haoit.*

XVI/18 *ele ne senti ne mal ne dolor por le grant paor qu'ele avoit.*

Laisses:

V/13 *vit les oisiax qui se crient*

IX/1 *Aucassins ot du baisier qu'il ara au repairier.*

XI/1 *Quant or voit li quens Garins de son enfant Aucassin qu'il ne pora departir . . voir aussi* XLI/1.

De même, l'emploi de l'adjectif prédicatif avec des verbes autres que « être » se trouve dans la prose aussi bien que dans les vers:

Prose:

XVIII/21 *se la virent si bele*

XIV/24 *s'avoient les espees traites*

XII/19 *Ele avoit les caviaus blons*

17 *la rousee qu'ele vit grande sor l'erbe*

XX/29 *s'avoient une cape estendue* etc. etc.

Laisses:

V/12 *et vit la rose espanie*

14 *dont se clama orphenine*

7 *ele avoit blonde la crigne*

La langue des laisses se rapproche de celle des morceaux de prose par les tournures, les phrases et les expressions exclamatives:

Prose:

II/10 *Aucassins avoit a non*
li *damoisiax*
Biax estoit et gens . .

IV/21 *En une canbre*
la fist metre Nicolete,
en un haut estage.

XVI/11 *Dix! fait ele, douce creature!*

XI/14 *plus es douce que roisins*
27 *garis fu li pelerins*
38 *Por vos sui en prison mis*

V/5 *A la fenestre marbrine*
la s'apoia la mescine.

XVII/5 *Peres, rois de maïsté!*
16 *mais, par Diu de maïsté!*
etc.

Il y a, dans les vers comme dans la prose, des couples

a) de mots:

cointe et gaie; ses gens cors et son viaire; molt dolans et abosmés; sains et saus; li plaindres ne li plurers; baisiés et acolés; etc.

b) de phrases:

Plus es douce que roisins
ne que soupe en maserin

por vous passerai la mer,
s'irai en autre regné.

or parla, dist son penser;

Or parla, s'a dit trois mos;

Jel te di et tu l'entens:

nus ne le puet conforter
ne nul bon consel doner

li destriers li anble tost;
bien l'en porte les galos.

si se prent a dementer
et Jhesum a reclamer.

Dans la prose et dans les laisses, on a aussi des expressions en série qui tournent à la litanie:

cors as gent et avenant,
le poil blont et reluisant,
vairs les ex, ciere riant.

si comenca a plorer
et grant dol a demener
et s'amie a regreter.

vo vair oiel et vos gens cors
vos biax ris et vos dox mos
ont men cuer navré a mort.

Doce amie, flors de lis,
biax alers et biax venirs,
biax jouers et biax bordirs etc.

Laisses et prose arrondissent les périodes par des phrases plus ou moins synonymes qui n'apportent pas de nouveaux détails:

Mout par estoit entrepris,
de grant mal amaladis.

nus ne le puet conforter
ne nul bon consel doner.

Cependant, le balancement est essentiel dans les laisses, tandis qu'il n'apparaît, dans la prose, que là où le réalisme le permet.

Non seulement la structure et la langue des laisses et de la prose sont semblables dans la chantefable, mais la forme métrique de notre texte est celle qui est la plus rapprochée de la prose. — On appelle «laisses» ces suites de vers, parce qu'il n'y a pas d'autre nom mieux approprié. Mais, en réalité, elles n'ont de commun avec les véritables laisses que l'assonnance et le fait négatif de ne pas être divisées en strophes.

Les vers de la laisse sont de douze ou de dix (exceptionnellement de huit) syllabes tandis que notre vers n'en comporte que sept. Cette différence numérique en comporte une autre, essentielle. Les vers de 12 syllabes représentent une phrase qui enjambe rarement sur le vers suivant. Il en est tout autrement du vers de 7 syllabes: lors même que la majorité des phrases tiennent dans un seul vers, elles sont liées aux vers suivants, soit par une phrase synonyme, soit par une relative ou une attributive. Cela veut dire qu'il y a tendance à grouper les vers (en groupes de 2 à 5) ce qui fait justement leur caractère lyrique; car lyrisme veut dire persistance et sonorité.

La durée relative est si essentielle à la poésie lyrique que nous hésiterions à y compter le fameux «lied» de Goethe «Über allen Wipfeln»: cette poésie est si courte qu'elle finit avant d'avoir créé l'état d'âme qu'il s'agirait de prolonger; c'est une maxime plutôt qu'une poésie lyrique. (Il est nécessaire d'ajouter que la composition musicale de Schumann a efficacement remédié aux inconvénients mentionnés.)

Dans telle laisse, les groupements semblent atteindre la régularité des strophes d'une poésie. Mais on ferait fausse route en supposant que c'est l'idéal envisagé par l'auteur: ses laisses, avec leurs groupements changeant selon l'idée à exprimer et sa plus ou moins grande importance, ne sont que sa prose rehaussée par la scansion. D'ailleurs, dans la plupart des laisses, la longueur des groupes est inégale [1].

Au reste, une poésie à strophe doit incorporer tous les vers dans les unités établies. Or, dans la chantefable, les introductions aux discours directs sont presque toujours des vers isolés, comme on peut le voir dans les laisses XIII, XV, XVII et XIX:

Or parla, s'a dit trois mos:
Or parla, dist son penser:
Jure Diu qui ne menti:
Jel te di et tu l'entens:
Ele l'a mis a raison:

Cela prouve à l'évidence que l'auteur groupait ses vers selon ce qu'il avait à dire et qu'il ne se sentait aucunement engagé à écrire des strophes régulières.

Nous reconnaissons que les laisses dont le groupement est incertain et les laisses à vers isolés (en dehors des cas mentionnés ci-dessus) comptent parmi les moins agréables.

Telles sont les laisses III et IX:

III

Aucassins fu de Biaucaire,
d'un castel de bel repaire.

De Nicole le bien faite
nuis hom ne l'en puet retraire,
que ses peres ne l'i laisse
et sa mere le manace:
Di va! faus, que vex tu faire?

Nicolete est cointe et gaie;

jetee fu de Cartage,

acatee fu d'un Saisne;

puis qu'a mouillé te vix traire,
pren femme de haut parage.

– Mere, je n'en puis el faire:

IX

Aucassins ot du baisier
qu'il ara au repairier:
por cent mile mars d'or mier
ne le fesist on si lié.

Garnemens demanda ciers,
on li a aparelliés:
il vest un auberc dublier
et laça l'iaume en son cief,
çainst l'espee au poin d'or mier,
si monta sor son destrier;
et prent l'escu et l'espiel;

regarda andex ses piés,
bien li sissent es estriers;

a mervelle se tint ciers.

[1] Pour des exemples voir plus haut.

III

Nicolete est de boin aire;

ses gens cors et son viaire,
sa biautés le cuer m'esclaire;
bien est drois que s'amor aie,

que trop est douce.

IX

De s'amie li sovient,

s'esperona le destrier;
il li cort molt volentiers;

tot droit a le porte en vient
a la bataille.

La laisse III a encore d'autres défauts: son sujet est nettement prosaïque et en aucune façon susceptible d'une exposition lyrique; en outre, elle contient la seule phrase causale de toute la partie métrique. — La laisse IX, la seule où Nicolette ne soit guère mentionnée, a des faiblesses analogues; toute prosaïque malgré l'abus de l'or mier, elle s'arrête à un détail que, certes, un cavalier ne doit pas négliger mais qui n'a que faire dans les vers lyriques: *regarda andex ses piés, bien li sissent es estriers.*

La laisse I est d'une grande beauté et nous tenons à la reproduire:

Qui vauroit bons vers oir
del deport du viel antif
de deus biax enfans petis
Nicholete et Aucassins,

des grans painnes qu'il soufri
et des proueces qu'il fist
por s'amie o le cler vis.

Dox est li cans, biax li dis
et cortois et bien asis.

Nus hom n'est si esbahis,
tant dolans ni entrepris,
de grant mal amaladis,
se il l'oit, ne soit garis
et de joie resbaudis,
tant par est douce.

Cependant, le premier quatrain ne répond pas à la règle que suit généralement l'auteur: l'élément distinctif se trouve juste à la fin du groupe tandis qu'il y faudrait l'élément de résonance. On pourrait

corriger comme suit:

Qui vauroit bons vers oir
del deport du viel antif
de Nicole et d'Aucassin,
de deus biax enfans petis

ou bien:

Qui vauroit bons vers oir
del deport du viel antif
de deus biax enfans petis
dox et cortois et gentix.

Remarque 1. Il y a longtemps qu'on a reconnu la difficulté qu'il y a à adapter la mélodie indiquée aux vers de la chantefable. Il s'agit d'une mélodie à deux phrases destinée d'une manière évidente à des couples de vers. Or, non seulement la moitié des laisses comprennent un nombre impair de vers, mais encore les groupes de vers, unités naturelles qui ne sauraient être coupées, sont souvent de trois lignes. En face de ces difficultés, une seule conclusion nous semble s'imposer. Au lieu de chercher toute sorte de biais pour adapter la mélodie au texte, avouons franchement qu'une mélodie de deux vers n'est pas adaptable à des groupements d'un nombre impair de vers. — Il

s'ensuit donc que ni l'auteur, ni personne n'a jamais chanté ces vers et, conséquence fatale, la chantefable n'a jamais été interprétée. Le lecteur mesurera l'abîme qui sépare cette conjecture de la supposition, faite par G. Paris, d'un genre florissant dont un seul spécimen serait venu sous nos yeux. On aurait tort d'être étonné de ce résultat négatif, car ce qui fait les délices d'un érudit comme G. Paris n'a que peu de chances de satisfaire un public inculte et barbare.

Remarque 2. Est-ce que la mélodie et les formules *or se cante et or dient et content et fablent* seraient dues à l'arbitraire d'un copiste? Un auteur non-musicien pouvait avoir pris la mélodie d'une chanson populaire sans s'apercevoir qu'elle n'était pas adaptable à ses laisses; mais l'aurait-il répétée à chaque nouvelle partie métrique?

Au sujet des deux formules, M. Roques dit, au bas de la page VI: Je ne pense pas que l'accumulation des verbes «dire», «conter», «fabloier» (ou «flaber») soit une simple redondance, qui serait ici bien singulière et dont surtout le maintien devant les vingt morceaux en prose apparaîtrait comme une bizarre fantaisie: dans cette formule, chaque verbe avait un sens, «dire» s'opposant à «chanter» et indiquant que le morceau qui suit est parlé, «conté» et «fabloier» s'appliquant aux deux aspects du «parlé», le récit et la conversation.

Il y a 3 objections à faire à cette thèse. Tout d'abord, la répétition des deux formules n'est pas forcément d'une grande importance puisque le copiste a répété 20 fois une mélodie qui n'est pas adaptable au texte. En outre, M. Roques aurait de la peine à démontrer que «fabloier» implique conversation plutôt que récit. Enfin, bizarre ou non, cette formule se trouve là où, si l'on s'en tient à l'interprétation de M. Roques, elle n'est pas justifiée: à savoir en tête des morceaux XII, XXXIV et XXXVI complètement dénués de dialogues et de monologues.

K. Rogger

Besprechungen

J o s e p h H. D. A l l e n , Jr., *Portuguese word formation with suffixes.* University of Pennsylvania. Philadelphia, 1941, (143 s.).

Diese unter der Leitung von Edwin B. Williams entstandene Dissertation ist die bisher umfassendste Arbeit über die Wortbildung mit Hilfe von Suffixen im Portugiesischen (rund 240 Formantien). Deshalb ist es besonders bedauerlich, daß sie einer wissenschaftlichen Kritik nicht standhält. Allein die Tatsache, daß wir noch keine bessere Gesamtdarstellung besitzen, rechtfertigt es, daß wir ausführlicher auf die Arbeit eingehen. Die wenigen guten Einzelstudien, die wir über die Wortbildung im pg. besitzen, so vor allem diejenigen von Wagner und Piel, blieben dem Verfasser unbekannt. Die GrRS von Meyer-Lübke benutzt er nur gelegentlich, usw.[1], so daß die Arbeit selbst als Materialsammlung lückenhaft bleibt, besonders da er auch die großen Wtb. von Morais und Figueiredo nicht berücksichtigt. Es ist unter diesen Voraussetzungen nicht verwunderlich, daß in zahlreichen Fällen von A. als portugiesisch bezeichnete Ablt. auf das vlt. zurückgehen oder Entlehnungen darstellen. Zur Klärung umstrittener Suffixe wird kaum Neues beigebracht. Zuverlässige Schlüsse können nur aus einer großen Zahl von Ablt. gewonnen werden (s. Wagner, Z 63 p. 329); da dem Verfasser ein zu geringes Material zur Verfügung stand, sind deshalb seine Schlüsse zu wenig fundiert. Am bedauerlichsten ist die veraltete alphabetische Anordnung der Suffixe, die kein organisches Bild entstehen läßt. Unorganisch ist auch die Anordnung der Beispiele im Innern der einzelnen Paragraphen. A. trägt in nur sehr ungenügendem Maße der Tatsache Rechnung, daß ein Suffix, von Grenzfällen abgesehen, ein Konglomerat von verschiedenen Funktionen ist, die in einer organischen Betrachtung herauskristallisiert werden müssen. Hinweise wie „generally with either abstract or collective force" (zu *-ame*, p. 15) sind völlig ungenügend.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, im einzelnen die Arbeit durchzubesprechen. Drei Paragraphen seien à titre d'exemples herausgegriffen.

§ 3 und § 98, *-aço*, *-aça*. In der Nominalbildung habe das Suffix „augmentative or pejorative force" (§ 3), in der Adjektivbildung „its force is augmentative, but not pejorative, except that it augments any pejorative force which the uncompounded form may

[1] Eine Ergänzung der Lit. findet sich in der sachkundigen Besprechung von Jos. M. Piel in Biblos, vol. XXII, tomo I, 1946. Beizufügen ist das ebenfalls unbenützt gebliebene FEW.

have". In der Adjektivbildung hätte das Suffix demnach eine andere Entwicklungsstufe erreicht als in der Nominalbildung, ein Widerspruch, der durch die Beispiele nicht bestätigt wird. Schon die Tatsache, daß das Suffix vor allem Ablt. zu Adjektiven bildet, die pejorativ sind, weist auf die pejorative Bedeutung des Suffixes hin. Es sucht sich seine Grundwörter einseitig, d. h. in einer bestimmten semantischen Sphäre aus (vgl. fr. *-aille* im mfr.)[1]. Daß aber *-aço* diese Übergangsstufe schon hinter sich hat, zeigt *ricaço* zu *rico*, das als pejorativ empfunden wird (daneben steht *bichaço* zu *bicho* in der gleichen Bed.). Die Funktion des Suffixes ist augmentativ-pejorativ (s. Meyer-Lübke, GrRS § 414), wobei in einzelnen Ablt. bereits eine weitere, nur pejorative Entwicklungsstufe sich abzeichnet (wie fr. *-aille*, das in einzelnen Fällen von der kollektiv-pejorativen zur pejorativen Stufe übergeht). In der Def. täuscht A. öfters eine Augmentativbedeutung vor, wo in Wirklichkeit eine reine Pejorativbedeutung vorliegt (*doutoraço* „great doctor", nach Figueiredo „homem que ridículamente presume de sábio", *ministraço* „great or clever minister" (!), nach Fig. pop. deprec., *poetaço* „great poet", nach Fig. „o que faz maus versos", *senhoraça* „grande dame", nach Fig. „mulher de baixa estirpe que procura parecer senhora", u. a.). Aus den Beispielen auszusondern ist lediglich die spezielle und für die Pyrenäenhalbinsel bezeichnende Funktion „Schlag, Wurf, Schuß" (s. Meyer-Lübke, GrRS II § 414), die bei Allen wegen der alphabetischen Anordnung gar nicht in Erscheinung tritt; auszugehen ist von *golpazo*, s. Wagner, Z 64, p. 353 ff. *Vinhaça* ist nicht von *vinho* abgeleitet, sondern geht auf lt. *vinacea* zurück (s. M.-L., GrRS § 414), ebenso *galinhaço* auf lt. *gallinaceus (fimus)*, ib. *Terraço* ist kaum von pg. *terra* abgeleitet, sondern ist wie span. *terraza* Lehnwort aus dem gallorom. (s. Bloch-Wartburg[2]). Umgekehrt kommt pg. *pinaça* kaum aus dem fr., da fr. *pinasse* aus dem span. entlehnt ist. *Negaça* ist zu streichen (s. Piel a. a. O.).

§ 4. *-ádego*, *-ádigo*. Alle von A. angeführten Beispiele gehören in eine einzige semantische Gruppe („Abgabe, Recht, Steuer"), die nicht auf das klt., sondern auf das Merowinger- und Karolingerlatein zurückgeht (s. Meyer-Lübke, GrRS II § 482 und HGrFS § 88). Keine dieser Ablt. lebt im npg. mehr. Beides geht aus der Darstellung von A. nicht hervor. Zu ergänzen ist Cuervo, RHisp. XV 1906, 33 ff., Huber § 142 u. a. *Terrádego* „seller's space in a market place" wird von Huber mit „Ackerrecht" übersetzt und gehört ebenfalls zu dieser Gruppe.

§ 11. *-alho, -alha*. Es scheint A. unbekannt zu sein, daß *-alha* nicht nur auf *-aculam*, sondern auch auf den NPl. *-acula* sowie auf *-alia* (N. Pl. zu *-ale*) zurückgehen kann. Die „slightly diminutive force" liegt nur in einzelnen Ablt. vor (wahrscheinlich Einfluß von *-elho* *<-iclu* (s. Wagner Z 64, p. 338). Da beide Suffixe *(-alia* und *-acula)* homonym geworden sind, können sie nur auf Grund der Bed. erkannt werden. In *escumalha* „dross, slag" liegt wegen der Kollektivbedeutung wohl *-alia* vor (vgl. fr. *limaille* usw.). *Tinalha* ist laut REW 8741 aus span. *tinaja* entlehnt und enthält wohl *-acula*. Aus dem Koll. *-alha* konnte ein ebenfalls koll. mask. *-alho* rückgebildet

[1] Cf. V., Kollektivsuffixe und Kollektivbegriff im Franz., Berlin 1950.

werden (vgl. fr. *bestaille* f. > *bestail* m., s. FEW, Meyer-Lübke, RGr II § 439). Dies scheint bei *escumalho* der Fall zu sein, das mit dem f. gleichbedeutend ist, wohl auch bei *cascalho*, das kein Diminutivum („chip"), sondern ein Kollektivum ist (Fig.: „lascas de pedra . . .; escórias de ferro"). *Espantalho* ist nicht Ablt. von *espanto*, sondern von *espantar* (s. Piel, A formação dos nomes de lugares e de instrumentos em português, Lisboa 1940, p. 13). Nicht erwähnt werden sichere *-aculum*-Fälle wie *pregalho*, *entralho*, *trogalho*, *soalho*, *ugalho*, *negalho* und eventuelle Rückbildungen wie *vergalho*, *chocalho*, *cangalho*, *orvalho*, *borralho* (s. Piel, ib.).

Im übrigen müssen wir uns mit einigen Einzelhinweisen begnügen. *Calceata* (§ 5) ist eine supponierte vlt. Form. Pt. *calçada* wird wie span. *calzada* Lehnwort aus dem gallorom. sein (s. Bloch-Wartburg, s. v. *chaussée)*. Die §§ 10 *(-alhão)*, 25 *(-arro*, *-orro* usw.), 27 *(-ático)* sind durch die Suffixstudien Wagners überholt (Z 63 und 64). *Pelame* (§ 12) geht auf ein vlt. *pilamen* zurück (vgl. afr. *pelain*, lütt. *pèlin)*. Eine Reihe von weiteren portug. Ablt. auf *-ame* bei Meyer-Lübke (RGr II § 444), der von A. besonders in wichtigen Fällen außer acht gelassen wird. *Agulhão* und *formão* (§ 17) werden von Piel, Lugares, § 18, als deverbale Ablt. aufgefaßt. *Campeão* ist wahrscheinlich Lehnwort (s. Bloch-Wartburg). *Espingarda* (§ 20, 1 C) kann auch zu § 20, 3 gehören (afr. *espringarde* neben *espringale* und *espringalde)*. *Ourivesaria*, *parçaria*, *sapataria* sind wie *cavalaria* < *cavaleiro* Übergangsbeispiele von *-ia* zu *-aria* [1]. *Chapeleria* und *infanteria* sind wohl Fremdwörter. Die Lebenskraft der Suffixe im heutigen pg. wird von A. nicht untersucht, so daß oft ein falsches Bild entsteht. Alle drei Ablt. auf *-avo* (§ 29) fehlen bei Fig. (s. auch oben *-ádego)*. *Monteira* (§ 43, 2 B) gehört zu § 44, 2, zu *pepineira*, *cascalheira* u. ä. und hat primär nicht augmentativen, sondern kollektiven Charakter (s. dazu Meyer-Lübke, RGr § 469). *Condessa* und *abadessa* (§ 55) sind nicht von *conde* und *abade* abgeleitet, sondern gehen auf kirchenlt. *comitissa* (s. REW) und *abbatissa* zurück. Ebensowenig ist *diaconissa* „apparently a new formation" mit gelehrtem *-issa*, sondern Lehnwort aus kirchenlt. *diaconissa* oder aus dem sp. *Bofete* (§ 56 1 D) ist wahrscheinlich Lehnwort aus dem afr. und nicht aus dem e., wie A. selbst in § 5, 5 B richtig erläutert. Ähnlich ist *salmonete* eher Lehnwort aus dem afr. oder dem span., so daß D wohl zu streichen ist. *Abadia* (§ 74, 2 B) ist nicht Ablt. von pg. *abade*, sondern geht auf kirchenlt. *abbatia* zurück. Zu § 81 *medôcho*, M.-L., RGr § 420, zu § 83, 1 *rastolho*, ib. § 423, zu § 93 *capulho* ib. § 424 und *pedregulho* (§ 40), das ungerechtfertigterweise in einem bes. Paragraphen behandelt wird. *Comunal* (§ 101) schon lt. *communalis*. Die Trennung von *-ão* (§ 105) in augmentative und pejorative Ablt. (1 und 2) ist unhaltbar. *Vilão* (§ 106) ist keine pg. Bildung (vlt. *villanus*, s. Bloch-Wartburg). Zu den seltenen Ablt. auf *-engo* (§ 122, 2) ergänze *solarengo* und *mostrengo* (M.-L., RGr § 515). *Febril* (§ 133) ist nicht Ablt. von *Febre* (vlt. *febrilis*, s. Bloch-Wartburg). Es werden nicht alle Formantien besprochen (es fehlen z. B. *-ocha*, s. M.-L., RGr § 420, und *-aco*, s. ib. § 499, *-az*, *-uz*, *-ázio*, *-úzio* s. Wagner, Z 64, *p*- und *f*-Bildungen Z 63).

Die Arbeit von A. ist eine sehr lückenhafte, im Aufbau unorga-

---

[1] Vgl. V., Kollektivsuffixe, p. 189 ff.

nische Kompilation, die kaum neue Ergebnisse zeitigt, im einzelnen zahlreiche Irrtümer aufweist und deshalb mit Vorsicht zu benutzen ist.

KURT BALDINGER

Lommatzsch (Erhard), *Geschichten aus dem alten Frankreich*. Tome I, Frankfurt a. M. 1947, in — 16, 240 p.; tome II, Frankfurt a. M. 1949, in — 16, 286 p.

Dans l'Avant-propos du tome I, M. L., souhaite que son petit livre sans prétention procure à ses lecteurs un peu de joie, comme il l'a aidé à passer les jours sombres. Nous pensons que ce pieux souhait sera exaucé. Les deux volumes sont élégamment présentés et, pour le fond, ces *Histoires de la vieille France* ne manqueront pas d'intéresser et de divertir. Le plan suivi est le même dans les deux ouvrages — Les morceaux traduits se répartissent en trois groupes: nouvelles, légendes édifiantes, facéties malicieuses. Dans la première série figurent d'abord *le lai du Cor, le lai de l'Oiselet, la Châtelaine de Saint Gille, la Châtelaine de Vergy et le lai de la Rose*; puis trois miracles de Gautier de Coincy et deux autres légendes; enfin deux fabliaux, *les deux Aveugles de Rome*, trois passages amusants du *Livre du Chevalier de la Tour Landry*, deux des *Cent Nouvelles nouvelles*, trois des *Nouvelles Récréations et joyeux Devis* de Bonaventure des Périers et une Nouvelle de *l'Heptaméron* de Marguerite de Navarre. Dans la seconde série, se présentent en premier lieu des lais de Marie de France; ensuite viennent *Del Tumbëor Nostre Dame*, deux légendes pieuses, *le Chevalier au barisel, le dit de l'Unicorne et du Serpent*; enfin se lisent deux fabliaux, un extrait du *Roman de Dolopathos*, *le lai d'Aristote*, *Cupido et Atropos* de Jean Lemaire de Belges. Chacun des deux volumes s'achève par de copieuses notes bibliographiques qui mentionnent soigneusement les différentes éditions, les traductions en diverses langues, les études littéraires dont parfois sont reproduits de courts mais intéressants fragments.

M. L. déclare, dans l'Introduction du t. I, que les traductions qu'il présente s'efforcent de sauvegarder, à l'égard des textes originaux, la „fidélité philologique". La question se pose en effet et elle a parfois reçu des solutions differentes. Les uns estiment avec raison que pour mettre en français moderne une oeuvre médiévale ou pour en donner une version dans une langue étrangère, il faut avant tout en pénétrer parfaitement le sens et la traduire avec une scrupuleuse exactitude; en second lieu, il est nécessaire de la reproduire dans son intégrité, sans rien retrancher, sans rien ajouter. Nous avons des traductions qui répondent pleinement à ces exigences et nous pourrions en citer un certain nombre qui peuvent être regardées comme de magnifiques réussites [1]. D'autres, par contre, ne se croient pas astreints à pareille soumission aux textes anciens et revendiquent la liberté de les traiter plus librement. Comme ils y trouvent des

[1] Signalons toutefois quelques travaux de philologues défunts: Adam le Bossu, *Le Jeu de la Feuillée et le Jeu de Robin et Marion*, traduits par E. Langlois, Paris, E. de Boccard 1923; *La Chanson de Roland*, traduite par J. Bédier, Paris, H. Piazza, 1930; *La Châtelaine de Vergy*, conte du XIIIe siècle, publié et traduit par J. Bédier, Paris, H. Piazza, 1927.

redites, des longueurs, des digressions, ils n'hésitent pas à supprimer ce qu'ils considèrent comme des défauts. Dans son introduction aux *lais* de Marie de France, P. Tuffrau affirme sans ambages: ,,C'est un but de transposition esthétique que je me suis proposé et il ne m'a pas paru nécessaire pour y atteindre de transporter dans cette version jusqu'aux imperfections du modèle?"[1] Auparavant il avait parlé plus simplement de renouvellement ou d'adaptation. Il présentait, en effet, *Raoul de Cambrai* dans les termes suivants: ,,Comme pour la légende de *Guillaume d'Orange*, je prie le lecteur de ne chercher ici qu'une adaptation libre, arbitraire donc dans une certaine mesure" [2]. De même, L. Stouff traduisant *Mélusine* de Jean d'Arras nous avertit qu'il ,,a eu soin d'éliminer tout le fatras d'érudition et de scolastique qui rendrait l'oeuvre de Jean d'Arras illisible pour quiconque"[3]. Il paraît difficile d'admettre que, dès que l'arbitraire entre en jeu, la rigueur scientifique puisse y gagner beaucoup.

Que faut-il penser des traductions en langue allemande que M. L. nous a proposées. Sans doute il nous prévient que çà et là il a employé des tournures un peu plus libres pour les mettre en harmonie avec le ton de l'oeuvre originale et qu'il s'est efforcé de rendre dans une prose facilement intelligible les morceaux, spécialement les pièces de vers, dont la valeur formelle était assez faible. Nous comprenons jusqu'à un certain point ces libertés. Toutefois M. L. nous permettra de lui soumettre quelques remarques qui porteront d'abord sur l'intégrité, ensuite sur l'interprétation des textes choisis.

Nous aurions souhaité que dans certains cas il respectât davantage l'original et qu'il en donnât une reproduction plus adéquate. Pour des raisons de bienséance, il a supprimé ou voilé quelques passages scabreux d'un fabliau et personne ne pourrait l'en blâmer [4]; il est d'autres suppressions qui peuvent moins aisément se justifier. Parmi celles que nous avons relevées, nous n'en citerons que quelques – unes, vraiment typiques. Dans les *Deux Aveugles de Rome* qui sont empruntés à *Renart le Contrefait*, tout un développement a été ramassé en quelques phrases [5]. Le *lai d'Aristote* est amputé des 59 premiers vers et les 58 derniers sont écourtés et transformés [6]. Les additions sont moins nombreuses. Signalons toutefois que pour le fabliau de *Barat, de Huimet ou des trois larrous*, les noms des trois fripons sont expliqués et commentés, alors que rien de pareil ne se trouve dans l'original [7]. De plus, dans le texte du *lai d'Aristote* une allusion discrète est faite à l'apologue du Chat du roi Salomon, mais, pour plus de clarté, sans doute, M. L. développe la parabole assez complaisamment [8].

---

[1] P. Tuffrau, *Les lais de Marie de France*, transposés en français moderne, Paris, H. Piazza, 1925, p. XI.

[2] *Raoul de Cambrai*, chanson de geste du XIII[e] siècle renouvelée par P. Tuffrau, Paris 1924, p. 11.

[3] Jean d'Arras, *Mélusine*, adaptation en français moderne par L. Stouff, Paris 1925, p. 7.

[4] II p. 217 et 232; A. de Montaiglon et G. Raynaud, *Recueil de Fabliaux*, V, p. 243 et 262.

[5] I, p. 173; G. Raynaud et H. Lemaître, *Renart le Contrefait*, v. 31842—31850.

[6] II, p. 217 et 232; *Fabliaux*, V, p. 243 et 262.

[7] II, p. 192; *Fabliaux*, IV, p. 93.

[8] II, p. 227; *Fabliaux*, V, p. 256.

Ce ne sont là que vétilles — L'essentiel est que les anciens textes soient parfaitement compris et rendus dans leurs moindres nuances. Nous convenons volontiers que M. L. a réussi généralement à triompher des difficultés de notre vieux langage et ce n'est pas un mince mérite. Nous nous bornerons à lui proposer quelques menues retouches. Une première observation a trait au mot *samblant: samblant* signifie d'abord „aspect réel", puis, comme l'apparence s'oppose souvent à la réalité, il a pris peu à peu une acception péjorative, désignant une „apparence feinte ou trompeuse" et c'est le seul sens qu'il ait gardé de nos jours; de même, l'expression *faire semblant* ne veut dire aujourd'hui que „feindre", alors qu'elle était autrefois synonyme de „faire montre". Dans la *Châtelaine de Vergy*, en particulier, les deux sens se rencontrent couramment, mais M. L. ne semble pas les avoir toujours nettement distingués. Prenons, comme exemple, les premiers vers de ce charmant poème:

Une maniere de gens sont
Qui d'estre loial samblant font
Et de si bien conseil celer
Qu'il se convient en aus fier.

M. L. traduit: „Es gibt eine Art Leute, die sich den Anschein zu geben wissen, ohne falsch und verschwiegen zu sein, so daß . . ." J. Bédier interprète correctement ces vers: „Il est une sorte de gens qui se targuent d'être loyaux et de si bien garder les secrets que . . ." [1].

Un autre passage du même poème ne semble pas avoir été bien compris:

Comment a lui me contenoie
De pensser, quant je nel veoie.

M. L. rend ces deux vers par „wie mußte ich immerfort nur an ihn denken, wenn ich ihn nicht sah"! Bédier donne une version plus correcte: „Quand je ne le voyais pas, comme je restais serrée contre lui par la pensée" [2]! Une phrase des *Cent Nouvelles Nouvelles* doit être également relevée: *le prindrent par teste, par piez et par jambes et tout en air le sourderent et tant hucherent qu'il ouvrit ses yeulx* . . . M. L. traduit: „hoben ihn an Armen und Beinen in die Höhe und schüttelten so lange bis er die Augen öffnete"; *huchier* vent dire non pas „secouer", mais „appeler en criant"; voir le glossaire de notre édition des *Faietz et Dietz* de Jean Molinet et *REW* 4224 [3].

Il nous faut mentionner aussi quelques vers du *Chevalier au barisel:*

v. 557 *Trespassé a mainte valee*
Et mont grant tertre, toz deschaus,
Oirre par froiz, oirre par chaus,
Oirre parmi ces sauvecines
Parmi roinsces et par espines.

M. L. donne comme traduction: „Barfuß irrt er weiter oft auch durch wildes, dorniges Gestrüpp, in Frost und Hitze." *Sauvecine* est mal rendu. Ce mot signifie „bête sauvage"; c'est une variante de *sau-*

[1] I, p. 54; J. Bédier, *La Châtelaine de Vergy*, p. 19.
[2] I, p. 77; J. Bédier, *ibidem*, p. 95.
[3] I, p. 190; *Les Cent Nouvelles Nouvelles*, éd. Garnier frères, p. 33.

vagine, voir Godefroy VII, 332 [a]. Cette forme s'explique par la double alternance en picard de la chuintante sonore et de la chuintante sourde d'une part et du son *c* et *ch* d'autre part [1].

Citons, pour terminer, un tercet du premier *Conte de Cupido et Atropos:*

v. 58 *La vieille Mort qui tout froisse et espautre*
Par grant mescompte eut saisy l'are d'Amours
Duquel il navre et point Martin et vautre.

M. L. propose: „Atropos . . . hatte in ihrer Trunkenheit den Bogen des Liebesgottes versehentlich ergriffen, mit welchem er seinen Opfern im Hinterhalt aufzulauern und sie zu verwunden pflegt.“ L'expression *Martin et Vautre* n'a pas été comprise et elle ne pouvait l'être, car elle doit être corrigée. Dans son édition, M. L. considère *Vautre* comme un verbe qu'il traduit au glossaire par „sich wälzen lassen, zu boden strecken“. Or, *vautre* n'est pas une forme verbale mais un nom de personne *Vautre*. En picard, l'alternance de *V* et *W* est un fait courant. En voici un exemple, entre beaucoup d'autres: G. Espinas, *Vie urbaine de Douai*, III, 103: *se deux hommes estoient courchiet* [„irrités“] *l'un a l'aultre et on wausist* [„et qu'on voulût“] *donner trieves* (1250). *Martin et Vautre* est une variante des expressions *Waultier ne Waultre, Copin et Waultre;* voir l'Index des Noms propres de notre édition des *Faictz et Dictz*. Nous disons encore aujourd'hui *Pierre ou Paul* pour désigner „n'importe qui“, „le premier venu“.

M. L. se défend d'avoir voulu donner une bibliographie tout à fait compléte et nous comprenons fort bien que les circonstances n'étaient guère favorables pour qu'il réalise pleinement son dessein. Nous lui soumettons quelques compléments: I n⁰ 2: A. Pauphilet, *Contes de Jongleur*, Paris 1932, *le lai de l'Oiselet*, p. 51—69; I n⁰ 4: A. Mary, *La Chambre des Dames*, Paris 1922, *la* Châtelaine de Vergy, p. 195—220; I n⁰ 6: Myrrha Lot – Borodine, *Miracles de Notre Dame*, Paris, 1929, *Du Cierge qui descendit sur la vielle du menestrel a Notre Dame de Roc-Amadour*, p. 78—83; I n⁰ 8: Myrrha Lot – Borodine, *Miracles de Notre Dame, Du larron pendu que Notre Dame soutint de ses blanches mains*, p. 40—43; I n⁰ 12: L. Brandin, *Lais et fabliaux du XIII*e *siècle*, Paris 1932, *Le Vilain qui conquit le paradis en plaidant*, p. 109—114; I n⁰ˢ 15 et 16: P. Champion, *Les Cent Nouvelles Nouvelles*, Paris 1928, voir le compte-rendu de M. Roques, *Romania* LIV, 562—566; II n⁰ 14: A. Pauphilet, *Contes du Jongleur, le lai d'Aristote*, p. 31—49; II n⁰ 15: de l'ouvrage de K. Miriam Munn sur Jean Lemaire de Belges, ajouter notre compte-rendu, Zeitschrift für romanische Philologie LX, 515.

[1] II, p. 171; O. Schultz-Gora, *Du Chevalier au barisel*, p. 97.

† Noël Dupire

Register zu Bd. LXVII

Sachregister

a > *aa, aha* im afr. 297
á[> *ó*[in südrom. Mda. 113
ā́ > *ṓ* im mdän. 112, im anord. 114
aa: ursprüngl. ~ in afr. Eigennamen 297
-*able* in mfr. Coutumes 12 Anm. 2
-*aco* pg. 460
-*aço*, -*aça* pg. 458–459
Aconcagua (Vulkan) 306
Acosta, Jos. de 309, 313–317
Adam de Givenchi 51, 54, 57
Adam de la Halle 68, 72
Adam le Bossu 461 Anm. 1
-*ádego*, -*ádigo* pg. 459
adjectif démonstratif en apposition 163
Adverbkonstruktionen im fr. 374 bis 375
affectivité emphatique 152
Agilolf 389–391
Agolant (Riese) 396
agrammatische Störungen 349
-*aiant* sard. Imperf.-Endung 180 Anm. 6
-*aille* mfr. 459
Albert von Aachen 115
Alfonso de Paradinas 233
Alfonso Martínez de Toledo 225
-*alhão* pg. 460
-*alho*, -*alha* pg. 459
Allegorese: patristische u. mlat. 277 (= 276 Anm. 2)
altfranz. Literaturgesch. (Gröber, G. Paris) 277 ff.
Altitalienisch: *Early Italian texts*, ed. by C. Dionisotti and C. Grayson (Bespr.) 371–372
Alvarado, Pedro de 306, 308, 311, 317
Alvarez, Joan 307
Amatus von Montecassino 273 u. Anm. 1
ambiguëdad im *Libro de buen amor* 252
Amblève, Schlacht von 389–392
Ambrosius 118
Amerikanistik: *Amerikanistisches Wörterb.* (G. Friederici) (Bespr.) 368
Amnesie 349
Analogieformen im anglonorm. 297
Annales Lobienses 392–393
Annales Mettenses 389–391
-*annaš* heth. Suff. Gen. 359
Anselm von Canterbury 123
ante- in mfr. Juristensprache 11 Anm. 2
Anthroponymie: s. *ci* „nous" (ait.) 255–256
-*ão* pg. 460
äolische Inseln (ihre Namen) 301 bis 302
Aphasie 349
Appel, C. 272
apposition: adject. démonstr. en ~ 163
Arcipreste de Hita: *Zur Charakteristik des Libro del* ~ 225–254; Aufbau 225–226, Rolle der Exempel 226 ff., Ich-Darstellung (Selbstaussagen) 231 ff., Sinn (Deutung) des Werkes 239 ff., bes. 251, doppelte Thematik: religiös-ethisch 239, mundan-amurös 246, Sündenlehre 240 ff., Religiosität d. Autors 243 ff., didaktische Züge 243–245, Deutungstheorie d. Autors 246, Ironie, Parodie 247 ff., Begriff des buen amor 249, Liebestheorie 249 ff., dualistische Spannung 251, ambiguëdad 252
Arcipreste de Talavera 225
-*aria* pg. statt -*ia* 460
Armod 116
Arnaut Daniel 62
-*arro* pg. 460

Arthurische Literatur: *Nachtrag zu „Der Schöne Feigling in der arthur. Literatur“* 289–298
Ascoli: seine Stellung i. d. Diskussion d. Problems d. Lautgesetze 339
Aspiration im toskan. 329
Aspremont, Chanson d' ~ 107, 385
Assimilation 349
Astronomie: bäuerliche ~ in Galizien (Anzeige) 344
-atar heth. Suff. 359
-ático pg. 460
Atre Perillous, L' ~ 298
au > *a* im illyr. 335
Aucassin et Nicolette: *Étude descriptive de la chantefable* ~ 409 bis 457; les deux parties de la ch. 411–423, la langue 423–434, vocabulaire 425–430, prose et laisses 435–457, alternance 435 ff., discours direct 419, disc. indir. 424, parallélisme de cert. scènes, répétition 419, tableau des propositions subordonnées 423, interjections, tournures exclamatives 430, style; couples de mots 431, 453; explétif 434, apposition libre 434, couples de phrases 454, enchaînement 439, reprise d'un point de départ 443 ff., encadrement 445, laisse et romance (schéma) 449 ff., construction asynthétique 452, constr. nominale 453, vers 454.
Auctoritas spiritus 121, 123
Audigier 387
Auerbach, E. 276–277
Augustin 118, 277 (= 276 Anm. 2)
Auslautvokale u. Harmonisierung im ital. 319–328
Ausonius 202, 211
Austernzucht a. d. fr. Westküste 188
Autcharius, s. *Ogier*
Avenarius, R. (Philosoph) 281
Aveugles de Rome, Les deux ~ 461 bis 462
-avo pg. 460
-az pg. 460
-ázio pg. 460

baiser le verrouil de l'huis (Rechtsbrauch) 14 Anm. 1 (zu S. 13)
Baist, G. 272–275
Bally, Ch. 372–373
Barbi, M. 380
Barros, João de 310
Barsegapé 371
Bartsch, K. 266
Basin 388, 390
Baskische Ortsnamen: *El vascuence en la Rioja y Burgos* (J. J. Bta. Merino Urrutia) (Anzeige) 341–342
bâton als Besitzsymbol 13 Anm. 1
Baudelaire, Ch. 438
Bauernhaus: i. d. westfr. Marais 192 ff., Grundformen u. Bauart in Westfrkr. 215 ff.
Bäumer, G. 380
Bazin, R. 188 Anm. 1
bea- (mask.) + fem. Wörter 295
Beatrice 379–381
Beaumayns-Roman 292–293
Beck, Joh.-Bapt. 286
Becker, Ph.-A. 275–276, 286 u. Anm. 2, 386, 392
Bedeutungsfelder 349
Bédier, J. 385–386, 388 ff., 406 bis 407, 411
Behrens, D. 272
Benoit 106
Benvenuto von Imola 120
Benzoni, Gir. 312–313
Berard de Montdidier 399
Berenguella von Portugal 116
Bergün: Umlaut 323 Anm. 1
Bernart de Ventadorn 67
Béroul 387
Bersoglisvísur, s. Sighvatr 115
Berthe 388, 390
Bertrand de Bar-sur-Aube 385 bis 387
Beschwörungsformeln in Sard. 180
Besitzsymbole: bâton, rameau, gazon, clef, ceinture 13 Anm. 1
Bibelerklärung d. Spätantike 119
Blanche Lande (s. auch Lande) 293
Bleheris 387–388
Blondel de Nesle 50, 66, 73
Bocage (Heckenlandschaft) 198 bis 200
Boccaccio 382
Bodmer 383
Boeve de Haumtone 108, 297
Bonaventura 118, 121
Bonaventure des Périers 461
Bonnardot, F. 260
Bonvesin da Riva 371
Borchardt, R. 379
Böser Blick: Formel dagegen in Sard. 179
Bottari, Giov. 312–315
Bottoni, L. 312
Bragi Boddason 112
Braihierepisode 400

brande in ON 198
Brandes (Heidelandschaft) 198
Brandl, A. 286 u. Anm. 1
brandon als Besitzsymbol 13 Anm. 1
Brenne (Heidelandschaft) 198
Brentano, Lujo 262
Bresslau 262, 273 Anm. 1
Bretonisch der paludiers von Bourg-le-Batz 188
Brière: Mensch u. Landschaft 188 bis 189
Brink, B. ten 262, 286 u. Anm. 1
Browning 383
Brunetière, F. 285
Brunetto Latini 299, 300 Anm. 1
Brunhes, J. 188 Anm. 1
Brut 289, 291, 387
buen amor: Begriff des ~ 249
Bühler, G. 262 Anm. 1
Bühler, K. (Sprachtheorie) 351
Bulgarien: rumän. Substrat im NO 346
Buti 119
Byron 383
Byzanz: Einfluß auf Gesch. d. Dobrogea 346–347

Calques: tournures- ~ 149
Cariado: s. Feiglingsmotiv 298
Carletti, Fr. 312
Carlyle 383
Carmen de gallo „Multi sunt presbyteri . . .“ 124
Carnal: Don ~ u. Doña Quaresma 226, 237–238
Carossa 376
cas: au (en) ~ que in mfr. Coutumes 12 Anm. 3
Cassiodor 122
ceinture als Besitzsymbol 13 Anm. 1
Cellini 282
Cent Nouvelles Nouvelles 461, 463
Cerro Quemado (Vulkan) 306
Cervantes 296
Cesario 301
chandelle in folklor. Wendungen 13 Anm. 1
chanson d'amour: bei Simon d'Authie 58–62
chansons de geste: *Les ~ et l'histoire* (R. Lejeune) (Bespr.) 388 bis 407
Chanson d'Agolant 401
Chanson d'Aspremont 107, 385
Chanson de Godin 290, 295
Chanson de Guillaume 396
chantefable: *Étude descriptive de la ~ „Aucassin et Nicolette“* 409 bis 457
Charentes (Landschaft) 201 ff.
Chasles, Philarète 270
Chastelain de Couci 50, 57, 66, 73
Châteaubriant, A. de 189
Châtelaine de Saint Gille 461
Châtelaine de Vergy 461 u. Anm. 1, 463
Chaucer 383
Chauvetan, U. 313
Chevalier au barisel 461, 463
Chiesa, Fr. 148
Chilperic 389–390
Chlodwig 205
chouannerie 199, Gegner der ~203
Chrestien de Troyes 290, 293, 296
Chronik von Nájera 108 Anm. 1
Chronique de Moissac 392–393, 397
ci „nous“ (ait.): *Preuves anthroponymiques de l'existence du pronom atone ci „nous“ en ital. au XIIe siècle* 255–256
Cicero 277 (= 276 Anm. 2)
Cid: *Cantar de Mio ~* 108 Anm. 1, 229, 437, 449
Cieza, Pedro de 308–309, 311
clef als Besitzsymbol 13 Anm. 1
co-, com-, con- in mfr. Juristensprache 11 Anm. 2
coblas doblas 75
coblas singulars 73
coblas unissonans 73–77
codicia: Ursünde im *Libro de buen amor* 239–240
Cofre de Perote (Vulkan) 306
Colars li Boutelliers 57
Coleridge 383
Colin Muset 50
Collodi, C. 148
Columbus als Islandfahrer 117 Anm. 2
com-, con- mfr. 11 Anm. 2
Confolentais: Kulturformen im ~ 204–205
Constantin d'Outremarin (= Kaiser Konstantin) 395
conte bleu 421
Conte de Cupido et Atropos 464
contre- in mfr. Juristensprache 11 Anm. 2
Conversio Othgerii 402, 404
Coquille, Guy 5, 6
Cortés, Fernand 306, 308, 311 bis 312, 318 Anm. 1
Cosegüina (Vulkan) 306
cours d'amour 68
Couto, Diogo do 310

Coutumes: *Die ~ und ihre Bedeutung für die Geschichte des französ. Wortschatzes* 3–48; Definition 3 Anm. 2, Bibliographie 3 Anm. 3, Redaktion 4 ff., C. générales, C. locales 4 ff., Verteilung der C. 5 (= 4 Anm. 2), Sprache 7 ff., Bedeutung f. d. Mda.-forschung 9 ff.
Cravaliz, Agostino de 311–312, 317
Crignon 318 Anm. 1
Croce, B. 283 u. Anm. 2, 379
Cronica de li Imperadori 301
-ct- (lat.) > *-it-* (avenez. averon.) 329
Cueva, Béatrix de la 308
Curtius, E. R. 379, 386–387
Curtius, L. 274 (= 273 Anm. 3)

Dante: Zu Par. XII, 136–137: 118–123. – 228, 234, 238, 245, 276 Anm. 2, 378–381; Einfluß u. Nachwirkungen im Ausland: *Dante's fame abroad* (W. P. Friederich) (Bespr.) 381–384; Dantekommentatoren 119
Decretum Gratiani 245
Desconëu-Motiv 290, 295
Desiderius (Langobardenkönig) 392 ff.
Desonorisierung in Südapulien 331
Destruction de Rome 107
détresse-Phänomene 322, 324
Deutsch: *Der Sinn des Wortes „~“* (J. L. Weisgerber) (Bespr.) 359 bis 368; *La langue allemande en France* (P. Lévy) (Bespr.) 408
Dhuoda 276 u. Anm. 1
Dialektologie: span. Unters. angez. 341–342
Diaz del Castillo, Bernal 309
Didaktische Züge des *Libro de buen amor* 243, 245, 251
Diez, Fr. 257, 263–264, 270, 286 Anm. 2
Diphthongierung, bes. im Ital. 325, 327 f.
Diplom von Saint-Yrieix 402
Direkte Rede im *Aucassin* 419
Dissimilation 349
Dit de l'Unicorne et du Serpent 461
Dobrogea: *Dobrudža* (P. Mutafčiev) (Bespr.) 345–348
Doerr, F. 264
Dolopathos 461
Donatus 118
Don Quijote 296
dr- > *tr-* i. d. Südromania 113
Dreifelderwirtschaft 206–207, 213
Dreschen d. Getreides im Freien in Westfrkr. 215
Drobisch, M. (Philosoph) 258, 281
droit écrit, droit coutumier 5 (=4 Anm. 2)
Du Bois, J. 287
Dudo v. Saint-Quentin 406
Duranti, G. 245
Durmart 292, 293
-dža türk. Suff. 348

ĕ > *ie* in Oberital. 327
ẹ (lat.) > *ę* (kors. kat.) 328–329
ę (lat.) > *ẹ* (kors. kat.) 328–329
ę (bares.) < *ai* < *ẹ* (lat.) 331
e: unorganisches ~ im anglonorm. 297
Ebert, Adolf: seine wiss. Leistung 258–260, 266, 269, 276
Edda 117
Eginhard 394
Eichendorff, J. v. 436
Eigennamen: nordische ~ in afr. Dichtung 106–110
Eilhart von Oberg 295
ejemplo, s. Exempel
Ekkehard (Chronist) 406
Eleonora von Portugal 116
-elho pg. 459
Emphase: s. affectivité emphatique, insistance emphatique
enchaînement des laisses *(Aucassin)* 439
-engo pg. 460
Entzauberungsthema 294
Epen: ihr geschichtl. Hintergrund 388 ff., Epentheorie 406–407
Erec 295, 396
-eresse in mfr. Coutumes 12 Anm. 2
Erkenntnisideal G. Gröbers 280 bis 281, 288
Erstbelege: mfr. ~ 17 ff.
Escanor 296
-et frz. Dimin. -Suff. 296
Etienne Boileau 303
eu (germ.) > *eo* > *ie* (ndl.) 362
ęu (roman.) > *ieu* 363
Eutropius 302
Evlija Čelebi 346
Exempel: Rolle der ~ im *Libro de buen amor* 226 ff., Quellen der ~ 229, Hauptexempel: der Erzpriester selbst 231

f-Anlaut bzw. *h*-Anlaut im Span. 112 (= 111 Anm. 2)
fabla beim Arcipreste de Hita 229

fablilla beim Arcipreste de Hita 230
Fachwerkbau in Westfrkr. 218
Faits des Romains 299
Faictz et Dictz 463–464
Farrère, Cl. 438 Anm. 1
Federzoni, G. 379
Feiglingsmotiv: *Nachtrag zu „Der Schöne Feigling in der arthurischen Literatur"* 289–298: Prolongierung des Feigheitsmotivs 290, sexuelle F. 297, Cariado (in Thomas' *Tristan*) ein sch. F. 298
Femininbildung i. d. mfr. Coutumes 12 Anm. 2
Fergus 289, 293, 294
Fernán González, Poema de ~ 229
Fernández de Oviedo, Gonzalo 301, 308, 313
Fierabras 259, 266
Figuralsystem (Auerbach) 277 (= 276 Anm. 2)
Flachsbearbeitung: Wortschatz 169–172
Florence de Rome 296
Floriant 296
Florio, John 304, 312
Foerster, W. 273 Anm. 2, 286, 411
Folklore i. d. mfr. Coutumes 12 bis 13
Fornsögur Suðrlanda 117
Foulques Fitz-Warin 294
France, A. 438
Franciosini 304
Fränkisch: *Französisch und* ~ 167 bis 173
Frankreich: *Geschichten aus dem alten* ~ (E. Lommatzsch) (Bespr.) 461–464
Franz von Assisi 371
Französisch und Fränkisch 167 bis 173
Französisch: regionales ~ i. d. mfr. Coutumes 7
Frauenschönheit: Ideal der ~ im *Aucassin* 421
Frings, Th. 359–368
frôler: Origine et évolution sémantique de ~ *élucidées par le verbe espagnol rozar* 174–178
Fumée, sieur de Marly le Chastel 313
Furetière 315, 318 Anm. 1

ǵ für *é* im sizil. 332
Gace Brulé 50, 55, 57
Gagauzen: ihre Herkunft 347–348
Galfred von Monmouth *(Historia regum Britanniae)* 291–292, 296, 387
-gant in afr. PN 108
Gasthaus: *Beitr. z. Gesch. einiger Bezeichn. für* ~ (Gerster) (angez.) 337
Gâtine (Heidelandschaft) 198
Gautfrid, König v. Dänemark 401
Gautier de Coincy 461
gazon als Besitzsymbol 13 Anm. 1
Gehöftbildung in d. poit. Ebene 207, 217
genetische Sprachforschung 280 bis 281
Gennrich, F. 286
Georg von Ostia 364
Gerart Pateg 371
Gerichtssprache: frz. ~ u. Allgemeinsprache 20
Gerin de Plaisance 397
german. Rechtsgewohnheiten i. d. Romania: ihre Verbreitung i. d. Coutumes 13–14
german. Sprachelemente i. d. lothr. Coutumes 9
german.-roman. Zusammenhänge im Mittelalter 359–368
Gerundium, Gerundivum: *Unters. üb. d. lat. Gerundium und Gerundivum* (P. Aalto) (Bespr.) 356–359
Gervais de Tilbury 304
Gespräch (sprachl. Verständigung) 349
Gesta Fontanellensium 389
Gewanne 206–207, 213
Ghellinck, J. de 275
già (it.) zur Hervorhebung 158
Giacomino da Verona 371
Gil de Albornoz 233
Girald von Bari 106
Girart de Fraite 385–388
Girart de Roussillon 260, 384–388, 390, 406
Girart de Vienne: *G., comte de V., dans les chansons de geste; G., comte de V., et ses fondations monastiques* (R. Louis) (Bespr.) 384–388
Giraudoux, J. 374
Godefroy (Normannenfürst) 401
Godefroy de Viterbe 300
Goethe 383, 450, 455
Gonzáles Dávila, Gil 306
Gormond: sein Urbild: Normannenkönig Wurm, dän. Seekönig G(uth)orm, isl. Landnehmer Geirmund; identisch mit Hasting 106–107, 109
Gracián, Baltasar 382
Grazian (Jurist) 118

Gräzität: *Hist. Gramm. d. unterital.* ~ (G. Rohlfs) (Bespr.) 355 bis 356
Gregor der Große 118, 120
Griechisch: *Dict. étym. de la langue grecque* (E. Boisacq) (Bespr.) 354–355
Gröber: *Gustav Gröber u. die roman. Philologie* 257–288
Grundriß der romanischen Philologie (G. Gröber) 261, 269 ff.
Guardini, R. 380
Guérande: Mensch u. Landschaft 187–188
Guglielmus Duranti 245
Gui de Dampierres 117 Anm. 1
Guilhelm de Bergadan 396, 402
Guillaume d'Angleterre 296
Guillaume IX d'Aquitaine 384
Guillaume de Dôle 435
Guillaume d'Orange 462
Guillaume (Gilles) li Viniers 50, 54, 69
Guinemer von Boulogne 115
Guinglain: engl. Version 290, 294
Guiot de Provins 296
Guitalinlied 117
Guittone d'Arezzo 371
Gyber: Monte ~ (= Ätna) 304

h-Anlaut bzw. *f*-Anlaut im Span. 112 (= 111 Anm. 2)
Haager Fragment: *Über das* ~ 131 bis 146
habuit > afr. *out* (Metathese) 177
Hákon Pálsön 115
Halsband der Taube: s. Ibn Ḥazm 250–254
Hanfbearbeitung: Wortschatz 169–172
Haplologie im Frz. 297
Harmonisierung u. Auslautvokale im Ital. 319–328
Hartmann von Ouwe 293
Hasting: identisch mit Gormond 106–107, = lat. Alstagnus, afr. Hasteins, Hastenc 107, = lat. Arastagnus 107, = anord. Almsteinn, -s 107
Háttalykill, s. Ragnvald 116
Hauptmann, G. 380
hazaña beim Arcipreste de Hita 229
Heckenlandschaft (bocage) 198 bis 200
Heidelandschaften in Westfrkr. 198
Heine, H. 436, 450
Heinrich von Veldeke 364
Heiss, H. 412
Helpricus 389
Henricus Hostiensis 245
Hephaistos-Kult a. d. äolischen (liparischen) Inseln, auf Knidos u. Sizilien 302
Heptaméron 461
Herbart 258
Herder 383
Herrera, Antonio de 309, 316
Herrig, Fr. Chr. Ludw. 267 u. Anm. 1
Hervorhebung im ital. u. frz., s. mise en relief 147–166
Hieronymus 118
Hilka, A. 273 Anm. 2
Hirsekultur in Westfrkr. 211
Historia regum Britanniae (Galfred von Monmouth) 291–292, 296
Hoepffner, E. 286
Hofmann, Konrad 272
Höhlenwohnungen in Spanien (Anzeigen) 342
honnête homme: Sprache des ~ 374
Hornprobemotiv 293
hortillonage (Kleingartenwirtschaft) 211
Hraban 118
Hue de Rotelande 291
Hue le Maronnier 54, 69
Hugo, Abel 185, 187, 188 Anm. 1, 199–200, 204 Anm. 1
Hundertjähr. Krieg 205
Huon de Bordeaux 290, 295

ī-Umlaut in Mittelitalien 320–324
-ible i. d. mfr. Coutumes 12 Anm. 2
Ibn Baṭṭūṭa 346–347
Ibn Ḥazm 250–254
Ich-Darstellung im *Libro de buen amor* 225, 231 ff., Handlungs-Ich 234–236, 239, 251, Erzähler-Ich 235, 239, Funktion des Ich 237
-ie (rum.) < *ĕ* (lat.) 325 Anm. 2
-ière i. d. mfr. Coutumes 12 Anm. 2
Illyrisch: Wortrelikte 336
Iñesta, Fray Blas de 307
Infanten von Lara: Sage 117
Infierno: isla del ~ (Tenerifa) 301
Infierno de Masaya (Vulkan M., Nicaragua) 301, 306
infinitif antéposé 160
Innozenz IV. 245
insistance emphatique 153
Intentionalität i. d. Sprache 349
Ironie im *Libro de buen amor* 247ff.

Isidore de Séville 118, 300, 304
-iska germ. Suff. 362
-istre i. d. mfr. Coutumes 12 Anm. 2
-it- (avenez. averon.) < *-ct-* (lat.) 329
Italienisch: *Bemerkungen zur it. Lautlehre* 319–332; *Hist. Grammatik d. ital. Sprache* (G.Rohlfs) (Bespr.) 319–332
-itsa slav. Suff. 348
Iztaccihuatl (Vulkan) 306

j (lat.) > *χ > š (südapul.) 331
Jacopone da Todi 371
je: morphème verbal 161
Jean d'Arras 462
Jean Lemaire de Belges 461
Jean Molinet 463
Jehan Bretel 68
Jehan l'Orgueneur 57
Jeu de la Feuillée 461
Jeu de Robin et Marion 461
jeux partis: Charakter u. Inhalt im allgem. 65, 68, bei Simon d'Authie 64–70, ihre Melodien 66–67, Improvisation 66 ff.
Joachim von Floris 118
Jocelin 106
Johannes Chrysostomus: *Nathan und* ~ 118–123, Lebensgeschichte 122
John, R. L. 379
Johnston 411
Julius Obsequens 302
Junggrammatiker 263
Juristensprache: Schöpfungen der mfr. ~ 15
Juan de Mena 382
Juan Ruíz, Arcipreste de Hita 234

Kakuminale Laute in Unterital. 355
Kanzone bei Simon d'Authie 73
Karl d. Gr., Karlssage 389 ff.
Karl d. Kahle 390
Karl Martell 205, 389, 392
Karlamagnússaga 117
Karnevalsbräuche in Galizien (Anz.) 344
Kastanienkultur in Westfrkr. 211
Keats 383
Keller, Gottfr. 260, 274 (= 273 Anm. 3)
kelt.-bret. Einschlag a. d. Insel Yeu 197
Kircher, Ath. 312, 315
Kleine Kirche (Sekte i. d. Gâtine) 198 Anm. 2
Klopstock 383
Knapp 262
Kongruenz 349
Kontamination 349
Kontrafaktur bei d. jeux partis 67
Korsisch: Vokalismus 328 f.
Körting, G. 279 Anm. 1
Küchler, W. 379
Kulhwch 296
Kulturwandlungen: *Tradition und ~ in Westfrankreich* 184–224
Kuß im Feudalrecht 14 (= 13 Anm. 1)
kymrische Personennamen 291
Kyot-Wolframs *Gahmuretroman* 290
Kyot-Wolframs *Parceval* 291–292

Lac de Grandlieu: Beschreibung 189
Lai d'Aristote 461–462
Lai du Cor 461
Lai de l'Oiselet 461
Lai de la Rose 461
Lamartine 382
Lana 119
lande in frz. ON 198
Lande: de la ~ (Attribut; s. auch Blanche Lande) 293
Landor 383
Landwirtschaft: Pflugtypen in Span. u. Portugal (Anzeigen) 342–343
langage hypocoristique 150
Lanzelet 290, 295
Lavater 289
La Peyrere 318 Anm. 1
Las Casas, Fray Bartholomé 307
Latein: *Lat. etym. Wörterb.* (Walde) (Bespr.) 352–353
Lautgesetze: s. Phonetik 339
Lautlehre: *Bemerkungen zur ital.* ~ 319–332
Lautverschiebung: hochdeutsche ~ 330
Le Braz, A. 187, 188 Anm. 1
Le Breton 318 Anm. 1
lección beim Arcipreste de Hita 230
Légende de Charles Martel 388 ff.
Lehmbau in Westfrkr. 218
Leistung der Sprache 350
Lepère, A. 187
Letztbelege i. d. mfr. Coutumes14
Libro de Alexandre 247
Libro de buen amor 225–254
Liburnio, Nicolò 311
Liebestheorie im *Libro de buen amor* 249 ff.

Liga 205
Livre du Chevalier de la Tour Landry 461
Livre des Mestiers (Etienne Boileau) 303
Livre du Tresor (Brunetto Latini) 300 Anm. 1
Lobbes 390
locutions de renforcement 158
Lommatzsch, E.: Widmung 1–2
Longfellow 383
López de Gómara, Fr. 301, 307 bis 308, 311, 313, 316
Lot, F. 387, 392
Loti, P. 222 Anm. 2
Lüdtke, G. (Verleger) 261
Luis Velez de Guevara 382

Mabonagrain 295
Macrobius 277 (= 276 Anm. 2)
Maffei, Joann. Petri 315
Mainet 388, 390
Maiskultur in Westfrkr. 211
Mahn 266
Malmedy, Schlacht bei ~ 389
Malory 289, 294
Manessier 297
Manitius 275
Manzoni, A. 148
Map, Walter 290–291, 297
Marais: Land u. Lebensformen der Bewohner 184–196; sprachl. Gegensätze zw. Nord u. Süd 191–192
Marcellus Empiricus 179
Märchen in Sanabria (Anzeigen) 343
Marguerite de Navarre 461
Marie de France 461–462
Marqués de Santillana 225
Martin, E. 260
Masaya (Vulkan in Nicaragua) 301, 306–309, 311, 313
Meersalzgewinnung in Westfrkr. 210
Meheut, M. (Maler) 188 Anm. 1
Mélusine 462
Merlinfortsetzung: *romantische* ~ 289, 292, 295
Messapisch 355
Metellus von Tegernsee 399, 402
Meyer, P. 260
Meyer-Lübke, W. 263, 283
Michaelskult im *Rolandslied* 406
Michelangelo 383
Milcendeau, Ch. 186
Milton 383
Minnefragen: Thema der cours d'amour und jeux partis 68
Minnelieder: bei Simon d'Authie 58–62; Natureingang 59, Volksweisheit im M. 59, Frauenideal 59–60, Liebesleid 60, Verstandesdichtung 61, Wendungen der Gerichtssprache 62, provenzal. Wörter 62
mise en relief: *Quelques aspects de la ~ d'une idée en ital. et en frç.* 147–166
Mittelamerika: *Esp. volcan, it.vulcano, fr. volcan, une conséquence de la découverte de l'Amérique centrale* 299–318
Mittellateinische Literaturgeschichte 275–277
Mittelmeerländischer Kultureinfluß i. d. Landschaften Westfrkrs. 208 ff., geschichtl. u. geographische Momente 208, Klima 209 ff., Meersalzgewinnung 210, Vegetationsformen 210, Weinbau 211, Polykultur 211, Haufendorf 212, Frucht- u. Gemüsekulturen 212, Ackerbau, Zweifelderwirtschaft 213, Pflugformen 214, gezähnte Sichel 214, Dreschen im Freien 215, Grundformen u. Bauart der Bauernhäuser 215 ff., Windmühlen 220, Meermühlen 221
Mönch von St. Gallen 394–395, 403
Montaigne 241 Anm. 1
Moralia Gregors d. Gr. 120
Morgue u. Morgant *(Merlin)* 297
morphème verbal *(je)* 161
mot: vie intrautérine, vie extrautérine 317–318, état de chenille, état de chrysalide, état de papillon 318
Mozarabisch 378
Mudéjar-Stil, literarischer 251
Mühlenarten in Westfrkr. 220
Müller, Max (Sprachwiss.) 262
„Multi sunt presbyteri“: *Materialien zu dem mittelalterl. Gedicht* ~ 124–130
Mussafia 263 Anm. 1

Namengebung im *Libro de buen amor* 236 Anm. 1
Nathan und Johannes Chrysostomus 118–123
-nd- im lat. u. anderen idg. Spr. 357–359
-nd- > *-nn-* (osk.-umbr.) 358
-ndo Suffix 357–358
négation: renforcement de la ~ 154

Neumann, Fritz 272 u. Anm. 2
Neuphilologie 267
niceté-Motiv 290, 293
Nicolaus Specialis 301, 304
niederländ. Geist i. d. Marais 185, 190, 196, in Namen von Kanälen, Deichen u. Ortschaften 185, in der Siedlungsweise 206 Anm. 3
niederländ. Sprachelemente i. d. wallon. Coutumes 9
no (ital.) zur Hervorhebung 158
Noël du Fail 4
Noirmoutier: Wirtsch. u. Lebensform d. Insel 197
Nomos oder Physis (zum Sprachproblem) 348
non- i. d. mfrz. Juristenspr. 11 Anm. 2
Nordgermania: polit. Beziehungen zur Südromania durch Vermählungen 116
Notker (Bischof) 400
-nt (lat. 3. Plur.) > *-n* (it.) 324
-nt (lat. 3. Plur.): Schwund 324 bis 325
Nußkultur in Westfrkr. 211

-o (< lat. *-ō*) > *-u* (campid. pg. rum.) 320 Anm. 2
-ō (lat.) > *-ụ* (balkanrom.) 326
ŏ, ō (lat.) > *ǫ* > *oa* (rum.) 326
ŏ > *uo* Verlagerung d. Bedingungen in Oberital. 327
ọ (lat.) > *ǫ* (kors.) 328
ǫ (lat.) > *ọ* (kors.) 328
ǫ (bares.) < *au* < *ọ* (lat.) 331
oa (rum.) < *ǫ* < *ŏ, ō* (lat.) 326
-ocha pg. 460
octante-Typ: Verbreitung 11
oda continua (sine iteratione) 74 bis 75, 78
Oddi Lítli Glúmsson 116
Ogier le Danois 392 ff., hist. Person 392, legendäre P. 394, Name O. 395, O. u. d. Provence 395, O. u. Italien 396 ff., O. u. Nordfrkr. 399 f., O. in Reims 400, O. in Wallonien 400–401, O. i. d. Pyrenäen 401, Herkunft d. O.-Legende 402, Verbreitung d. O.-Sage 403, lokale O.-Geschichten 403
Oguzname (Said Lokman) 347
-oine, -one, -onie 294
Olaf der Heilige, norw. König 115
Olavus Magnus 106
Oleron: Wirtschaft u. Lebensform 197
ordre des mots en ital. 147
Orkneyingasaga 116
Orosius 118, 302
-orro pg. 460
-ota bulg. rum. 348
Otger Català 401–402
Oudin 315
Ovid *(Ars amatoria)* 226, 249
Ozanam 382

Pamphilus, anonym. mittellat. Dialoggedicht 235
Panzer, Fr. 273 Anm. 3
paragogischer Vokal: *cantant* (lat.) > *cantan* (it.) > *cantano* (it.) 324
Paraphasie 349
Parasitkonsonanten im Wallis u. in Bünden 334
Paris, Gaston 260, 276, 279, 411 bis 412, 434
Parodi 284
Parodie im *Libro de buen amor* 247 ff.
Parzival (Wolfram v. Eschenbach) 289, 295
Pascoli 378
Passio Agilolfi 388 ff.
Pastourelle: sozialer Hintergrund 62, bei Simon d'Authie 63
Patrice: *Voyage au purgatoire de saint* ~ 300 u. Anm. 2
Paul, Hermann 262 Anm. 1
Paul, Jean 274 (= 273 Anm. 3)
Paul: *Visions de Tindal et de saint* ~ 300 u. Anm. 2
Peire Rogier 116
Perceforêt 108
Perceval (engl. Version) 290, 293, (Chrestien de Troyes) 293
Percevauz und Perlesvauz *(Escanor)* 296
Pérochon, E. 204 Anm. 2
Personalpronomen: s. *ci* „nous" (ait.) 255–256
Pesme Aventure-Episode 293
Petrarca 382
Pflugformen in Westfrkr. 214
Pflugtypen in Spanien (Anzeigen) 342–343
Philalethes 383
Philologischer Univ.-Unterricht: Aufgabe 266
Phonetik: *La controversia sobre las leyes foneticas* . . . (D. Gazdaru) (Anzeige) 339
Physiognomik: volkstüml. Anschauungen in Frkr. 289
Physis: Nomos oder ~ (zum Sprachproblem) 348

Pico de Colima (Vulkan) 306
Pietrobono, L. 379
Pilger- und Kreuzfahrten a. d. Nordlande nach d. Mittelmeer 115
Piramus et Tisbé 435–436
Pirandello, L. 148
Pizarro 306, 311
pl > *pr* im sard. 182 Anm. 1
Plaines (poitev. Ebene): Charakter u. Lebensformen 200 ff.; Durchgangsland, Römerstraßen, Pilgerstraßen 205 ff., Sprache (langue d'oc bzw. langue d'oïl) 205–206, Einfluß d. Nordens 206–207, d. Südens 207 ff., Übergangsgebiet 208
Plinius 302
Poeta Saxo 394–395
Poitou: Tradition u. Kulturwandlungen 184–224, Vielgestaltigkeit d. Landschaftsraumes 184 ff., Marais 189 ff., Plaine 200 ff.
Polykultur 202, 211 u. Anm. 5
Popocatepetl 301, 306–307, 311 bis 312, 316, 318 Anm. 1
Portugiesisch: *Portuguese word formation with suffixes* (J. H. D. Allen) (Bespr.) 458–461
position (Wortstellung): p. initiale de l'objet et des autres éléments de la phrase 159, p. finale du sujet 159, p. initiale de l'objet direct 160, p. initiale du sujet 161, p. finale du sujet pronominal 162
Possessivpronomia: einheitl. Form *tua, sua* für alle Genera in Austis (Sard.) 181 Anm. 8
Poteur, J. (Übersetzer) 313
Präfixe: mfr. ~ i. d. Coutumes 11 Anm. 2
présentatif 160
Prosa-Tristan 290, 296
Prothesilaus 294
Pseudoturpin 108, 401
puis (Dichter- u. Sängervereinigungen 64

Quaresma: Don Carnal und Doña ~ 226, 237–238
Quevedo 382

Radbod 389
Rafn Sveinbiörnsson (isl. Arzt) 116
Raginfred 389–390
Ragnvald (Mitdichter am *Háttalykill*) 116
Raimbaut d'Orange 116
Raimbaut de Vaqueiras 255–256, 371
Raimbert v. Paris 396, 400
rameau als Besitzsymbol 13 Anm. 1
Ramusio, G. 311, 317
Raoul de Cambrai 462
Raoul de Ferrieres 57
Raoul de Soissons 66
Raumbegriff 373
Raynouard 270
Ré: Wirtschaft u. Lebensform d. Insel 197
Rebelo, Gabriel 310
réduplication (redoublement) de l'adj. ou de l'adverbe (sorte de superlatif absolu) 149; réd. proprement dite en ital. 150; red. en frç. 150; red. du subst. en ital. et en frç. 151; réd. asyndétique 153; réd., un moyen de mise en évidence en ital. 153
Reform des Sprachunterrichts 264 ff.
Regionalfranzösisch 374–376
Regnauld, Robert 313, 317
Regula pastoralis (Gregor d. Gr.) 120
Reim 349
Religiosität des Arcipreste de Hita 243 ff.
Reliktwörter: *Zur Gesch. d. rom. ~ i. d. Alpenmundarten d. dt. Schweiz* (J. Jud) (Anzeige) 333 ff.
Renart le Contrefait 462
Renaut de Montauban 390
renforcement de la négation 154
répétition 149 ff.; avec une pause au milieu 150, syndétique 151, ordinaire 152, du verbe 152, avec un signe de ponctuation 152, d'un groupe de mots ou d'une phrase entière 153, renforcée 153, mécanique du verbe à la fin de la phrase 153
reprise du dernier élément de la phrase par l'interlocuteur 153
Richart de Fournival 51, 57
Richtungsbegriff – Richtungsausdruck (M. Staub) (Bespr.) 372 bis 377
Rinaldo Rinaldini 450
Ritterweihe Guerrehets 289
Roderichsage in Spanien 116
Rolandslied 260, 363–364, 387, 394, 402–406, 461
Roman de Thèbes 294, 387

roman romanesque 421
Romancero castellano 450 ff.
roman. Fremdwörter i. d. nord. Sprachen 115
romanische Philologie: *Gustav Gröber und die* ~ 257–288
Roques, M. 412
Rotrouenge 73
Rou 298
rovesciamento im Vokalismus, seine Begründung 328 f.
rozar: Origine et évol. sémantique de frôler élucidées par le verbe espagnol ~ 174–178
Rüegg, A. 380
Rumänisches Substrat in NO-Bulgarien 346
Rumänisch: *Survivance roumaine du lat. *appicare* (V. Buescu) (Bespr.) 368–371; Umlaut von lat. *-ŭ* 320 Anm. 1

-s + stimmh. Kons. > *ś* > *r* im Sard. 181 Anm. 4
š (tosk.) 329 f.
š (südapul.) < **χ* < *ĵ* (lat.) 331
Saemundar Sigfússonar 115
Said Lokman (Vf. d. *Oguzname*) 347
Sainéan, L. 283
Saint-Exupéry, A. de 374
Saint-Marc Girardin 270
Saint Michel del Peril (Kloster) 406
Sainte-Beuve 270
Salomo 118–119
Salzgewinnung a. d. atlant. Küste Frkr. 188
Santorin (Vulkan) 305
sapuit > *sout* (afr.) Metathese 177
Sardinien: *Zaubersprüche aus* ~ 179–183
Sardismus: *-ŭ* (lat.) > *-ụ* 321
Sari Saltik 347
Satz: Definition, Arten der Satzgliederung 349
Saussure, F. de 372
Sauval Cosset 57
Saxo Grammaticus 298
Schallanalyse 349
Schaukel: *Zu d. frz. Benennungen d.* ~ (K. Jaberg) (Anzeige) 333
Scheffer-Boichorst 262
Schelmenroman 225
Scherer, W. 262–263
Scherillo, M. 378
Schiller 450
Schlangenkußthema 294
Schlegel, Aug. Wilh. 270, 383
Schmidt, Erich 262
Schmoller 262
Schneegans, H. 275, 286
Schuchardt, H. 257, 258 Anm. 1, 263, 266–269
Schumann, R. 455
Schürr, Fr. 419
Seele: Sprache u. ~ 349
segmentation de la phrase 160, 164; deux types: thème (A) – énoncé (Z), énoncé (Z) – thème (A) 164, entre A et Z un rapport de complémentarité 164, automatisme bien plus grand en ital. qu'en frç. 165
Selbstaussagen, s. Ich-Darstellung
seldschukische Türken i. d. Dobrogea 347
Shakespeare 382
Shaw, J. E. 379
Shelley 383
sì (it.) eingeschoben zur Hervorhebung 158
Sichel in Westfrkr. 214
Siegfriedsage: Fortleben in Spanien 117
Sigebert de Gembloux 393-394, 405–406
Siger von Brabant 118
Sighvatr Þorðarson (nord. Sänger) 115, 117; *Vestrfararvísur* 115, *Bersoglisvísur* 115
Sigurd, Dänenkönig 115, 117
Simon d'Authie, ein pikard. Sänger 49–104; sein Leben 49–55, seine Lieder 55 ff., Handschriftentabelle 56, Sprache (pik. Dial.) 58, chansons d'amour 58 bis 62, Pastourelle 62–64, jeux partis 64–70; der Autor u. sein Werk 70–104, Verh. v. Inhalt u. Form 70 ff., Kanzone 73 ff., Liedtexte u. Melodien, Notenbeispiele 76–103, Stileigentümlichkeiten i. d. Melodie 78, kein Schablonentyp, origineller Trouvère 104
Simone dei Bardi 379
Sinngebung i. d. Sprache 349
Skalden 115–116
Skandinavisch-romanische Wortbeziehungen (Belegtes – Hypothetisches) 105–117
Skopti Ǫgmundarson 115
Skythen 347
Söderhjelm 411
Solis, Antonio de 310
Sonorisierung: nordital., kors.; umbr.-röm., kors.-sard. 330
Sorrento, Luigi 283–284

Soziales: sozialer Hintergrund i. d. Pastourelle 62–63, bei Simon d'Authie 63, 69
Spanisch: Aufnahme span. Wörter ins Wallonische u. Regionalfrz. 9
Spanke, H. 286
Sprache: *Das Wunder der ~. Probleme, Methoden u. Ergebnisse d. mod. Sprachwissenschaft* (Porzig) (Bespr.) 348–352
Sprachatlas: spätmfrz. ~ auf Grund der Coutumes 10
Sprachgemeinschaft 349
Sprachgrenze zw. langue d'oc u. langue d'oïl; Veränderungen 206
Sprachunterricht: Reform 264 ff.
Sprachvergleichung 350
Sprachwandel 350
Sprichwörter im *Libro de buen amor* 228
Springer, Anton 262
Sprüche in Spanien u. Portugal (Anzeigen) 343
Stegreifdichtung: ihre Melodien 67
Steinbau in Westfrkr. 218 ff.
Stengel, Edm. 272
Stilistik 284
Straßburg: Universitätsgründung, berühmte Professoren 262
Strecker, Karl 275
Streitthema im *Libro de buen amor* 226, 239, 253; Streitgedichte im span. u. lat. Mittelalter 227
style féminin 150
Substrat: rumän. ~ im NO Bulgariens 346
Substratwirkungen in Unteritalien: alte mediterrane, messapische, griech. 355–356
Suchier, H. 411
Suchier, W. 411
Südromania: polit. Beziehungen zur Nordgermania durch Vermählungen 116
Suffixe: mfrz. ~ i. d. Coutumes 11 Anm. 2; *Portuguese word formation with suffixes* (J. H. D. Allen) (Bespr.) 458–461
Sündenlehre im *Libro de buen amor* 240, 242, 244, 253; s. auch codicia 239–240
superlatif absolu 149

-t/-th in Eigennamen 296
Ta- in valencian. ON 377
Tajumulco (Vulkan) 306
Ṭauq al-ḥamāma (Ibn Ḥazm) 250 bis 254
Tenerifa 301
Tertre, J. B. du 314
Thévenot, Jean de 301, 314, 318 Anm. 1
Thibaut de Champagne 66
Thomas (anglonorm. Vf. d. *Tristanromans*) 298
Thomas von Aquino 118
Thomas de Bretagne 407
-tį- > *-ttį-* 332
Tindal: *Visions de ~ et de saint Paul* 300 u. Anm. 2
Titus Livius 302
Tobler, Ad. 260, 264–265, 269, 283
Todesdarstellung im *Libro de buen amor* 241
toskanische Aspiration 329 f.
Tradition und Kulturwandlungen in Westfrankreich 184–224
Traube, L. 275
-trice i. d. mfr. Coutumes 12 Anm. 2
Tristan: *Les fragments du Tristan de Thomas* (B. Wind) (Bespr.) 407–408; *Tristan* (Béroul) 387; *Tristan* (Eilhart von Oberg) 295, *Tristan* (engl. Version) 290
Trübner, Karl (Verleger) 261
Trübner, Nikolaus (Buchhändler) 261
Tüchtigkeitsprobe 293
Typologie 277 (= 276 Anm. 2)

ŭ-Umlaut (Sardinien, Südital., Rumän., Tessin, Piemont, Rätorom.) 320; im ital. Kerngebiet 322, 324
-ŭ (lat.) > *-ọ* 321–322
-ŭ (lat.) > *-ụ* (sard. rum. südital. pg.) 320–322
u (lat.) > *ü* (nordital.) 329
-uco lat. Suff. 369
Uguçon da Lodi 371
-ŭl(l)are 175–176
-ŭlus Dim. Suff. 176
Ulrich v. Lichtenstein 254 Anm. 1
Ulrich v. Zatzikhoven 295
-undus (lat. Suff.) < **-ond-o-s* 359
unorganisches *e* im Anglonorm. 297
Unteritalien, s. Gräzität 355–356
uo im Rumän. 325 Anm. 2
Uriasgeschichte 120
-ŭs (Nom. Sing.) > *-ụs* 322
-ŭs (Nom. Sing.), *-ōs* (Akk. Plur.) > *-ọs* 322
uz pg. 460
-úzio pg. 460

Valdemar Sejr (Dänenkönig) 116
Valencia: *Introducción a la historia lingüística de* ~ (M. Sanchis Guarner) (Bespr.) 377–378
Varenius, Bernh. 315, 317 u. Anm. 2, 318
Vendryes, J. 376
Venetisch: *Veneto-Illyrica I* (O. F. A. Menghin) (Anzeige) 339
Versprechen 349
Verwaltungssprache: frz. ~ u. Allgemeinsprache 20
Verzauberungsthema 294
Vestrfararvísur (Sighvatr) 115
Vesuv: verschied. Namen: monte Besubei, Vesubeo, Somma 304, 305, 309
Vetula-Komödie 226, 233–234
Vie de Saint Alexis 260
Viëtor, W. 260, 264
vilain mestier 296
vingt-Zählung i. d. mfrz. Coutumes 11
Virgil 277 (= 276 Anm. 2), 302
vis minima: philos. Gesetz (Avenarius, Gröber) 281
Vita Erminonis 389–390
Vita Hadriani 392, 393, 395
Vita Nuova: *La ~ di Dante* (T. Pignatelli) (Bespr.) 378–381; 435
Vita Servatii 390
Vita tripartita Sanctae Gertrudis 390
Vittorini, Elio 148
Vokalismus: vierstufiger „neapolitanischer" 319–320, 326; der korsische ~ 328 f.
Volksfranzösisch 374–376
Volkskundeforschung in Spanien u. Portugal (Anz.) 340–345
Volkslied u. Tanz in Spanien (Anzeige) 343
Volkstheater in Spanien (Anz.) 344
Voltaire 382
Vordatierungen mfrz. Wörter gegenüber FEW durch Coutumes 15
Voretzsch, K. 263
Vorrömisch: *Zur Frage der vorröm. Bestandteile der alpinolombard. u. rätoroman. Mundarten* (N. Jokl) (Anzeige) 335
Vossler, K. 282–284, 351, 379
Vouillé: Schlacht bei ~ 205
Vulcan-Kult in Ostia 302
Vulgärlatein: *Antología del Latín Vulgar* (Manuel C. Díaz y Díaz) (Bespr.) 354
Vulkane Mittel- u. Südamerikas 306
Wace 106, 289, 291–292, 298, 387
Waffenumkehrung, Zeichen der Trauer 289
Waitz, Georg 258 Anm. 1
Wauchier (Pseudo-) 293
Weinbau in Westfrankr. 211
Weinhold, K. (Germanist, Volkskundler) 261, 276
Weisgerber, J. L. 359–368
Werbungsthema im *Libro de buen amor* 226
Westfrankreich: *Tradition u. Kulturwandlungen in* ~ 184–224
Wetterregeln in Galizien (Anzeige) 344
Wiederholungsprinzip i. d. Musik d. Mittelalters 78
Wiederholung als Stilmittel 438, 446; zur Hervorhebung 149 ff.
wilde Frau (Spukmotiv) 236
Wilhelm von Jumièges 298
Wilhelm VII. von Poitou 206
Wilmotte, M. 387
Windelband 262
Windmühlen: steinerne; hölzerne Bockmühlen 220
Witte 383
Wohnungen in Spanien (Anzeigen) 342
Wolfram von Eschenbach 289 bis 290, 292, 295
Wortbeziehungen: *Skandinavisch-romanische ~ (Belegtes – Hypothetisches)* 105–117
Wortbildung: *Portuguese word formation with suffixes* (J. H. D. Allen) (Bespr.) 458–461
Wortstellung im Ital. 147
Wulfilas 362

x- für *s*- im Mozarab. 378

Yeu: kelt.-bret. Einschlag 197
Ypomedon 290–292, 294

Zárate, Augustín de 309
Zaubersprüche aus Sardinien 179 bis 183
Zeichen: motiviertes ~; arbiträres ~ 373
Zeitschrift für romanische Philologie: Gründung durch G. Gröber 261; 269
Zupitza 264
Zweifelderwirtschaft 213
Zweikasusflexion in Südital., Rätorom. (u. Oberital.), Portugal, Sardinien 323–324
Zynismus im *Libro de buen amor* 251

Wortregister

abadessa pg. 460
abadia pg. 460
abbatissa kirchenlat. 460
ablais mfr. 16–17
absorber une amende mfr. 16 Anm. 1
abstention mfr. 17
accattare asard. 181 Anm. 7
Adji wallon. PN 400
adjudicataire mfr. 17
adjudicatif mfr. 17
advenir mfr. 17
Aelroth afr. PN < Aethelred? 110
Aet(h)na ON 299–301, 304–305, 308–309, 313–314, 316
agenda mfr. 17
Agolant afr. PN 107 bis 108
Agravain, Agrevain afr. PN 296
agulhão pg. 460
ainda pg. 111
aïrement afr. 62
airguelai Montbél. 333
aisances mfr. 11
aisée: chambre ~ mfr. 10
aisement mfr. 11
akkattare Bitti 181 Anm. 7
alaternus lat. 181 Anm. 3
albergo it. 337
al-bourkan arab. 316
Albufera ON 378
aliénable mfr. 18
alienatif mfr. 16 Anm. 1
allodial mfr. 18
alluvion mfr. 18
Almanzor asp. PN 110
Almsteinn anord. PN 107
Alori PN 397
Alstagnus lat. PN 107
Altumajor lat. PN 110
alun de volcan, alun de bolca(n) apr. 303
ameise dt. 173
amélioration mfr. 18
améliorer mfr. 18
amigo nordit., umbr.-röm. 330
Angart afr. PN 107
amiho tosk. 329–330
Angrouellant afr. „Grönland" 108
ant engl. 173
apegar prov. kat.span. pg. 369–370
apere lat. 369
appicare it. (kalabr.) 369
*appicare lat. 368–371
apu meglenorum. 370
apuca rum. 368–371
apucari mazedorum. 369
*apuco vlat. 369
aqua lat. 332
araire-areau poit. angoûm. 214
Arastagnus lat. PN 107
aratoire alothr. 10
arbre pendret mfr. 10
arganci lothr. 333
argouiller Yères 333
arraδélu sard. 181
arrest d'eaues atour. 10
arrière-neveu mfr. 18
arrumiγare sard. < *rumicare 182 Anm. 4
arve schweizdt. 336
aspa prov. 169 Anm. 1
asp(o) obit. 169 Anm. 1
assassinateur mfr. 16 Anm. 1
assëurance afr. 62
associé mfr. 18
atropellar span. 113
auberge fr. 337–338
auca lat. 175
aucupo(r) lat. 369
Augier PN 395
augmenter une sentence mfr. 16 Anm. 1
Augurata ait. PN 255
Aumon afr. PN < Agmund, Ogmund anord. 107
äuner afr. 62
aushuddeln, sich ~ rhein. 172
aussi con afr. 425
avenir mfr. 18

Babadag ON 347
Baba Saltăk ON 347
badi (bene) it. 158
baile mfr. 8
Balant afr. PN 107, 109
bald germ. 111
Baldewin afr. PN 109
Baleygr anord. PN 109
Baligant afr. PN 108 bis 109
balik osman. kuman. 348
Balik PN 348
ballet poit. 191
ballon poit. 191
Baltan: alum de ~ akat. 303
banalité mfr. 19
bangarde mfr. 10
banwar mfr. 10
baranclo frl. 335
barga Veltlin 336
barge fr. (poit.) 186, 190
Barge, La; Barches, Les ON 190 Anm. 1
barreau mfr. 15
basse chambre mfr. 11
bast dt. mndl. 170–171
bâton fr. s. Sachreg.
bâton sautou westfr. 186
baudus spätlat. 111 Anm. 1
Bencivenne ait. PN 255
Bentivegne ait. PN 255–256
Bentivollia ait. PN 255
Benvegnate ait. PN 255
béquilles westfr. 186
berg ahd. 336
berque norm. 167
bestail(le) mfr. 460
Besubei: in monte ~ lat. (Neapel 976) 304
Bevon afr. PN 108
bhor- idg. 335
*bhr̥ĝ-tā illyr. 336
*bhŭgā vorröm. 336
*bhū-l- slav. 336
bichaço pg. 459
bigote angev. 191 Anm. 7
bique mfr. 19
bisaieul mfr. 19
blain fr. (Brière) 186
blavier alütt. 10

blé: chasser le ~ mfr. 15
bleis Bergell 336
blin poit. 186 Anm. 1
boca de fuego „Vulkan“ sp. 16. Jh. 308–309
bocca di foco it. 16.Jh. 311
bocken dt. 173
bǫda Münstertal 336
bofete pg. 460
(b)oγare (d)e pare (βare) su pèδe sard. 180 Anm. 3
Boheirah ägypt.-arab. ON 378
Bolcami: alum de ~ akat. (aperpign.) 303
bolca(n): alun de ~ apr. 303
Bolcan „Aetna“ afr. 299
bolcan sp. (1601) 309 bis 310, 312, 316
Bolcan: alum de ~ akat. 303
Bolca(no): alup de ~ apr. 303
Bolcano: alumen de ~ avenez. 303
bolta: alum de ~ akat. 303
bom-gelt Renaix (1552) 9
boquillon mfr. nfr. 7–8
borchan ait. 300
borralho pg. 460
bouche de feu „Vulkan“ mfr. 313
boucler mfr. 19
bouquanz, alun de ~ afr. (statt bouquauz) 303
bourre fr. (poit.) 186, bret. 192
bourrine fr. (poit.) bret. 186, 192–194, 216
bousat fr. (poit.) 186
bǫwa Bergün 336
*bracu 175
*brag- 175
*bragŭl(l)are vlat. 175
brai- voridg. 396, 400
brai fr. 175
brailler fr. 175
Bramimunde afr. PN 110
braña astur. 193 Anm. 4
braña Veltlin 336
brand afr. < brandr anord. 110
brandon fr. s. Sachreg.
brau fr. Mda. 175
brauler lim. 175
bréβu, plur. brèβos sard. 179–180
Bréhier PN 396
βrèmes sard. < vermes lat. 182 Anm. 6
breuiller fr. Mda. 177
breuler neufch. 175
breve it. 179
brief afr. 179
britta Veltlin 336
Broccan ON 318 Anm. 1
brôler Lay-St.-Rémy 175
brouiller fr. Mda. 175 bis 177
brouler limagn. 175
bruman afr. < bruδmaδr anord. 110
bucca lat. 351
budhnáḥ aind. 359
bula Veltlin 336
Bulcanum ON 302
bureau mfr. 19–20
býl tschech. 336

cabane poit. 192, 216
cabaniers poit. 185, 192
cabano Rhônedelta 193 Anm. 3
caḍḍu südapul. 331
calastra lat. ital. 335
calçada pg. 460
cale nfr. 335
caler nfr. 335
caline poit. 191
calzada sp. 460
camīsia, camĭsia spätlat. 331
campeão pg. 460
cangalho pg. 460
capire it. (capisci? lei capisce?) 157
capitale mfr. 20–21
capulho pg. 460
cara- voridg. 396
Carahés PN 396
Caraheu PN 396
caravu- vorröm. 336
carmagnole poit. 191, dauph. 191 Anm. 3
carmen ndl. rhein. 168
carnalage mfr. 8
carnaler mfr. 8
*carrucutium vlat. 333
cas: au (en) ~ que mfr. s. Sachreg.
cascalheira pg. 460
cascalho pg. 460
Castelfort ON 395, 397, 399
Castel-Fos-sur-Mer ON 395
catasta it. lat. 335
cautionnement mfr. 21
cavalaria pg. 460
cavale mfr. 21
cearm ags. 168
Cercle FlN 396
ceinture fr. s. Sachreg.
cercueil mfr. 21
certioration mfr. 16 Anm. 1
cervino it. 336
c'est que, c'est qui fr. 160
chacun, chaque fr. 356
chalandière fr. (Brière) 188
chalumeau fr. 370
chambre aisée mfr. 10
chambre: basse ~ mfr. 11
chambre coye mfr. 11
champ „Tenne“ westfr. 215
champ: sur le ~ mfr. 15
chandelle mfr. 13 Anm. 1
chapeleria pg. 460
chargoter lothr. 333
charrue fr. 214
chasse: droit de ~ mfr. 17
chasser le blé mfr. 15
che non it. 156
chef mfr. 14
chef d'hotels mfr. 14
chirographaire mfr. 16 Anm. 1
chocalho pg. 460
cierman ags. 168
clef fr. s. Sachreg.
clorre la main à son homme mfr. 16 Anm. 1
coagulum lat. 183 Anm. 3
cǫlo pg. 321

comitissa kirchenlat. 460
comprendre fr. (vous comprenez?) 157
comunal pg. 460
concourir mfr. 21
condessa pg. 460
conduction mfr. 14
confisquer mfr. 15
conformité: en ~ de mfr. 15
conisance afr. 407
considérable mfr. 21
constituer mfr. 17
contingent mfr. 21–22
contracter: debte ~ée par mfr. 15
contropare lat. 112, 114 u. Anm. 2
contropatio lat. 114
copis fr. (Brière) 186
cọrno, cọrnos pg. 321 Anm. 1
couler en défaut mfr. 16 Anm. 1
couline fr. (Brière) 186
cour „Tenne" westfrz. 215
cours mfr. 15
coûtumassé mfr. 16 Anm. 1
coutumier mfr. 7
coye: chambre ~ mfr. 11
Crau ON 396
creation mfr. 15
creda it. 158
crédit(e) mfr. 22–23
cringatro altumbr. 108 Anm. 2
*crottiare gall. 333
crouchier bern. 333
cueillette mfr. 10
Cueringhes, Cuerheers mfr. (Angle) 9
cunoaște rum. < cognoscit lat. 326
cunọsc rum. < cognōscō lat. 326
cunte afr. 407

Dara FlN 339
*dasia vorröm. 335
daža Veltlin 335
ḍḍaravətə S. Costantino (lukan.) 108 Anm. 2
decliner mfr. 16
decumum lat. 370
défaut mfr. 15, couler en ~ mfr. 16 Anm. 1
démembrer un fief mfr. 10
demeure: en ~ de mfr. 15
dénombrer mfr. 23
deo „dito" venez. 330
Deolamidiede ait. PN 255–256
depă, depe valach. 370
dépiécer un fief mfr. 10
déporter mfr. 23
dépouiller fr. 177
desaamer afr. 62
desembarasser mfr. 9
deshonnesteté mfr. 14
dessaisine mfr. 7
deutsch, s. Sachreg.
devest mfr. 7
diaconissa kirchenlat. pg. 460
dictum mfr. 23
dietsch ndl. andfrk. 362–364
diligences: faire ses ~ mfr. 16 Anm. 1
dipi nordmoldauisch 370
dire it. fr. (dica lei, ditelo voi, dites un peu, dites-moi) 157; (ti dico, le dico, vi dico, dico) 158
dispense mfr. 23
diutisk ahd. 361, 365
dọ bares. 331
Dobrotitsa PN 348
domani it. 370
domicilier mfr. 23
donner mfr. 8
Dorostol röm.-byz. ON 348
doutoraço pg. 459
dovere it. 370
dräffa aschwed. 113
*dralisa vorröm. 335
drápa anord. 112–114
drapa ae. 113
drapello it. 113
drappus gall. 113
Drăstăr bulg. ON 348
*drausa vorröm. 335
drepa anord. isl. 113
drepen ndt. 113
Dristar bulg. ON 348
droit de chasse mfr. 17
dropa ae. 113
dropen awestnord. 113
drosa oberhalbst. 335
dumega Veltlin 336
dumica rum. 370
*du̯ōmoi-kā vorröm. 336
după rum. 370
Durostorum röm. ON 348
duse norw. 335
dushk alban. 335
*du-s-i̯ā uralban. 335
dusk norw. 335
*džẹmbro vorröm. 336
dzẹ́ño Entremont 334
dzi Wallis 334

ebbía sard. 183 Anm. 7
Eboriacus ON 399–400
éclicher un fief mfr. 10
éclipser un fief mfr. 10, 16
écoulement mfr. 24
Edelsi PN 295
edere lat. 351
Efestiadi ON (äol. Inseln) 302
effet mfr. 24–25
effrôler fr. 175
egance afr. 62
eh?! it. 157
élaguer mfr. 25
embarazar sp. 9
embarras mfr. 9, 25
emmet engl. 173
emphytéote mfr. nfr. 8
emption mfr. 15
enardir afr. 62
endda ndän.-norw. 111
en(de) apg. 111
Engelisson afr. PN 107
ènna südsard. 180 Anm. 5
enn þá anord. 111
entire: s' ~ afr. 62
entralho pg. 460
ensuite mfr. 25
environ mfr. 25–26
épaulement mfr. 26
érebergue Montbél. 338
Escopart afr. PN 108
escumalha, -o pg. 459 bis 460
escuruel afr. 351
espantalho pg. 460
espereöur afr. 62
espingarda pg. 460
espringal(d)e, -arde afr. 460

esquiver, s' ~ mfr. 9, 26
essieu mfr. 8
estalon Boulenois (1495) 9
estance afr. 62
Estorgant afr. PN 108 bis 109
Estrongol mfr. „Stromboli" 313
estur afr. 396
étier fr. (Brière) 186
excusation mfr. 15
executable mfr. 26
expatrier mfr. 26
extra-judiciaire mfr. 26
èz afr. 112 (= 111 Anm. 2)

Farmoutiers ON 400
faux-monnayeur mfr. 26
favorable „partisan" mfr. 14
febril pg. 460
fəlúnia lukan. 108 Anm. 2
fẹrro pg. 321
ferte Bas-Maine 186
fictif mfr. 27
fier bündnerrom. 321, rum. 325 Anm. 2
fiere rum. 325 Anm. 2
firriari siz. 183 Anm. 4
*flabulare vlat. 174
flemmenc afr. 363
fliehen dt. 351
fǫ bares. 331
forestier mfr. 10
formão pg. 460
fosse (à latrines) mfr. 11
fourche (patibulaire) mfr. 10
fourner mfr. 17
frağare campid. 176
fragilis lat. 176
*fragulare vlat. 176
fraile afr. 176
frailler mfr. 176
Fraite ON 384
frauller mfr. 174
frayar astur. 176
frêle fr. 176
freuler fr. Mda. 175
freve venez. 332
*frĭculare vlat. 174
frole Nice 176
frôler fr. 174–178
fròlo Val d'Aoste 176
frosla uenged. 336
frouiller fr. Mda. 175 bis 177
frouler fr. Mda. 175
fuggire it. 352
fuir qn. fr. 352
fumeie aromun. dakorum. 370
fundus lat. 359
funtână aromun. 370
furriare sard. 183 Anm. 4
furtat aromun. 370

gâ anord. 105
gaber afr. 105
gâche fr. 168
*gahaspi(um) gallorom. 168
gaiche apik. 168
Galant afr. PN 110
galinhaço pg. 459
Gandebeuf afr. PN 108
Gandlir anord. PN 109
gandr anord. 109
gangr anord. 109 Anm. 1
gap afr. 105
garbare it. 334
garbo daupha. 334
garçon fr. 105
garde mfr. 10
Garet > Gaaret PN 297
garillant afr. 395
garm ndl. 167
garmr anord. 168
garmur neuisl. 168
*garwon got. 334
gas afr. 105
gaspe mndl. 168
gau-dagh Renaix (1552) 9
gaudens, gaudium lat. 105
Gaufrey PN 401
gauksen els. 105
gausser mfr. 105
gauta norw. Dial., isl. 105
gauwen hess. 105
gauzen nhd. Dial. 105
gaxen els. 105
gayüdi Veltlin 336
gazaille mfr. 7
gazon fr. s. Sachreg.
gáźu sard. 183 Anm. 3
γaźu sard. 183
gerce (a)norm. 167
germchen rhein. 167
germe mndl. 167, aflandr. „jeune brebis d'un an" 167
germelette aflandr. 167
germer aflandr. „agneler" 167
germette mfr. 167
*germia afränk. andfrk. 167
gerque norm. 167
gésir afr. 407
gesp ndl. fläm. nndl. 168
gespe mndl. 168
gheba Veltlin 336
gibet mfr. 10
ginna anord. 109
Gin(n)ar anord. PN 109
girm rhein. 167
giron: tendre le ~ mfr. 16 Anm. 1
gispe mndl. 168
glandage(r) mfr. 8
Glanum ON 387
Gondebeuf afr. PN 108
Gondebues, Gondelbuef afr. PN 107 bis 108
Gǫndlir anord. PN 109
Gondre, Gondrul afr. NP 107
gǫndull anord. 109
Gormond PN s. Sachreg.
gosi isl. 105
gosse schwed. (m)fr. 105
gouz afr. 105
graille fr. 175
grainer alothr. 10
*granica vlat. 317
graulho rouerg. 177
gréβu sard. 181
grèmes sard. 182
gries surselv. 320, 323
grole fr. Mda. 175
grolhi lyonn. 177
grǫss surselv. 320, 323
grǫsso, grǫssos pg. 320, 323
Gualter afr. PN 110
guardi it. 158
Gueheries PN 296
guenchir afr. 62
Guenes, Guenelon afr. PN 109

Gueret > Gueeret PN 297
Guinemer afr. PN 109
guiten holl. 105
gura rum. 320
gutt schwed. Mda. 105
Gwalchmai kymr. PN 296

habetis lat. 112 (= 111 Anm. 2)
hache fr. 168
hadde ndl. 170
haddr anord. 169, 171
haespel norw. 169 Anm. 1
hafele rhein. 171
haire afr. 62
Haklang anord. PN 108
hamstern dt. 173
hängematte dt. 351
happja fränk. 168
hard fränk. 169
harde mfr. nfr. 170
hardeau mfr. nfr. 170
hardel, härdel afr. fland. westfäl. 170
harden rhein. 170
hards ags. 170
hargen mhd. 333
hargoter lothr. 333
hargouler pik. 333
hargoussié lothr. 333
*haribaírgôn got. 337
harl engl. Mda., fland. westfäl. holst. 170
harl(e) ostfäl. 172
hart fr. 169
haspe mndl. mhd. 168, südndl. dt. 169 Anm. 1
häspe rhein. 168, 169 Anm. 1
haspel schwed. 169 Anm. 1
haspen dt. 169 Anm. 1
haspil afränk. 169 Anm. 1
Hasting PN, s. Sachreg.
hé span. Demonstr. 112 (= 111 Anm. 2)
heard Siegerland 170
héberger fr. 337
heede ndl. ndd. 170
heerd südndl. 170
heerde ndl. 169
hees, heester fränk.-westfäl. 168
hein?! fr. 157
heordan ags. 170
herde ndl. 169–170
hereditable mfr. 14
héréditaire mfr. 27
hérédital mfr. aang. 10
heret Siegerland 170
*heribergon fränk. 337
héritable mfr. 16 Anm. 1
héritier „Grundbesitzer“ alill. 10
Hermans afr. PN 110
herusêl asächs. 171
hespe mndl. mhd. 168
heurter fr. 173
hiert rhein. 170
hinc lat. > nke > kke sard. 183 Anm. 5
Hlödhver PN 292
hodaule mfr. 172
hodde fläm. 173
*hoddôn afränk. 172
hode mfr. 172
hoder mfr. 172
hodôle mfr. 172
Hoel(us) PN 291
homme de fief mfr. 10
homologation mfr. 27
hörder rhein. 170
hors mndl. fläm. 173
horse engl. 173
hôtel fr. 337
houblonnière mfr. 27
houve pg. < *haubit 178
hovo asp. 178
hrība(n) ahd. 111
hros ahd. 173
hrūtr anord. 173
Huber afr. PN 107
hudd- afränk. 172
huddel(n) rhein. 172
*hūrt anfränk. 173
hurt, to ~ engl. 173
hurter afr. 173
hurtig dt. 173
hutte, huttier ostpoit. 192, 194
Hywel kymr. PN 291

idem mfr. 27
Idoine, Idonie u. ä. PN 294
íllatro tosk. 181 Anm. 3
împăca dakorum. 369
impair mfr. 27
immémorial mfr. 27
imprescriptible mfr. 27
imprévu mfr. 28
incendie nfr. 7
incorporer mfr. 28
inde lat. 111
infanteria pg. 460
infierno „Vulkan“ sp. 16. Jh. 308
inofficieux mfr. 33
insieme it. 331
insolvabilité mfr. 28
insolvable mfr. 28
interprétatif mfr. 28
interroger mfr. 28
intestat: ab ~ mfr. 28 bis 29
intimider mfr. 29
Ironside PN 291, 298
Isaías PN 332
Isi bologn. PN 332
isprène sard. < splen lat. 182
Ivrea ON 397, 399-400

jarse norm. 167
jerche norm. 167
Jesaja(s) PN 332
*jésmenom gall. 334
Jo(h)elin < Loelin(us) PN 291
journalier mfr. 29
journau apoit. 9
judiciellement mfr. 15
jugement „juridiction, district“ mfr. 14
jugeur mfr. 14
jumeau fr. 370
jurat mfr. nfr. 8
justaucorps mfr. 29
justificatif mfr. 29

kāla- aind. 336
kalendae lat. 357–358
*kal(i̯)-u-tā vorröm. 336
karm asächs. 168
karot Veltlin 336
kaϑa kalabr. 356
káźu sard. 183 Anm. 3
kermen ndl. rhein. 168
*keru̯-n-io idg. 336
kke sard. < nke < hinc lat. 183 Anm. 5
kloot ndd. 186
klüwer ndd. 186
krapp, krepp, kripp alpenrom. 336

kréβu sard. 181 Anm. 2
krenkatrum altumbr. 108 Anm. 2
kuléžum Bergell 336
*kulik-ino vorlat. 336

là où afr. 424
Laon ON 399
latrine mfr. 10
Laudune PN 294
legat „legs“ mfr. 10
Lehelin, Lähelin PN 291
levatillu südit., lèvatelo tosk. 332
lever „récolter“ mfr. 14
lever les rentes mfr. 14
Lido(i)ne PN 294
lier: se ~ par mariage mfr. 16
līlium, lĭlium lat. 331
líllatro tosk. 181 Anm. 3
limaille fr. 459
Linete PN 295
Llywelyn kymr. PN 291
locataire mfr. 29
location mfr. 30
Loëlin(us) > Leolin > Leonin PN 291
loix mfr. 7
Loon, Mont-~ ON 399
lorsque mfr. 30
Losarie ON 396
Lot(hian) PN 292
louche fr. 168
louis mfr. 30
lua rum. 370
luin: de ~ en ~ afr. 407
lumière „Fenster“ mfr. 16 Anm. 1
Lunete PN 295
Lyones u. ä. PN 294

machure mfr. 30
main: clorre la ~ à son homme mfr. 16 Anm. 1
maison fr. 337
majorité mfr. 30
mal illyr. alban. 335
malga Veltlin 335
*mal-ikā vorröm. 336
*mal-isa vorröm. 335
malversation mfr. 30
malverser mfr. 30–31
manddrap ndän., mandrop mdän. 112
manducare lat. 351
manuel mfr. 31
marck-gelt Renaix (1552) 9
maraîchin fr. 185–186
Marium PN 291
maros Veltlin 335
may-keure Renaix (1552) 9
mayardzas sard. 179
Mayric kymr. PN 291
medôcho pg. 460
mē-kha-lā aind. 336
mentionner mfr. 31
mésallier mfr. 31
messelier mfr. 10
messier mfr. 10
mezzo it. „teigig“ < *mētius 353
mier ndl. 173
mĭliu, mīliu lat. 331
ministraço pg. 459
mitis lat. 352–353
mobiliaire mfr. 31–32
mobilier mfr. 32
mŏlliare lat. 177
Moltotamo ait. PN 255–256
Mongibel(lo) „Aetna“ 304, 308, 312, 314, 318 Anm. 1
Monglane ON 387
montagna „Vulkan“ it. 16. Jh. 310, 312
montagne „Vulkan“ mfr. 313–315
Montchevrel ON 401
monte „Vulkan“ it. sp. 308, 310, 312
monteira pg. 460
morve mfr. 32
mostrengo pg. 460
mouiller fr. 177
možna Veltlin 336
mucată aromun. 370
Mudafar arab. PN 110
Mudarra aspan. PN 110
múgi anord. 336
*mūkĭna vorröm. 336
mumă rum. 370
muratu aromun. 370
murru sard. < murinus lat. 182 Anm. 9
muţrib, arab. pers. 113 Anm. 1
myra, myre skand. 173
nantissement mfr. 7
ne . . . pas fr. 154
negalho pg. 460
neiger fr. 353
n'est-ce pas? fr. 156
Nevelun afr. PN 110
nevicare it. 353
niente affatto it. 155
Níflung anord. PN 110
nille charent. 186
nimirum lat. 331
ningle, ningue fr. (Vendée) 186
ninguit lat. 353
niole fr. (poit.) 186 u. Anm. 1
noapte rum. 326
Nodji wallon. PN 400
non: ~ . . . punto, ~ . . . mica, ~ . . . un corno, ~ . . . un cavolo, ~ affatto, ~ . . per nulla it. 155
nōnae lat. 358
Nontivollius ait. PN 256
Notivollio ait. PN 255
noviciat mfr. 32
nubile mfr. 32
nūndinae lat. 358

occupare lat. 369
odisse mfr. 172
Odji wallon. PN 400
Odjimont ON 402
odol mfr. 172
officieux mfr. 32
oγaδura 'e βare sard. 180
Oger afr. PN 110
Ogier PN 395
oie fr. 175
ọm rum. < homō lat. 326
omplit prov. 370
opt rum. < octō lat. 326
option mfr. 33
optumum lat. 370
Orbasta ait. PN 256
*Orcibasta ait. PN 255
orde fosse mfr. 11
oriundus lat. 357
orrumiγare sard. 182 Anm. 4
ors mndl.-fläm. 173
Ortibasta ait. PN 255
orvalho pg. 460
os lat. 351

Otinel afr. PN 110
oue fr. Mda. 175
ourivesaria pg. 460
ovraine afr. 408

paca mazedorum. 369
pacification mfr. 33
packen dt. 369
palea lat. 353
paludier westfr. 187
pandō lat. 359
paramus lat. 353
parçaria pg. 460
pare: mi ~ it. 157
parjure mfr. 33–34
partageable mfr. 34
pas du tout, pas tout à fait fr. 155
passif mfr. 34
patibulaire: fourche ~ mfr. 10
pavé mfr. 34
Pavia ON 397, 399
pavuit lat. > pout afr. 178
pęco it. < pĕcus lat. 321
pedregulho pg. 460
pegar prov. sp. pg. 369–370
pekuraru it. Mda. 371
pelain afr. 460
pelame pg. 460
pèlin lütt. 460
pendret: arbre ~ mfr. 10
pepineira pg. 460
percevoir mfr. 34–35
perche flandr. 186
perjance afr. 62
Perquezeuenisti ait. PN 255–256
petit-fils mfr. 35
pęts bündn. 321
pflaume dt. 353
Piacenza ON 397
piarde fr. (Brière) 186
piatră rumän. 325 Anm. 2
picard fr. 111
pícaro sp. 111
Pierre ou Paul „n'importe qui" fr. 464
piettu südit. 321
pigare logud. 369
pigouille fr. (Charentes) 186 Anm. 1
pikuraru it. Mda. 371
pilamen vlat. 460
pinaça pg. 459
pinasse fr. 459
pismire engl. 173
placuit lat. > plout afr. 178
plant mfr. 35
planta(re) lat. 353
plante(r) fr. 353
platte fr. (Brière) 186 Anm. 1
*plē-s alpenillyr. 336
pleša slov. 336
plogo asp. 178
plumpenstok ndd. 186
poc Interj. 369
poetaço pg. 459
poi fr. Mda. 175
poïer afr. 369
poína Veltlin 336
pojke schwed. 105
porfia pg. 370
portion contingente mfr. 21–22
pou fr. Mda. 175
*pra-n-iā vorröm. 336
pranzo tosk. umbr. 332
préciput mfr. 35
prédécéder, prédécès mfr. 36
préférable mfr. 36
pregalho pg. 460
prématuré mfr. 36
prete venez. 332
prétérition mfr. 36–37
prévôtal mfr. 37
privez mfr. 11
prougue pg. < *plaucit vlat. 178
proxénète mfr. 37
prunus lat. 353
*puc Interj. 369
*pucurar rum. 371
pukurara it. Mda. 371
puțin rum. 370

qualification mfr. 37
quant afr. 423
quelques-uns mfr. 16
querelle, -er, -eur mfr. 37
question: en ~ mfr. 16
quint mfr. 16
Quiricus PN < κυριακός 331
quote-part mfr. 37

ralongement mfr. 17
ram westgerm. nord. 173
Rambaldo, Rambotto frühit. PN 111
ramasser mfr. 37
rameau fr. s. Sachreg.
rastolho pg. 460
ratis gall. 336
réajournement mfr. 37–38
réalisation, réaliser mfr. 38
rebellis lat. 111
rebord mfr. 38
rebottu ait. 111
reboucher mfr. 38
récolte mfr. 10, 38–39
recusation mfr. 39
redoubler mfr. 39
reep mndl. 171
regnicole mfr. 39
regula lat. 177
reist rhein. 171
reliquat mfr. 39
relot mfr. 10
remarquable mfr. 39
remplacement mfr. 39
rempoissonner mfr. 39
remulcum lat. 353
rencaler afr. 335
rentes: lever les ~ mfr. 14
reprimender mfr. 39
retrait mfr. 11
revendication mfr. 40
reventons mfr. 10
rez-de-chaussée mfr. 40–41
rhus lat. 395
ribaldo asp. 110
ribaut afr. 110
ribello ait. 111
ricaço pg. 459
riŋgulu lukan. 108 Anm. 2
rione röm. 332
risque mfr. 41
riste afr. 171
roçar pg. 178
romaner asp. 370
ros afr. apr. 395
roturier mfr. 7, 42–43
rouche poit. 194 Anm. 2
Roussillon ON 384
roussin mfr. 43
rozar sp. 174–178
rubello ait. 111
rue à battre „Tenne" westfrz. 215
*ruptiare vlat. 178

Saint-Ajose ON 397
Saint-André d'Exalada ON 401
Saint-Faron ON 400
Saint-Tier(r)y ON 400
Sainte-Marie-de-la-Mer ON 395
saisine mfr. 7
salmonete pg. 460
samblant afr. 463
sapataria pg. 460
sapere it. (sai? sapete? sa?) 157
sapuit lat. > saup apr. 178
sarapandratest mhd. 295
sárati aind. 336
Satza ON 347
saunier saintong. 187 Anm. 5
sauvagine afr. 464
sauvecine afr. 463
schahtelakunt mhd. 295
scuriolus spätlat. 351
*sędra urslav. 336
*sēndrā urslav. 336
senhoraça pg. 459
senjacayres saintong. 205
senjaqués saintong. 205
Serchio FlN 396
seryöla Veltlin 336
Seslabtsi ON 347
Sésthlabos ON 347
si chè it. 156
sì o no it. 157
si que afr. 425
signature mfr. 43
Silistra türk. ON 348
sima sp. (16. Jh.) „Vulkan" 308
sîmo asächs. 171
sindicat mfr. 45
sinjór anord. 115
sintern nhd. 336
šiñun Veltlin 336
skiurus griech. > *skuirus 331
snara anord. 171
soacră rum. 320 Anm. 1
soalho pg. 460
sọcru rum. 320 Anm. 1
solarengo pg. 460
solvable mfr. 43
somigliare it. 370
Somma: Monte ~ ON 304
sónder Münstertal 336
sopo asp. 178
Sopravieni ait. PN 256
šorǵe apul. 332
soubẹ pg. < *saupit vlat. 178
soumission mfr. 43
souscrire mfr. 43–44
sous-locataire mfr. 44
sous-locatif mfr. 44
sous-louage mfr. 44
sous-louer mfr. 44
soussigner mfr. 44
soyetez mfr. 7
spŏliare lat. 177
squirrel engl. 351
stipulation mfr. 44
știu rum. < sciō lat. 326
Stromboli ON 299, 301–302, 305, 316
Strongylae ON 302
struminari megleno-rum. 370
suivant mfr. 44
*sundr- vorröm. 336
supplétif mfr. 44
surencherir mfr. 45
survie mfr. 45

tacuit lat. > tout afr. 178
tamīsium, tamĭsium gall. 331
tandis que afr. 424
tant que afr. 425
Tara FlN 339
ṭarab pers. 113 Anm. 1
taverne fr. 337
téble poit. 222
Tedricus lat. PN 110
tegula lat. 177
tẹmpus (Nom. Sg.), tẹmpos (Akk. Pl.) sard. 321
tẹms bündn. 321
tenancier mfr. 45
tendre le giron mfr. 16 Anm. 1
terraço pg. 459
terrádego pg. 459
terraza sp. 459
Tervagant afr. PN 108 bis 109
Terwingen anord. PN 109
testamentaire mfr. 45
testateur mfr. 45–46
teuille mfr. 177
teule périg. 222
teutonicus lat. 365
þéodisc ags. 362
t(h)eodiscus, t(h)eu-mlat. 362–365
Theodoricus lat. PN 110
þeud fränk. 365
*þeudisk, *þeodisk westfränk. 362–366
*þeudiska- germ. 362
*þeudo germ. 362
Thermessa ON 302
thieuble La Rochelle (1584) 222
þioðrekr anord. PN 110
þiudisko got. 362
thiudisks germ. 363
Thorlacus lat. PN 110
þorlákr, þorlaug anord. PN 110
tieble gask. 222
Tiedeis afr. 363
tieis afr. 362–364
tiempu südit. 321
ties apr. 363
tihõ lütt. 363
tĭliu, tīliu lat. 331
tinaja sp. 459
tinalha pg. 459
Tiruingar lat. PN 109
tiutisk ahd. 361
tixhon awallon. 363
toiser mfr. 46
toiture mfr. 46
Torleu(s) afr. PN 110
traduire mfr. 46
traeffe dän. 113
tragŭla lat. 175, 177 Anm. 4
*tragŭlare vlat. 175
Trah(a)e(a)rn kymr. PN 291
trailler fr. 175
transmissible mfr. 46
trappe(n) ndt. 113
trapo sp. pg. 113
trauler fr. Mda. 175
travail(ler) mfr. 46–47
treffan ahd. 113
treuille fr. Mda. 177 Anm. 4
treuiller fr. Mda. 177
treuler fr. Mda. 175
triennal mfr. 47
trobador apr. 112, 114

trobar apr. 112–113
troffen ahd. 113
trogalho pg. 460
*tropa anord. 112, 114
tropare lat. 112, 114
tropel prov. 113
tropezar sp. 113
tropfen dt. 113
tropus lat. 112, 114
trou mfr. 11
trouille fr. 177 Anm. 4
trouiller fr. Mda. 175 bis 177
tro(u)ler fr. Mda. 175
troupeau fr. 113
trouver fr. 113
trovare it. 113
trwoy ueng. 336
tšeru̯-n-io vorrom. 336
tuble poit. land. 222
tuméfaction mfr. 47
*tŭrbŭlare vlat. 177 Anm. 4
tyois afr. 363
Tyrfing EN 109

*u̯endh- idg. 336
ugalho pg. 460
umburic rum. 371
umfla rum. 370
umflari logud. 370
umpire logud. 370
umplea rum. 370
umplir kat. 370
unćari siz. 370
unda lat. 359
Urgant afr. PN 109 Anm. 1
usine mfr. 8

vacance mfr. 47
vacation mfr. 48
vagello it. 332
vaincque mfr. 16 Anm. 1
vaisel prov. 332
Vaubeton ON 384
Vautre PN 464
vedere it. (vede, vedi, vedete, veda, ve') 158
Velant germ. PN 110
vęndül Veltlin 336
vennerie mfr. 7
vergalho pg. 460
vero it. (non è ~, nev-vero, è ~, ~?) 156
verpen Renaix (1552) 9
versoir fr. 214
vest mfr. 7
Vesubeo: sub monte ~ lat. 304
veu: au ~ et sceu mfr. 48
vibora pg. 370
vidimer mfr. 48
vilão pg. 460
*vindisia gall. 331
vinhaça pg. 459
virgill anord. 171
voće südit. 330
volca apr. „enfer“ 300 u. Anm. 2
volcan fr. sp. 299–310, 313–318; alun de ~ apr. 303
volchan avenez. „enfer“ 301
volonté: de franche et libérale ~ mfr. 14
Vǫlund germ. PN 110
voše tosk. 330
Vouchans afr. ON 299
voyez-vous? fr. 158
Vulcain fr. ON 313
Vulcaines (isles ~) afr. 300
Vulcanello: Monte ~ 302, 305, 308
Vulcani insulae lat. 302, 316
Vulcania ON 302
vulcanius lat. 17. Jh. 315
Vulcano PN, ON 299, 302, 305, 308, 311, 316
vulcano it. 299, 301, 304, 310–312, 317 u. Anm. 2
Vulcanus PN 299, 316, 318
vulcanus lat. 17. Jh. 315, 317 u. Anm. 2
vulcão pg. 310
vurriáu sard. 183

walhisk germ. 366
wareskaiz Mons, mfr. 9
-wärts dt. 373
werp Namur mfr. 9
wurigil asächs. 171

Ydo(i)ne PN 294
yole fr. 186 Anm. 1
Yvoire ON 397
Yvorié ON 399, 400

zę Wallis 334
žémbəti lit. 336
zemb-jo- urslav. 336
žembro Bormio 336
zerbá Wallis 334
zerríkka sard. 182
zimbru rum. 336
zirriga südsard. 182 Anm. 5
zöpp rhein. 171

γαύρηȝ ion. 105
γαῦρος griech. 105
Ἱερά ON 302
κυριακός > Quiricus 331
μύκων griech. 336
πίτνημι griech. 359
πίτυς griech. 336
ῥαχός griech. 336
ῥιγεδανός griech. 359
Στρογγύλη ON 302
τρόποι griech. 114
-ύδνη griech. 359
χαλάστρα griech. 335

A. Thierbach